



3 1761 07882486 9



Weltgeschichte.

Von

Leopold von Ranke.

Erste und zweite Auflage.

Dritter Theil.

Das altrömische Kaiserthum.

Mit kritischen Erörterungen zur alten Geschichte.

Erste Abtheilung.



Leipzig,

Verlag von Duncker & Humblot.

1883.

H
T 1984we

587766
5.7.54

Das Uebersetzungsrecht ist vorbehalten.



Das
altrömische Kaiserthum.



Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Eingang	1
Erstes Capitel.	
Invasion der Römer in Germanien	7
Zweites Capitel.	
Kaiser Tiberius	41
Drittes Capitel.	
Die Claudier-Cäsa ren Cajus, Claudius, Nero	84
Viertes Capitel.	
Literarische Strömungen der Zeit	127
Fünftes Capitel.	
Ursprung des Christenthums	150
Sechstes Capitel.	
Momente der fortschreitenden Wel teroberung	194
Siebentes Capitel.	
Umwälzungen des Principats in den Jahren 68 und 69 u. Ae. (821 und 822 d. St.)	212
Achtes Capitel.	
Das Kaiserthum der Flavier und ihr Sturz	242
Neuntes Capitel.	
Das Imperium des Marcus Ulpius Trajanus	261

	Seite
Zehntes Capitel.	
Zeiten des äußeren Friedens und inneren Gedeihens . . .	282
Ausbildung des römischen Rechts S. 305 — Anfänge der christlichen Kirche S. 315.	
Elftes Capitel.	
Uebergang des Imperiums von dem Hause Marc Aurels auf das Haus des Septimius Severus	335
Erneuerung der Kriege S. 337. — Commodus S. 346.	
Zwölftes Capitel.	
Erste Einwirkung des Orients auf Rom und ihre Zurück- weisung	371
Dreizehntes Capitel.	
Imperatorischer Bürgerkrieg in der Mitte des dritten Jahr- hunderts	397
Vierzehntes Capitel.	
Restauration und Reform unter Aurelian, Probus, Diocletian	441
Fünfzehntes Capitel.	
Constantin der Große	498
Constantin und das Christenthum S. 525.	

Das menschliche Geschlecht hatte, insoweit es an der geschichtlichen Entwicklung theilnahm, gleichsam einen Mittelpunkt gefunden. Die Gemeinwesen der älteren Welt, die sich politischer und religiöser Unabhängigkeit erfreuten und darüber mit einander zerfielen, waren alle unter die Herrschaft des mächtigsten von ihnen, der römischen Republik, gerathen. In dieser selbst war dann eine einheitliche Macht zur höchsten Autorität gelangt: das Principat war gebildet worden. Das Eigenthümliche der neuen Gewalt lag darin, daß sie Rom beherrschte; an Rom aber knüpfte sich die Herrschaft über die Welt. Das Principat konnte sich nicht von den republikanischen Formen losreißen; Senat und Volk blieben immer mit gewissen Rechten bekleidet; in ihrem Namen wurde die Autorität in den Provinzen ausgeübt. Als eine reine oder auch ursprünglich zu diesem Zweck errichtete Civilgewalt jedoch war das Principat nicht emporgekommen; es beruhte auf den Waffen; der Princeps war zugleich der Imperator aller Legionen, sodaß die Provinzen von noch nicht völlig gesichertem Besitz seiner unmittelbaren Verwaltung anvertraut waren, während auch die übrigen zu den für die Erhaltung der Militärmacht erforderlichen Aufwendungen herbeigezogen wurden. Auf dem Uebergewicht der Militärmacht beruhte aber wieder der Gehorsam, welchen

das Principat in Rom fand. In die Unterordnung unter den Princeps mußte die Hauptstadt sich fügen, weil sonst ihre Stellung gefährdet worden wäre; hätte Rom, wie ein Autor des Jahrhunderts sagt, den Gehorsam verweigert, so würde es seiner Weltherrschaft verlustig gegangen sein. So war diese Gewalt entstanden; sie war nicht ein Resultat des Nachdenkens, sondern der Begebenheiten. Das Principat in der Stadt, das Imperium über die benachbarte Welt fallen in der Idee zusammen. Die Provinzen waren einer Uebermacht erlegen, die, auf eine centrale geographische Position begründet und durch eine lange Reihe ununterbrochener Siege befestigt, ihnen keine Hoffnung übrig ließ, sich derselben jemals entschlagen zu können. Die einzige Möglichkeit dazu hätte in einer inneren Entzweiung der römischen Gewalten in sich selbst gelegen. Aber die letzten Ereignisse hatten gezeigt, daß ein daraus entsprungener Krieg, weit entfernt, die Unabhängigkeit der einzelnen Landschaften zu befördern, vielmehr dazu diente, sie in noch strengerer Unterwürfigkeit gefesselt zu halten. Das Bestehen einer einheitlichen Autorität zugleich über Rom und über die demselben unterworfenen Völker war eine Nothwendigkeit geworden. Man sah darin ein Geschick, welches über die Menschen erhaben ist; mit der Verehrung der Roma, welche die Hauptstadt symbolisirte, vereinigte sich die Verehrung des Augustus, der in dieser selbst die oberste Autorität in den Händen hatte. Beiden zugleich wurden in den Provinzen Tempel und Altäre errichtet.

Denn noch lebte Alles in diesen Vorstellungen über das Verhältniß von Gottheit und Menschen.

Die einheitliche Gewalt, die nun zu Stande kam, war,

wie bemerkt, weder eine Abart des orientalischen Despotismus, noch auch eine naturwüchsigte Monarchie. Sie war das eigenste Produkt der Zustände, die auf den Eroberungen beruhten, und durch Kriegsentscheidungen hervorgerufen. Das Kaiserthum trug seinen Namen von Julius Cäsar, der die Grundlage geschaffen, aber in dem Augenblicke, als er weitergreifen wollte oder doch zu wollen schien, den Untergang über sich hereingezogen hatte. Eine vollkommen definierte Staatsgewalt war es noch nicht geworden; aus der Art und Weise, wie es entstand, ging doch auch wieder eine thatsächliche Beschränkung hervor. Denn wenn die Formen der Republik gewahrt wurden, so hatte das die Folge, daß auch der republikanische Geist sich erhielt und fortwährend regte. Und nicht zu absoluter Unterwürfigkeit waren die bezwungenen Völker gebracht worden. Sie hatten die Souveränität verloren, die sie einst besaßen, aber andere Bestandtheile ihres nationalen Lebens bewahrt; eine gewisse innere Autonomie war den griechischen Städten, die den Orient bedeckten, immer geblieben. Die Anbetung der einheimischen Götter wurde nicht etwa von der römischen Religion verdrängt; die Römer selbst widmeten ihnen an Ort und Stelle ihre Verehrung. Diesen alten Unabhängigkeiten gegenüber bildete das Kaiserthum keine eigentliche Monarchie; es war eine Art von Hegemonie ¹⁾, deren Machtbefugniß hinreichte, um jedes Widerstreben zu unterdrücken, und welche die Idee der Gesammtheit repräsentirte.

Eine solche Autorität aber war nicht allein für die damaligen Zustände unentbehrlich; ich fürchte nicht die Grenze

1) So nennt Josephus, Antt. Jud. XIX, 4, 3 das Principat.

der Historie zu überschreiten, wenn ich ausspreche: sie war die Bedingung für die Fortentwicklung der Welt. Das Kaiserthum hatte eine universalhistorische Aufgabe von weitestem Umfang. Diese bestand in der Vereinigung der ursprünglich von einander sehr verschiedenen Nationalitäten, wie sie sich um das Mittelmeer her entwickelt hatten, zu einer homogenen Gesamtheit. Ein langes, stetiges Ineinandergreifen der friedlichen Interessen dieser Völkerschaften gehörte dazu, wenn die schon begonnene Verschmelzung derselben vollendet und der gräco-römische Geist, der die Oberhand bereits gewonnen hatte, im Occident zu voller Herrschaft gelangen sollte. Das aber bedingte wieder die Bildung einer consistenten Culturwelt, deren Bestehen für das menschliche Geschlecht von unendlicher Bedeutung gewesen ist. Sie mußte stark genug sein, um den entgegengesetzten Weltkräften Widerstand zu leisten und zugleich im Inneren noch weiteren Entwicklungen Raum zu geben. Wie die Republik und das Kaiserthum selbst durch die Waffen gegründet worden, so mußten sie durch die Waffen behauptet werden. Auf den ersten Blick leuchtet ein, daß hieraus für das innere Gedeihen die größten Schwierigkeiten erwachsen.

Eine unaufhörliche Wechselwirkung zwischen den äußeren Kriegen und der Autorität der Imperatoren in den inneren Angelegenheiten lag in der Natur der Sache. Wo aber ließen sich die Männer finden, die im Besitz der Gewalt, des unbedingten Gehorsams im Kriegslager gewohnt, doch die Mäßigung zu beobachten gewußt hätten, welche das Wesen der menschlichen Gesellschaft erfordert, oder solche, welche, geeignet für die Geschäfte des Friedens, auch die Waffen zu führen im Stande gewesen wären? Erschütterungen und

durchgreifende Krisen konnten nicht ausbleiben. Nicht allein aber auf die Vertheidigung der unterworfenen Gebiete wollte man sich beschränken; die Imperatoren meinten, von Eroberung zu Eroberung fortschreitend, den ganzen Erdkreis, wie sie ihn sich dachten, zu umfassen und alle Völker dem römischen Scepter zu unterwerfen. So falsch ihre Vorstellung von dem Erdkreis auch immer war, so übte doch ihr Vorhaben einen unermesslichen Einfluß auf die allgemeinen Angelegenheiten aus. Indem sich ein neuer weiterer Horizont eröffnete, so erhoben sich zugleich Gegensätze von allgemeiner, noch über das, was man sah und erlebte, weit hinausreichender Bedeutung. Unmöglich konnte es das Ziel der universalhistorischen Bewegung sein, daß alle Völker in den Heiligthümern der Stadt Roma und des Augustus anbeten sollten, woraus eine geistige und religiöse Knechtschaft hätte entstehen müssen. Die Religion des menschlichen Geschlechtes konnte nicht an eine Autorität geknüpft werden, die in Mitte von Ereignissen entsprungen war, welche die Unterwerfung der anderen Nationalitäten herbeigeführt hatten. Die Menschheit mußte vielmehr aufathmen von diesem Zwang. Da geschah es nun, daß die Römer bei einer von dem Mittelpunkt ihrer Herrschaft nicht weit entfernten Nation einen Widerstand fanden, der ihnen Grenzen anwies, vielleicht zum Nutzen der unter Rom vereinigten Provinzen, die um so mehr in den Fall kamen, durch ihr inneres Zusammenwirken sich zur centralen Culturwelt für immer auszubilden, gewiß aber zur Rettung der noch unbezwungenen Völkerelemente, zunächst des europäischen Nordens. In und mit dem Widerstand zeitigte die Nation, die ihn leistete, eine innere Kraft, durch welche ihr noch ein ganz anderes Schicksal

vorherbestimmt wurde, als das, eine römische Provinz zu sein. Und zugleich entsprang in dem Inneren des Reiches eine Religion, welche das Menschengeschlecht als ein zusammengehöriges Ganzes begriff und demselben eine unmittelbare Beziehung zu der Gottheit und den göttlichen Dingen vindicirte, — die nicht mehr in den Kreis lokaler Anschauung gebannt war.

Der Fortgang der Weltheroberung und der Widerstand, auf den sie stieß, die Entwicklung der Alleinherrschaft inmitten der inneren Schwierigkeiten und mannigfach widerstrebenden Elemente, endlich der Gegensatz der partikularen Religionen, welche das Reich beherrschten, und der Idee der allgemeinen Religion, die innerhalb desselben emporkam, bilden den Inhalt, ich sage nicht: der folgenden Erzählung, die doch nur unvollkommen sein kann, sondern des in der welthistorischen Bewegung sich kundgebenden und vollziehenden Lebens. Denn darin könnte man den idealen Kern der Geschichte des menschlichen Geschlechtes überhaupt sehen, daß in den Kämpfen, die sich in den gegenseitigen Interessen der Staaten und Völker vollziehen, doch immer höhere Potenzen emporkommen, die das Allgemeine demgemäß umgestalten und ihm wieder einen anderen Charakter verleihen. Hier haben wir das nicht näher zu erörtern, sondern nur von den Völkerkämpfen und den Lebenselementen, die dabei zur Erscheinung kommen, zu handeln. Zuerst von dem Fortschritt der Weltheroberung und dem Widerstand der Germanen, wie er denn auch allem Anderen der Zeit nach voranging, mag hier die Rede sein.

Erstes Capitel.

Invasion der Römer in Germanien.

Glorreich und prächtig ist die Schilderung, die Augustus in dem Monumentum Ancyranum¹⁾ von dem Erfolge seiner Kriegsthaten entwirft. Cäsar hatte den Römern das atlantische Meer eröffnet; Augustus rühmt, daß er die Küsten des atlantischen Meeres in ihrer ganzen Ausdehnung beherrscht und in Ruhe erhalten habe, — von Gades bis an die Elbe. Der erste Blick zeigt, welch ein Fortschritt des nach der Weltherrschaft trachtenden Ehrgeizes der Römer darin liegt, daß sie die westliche See beherrschten. Aus Britannien waren Einladungen an Augustus ergangen, die von Cäsar daselbst begonnenen Unternehmungen wieder zu erneuern. Der Niederlage des Crassus zum Troß hatte er auch den entfernten Orient nicht aus den Augen verloren. Von Indien, rühmt er, seien Gesandte nach Rom gekommen; von den Parthern ihm die Spolien des Crassus ausgeliefert worden; von Aegypten seine Macht nach Aethiopien und Arabien vorgedrungen²⁾.

In der Mitte zwischen diesen entfernten Marken vollzog sich die Bewegung des römischen Reiches über das westliche Europa.

1) Corpus inscript. lat. III, 2, p. 773 ss.

2) Tab. V und VI.

Augustus gedenkt der Ueberwältigung der Alpenvölker; — und was könnte historisch wichtiger sein, als daß er die schneebedeckte Scheidewand vollends durchbrach, welche den Continent von der apenninischen Halbinsel schied? Was Hannibal und einige germanisch-celtische Völker von der entgegengesetzten Seite her versucht hatten, um Rom zu stürzen, das vollführten die Römer von ihrer Seite, um die Welt zu unterwerfen. Noch behaupteten die Salasser, die Nachbarn der Tauriner, eine unabhängige Stellung. Um den Durchgang durch ihre Alpenpässe, für den sie sich wohl einmal einen Tribut haben zahlen lassen, zu sichern und ihren Gewaltthätigkeiten überhaupt ein Ziel zu setzen, war die Colonie Eporodia angelegt worden ¹⁾. Diese aber wurde von ihnen überfallen und vernichtet. Hierauf hat sie Terentius Varro von verschiedenen Seiten her angegriffen und vollkommen überwältigt; ihre kriegstüchtige Mannschaft wurde in die Sklaverei verkauft; Augustus schickte dreitausend Römer in ihr Gebiet, die dann Augusta Prætoria daselbst anlegten ²⁾. Die Südhänge der rätischen Alpen vereinigte Augustus mit Italien. Nur das Innere des Gebirgslandes blieb noch unzugänglich. Im Jahre 15 vor unserer Aera (739 d. St.) drangen die beiden Stiefföhne des Augustus in das Gebirge ein, der eine von Italien längs der Etsch in die Tridentiner Alpen; es ist der jüngere, Drusus ³⁾; er ging über den Brenner

1) 654 d. St., 100 v. u. Ae. (Vellejus I, 15, 5).

2) Im Jahre 25 vor unserer Aera. — Ich halte mich an die einzig verständliche Erzählung bei Strabo IV c. 6, 7 p. 205—206. Cas., der mit den Worten schließt (c. 7 fin.): *νῦν εἰρήνην ἄγει πᾶσα ἡ πλησιόχωρος μέχρι τῶν ἄκρων ὑπερβολῶν τοῦ ὄρους.*

3) Nero Claudius Drusus.

und rückte in das untere Innthal vor. Die Straße, die er eröffnete, ist dieselbe, die seitdem immer im Gebrauch geblieben ist. Indessen gelangte der andere, Tiberius Nero, von Gallien her an den Bodensee, besiegte die Bindelicier, die sich ihm an der Insel Reichenau entgegenstellten, und drang ebenfalls in die Alpen ein. So viel Thäler, so viel unabhängige Stämme — die vereinten Römer suchten sie jetzt hier auf und bezwangen sie, nicht ohne auf die tapferste Gegenwehr zu stoßen. Um nicht immer aufs Neue mit ihnen kämpfen zu müssen, wurden Viele von ihnen nach anderen Wohnsitzen weggeführt. Bald sehen wir an der Nordseite der Alpen Augusta Bindelicorum gegründet.

In den norischen Alpen sind wir den Römern schon in dem Kampfe mit den Cimbern begegnet. Seitdem waren diese Gebirge hauptsächlich durch Augustus und Agrippa den illyrisch-celtischen Stämmen entrisßen worden. In dem oberen Pannonien eroberte Augustus Segestica, die Hauptstadt der Skordisker, welches dann der Mittelpunkt aller weiteren militärischen Unternehmungen gegen Pannonien wurde. Die ursprünglich celtischen Bevölkerungen nahmen römische Sprache und Sitte nicht viel weniger leicht an, als die gallischen ¹⁾.

Wollte man das Verdienst des cäsarischen Hauses um das römische Reich im Allgemeinen bezeichnen, so würde es darin zu setzen sein, daß es die celtischen Bewegungen, die bisher die Grenzlande der Cultur durch unaufhörliche Angriffe in Athem gehalten hatten, allenthalben überwältigte. Alles greift ineinander: die Eroberung Galliens durch Cäsar, die Organisation dieser großen Gebiete durch Augustus, die

1) Vellejus II, c. 110.

Bezwingung der celtischen Völkerstämme, denen einst Alexander der Große begegnet war, die Besitznahme der Alpenpässe. Ueberall wurden die Celten romanisirt.

Da stießen nun aber die Römer nochmals mit den Germanen zusammen, deren Sonderung von den Celten in diesen Zeiten zwar nicht geschehen, aber zuerst historisch erkennbar ist.

In der Epoche der Oberherrschaft der Celten über Mitteleuropa haben sich auch Germanen nicht selten ihren Kriegszügen angeschlossen. Das hörte aber auf, seitdem die Römer den celtischen Völkern siegreich entgegentraten. Eine Zeitlang war es zweifelhaft, ob die Römer oder die Germanen das Uebergewicht erlangen würden; unwiderruflich war es jetzt an die Römer übergegangen, denen nun die Germanen in ihrer Besonderheit gegenüberstanden.

Die Kämpfe der Römer mit den Germanen, die dann erfolgten, knüpfen unmittelbar an die Unternehmungen Cäsars an. Nach wie vor war den Römern das Meiste daran gelegen, den Einwirkungen der Germanen auf Gallien ein Ende zu machen. Mit der Ueberwältigung gallischer Rezenten beschäftigt, hielt es der Gehülfe des Augustus, Vipsianus Agrippa, für nothwendig, noch einmal über den Rhein zu gehen; er war der zweite der römischen Feldherren, der Germanien betrat. Wenn er es rathsam fand, diejenigen den Römern befreundeten Ueber, welche noch auf dem rechten Rheinufer wohnten, auf das dießseitige Gebiet zu verpflanzen ¹⁾, so veranlaßte er dadurch wieder, daß die Sueven, deren Feinde von jeher, um so mächtiger wurden, so daß sie den Rhein über-

1) 716 der Stadt, 38 v. u. Ae. (Fischer, Römische Zeittafeln S. 351).

Schritten; sie mußten mehr als einmal zurückgewiesen werden. Aber der kleine Krieg dauerte immer fort. Nach einigen Jahren regte sich die alte Feindseligkeit der Sigambem und der von ihnen aufgenommenen Stämme, der Usipeter und Tenchterer aufs Neue: sie schlugen einige Römer, deren sie habhaft wurden, ans Kreuz¹⁾, gleich als wäre es ihnen noch darum zu thun gewesen, die erlittene Unbill an den Römern zu rächen. Sie gingen dann über den Rhein, überfielen die römische Reiterei, der sie einen Hinterhalt gelegt hatten, und drangen bis zu dem eigentlichen Lager der Römer, welches Lollius befehligte, vor; sie erfochten auch hier wider Erwarten den Sieg²⁾. Unter diesem Eindrucke einer fortdauernden Kriegsgefahr von Seiten der Germanen, die mit den unbotmäßigen Galliern im Verständniß waren, haben die Römer den Gedanken gefaßt, die Nation, die sich ihnen bei ihrem Vorhaben der Welteroberung in den Weg stellte, mit Gewalt zu bezwingen und ihrem Imperium einzuverleiben³⁾.

Das linke Rheinufer ward durch eine Anzahl von Fortificationen an den bedrohten Stellen vor jedem unerwarteten Angriff gesichert; dann wurden, wahrscheinlich unter Benutzung des Bettes der Nffel, Canalbauten ausgeführt, die eine sichere Communication mit der Nordsee eröffneten. Das wohlgelegene Borkum eroberte Drusus durch Belagerung⁴⁾ und schickte sich nun an, die Küsten des nördlichen Germaniens auf die eine oder die andere Weise zu unterwerfen. Er fuhr

1) Dio LIV, 20.

2) 738 der Stadt, 16 v. u. Ae.

3) Nach Florus (II, 30 = IV, 12, 21) hatte Augustus die bestimmte Absicht gefaßt, Germanien zur Provinz zu machen: *sciebat patrem suum C. Caesarem bis transvectum ponte Rhenum quaesisse bellum; in illius honorem concupierat facere provinciam.*

4) Strabo VII, 1, § 3, p. 291.

mit seiner Flotte die Mündung der Ems herein und warf den Widerstand der Bructerer, die zwischen Lippe und Ems saßen, durch die Ueberlegenheit seiner Fahrzeuge mit Hülfe der Friesen nieder. Zur See haben die Römer an den Küsten der Chaucen ¹⁾ durch die ihnen unerwartet eintretende Ebbe eine schwere Gefahr bestanden und sind nur durch den Beistand der Friesen aus derselben gerettet worden. Eine sehr bestimmt auftretende Ueberlieferung meldet ²⁾, Drusus habe an der Weser und Elbe militärische Stationen errichtet. Augustus versichert, die römische Schifffahrt sei noch weiter vorgedrungen, in Regionen, die noch Niemand vor ihm befahren habe ³⁾.

Man nimmt das ideale Ziel der Welteroberung wahr, welches aus einem ungeheuren geographischen Irrthum entsprang. Man meinte, nach Osten weiter schiffend in das caspische Meer gelangen zu können, das einen Busen des indischen Weltmeeres bilde, welches die Erde umkreise ⁴⁾. Mit

1) Dio Cassius sagt (LIV, 32): *ἐς τὴν Χανκίδα διὰ τῆς λιμνῆς ἐμβαλῶν*. Plinius, H. nat. XVI, 2, 5, 2 erwähnt zwei Seen supra Chaucis.

2) Florus II, 30 = IV, 12, 26: *in tutelam provinciae praesidia atque custodias ubique disposuit per Mosam flumen, per Albim, per Visurgim, in Rheni quidem ripa quinquaginta amplius castella direxit.*

3) Die Ergänzung Codanum sinum nach den Worten usque ad im. Mon. Ancy. Tab. V, 2, 15, nach welcher sich die Schifffahrt bis zu der Ostsee und den dänischen Inseln ausgedehnt haben würde, hat vieles Wahrscheinliche, ist doch aber nur Conjectur. Plinius sagt (H. nat. II, 67, 167): *Septentrionalis oceanus majore ex parte navigatus est auspiciis divi Augusti Germaniam classe circumvecta ad Cimbrorum promontorium;* und an einer anderen Stelle (IV, 13, 27, 96) heißt es bei ihm: *Mons Sevo immanem ad Cimbrorum usque promontorium efficit sinum, qui Codanus vocatur refertus insulis, quarum clarissima est Scandinavia incompertae magnitudinis.*

4) Man muß hierüber die Stellen bei Strabo nachlesen II, 5 § 18 p. 121, VII, 1 p. 289, 2 § 3 p. 294 und XI, 6 p. 507.

diesem auf ein Unerreichbares gerichteten Ehrgeiz, welcher die Phantasie erfüllte, trat nun ein anderer in Verbindung, der durch die dringendsten militärischen Erwägungen hervorgehoben wurde. Man wollte nicht allein die Küsten beherrschen, sondern das innere Germanien erobern.

Drusus richtete seine Waffen zunächst gegen die Sigambren, die im Einverständniß mit den Bewohnern des linken Rheinuferes wieder einen Uebergang über den Fluß versucht hatten. Es kam ihm zu Statten, daß zwischen den Sigambren und ihren Nachbarn ein innerer Krieg ausgebrochen war. Die Sigambren lagen gegen die Chatten zu Felde, als Drusus abermals in ihr Gebiet einbrach. Er durchzog es in Abwesenheit der streitbaren Mannschaft und gelangte bis an die Weser.

Ich glaube nicht zu irren, wenn ich darin eine Combination des Angriffes auf das innere Germanien mit dem maritimen Unternehmen erkenne. Beide zielten dahin, durch die Eroberung Germaniens das Weltreich zu vollenden. Was würde daraus erfolgt sein, wenn es den Römern gelungen wäre, eine feste Stellung an der Weser zu nehmen und dabei zugleich der Nordsee Meister zu bleiben. Dazu aber waren die Dinge noch nicht vorbereitet.

Als Drusus an der Weser anlangte, sah er sich von den nöthigen Lebensmitteln entblößt ¹⁾ und mußte sich entschließen,

1) τῶν ἐπιτηδείων ἐσπίνωσε Dio LIV, 32. Die Nachrichten bei Dio und Florus sind so fragmentarischer Art, daß die Zeitfolge der Ereignisse nicht mehr mit Sicherheit zu ermitteln ist. Doch berechtigt die Erwähnung der großen Gefahr bei dem Rückzuge (*δεινῶς ἐκινδύνευσεν* Dio l. c.), der in das Jahr 11 v. u. Ae. 743 d. St. fällt, den Anfall der Sigambren und ihrer Verbündeten bei Florus (II, 30 = IV, 12, 24) auf diesen Rückzug zu beziehen. Die größte Krisis würde in die Jahre 12 und 11 vor unserer Aera fallen.

den Rückmarsch nach dem Rhein einzuschlagen. Aber indeß war in den entzweiten germanischen Stämmen eine Vereinigung zu Stande gekommen; es war doch wohl zum ersten Male, daß die fremde Invasion eine solche hervorrief. Cherusker, Sigambem und Sueven setzten sich gegen die Römer in Bewegung. Man erzählt, zwanzig Centurionen seien in ihre Hände gefallen und von ihnen gleichsam als ein ihren Bund bekräftigendes Opfer ans Kreuz geschlagen worden¹⁾. Gar nicht in Zweifel darüber, daß sie die Legionen überwältigen würden, hatten sie schon im voraus unter einander das Abkommen getroffen, daß von der sicher zu erwartenden Beute den Sueven, welche die entferntesten waren, Gold und Silber, den Cheruskern die Pferde, den Sigambem die zu Sklaven gemachten Gefangenen zu Theil werden sollten. Aber eben in der Vertheidigung ihrer Stellungen waren die Römer am stärksten. Der mit Hast und ohne Ordnung unternommene Angriff der Germanen wurde abgeschlagen; sie selbst, ihre Pferde und ihre kostbaren Halsketten wurden nun unter die Römer vertheilt. Dabei blieb es jedoch auch dann, daß die Römer von ihrer Invasion abstanden. Sie begnügten sich, an dem Zusammenfluß der Lippe und Liese, an einer Stelle, welche topographisch und militärisch große Vortheile darbietet²⁾, ein Castell zu errichten, Aliso, welches für spätere Unternehmungen einen Stützpunkt zu bilden im Stande war³⁾.

1) Florus a. a. O. 24 (vergl. Dederich, Geschichte der Römer und der Deutschen am Niederrhein S. 39 A. 2). Der cod. Bamb. hat in *crucem actis*, der cod. Naz. *incrematis*.

2) Peucker, Das deutsche Kriegswesen der Urzeiten, III, S. 350. Die Lage des Castells ist noch immer streitig.

3) Der spätere Bericht, daß Drusus bis an die Elbe vorgeückt und hier durch eine übermenschliche Erscheinung von weiterem Vorrücken ab-

Ein anderes Castell wurde im Gebiete der Chatten aufgerichtet; man meint es in Kastel oder vielleicht in der Saalburg wiederzufinden ¹⁾. Von da aus sind die Feldzüge noch einige Jahre bis zum Tode des Drusus fortgesetzt worden. Dessen Bruder Tiberius Nero, der nach ihm die Heerführung übernahm, vermied den offenen Krieg. Wir erfahren da wieder eine Handlung des cäsarischen Hauses, wie die gegen die Uspeter ausgeübte.

Die germanischen Gesandten, die zu Augustus kamen, wurden beschieden, daß man mit ihnen ohne die Theilnahme der Sigamben Nichts verhandeln könne. Als endlich deren Botschafter anlangten, ließ Augustus sie sämmtlich, die ersten und die letzten, festhalten und nach verschiedenen Municipien vertheilen, wo sie in Verzwieselung sich selbst umgebracht haben ²⁾.

Hierauf konnten sich die Sigamben nicht mehr mit demselben Nachdruck vertheidigen, wie früher; Tiberius war im Stande, den größten Theil von ihnen auf das linke Rheinufer hinüberzuführen, wo sie zur Seite der Ubier angesiedelt wurden. Auch in den folgenden Jahren ist freilich der Friede durch mancherlei Feindseligkeiten unterbrochen worden; und Tiberius, der neunmal in Germanien gewesen ist, hatte mancherlei ernste Verwickelungen zu bestehen. Von großen Siegen, die er erfochten hätte, weiß weder sein Bewunderer Vellejus, der ihn begleitete, viel zu erzählen, noch auch ein

gehalten worden sei, läßt sich vielleicht daraus erklären, daß sich das Andenken an die großen Unternehmungen des Drusus erhielt, welche aber gescheitert waren.

1) Bei Homburg, Hübnert in den Jahrbüchern für Alterthumsfreunde im Rheinlande, Heft LXIII, S. 34, vgl. Tacitus, Ann. I, 56.

2) 8 vor unserer Aera. Dio Cassius LV, 6.

Späterer. Man erfährt nur, daß er die streitbarsten Völkerschaften, namentlich die Cherusker, für sich gewann und Germanien vom Rhein bis an die Elbe durchzog, wo ihm dann die Flotte, von der Mündung hereinschiffend, begegnete ¹⁾. Er hatte auch die Chauken, in deren Gewässern Drusus jenen Unfall erlitten, pacificirt. Nicht allein deren Führer, sondern die gesammte Landesjugend, deren hoher Wuchs den Römern auffiel, erschienen vor ihm in seinem Lager. Sie hatten ihre Waffen niedergelegt, während die Römer in ihrem prächtigen kriegsmännischen Schmuck sie umgaben. Die römische Flotte fand nirgends in der Nordsee Widerstand; ihre Vereinigung mit dem Landheer machte den tiefsten Eindruck auf die Germanen, die vor Waffenglück und Majestät eine eingeborene Ehrfurcht hegten. Man weiß, daß einer der Ältesten und Bornehmsten einer Völkerschaft, welche das rechte Ufer bewohnte, auf einem Rachen bis in die Mitte des Flusses heranruderte, sich erst versicherte, daß er freundliche Aufnahme finden werde und dann, als er vor Tiberius kam, den Tag glücklich pries, wo er die Götter, von denen er bisher nur gehört, mit Augen gesehen habe. Die Religion der Waffen, welche die Römer zusammenhielt, übte auch auf die Germanen einen überwältigenden Einfluß aus. Germanien bot in diesen Jahren fast den Anblick einer unterworfenen Provinz dar.

Wie aber, wird man fragen, konnte es so weit kommen? Tiberius selbst hat gesagt, er habe mehr durch Klugheit ausgerichtet, als durch Krieg. Aber welches Mittel konnte sich seine Klugheit bedienen? Ich finde ein durchgreifendes Mo-

1) Vellejus II, 106, 3: classis, quae Oceani circumnavigaverat sinus, flumine Albi subvecta.

ment, welches die Situation erklärt und beherrscht. Es ist das folgende. Aus jenen suevischen Gauen, welche Cäsar, als sie sich zu gemeinschaftlichem Widerstand rüsteten, nicht angriff, hatte sich ein kleines Reich erhoben, unter der Führerschaft der Marcomannen, die schon bei Cäsar als ein Bestandtheil der Sueven bezeichnet werden; an ihrer Spitze stand ein unternehmendes Oberhaupt, Maroboduus, der in Böhmen, das heißt doch wohl den weiten Bezirken des Böhmerwaldes, von wo er die Bojer verjagte, seinen Sitz nahm und von einem Heere umgeben, das auf 70 000 Mann zu Fuß und 4000 Reiter geschätzt wird, eine nach allen Seiten hin Furcht erweckende Stellung einnahm. Er bedrohte die Römer, deren Herrschaft in Noricum und Pannonien keineswegs befestigt war, nicht minder aber auch die Germanen selbst¹⁾, gegen die er, wie die alten Sueven, deren zusammengerraubte Spolien und Schätze auf ihn übergegangen waren, unaufhörlich kämpfte, um sie an sich zu ziehen oder vielmehr zu unterwerfen.

In ihm erscheint der erste wirkliche Fürst der Germanen. Er brachte in die Mannichfaltigkeit ihrer aus einander gehenden Kriegsunternehmungen von bloß lokaler Bedeutung die Einheit eines Willens. Den Römern trat er zuweilen als unterwürfig und gehorsam zur Seite, bald nachher aber wieder als ebenbürtig und in feindlicher Haltung gegenüber. Auch ohne ein ausdrückliches Zeugniß darüber zu haben, wird man annehmen dürfen, daß die kriegdrohende Stellung des

1) Vellejus II, c. 109, 1: Erat etiam eo timendus, quod cum Germaniam ad laevam et in fronte, Pannoniam ad dextram, a tergo sedium suarum haberet Noricos, tamquam in omnes semper venturus, ab omnibus timebatur.

Marbod das vornehmste politische Moment war, durch welches die Völker des mittleren Germaniens, namentlich der um die Weser her liegenden Gebirgslandschaften, bewogen wurden, mit Tiberius in Verständniß zu treten und das römische Heer innerhalb ihrer Marken zu dulden. Sie sahen in Tiberius einen eventuellen Verbündeten gegen Marbod.

Werfen wir den Blick auf die politisch-militärische Lage dieser Regionen, so nehmen wir vier verschiedene Mächte wahr: die Pannonier, schon größtentheils unterworfen, aber noch immer den Krieg zu erneuern fähig und bereit; die Germanen, keineswegs bezwungen, aber doch zu einer Art von Anerkennung der römischen Autorität gebracht, die Römer selbst mit bedeutenden Streitkräften in Germanien und Pannonien unter der Leitung des umsichtigen und entschlossenen Tiberius; in ihrer Mitte das neue, aus den Konflikten der Germanen unter einander und mit den Römern hervorgegangene suevisch-marcomannische Königthum des Marbod, der ein zum Theil in römischer Art und Weise ausgebildetes Kriegsheer aufstellte und von Böhmen aus nach allen Seiten hin überzugreifen Miene machte. Im inneren Deutschland waren besonders die Cherusker, deren Verbindung mit den Sueven zu jenem Angriff auf Drusus nur eine vorübergehende gewesen sein kann, von Marbod gefährdet. Für Tiberius selbst war die Freundschaft der Germanen in dem Verhältniß gegen Marbod nicht allein erwünscht, sondern unentbehrlich.

Endlich im Jahre 6 unserer Aera kam es so weit, daß Tiberius ein großes Unternehmen gegen Marbod nicht länger aufschieben mochte. Er wollte Marbod von Carnuntum her angreifen, während das römische Heer aus Germanien unter

seinem Legaten Sentius Saturninus durch das Gebiet der Chatten gegen die Marcomannen vorrücken sollte, was ohne ein friedliches Verhältniß mit den deutschen Stämmen unmöglich gewesen wäre. Er hatte bereits ein Lager an der Donau aufgeschlagen; Saturninus war in vollem Marsch, um ihm entgegen zu kommen. Sie waren nur wenige Tagereisen von einander entfernt.

Aber in diesem Moment brach ein allgemeiner Aufruhr in Pannonien aus. Vielleicht eben daher mag derselbe entsprungen sein; daß Liberius in offenen Krieg gegen Marbod gerieth, so daß die römischen Legionen, anderwärts beschäftigt, den Pannoniern weniger furchtbar erschienen. Höchst gefährlich aber wäre es gewesen, den Krieg gegen Marbod fortzusetzen und Pannonien sich selbst zu überlassen: Italien und Rom würden von da einen unmittelbaren Angriff zu erwarten gehabt haben. Eine Bewegung schien sich anzubahnen, wie sie in späteren Jahrhunderten wirklich stattgefunden hat. Ein Heer von ein paar hunderttausend Mann zu Fuß und eine zahlreiche Reiterei sollte nach Italien vordringen; ein anderes warf sich auf Macedonien. Pannonien selbst wurde in Stand gesetzt, sich gegen die Römer zu vertheidigen, nachdem man die dort schon weit vorgeschrittene Colonisation vertilgt, die Angesiedelten und Handeltreibenden größtentheils umgebracht und sogar einige Truppenabtheilungen vernichtet hatte. Man sieht, wie umfassend die Verwickelung der continentalen Angelegenheiten in diesem Augenblick war. Die Römer, die sich des rechten Donauufers bemächtigt hatten und so gut wie Meister in dem Rheingebiete waren, verriethen die Absicht, sich an der Elbe zu befestigen und die Herrschaft über die Nordsee vollkommen in Besitz zu nehmen. Es hätte ihnen

gelingen können, wenn sie Marbod niedergeworfen hätten. Allein der Aufruhr in Pannonien, der das Donaugebiet mit Einem Schlage entfremdete, machte Alles zweifelhaft und bedrohte selbst den Sitz der Macht. Kaiser Augustus hat im Senat ausgerufen: binnen zehn Tagen könne der Feind vor Rom stehen ¹⁾.

Da ließ sich nun die Unternehmung gegen Marbod nicht mehr ins Werk setzen: die Gefahr würde sich verdoppelt haben, wenn derselbe den Aufstand unterstützt hätte. Marbod selbst hat gesagt: er sei von zwölf Legionen angegriffen worden, habe aber die alte Unabhängigkeit unverletzt behauptet. Die Verflechtung der Dinge ließ es zu keinem neuen Angriff gegen ihn kommen; wie es bei Vellejus heißt: Tiberius mußte das Nothwendige dem Rühmlichen vorziehen; auch in Rom erwartete man die Rettung ausschließlich von seiner Führung.

Es ist ein Moment in der Gründung des römischen Weltreiches, daß Tiberius den Empörten mit überlegener Vorsicht und Geschicklichkeit begegnete. Die andringenden Massen wußte er durch theilweise Angriffe auseinander zu halten und die ihm besonders entgegengesetzten Heerhaufen in unwirthbare Gebirge zu drängen. Wo es zu wirklichem Schlagen kam, behielten die römischen Truppen die Oberhand. Einmal sind die Römer doch in große Bedrängniß gerathen. Es waren fünf neue Legionen zur See herübergekommen, denen dann nochmals Hilfstruppen unter einem thracischen König zur Seite standen; aber den beiden Consularen, die sie befehligten, fehlte es an der Vorsicht des

1) Decimo die, ne caveretur, posse hostem in urbis Romae venire conspectum. Vellejus II, 110, 6.

Tiberius; sie stießen mit dem Feinde zusammen, ehe sie von dessen Nähe unterrichtet waren. Die Reiterei wurde geschlagen; die Cohorten wandten den Rücken; bei den Feldzeichen der Legionen zeigte sich Zaudern und Rathlosigkeit. In diesen selbst aber regte sich die altgewohnte Entschlossenheit; sie empörten sich gegen die Führer, die sich untauglich erwiesen. In dieser Aufwallung haben sie den Feind nicht allein abgewehrt, sondern niedergeworfen.

Tiberius hätte nun ein sehr zahlreiches Heer zur Wiederunterwerfung Pannoniens verwenden können; er beschied sich jedoch, von den Truppen, die zwar den Sieg ersochten hatten, aber eigenmächtig und unbotmäßig, nur diejenigen zu behalten, von denen er unbedingten Gehorsam erwarten durfte; sein Winterquartier war das feste Segestica. Seine Legaten nahmen ebenfalls gute Winterquartiere; sie wirkten mit ihm im besten Verständniß zusammen. Und so weit kam es hiedurch in der That, daß in dem nächsten Jahr die Empörung ihre Energie verlor; von den vornehmsten Führern der Pannonier geriethen die Einen in Gefangenschaft, die Andern überlieferten sich selbst. Im Sommer des Jahres 8 unsrer Aera war die Herrschaft der Römer in Pannonien so gut wie hergestellt. Der Aufruhr wüthete noch in Dalmatien; aber auch hier wurde er im folgenden Jahre durch Marcus Lepidus, dem Tiberius die Führung anvertraut hatte, niedergeschlagen. Dalmatien und Pannonien waren den Römern unterworfen. Und da sich auch Marbod in Folge des Friedens ruhig verhielt, und einige unbefiegte Legionen in Germanien standen, so lag es gleichsam in der Sache, wenn die Unterwerfung Germaniens und damit die Erweiterung des Reiches wieder aufgenommen wurde.

Da aber ist eine Erhebung im inneren Deutschland zum Ausbruch gekommen, welche dessen Unabhängigkeit rettete und damit zugleich dem Fortgang der römischen Weltoberung Einhalt that.

Die Legionen in Germanien waren einem Manne von politisch-militärischem Rufe, der zur Pacification eines Landes von zweifelhaftem Gehorsam besonders geeignet erschien, anvertraut worden. Es war Quintilius Varus, dessen Vater zu den Republikanern gehört hatte, der aber selbst durch seine Gemahlin Claudia Pulchra mit der Familie des Augustus in verwandtschaftliche Verbindung getreten war. Als Präses von Syrien hatte er dem kaiserlichen Hause in den Verwickelungen mit Judäa, die zugleich volksthümliche und religiöse waren, die besten Dienste geleistet und die Herrschaft von Rom im Osten wesentlich befestigt. Seine Stärke bestand in der Verbindung der jurisdictionellen Autorität mit dem Uebergewicht der Waffen. In Germanien sollte Varus nicht eigentlich Krieg führen, sondern das friedliche Verhältniß ausbilden, das Tiberius angebahnt hatte. Er war von einer Körperbeschaffenheit und Gemüthsart, die ihm die stolze Ruhe des Lagers erwünscht machten. Nicht ohne eine gewisse Wahrscheinlichkeit hat man den Silberfund von Hildesheim von der Haushaltung, die Varus in seinem Lager eingerichtet hatte, hergeleitet: das prächtige Geräth entspräche seinem Rang und seiner Art und Weise zu leben.

Die Ueberlieferung ist, Varus habe gemeint, die Germanen durch die Ruthenbündel des Victors und den Ruf des Herolds an die Unterordnung unter die Römer zu gewöhnen; er habe sogar Landesversammlungen abgehalten und Ladungen vor seinen Richterstuhl ergehen lassen. In seinem

Lager übte er eine Gerichtsbarkeit aus, die wenigstens nicht allen Germanen unangenehm zu sein schien; denn daß die Streitsachen durch wohlwollenden Spruch, nicht durch Zufall und Gewalt, etwa durch den Ausschlag eines Zweikampfes, entschieden wurden, war Vielen ganz recht. Die Meisten jedoch nahmen Anstoß daran; Rede und Gegenrede bei dem Verfahren waren ihnen nicht verständlich; das Leben des Germanen schien davon abzuhängen, ob der Proconsul in zorniger Aufwallung oder in milder Stimmung sei.

Und wie hätte es der streitbaren Jugend des Landes nicht mißfallen sollen, einem Römer zu gehorchen, der nicht einmal Kriegsrühm besaß? In dem vornehmsten Stamme des Wesergebirges, den Cheruskern, der nach dem Fall der Sigambren der nächste war, auf den sich die römischen Herrschaftsbestrebungen erstreckten, regte sich, ohne daß ein besonderer Anlaß gemeldet würde, das eingeborene Selbstgefühl. Der Grund lag ohne Zweifel darin, daß sie dazu beigetragen hatten, den Römern Pannonien zu unterwerfen; in dem dadurch erweckten Bewußtsein ihrer Kraft wollten sie nicht den Römern selbst unterworfen werden, wie die Pannonier.

Unter ihnen lebte ein junger Mann, der diese Feldzüge mitgemacht und römische Ehren erworben hatte, nach dem germanischen Kriegsgott Arminius genannt. Der zeitgenössische Geschichtschreiber, der eben auch in Pannonien gedient hat, und den deutschen Helden persönlich gekannt haben wird, sagt von ihm: er sei von edler Herkunft, starkem Arm, rascher Auffassung und einer bei den Barbaren ungewöhnlichen geistigen Entschlossenheit gewesen; aus seinen Augen habe das Feuer seiner Seele hervorgeleuchtet. Recht eine Ausgeburt und ein Ausdruck der germanischen Natur: helden-

müthig, sorglos, feurig und rasch. Aber das nicht allein; mit diesen Eigenschaften wird man in großen Verwickelungen nicht ausreichen: zugleich leidenschaftlich angeregt und in der Tiefe planvoll.

Das Verhältniß zu den Römern hatte, wie angedeutet, Zwietracht unter den Cheruskern selbst hervorgebracht. Die beiden Parteien, von denen die eine sich fügen wollte, die andere nicht, verfolgten einander mit dem bittersten Haß. Wir vernehmen, daß manche Römischgesinnte von den Gegnern niedergemacht worden sind. Man kann nicht zweifeln, zu welcher Partei Arminius gehörte.

Der erwähnte Geschichtschreiber, der den Begebenheiten sehr nahe stand, berichtet: Arminius habe die unsichere Lage der Römer erkannt und nach und nach auch Andere überzeugt, man könne sie überwältigen, wenn man sie in ihrer vermeinten Sicherheit angreife. Zur Ausführung eines solchen Gedankens aber gehörte, daß man ihn in undurchdringliches Dunkel verhüllte.

Wohl wurde Varus gewarnt von den Vornehmsten der Cherusker selbst, einmal oder zweimal. Die Ersten, unter denen Segestes genannt wird, sollen dem Proconsul den Vorschlag gemacht haben, die Führer der beiden Parteien verhaften zu lassen und eine Untersuchung anzustellen, wem er am meisten vertrauen dürfe ¹⁾. Aber Varus achtete nicht darauf; er sah, wie es scheint, in dem Hader der Stammeshäupter nur einen persönlichen Zwist; er bildete sich ein, die, die bei ihm verklagt wurden, oftmals seine Tischgenossen, auf immer an seine Person gefesselt zu haben. Immer weiter griff

1) Tacitus, Ann. II, 52. 58.

der nationale Widerwille um sich. Die Anwesenheit der Legionen in einem festen Lager, das den Mittelpunkt aller weiteren Fortschritte der Römer bildete, schien der Jugend des Landes, welche Verlangen danach trug, in der bisherigen Ungebundenheit, die dem alten Herkommen entsprach, zu leben, unerträglich.

Man faßte den Entschluß, den verhassten Feind anzugreifen, aus dem Lande zu treiben oder zu Grunde zu richten.

In dem ausführlichen Bericht, den Dio Cassius aufbewahrt hat, lesen wir: Varus habe von seinem Lager aus eine Anzahl fester Positionen eingenommen, mit denen er die feindseligen Regungen niederzuhalten meinte und dann sich verleiten lassen, zur Unterdrückung eines Aufruhrs, dessen Ausbruch ihm gemeldet wurde, tiefer in das Land vorzurücken. Indem die Römer auf einem Zuge durch eine Landschaft, die noch keine Straßen darbot, in Verlegenheit geriethen, schritten die einverstandenen Stammeshäupter dazu, den in der Stille vorbereiteten Angriff in's Werk zu setzen. Die Natur des Landes kam den Germanen zu Hülfe. Es ist der Nachtheil, in den eine militärisch disciplinirte Armee bei ihrem Vorrücken durch eine im primitiven Zustand befindliche Waldregion geräth, welchen uns die weitere Erzählung darbietet. Die vielfach durchschnittenen Anhöhen, die Thalgründe, die man überbrücken mußte, anhaltende Regengüsse, die den Weg noch schwieriger machten, ein hinzutretender Sturm, in welchem die Aeste und Wipfel der mächtigen Baumstämme herabstürzten — Alles dies wirkte zusammen, um die Römer an dem Aufschlagen einer regelmäßigen Lagerbefestigung zu verhindern; ihre in der Eile aufgeworfene Verschanzung wurde von den herandringenden Germanen angegriffen und erobert. Man wird dabei, wenn

es erlaubt ist, so fernabliegende Ereignisse zu vergleichen, an die Tage von Saratoga erinnert, welche die Freiheit von Amerika begründet haben: auch in dem Angriff der Germanen lag doch eigentlich Vertheidigung.

Die Erzählung hat einen großartigen Charakter; man wird sie nicht aufgeben dürfen. Zu bedauern ist nur, daß sie mit einem Umstand schließt, dessen Unrichtigkeit außer Zweifel steht. Wie Varus, sollen sich alle Befehlshaber seines Heeres selbst getödtet haben — ein Ereigniß, das, wenn es in diesem oder auch nur annäherndem Umfang sich zugetragen hätte, von den der Zeit nahestehenden Autoren, von welchen uns kürzere Berichte erhalten sind, mit großer Emphase wiederholt worden wäre. Aber diese geben überhaupt einen ganz anderen Bericht von der Varusschlacht.

Ihnen zufolge ist das römische Lager in seinem ruhigen Bestand in einem Augenblick angegriffen worden, in welchem Varus auf seinem Tribunal zu Gericht saß; die militärischen Vorkehrungen hatte er so sehr vernachlässigt, daß die eindringenden Germanen keinen Widerstand fanden, die Truppen, die sich zu widersetzen versuchten, niedermachten und dann einen vollkommenen Sieg errangen. Nur die Reitercohorten konnten entkommen.

Die beiden Berichte sind grundverschieden, und ich wage keinen Versuch, sie zu einem Ganzen zu gestalten. Darf ich eine Meinung über die Differenz aussprechen, so würde sie dahin gehen, daß der letzterwähnte Bericht in der Hauptsache wahrheitsgetreu ist. Es ist wahrscheinlich derselbe, welcher an Tiberius erstattet wurde und hiebei zur Kunde des Vellejus kam. Im Allgemeinen stimmt er auch mit der Schilderung

überein, welche Tacitus ¹⁾ von dem Wiederauffinden des Lagers in etwas späterer Zeit gegeben hat; man glaubte damals dieses selbst in seiner ursprünglichen Gestalt und in den Vorkehrungen, die zu weiterer Vertheidigung getroffen wurden, zu erkennen. Von dem Bericht Dio's sollte ich meinen, daß er ein partielles Ereigniß, welches bei dem Durchzug einer Abtheilung römischer Truppen durch die germanischen Urwälder vorkam, richtig schildert — nur insofern irrig, daß er die Anwesenheit des Varus bei derselben voraussetzt und die partielle Niederlage für eine allgemeine erklärt. Sollte sich Varus wirklich, um einen Aufruhr in einer entfernten Landschaft zu bekämpfen, mit seinem ganzen Heere in Bewegung gesetzt haben, und zwar mit dem ungeheuren Troß, der ihm zugeschrieben wird? Man würde ihn nicht der Saumseligkeit anklagen, wie es geschieht, sondern der äußersten Verwegenheit. In dem älteren Bericht tritt mehr die Tapferkeit und Reckheit der Germanen, die ein römisches Lager anzugreifen wagen und es überwältigen, in's Licht; in dem jüngeren sind es die Naturverhältnisse, denen der Sieg zugeschrieben wird ²⁾. Ohne Zweifel haben die beiden Momente zusammengewirkt. Die Germanen bedienten sich der Vortheile, welche die Beschaffenheit des Landes ihnen darbot, aber sie legten zugleich nicht nur Tapferkeit, sondern Fühlung des Momentes, Planmäßigkeit und Gemüthserhebung an den Tag. Es wird ihren Eifer nicht allein nicht geschwächt, sondern eher verdoppelt haben, daß sie die große Sache im Widerspruch mit einheimischen Gegnern, die sich den Römern

1) Ann. I, 61.

2) Ich werde in den Analekten auf das Verhältniß der Berichte zurückkommen.

fügen wollten, unternommen haben. Daß auch ihre einheimischen Gegner dadurch zurückgedrängt wurden, versteht sich von selbst; aber der Erfolg, dessen die Geschichte zu gedenken hat, war ein universaler, in dem Verhältniß zwischen Römern und Germanen entscheidender.

Der Vater des Varus hatte das Unglück des Brutus nicht überleben wollen; durch den unerwarteten Unfall mitten im Glück in seiner Seele gebrochen, tödtete sich Publius Quinctilius Varus, nachdem er für die Sache des Augustus im Kampfe unterlegen war. Einer der Unterbefehlshaber, Cesonius, hat es, dem älteren Bericht zufolge, über sich gewonnen, als er den größten Theil der Römer vernichtet sah, sich gefangen zu geben, wurde aber von den Siegern umgebracht: denn Erbarmen kannten diese nicht. Die Anwälte in den Gerichtssitzungen, die ihnen in die Hände fielen, haben die Germanen getödtet, gleich als würde damit nur eine zischende Natter aus der Welt geschafft.

Viele Römer von vornehmster Herkunft, die sich bei Varus befanden, weniger um den Krieg zu lernen, als durch den Kriegsdienst sich den Weg zu senatorischem Range zu bahnen, sind dabei in Gefangenschaft gerathen; sie mußten fortan als Hirten oder Hauswächter dienen ¹⁾.

Die gleichzeitigen Römer gaben das Unglück der Verblendung des Varus, der Feigheit der anderen Führer, noch mehr aber dem dunklen Walten des Geschicks Schuld ²⁾. Und auch die Geschichte muß bestätigen, daß dem Ereigniß eine

1) Seneca ep. 47, § 10.

2) *marcore ducis, perfidia hostis, iniquitate fortunae.* Vellejus II, 119, 2. Ueber die Zeit der Schlacht, welche man gewöhnlich in den Sommer des Jahres 9 unserer Aera setzt, vergl. Hübnert a. a. O. S. 53. N. 120.

allgemeine und auf immer nachwirkende Bedeutung zukommt. Augustus, erzählt man, habe in heftiger Erregung von dem Schatten des Varus die ihm anvertrauten Legionen zurückgefordert. Er soll selbst eine Bewegung in Rom gefürchtet und Vorkehrungen gegen eine solche getroffen haben: denn sein Thron beruhte auf der Meinung von der Unbezwinglichkeit seiner Kriegsheere.

Aber die Germanen hatten es bloß auf Abwehr, nicht auf eigene Angriffe abgesehen. Lucius Asprenas, der Nefse und Legat des Varus, hütete mit ein paar anderen Legionen den Rhein und sorgte dafür, daß das rechtsrheinische Gebiet nicht völlig verloren ging.

So hat Augustus selbst noch erleben müssen, daß, wie im Osten durch die Parther, so im Westen durch die Germanen dem römischen Reiche Grenzen gesetzt wurden. Eben das gehört zur Signatur der Zeit, daß die innere Consolidation und die äußere Begrenzung, wenigstens die continentale, in dem Leben des Augustus zusammentreffen.

Nach seinem Tode trat nun vor Allem das Werk der Consolidation des Reiches hervor, das wir sogleich berühren werden. Nachdem das Principat einen Fortsetzer in Tiberius gefunden hatte, wurde der Krieg gegen Germanien, der aber nicht, wie früher, auf Landeseroberung zielte, sondern nur darauf, die Ehre der römischen Waffen herzustellen, wieder aufgenommen.

Mit seinen nach einigem Schwanken zu vollem Gehorsam zurückgeführten Legionen drang der Nefse des Tiberius, Sohn des Drusus, der bereits den Beinamen Germanicus getragen hatte, unter dem wir seinen Sohn allein kennen, in Deutsch-

land ein, um die Germanen wieder des Sieges zu entwöhnen, die erlittene Niederlage an ihnen zu rächen.

Im Jahre 15 hat er die Ueberreste der in der Varusschlacht gefallenen Römer begraben, doch hatte der Anblick des Schlachtfeldes einen solchen Eindruck auf die Gemüther gemacht, daß bei dem Rückzug, welcher, sowie Armin sich erhob, angetreten werden mußte, der Schatten des Varus schreckend vor dem Anführer Cäcina aufstieg.

Im Jahre 16 machte Germanicus den Versuch, den empörten Völkerstämmen von einer anderen Seite her beizukommen. Er hat da zweimal einen Vortheil erfochten, das erste Mal bei jenem Walkürenfelde Idistaviso, das zweite Mal bei dem sogenannten Steinhuder Meer, wo er sich ein blutiges Andenken stiftete. Dadurch war die Niederlage erst gerächt; die beiden in die Hände der Germanen gefallenen Adler waren auf die eine oder die andere Weise wieder herbeigebracht worden. Aber an Unterwerfung war nicht zu denken. Ein Sturm, welcher die Flotte traf, verleidete den Römern vollends jeden Gedanken an eine Erneuerung des Kampfes. Die Erinnerung an Varus, der Schrecken des Meeres wirkten zusammen.

Entscheidend aber war die Entschliebung des Tiberius selbst. Dieser hielt dafür, wie er an Germanicus schrieb, daß man nun genug gekämpft und genug Unfälle erlitten habe; für die Niederlage des Varus sei Rache genommen und in Germanien Nichts mehr durch offene Waffen zu erreichen: man müsse die Germanen ihren inneren Entzweigungen überlassen.

Tiberius bekräftigte das mit dem eigenen, von ihm gegebenen Beispiel. Noch einen anderen allgemeinen politischen

Grund könnte man nicht in Abrede stellen. Denn welches auch der Ausgang der Kriege in Deutschland sein mochte, so berührte derselbe die höchste Gewalt in Rom zu nahe, um leicht hin versucht zu werden. Wenn sie unglücklich verliefen, so wurden die Zustände in Gallien und Italien selbst bedrohlich. Aber auch ein glücklicher Erfolg war gefährlich, da ein solcher dem Cäsar in Rom leicht einen Nebenbuhler verschaffen konnte. Aus allen diesen Gründen hat Tiberius den Germanicus abberufen und den ferneren Angriffen auf Deutschland Einhalt gethan, — eigentlich eine Entschliebung, welcher in der Verflechtung der geschichtlichen Ereignisse eine hohe Bedeutung zukommt: die beiden Welten, die germanische und romanische, wurden dadurch fürs Erste von einander geschieden.

Die Germanen wurden, wie Tiberius mit Recht bemerkte, für die römische Welt durch ihre inneren Entzweigungen unschädlich. Schon bei den Rachezügen des Germanicus war das zu Tage gekommen.

Arminius hatte sich mit der Tochter jenes Segestes vermählt, der ihn einst bei Varus angeklagt hatte. Von der durch den Sieg zur Herrschaft gelangten Partei bedrängt, rief Segestes gleich bei dem ersten Zuge des Germanicus die Römer zu Hülfe, und diese befreiten ihn aus der Burg, in welcher er belagert wurde. Die Gemahlin des Arminius selbst fiel in ihre Hände. Anschaulich und schön wird sie von Tacitus geschildert; sie vergoß keine Thränen; sie ließ keine Bitten vernehmen; sie hielt die Hände an dem Busen zusammen und schaute auf ihren schwangern Schooß. Sie theilte die Gesinnung ihres Gemahls, nicht die ihres Vaters; ihr Schicksal lag darin, daß sie im Streite zwischen beiden in

die Hände der Feinde gerathen war; sie ist die erste deutsche Frau, welche in der Historie erscheint; auf dem größten und berühmtesten aller geschnittenen Steine des Alterthums, der die Apotheose des Augustus, den Triumph des Germanicus darstellt, glaubt man ihr Abbild zu entdecken¹⁾. So ist auch Armin eigentlich die erste greifbare verständliche Gestalt der deutschen Urzeit. Keine Sage hat ihn durch populäre Ausschmückung der Geschichte entrückt; sie würde ihn den Blicken wieder verhüllt haben.

Mit doppelter Kriegsleidenschaft erfüllte es Armin, daß seine Gemahlin sammt seinem Kinde in die Hände der Römer gefallen war. Dann aber forderte eine noch ältere Feindseligkeit seine Thatkraft heraus. Es war die einen Augenblick beschwichtigte, dann wieder ausgebrochene Zwietracht zwischen Cheruskern und Sueven, von welcher das gegenseitige Verhältniß der germanischen Stämme unter einander eine Zeit lang beherrscht wurde. Marbod war während des Kampfes zwischen Cheruskern und Römern, der so höchst unerwartet ausbrach, ruhig geblieben. Nun aber rief die emporkommende Macht der Cherusker die alte Eifersucht wieder wach. Semnonen und Longobarden fielen von Mar-

1) So die älteste Deutung, die sich an Strabo anschließt, welcher der Aufführung der Thusnelda und ihres dreijährigen Sohnes (VII, 1, 4 p. 292 A.) bei dem Triumph des Germanicus ausdrücklich gedenkt. Man verdankt diese Erklärung Albert Rubens, dem Sohne des Malers, der sie in einer Abhandlung *De gemma Tiberiana* (Thes. Ant. Rom. ed. Graevius T. XI, p. 1331) mitgetheilt hat; er sagt: *Thusneldam agnosco et in gremio ejus Thumelicum*. Die Einwendungen, welche Göttling in der Abhandlung *Thusnelda, Arminius Gemahlin und ihr Sohn Thumelicus* (Gef. Abhdlg. S. 380 ff.) gegen diese Deutung gemacht hat, haben mich nicht überzeugt. Eine Abbildung der Darstellung findet man bei Visconti-Mongez; in der *Iconogr. Rom.* pl. 26.

bod ab und traten dem Kriegshelden bei; aber auch Marbod hatte, und zwar unter den Cheruskern selbst, Bundesgenossen, was die volle Entwicklung der Macht dieses Stammes unter Arminius überhaupt verhinderte. Zwischen Marbod und Arminius ist es zu einer großen Feldschlacht gekommen, die jedoch zu keiner definitiven Entscheidung führte. Marbod rief die Hülfe der Römer an; diese aber sahen der Feindseligkeit der Germanen unter einander mit selbstsüchtiger Ruhe zu. Marbod erschien ihnen allezeit sehr gefährlich. Tiberius hat dessen Verhältniß zu Rom mit dem verglichen, in welchem einst Philipp von Macedonien zu Griechenland, Pyrrhus zu den Römern gestanden, nicht mit Unrecht, wie ja die vornehmsten der späteren Angriffe gegen Rom eben von Stämmen vollzogen wurden, die dem Reiche des Marbod angehörten. Auch die Gotonen werden unter diesen genannt¹⁾. Ein vornehmer Gotone aber war es, der, von Marbod verjagt, in der gefährdeten Lage desselben den Muth faßte, in dessen Gebiet mit einer starken Mannschaft einzubrechen; es gelang ihm, unterstützt von einigen Großen, die Burg des Reiches einzunehmen, in welcher die einst von den Sueven zusammengeraubten Schätze aufbewahrt wurden. Marbod verzweifelte, sich zu behaupten, und nahm die Einladung des Tiberius, nach Italien zu kommen, an (19 unserer Aera): eine lange Reihe von Jahren hat er noch in Ravenna, wohin auch einer der pannonischen Häuptlinge gebracht worden war, gelebt²⁾: seine An-

1) Strabo VII, 1 § 3 p. 290 fin.

2) Tacitus, Annal. II, 63: non excessit Italia per duodeviginti annos consenuitque.

wesenheit diene dazu, die Feindseligkeiten der Völkerschaften, über die er geboten hatte, im Zaum zu halten.

Auf der andern Seite gerieth auch Armin in Verdacht, nach einer allgemeinen Oberherrschaft zu trachten. Von seinen eigenen Verwandten ist er umgebracht worden ¹⁾.

Von weiteren Vorgängen in dem inneren Germanien erfahren wir lange Zeit wenig; die Germanen blieben auf sich selbst angewiesen. Aber eben dies ist die Zeit, aus der wir einen Bericht über ihre Zustände von Meisterhand besitzen, die uns einen Blick in die älteste occidentale Welt und zugleich in die deutsche Vergangenheit eröffnen.

Die Griechen sind auf ihre Heldenfagen und deren poetische Darstellung, die Römer auf eine mannichfaltig ausgearbeitete, aber doch ebenfalls mit Dichtung erfüllte Tradition verwiesen; die Urzeit der Germanen wird von einem Historiker ersten Ranges geschildert, der sie gekannt hat: es ist Cornelius Tacitus.

Schon ein Menschenalter vorher hatte der Philosoph Seneca den moralischen Werth und die hohe Bestimmung der Germanen hervorgehoben. Wo finde man, sagt er, eine Nation, die muthvoller, waffenbegieriger, zu jeder Unternehmung bereitwilliger sei, als die Germanen? „In den Waffen werden sie geboren und erzogen, auf nichts Anderes wenden sie Sorgfalt. Gegen die Härte ihres Himmels sind sie wenig geschützt. Sie wissen Nichts von verweichlichem Luxus oder von Reichthum. Wenn sie vernünftige Ausbildung und strenge Zucht erhalten: so wird es auch für Rom nothwendig werden, auf die echt römischen Sitten zurückzukommen ²⁾“. In diesem Sinne nun sah sie Tacitus an.

1) 21 unserer Aera.

2) de ira I, 11, 3. 4. 5: da rationem, da disciplinam: ut nihil amplius dicam, necesse erit certe nobis mores Romanos repetere.

Auffallend vor Allem ist bei ihm, wie weit er den Begriff Germanien ausdehnt. Er betont den germanischen Ursprung der Nervier und Trevirer auf das Stärkste und schildert dann das linke Rheinufer, obwohl den Römern unterworfen, doch als ein im Grunde germanisches Land; in Wahrheit ist den Germanen die Gut der Grenzen und des Flusses selber anvertraut. Denn nicht dazu sind sie aufgenommen worden, um bewacht zu werden, sondern um zu bewachen. Die oberrheinischen und niederrheinischen Stämme des linken Ufers sind noch alle Germanen, nur mit dem Unterschied, daß jene ihre volle Freiheit bewahren, diese dem römischen Imperium angehören.

Leicht geht Tacitus über das Decumatenland weg, das von Galliern bevölkert ist; berichtet aber dann über deren vorliegende Grenznachbarn, die Chatten, deren Gesinnung er in den Worten schildert, daß sie nicht sowohl die Schlachten lieben, als den Krieg. Mit Vorliebe erwähnt er die Mattiaker — sie saßen damals am Taunus — welche die römische Autorität am meisten anerkennen, ferner die Usipeter und Tenchterer den Ubiern gegenüber. An Stelle der Bructerer, mit denen Drusus geschlagen hatte, finden wir bei Tacitus die Chamaver und Angrivarier, von denen die Bructerer niedergeworfen, wenn auch nicht vernichtet worden waren; Tacitus preist die Gunst der Götter, die den Römern vergönnt habe, die Germanen sich unter einander zu Grunde richten zu sehen. Eigentlich nur bis zu den Friesen reicht seine Kunde. Die Seefahrten waren aufgegeben; von der Elbe hörte man kaum mehr; man sprach auch hier von den Säulen des Herkules. Genauere Kenntniß legt Tacitus erst wieder an den Tag, wo er der germanischen Völker am linken Ufer der Donau ge-

denkt. Er erwähnt die Hermunduren in ihrem friedlichen Verkehr mit den Römern und die Beziehungen der Marcomannen und Quaden zu denselben, die noch Könige aus einheimischem Stamme haben, jedoch nicht ohne Einwirkungen von Rom zu erfahren. Das Verhältniß der Germanen zu Rom bildet den vornehmsten Gegenstand seiner Aufmerksamkeit. Und was hätte für Rom wichtiger sein können, als die Nachbarschaft einer großen Nation, die das Rheingebiet zu beiden Seiten des Flusses inne hatte und an der oberen Donau mächtig vordrang? Von dem inneren Germanien hat Tacitus keinen deutlichen Begriff.

Und auch in dem, was er über die volksthümlichen Institutionen mittheilt, ist er nicht selten vieldeutig und dunkel. Aber dabei sind doch die Nachrichten, die er giebt, unschätzbar. Wir dürfen von dem Moment nicht scheiden, ohne das Eine und das Andere, was bezeichnend ist, hervorzuheben. Vor dem Inhalt seines Berichtes über die Religion der alten Germanen treten die Combinationen mit anderweiten Mythologien, die er selbst andeutet und die man sonst daran geknüpft hat, zurück, so eigenartig und charakteristisch erscheint sie. Wie Tacitus die Germanen als ein unverfälschtes Urvolk betrachtet, so hat auch die religiöse Stammes- sage, die er mittheilt, ein autochthonisches Gepräge. Von dem Gotte, der selbst wieder aus der Erde geboren ist, stammt der Urbater des Volkes, von dessen drei Söhnen die Stämme, welche die Nation bilden, ihren Ursprung herleiteten: Ingvänonen, Istävönonen, Herminonen, deren Namen wieder in späteren Götternamen auftauchen. Es ist ein vergebliches Bemühen, die verschiedenen Völkerschaften, welche in der Geschichte auftreten, auf diese Stämme zurückzu-

führen¹⁾. Die Sage hat mehr einen religiösen Inhalt: man nimmt darin die Idee der Gemeinschaft der Nation wahr, die jedoch nur in dunklem Bewußtsein festgehalten wurde.

Die Germanen verehrten die Gottheit nicht in Tempeln; die dichtesten Haine waren ihre Tempel: dahin bringt man die eroberten Adler; von da entnimmt man die Zeichen, unter denen man ausrückt. Das Viehern der in den heiligen Hainen aufgezogenen Rosse gilt bei ihnen als eine bessere Vorbedeutung der Zukunft, als Vogelflug oder Schau der Eingeweide.

Die Semnonen, welche nach der Zeit Marbods als die mächtigsten unter den Sueven erscheinen und sich für die ältesten und vornehmsten von allen halten, schicken ihre Abgeordneten an die Stätte uralter und unvordenklicher Anbetung, von welcher sie ihren Ursprung herleiten: da wohne der Gott, der die Welt beherrsche; alles Andere müsse ihm unterworfen sein. Der Dienst des Gottes beginnt mit dem Opfer eines Menschen: Niemand wagt den Hain anders, als gebunden zu betreten, zum Zeichen wahrscheinlich doch der vollen Abhängigkeit der Lebenden von der Gottheit. Sie feiern gleichsam das Geheimniß ihres Ursprunges und ihrer Macht.

Nirgends tritt diese Idee großartiger hervor als in der

1) In dieser Beziehung ist die Völkertafel, welche in den Abhandlungen der Berliner Akademie 1862, p. 532 abgedruckt worden ist, von einer gewissen Bedeutung, in der als Urvater der verschiedenen Stämme die drei Brüder Erminus, Inguo und Istio angegeben werden. Man kann sie schwerlich aus Tacitus ableiten, da die Stämme selbst ganz andere sind als die taciteischen. Leider ist sie in dieser Gestalt erst zu spät bekannt geworden, als daß sie Jacob Grimm in ihrer originalen Fassung hätte benutzen können. Er würde dadurch in der Meinung bekräftigt worden sein, daß die Sage, wie die Namen der Götter, einer unvordenklichen Urzeit angehören.

Berehrung der Mutter Erde, welche Longobarden, Angeln, Varinen und andere Völker vereinigete. Man verehrt in ihr nicht allein die allgemeine Mutter, sondern die lebendige Göttin, welche ihre Völker besucht und sich um sie bekümmert. Auf einer Insel des Oceans ist ein von dem Unheiligen rein gehaltener Hain, in welchem sie erscheint. Nur Einem Priester ist es erlaubt, in einem Allerheiligsten ihre Gegenwart wahrzunehmen und zu verkündigen. Auf einem bereit gehaltenen bedeckten Wagen, den nur dieser Priester zu berühren die Erlaubniß hat, wird sie dann unter dessen Vortritt einhergefahren. Es ist eine Art von Gottesfriede, den sie verkündigt. Die Nationen, welche sie verehren, sind von verschiedenen Stämmen; während der Anwesenheit der Göttin aber ruhen die Waffen, bis die Göttin, befriedigt durch den Anblick der Thronen, zurückgefahren und, in den See des Haines gebadet, verschwindet. Die Sklaven, welche bei ihrer Umfahrt Dienste geleistet haben, werden in demselben See ertränkt¹⁾: ohne Schrecken ist das Göttliche nicht.

Unverkennbar ist, wie nahe sich diese Ceremonien mit der Stammesgabe berühren. Die Mutter Erde und der Gott, welcher der Stammvater der Nation ist, erscheinen neben einander, der eine und die andere an ihrer besonderen Stätte; in der Idee gehören sie ohne Zweifel zusammen.

Von einem beherrschenden priesterlichen Einfluß, wie ihn die Druiden in Gallien ausübten, ist bei den Germanen nicht die Rede. Auch halten sie nicht clanartig an einem geborenen Stammesoberhaupt zusammen. Die Stammesverfassungen beruhen, wie wir sie kennen lernen, auf dem Be-

1) Tacitus, Germ. 39 u. 40. Tacitus ist auch dadurch unsterblich, daß er Sinn für diese den Classikern an sich fremdartigen Vorstellungen hat.

griff individueller Freiheit. Der Priester, der überhaupt nicht als Gebieter, sondern als Vollzieher uralter Sagen auftritt, hat bei den Landesversammlungen, in welchen die großen Landesangelegenheiten berathen werden, eine gewisse Befugniß, die aber nicht weiter geht, als auf die Erhaltung der allgemeinen Ordnung; in die Berathung greift er nicht ein; diese hängt von den freien Männern ab, die aus ihren Wohnsitzen dazu herbeigekommen sind, nicht grade auf den festgesetzten Tag: denn zu ihrer Freiheit gehört es, auch hierin nicht vollkommen gebunden zu sein.

In dieser politisch-militärischen Verfassung hatte seit Cäsar schon eine gewisse Veränderung stattgefunden.

Bei Cäsar tritt die Idee des Stammes noch überwiegend hervor: an dem hohen Rath der Bornehmsten und Stammeshäupter nimmt auch die Menge Theil. Hier werden kleinere Unternehmungen beschlossen; dem, der sie vorschlägt, gesellt sich eine freiwillige Jugend bei. Wenn der ganze Stamm in Krieg geräth, wird ein Anführer ernannt, dem das Recht über Leben und Tod zusteht. Anderthalb Jahrhunderte später, in den Zeiten, in welchen Tacitus schrieb, tritt das Moment, daß kleinere Unternehmungen unter einem Führer, dem sich ein freiwilliges Gefolge anschließt, ausgeführt werden, in den Vordergrund. Diese freien Gefolgschaften, welche sich zu Kriegszügen vereinigen, die doch von der allgemeinen Landesversammlung nicht beschlossen sind, finden sich nirgends in der Welt wieder. Sie entsprechen dem natürlichen Trieb zu einer freien Kriegsübung, welche doch nicht ohne eine innere Ordnung sein kann.

Fürsten, zuweilen auch Könige, stehen an der Spitze. Was bedeuten aber diese Namen? Gab es einen Uradel der

Nation aus welchem sie hervorgingen, oder sind sie ein Erzeugniß der Umstände und der damit zusammenhängenden Unternehmungen überhaupt ¹⁾? Daß dabei auch eine Wahl vorkommt, ist unzweifelhaft, ebenso aber, daß auf Herkunft und Verdienst der Ahnherren Rücksicht genommen wird. In den Gefolgschaften giebt es verschiedene Grade, gleichsam eine Rangordnung. Der Führer und das Gefolge hängen aber wieder durch das Gefühl gegenseitiger Verpflichtungen zusammen; der Führer sorgt für das Gefolge; das Gefolge ist verpflichtet, den Führer bis aufs Aeußerste zu vertheidigen.

Doch genug hievon für meinen Zweck, der nur dahin geht, die Grundzüge der alten Zustände in Erinnerung zu bringen. Die Germanen besaßen religiöse Institutionen von einem gewissen Tiefsinn, obwohl ohne Doktrin; politische und militärische Einrichtungen, welche für die Zukunft maßgebend werden, und eingeborene Elemente der Cultur, welche später reifen sollten.

An eine allgemeine Einheit war nicht zu denken, aber durch männliche Jugend, strenge Sitte und persönliches Verdienst wird doch Alles zusammengehalten. Welch ein Mißbrauch des Wortes wäre es, sie als Barbaren zu bezeichnen! Und so stark war das alte Germanien trotz seiner Entzweigungen, daß es dem Fortschritt der römischen Eroberung Einhalt that und noch auf einige Jahrhunderte eine Welt für sich blieb.

1) Ich beziehe mich hier im Allgemeinen auf die Hauptstelle des Tacitus, Germania c. 13, ohne auf die Controversen einzugehen, welche die Auslegung derselben veranlaßt hat. Vergl. Savigny, Beitrag zur Rechtsgeschichte des Adels im neueren Europa. Verm. Schriften IV, 8 ff. Waitz, Deutsche Verfassungsgeschichte I. Bd., 3. A., S. 244 ff.

Zweites Capitel.

Kaiser Tiberius.

Von der germanischen Freiheit wendet sich der Blick auf das römische Reich und das in demselben zur höchsten Gewalt gelangte Herrscherhaus zurück.

Augustus verdankte die Stellung, die er besaß, seinen Waffen und seiner Politik. Der Grund, auf den er baute, war jedoch immer seine Adoption durch Cäsar, als dessen Erbe und Nachfolger er auftrat. Aber in seiner Familie bestanden Verhältnisse, welche die weitere Vererbung dieser Ansprüche und die Succession überhaupt zweifelhaft machten.

Augustus, selbst ohne Sohn, war mit dem Geschlecht der Claudier in die engste Verbindung getreten. Das claudische Geschlecht hatte von jenem Atta Claudius an, der von den Sabinern zu den Römern überging, immer an der Spitze der Patricier, eine Reihe von Männern hervorgebracht, die sich durch Standhaftigkeit und Energie einen großen Namen verschafften; achtundzwanzigmal hatten sie das Consulat, fünfmal die Dictatur bekleidet. Der letzte derselben, Tiberius Claudius Nero, hatte sich an jenen Lucius Antonius, der die Republik noch nicht völlig aufgab, angeschlossen, dann an Sertus Pompejus gewandt, hierauf wieder an Marcus

Antonius, und endlich seinen Frieden mit Cäsar Octavian gemacht. Gleichsam der Preis dieses Friedens war, daß er ihm auf eine auch in Rom unerhörte Weise seine junge Gemahlin Livia abtrat. Die beiden Ehescheidungen, die dazu nothwendig waren, Octavians von Scribonia und des Tiberius von Livia, wurden mit den gewohnten Feierlichkeiten vollzogen. Livia Drusilla entstammte auch ihrerseits einem Zweige der Claudier, der durch Adoption in das Haus der Livier aufgenommen war ¹⁾. Ihr Vater hatte sich zur Partei der Optimaten und zwar zur entschlossensten Fraktion derselben, den Republikanern, gehalten; nach der Schlacht von Philippi tödtete er sich selbst.

Alle diese Erinnerungen an die feindseligen Tendenzen der Bürgerkriege verschwanden nun aber, als Livia sich mit dem Nachfolger des Cäsar vermählte, welchem die allgemeine Herrschaft zufiel. Gewiß bildet es einen Moment für die Befestigung der Herrschaft, daß Augustus mit den vornehmsten Familien Roms in enge Verbindung trat. Livia trug viel dazu bei, daß ihr Gemahl zur Versöhnung mit seinen Feinden gern die Hand bot, wie unter Anderen Cinna ihr die Verzeihung verdankte, die Augustus ihm angedeihen ließ ²⁾.

Daß sie zwei Söhne in das Haus des Augustus brachte, die dieser dann adoptirte, war für ihn auch deshalb ein Vortheil, weil er denselben die Heere, die ihm Pannonien, die Alpen und einen Theil von Germanien unterwarfen, unbesorgt anvertrauen durfte. Daß er nun aber einem von ihnen die Nachfolge zuerkennen würde, davon konnte fürs

1) Sowohl der Vater der Livia, wie ihr Gemahl waren Nachkommen des Appius Claudius Caecus. (Sueton: Liber. 3.)

2) Cornelius Cinna Magnus; bei Seneca, de clem. I, 9 führt er das Pränomen Cnaeus, bei Dio LV, 14 Lucius.

Erste nicht die Rede sein. Denn Augustus hatte noch eine andere Familie, die aus seinen Leibeserben entsprungen war, der ein näheres Recht an seine Succession zustand.

Von Scribonia war ihm eben an dem Tage, an dem er die Ehe mit ihr auflöste, eine Tochter geboren worden, des Namens Julia. Er vermählte sie mit dem Genossen seiner Feldzüge und seiner Erfolge, Marcus Vipsianus Agrippa (21 v. u. Ae.). Aus dieser Ehe waren ihm Enkel und Enkelinnen entsprungen. Julia und ihre Kinder waren von dem Selbstgefühl des julischen Namens erfüllt; ihre Rechte bekamen durch die Urgeschichte des Hauses und die vermeinte Divinität Cäsars, die auf Augustus übergegangen, selbst eine Art religiöser Sanction.

Zwischen diesen beiden Zweigen der kaiserlichen Familie bestand ein natürlicher Gegensatz, den Augustus dadurch zu heben dachte, daß er nach Agrippas Tod die verwittwete Julia mit dem älteren Sohne der Livia, Tiberius Nero, vermählte: eine unglückliche eheliche Verbindung von vorn herein. Tiberius hatte bereits einen Sohn aus einer früheren Ehe, die er nur ungern auflöste. Schon in seiner Jugend hat man ihm den Namen des „Alten“ gegeben; er war von tiefen Gedanken, unaufhörlich mit militärischen Unternehmungen beschäftigt, die ihm triumphale Ehren und hohe Würden eintrugen. Aber indessen ergab sich Julia dem Genußleben römischer Frauen; sie war keineswegs ein Muster ehelicher Treue. Was aber nicht weniger und vielleicht noch mehr ins Gewicht fiel, war ihre Meinung, sie sei von vornehmerer Herkunft als Tiberius¹⁾; sie gab ihm eine gewisse Geringschätzung zu erkennen. Zwischen der Tochter, die sich

1) Tacitus, Ann. I, 53: spreverat ut imparem.

eines höheren Ranges rühmte, und der Schwiegermutter Livia konnte es kein gutes Verhältniß geben. Die Söhne Julius von Agrippa, nicht etwa unbedeutende Männer, betrachteten sich als die geborenen Erben des Reiches.

In der Lage, in der sich Tiberius befand, schon selbst verdient und hochstrebend, von häuslichen Unordnungen heimgejucht, von der ersten Stelle zurückgedrängt, von dem genealogischen Vorrechte der Söhne Julius, die zugleich seine Stiefjöhne waren, verdunkelt ¹⁾, mochte er in Rom nicht länger verweilen. Er begab sich nach Rhodus (748 d. St. = 6 vor unserer Aera), wo er den Studien lebte, in einer so völligen Zurückgezogenheit, daß er fast mehr wie ein Eingeborener, als wie ein Römer erschien. Und wohl möglich, daß er in diesem Verhältniß weiter hätte leben müssen, wäre nicht am Hofe zu Rom eine durchschlagende Veränderung eingetreten.

Der Kaiser hatte die Scheidung seiner Tochter von Tiberius ausgesprochen: aber ihr schamloses Leben machte es ihm zuletzt selbst zur Pflicht, so schwer es ihm wurde, sie aus Rom nach einer unbewohnten kleinen Insel zu verbannen und allen Verkehr mit ihr zu untersagen (im Sommer 752 d. St. = 2 vor unserer Aera). Auf das Schicksal der Familie konnte das jedoch noch keinen entscheidenden Einfluß ausüben, da die beiden älteren Söhne der Julia von Agrippa, Cajus und Lucius, den Anspruch derselben auf die Nachfolge aufrecht erhielten. Aber beide gingen bald nach einander mit Tode ab: der eine, Lucius, der eben sich anschickte, einige widerstrebende Bergvölker in den Pyrenäen zu bekämpfen,

1) Dies Motiv tritt bei Vellejus Paterculus, wiewohl in Schmeicheleien verhüllt, doch sehr deutlich hervor: . . . cum C. Caesar sumsisset jam virilem togam, Lucius item maturus esset viribus (II, 99).

erlag in Massilia, wohin er sich begeben hatte, einer Krankheit¹⁾, und der andere starb an den Folgen einer Verwundung, die er in einem Feldzug in Armenien erhalten hatte²⁾.

Kurz vorher war Tiberius nach Rom zurückgekommen. Der Tod der älteren Söhne Agrippas eröffnete ihm eine neue große Laufbahn, wie er sich denn sogleich wieder in die germanischen Kriege warf. Vollkommen frei war aber sein Weg auch dann noch nicht. Noch lebte einer von den Söhnen Agrippas, der nachgeborene — Postumus —, der eben emporkam, aber die Eigenschaften nicht zu besitzen schien, die zu der Regierung erforderlich waren: er zog Beweise seiner Körperstärke den Studien vor, die ihn geistig hätten fördern können, während Tiberius die Bildung seiner Zeit in vollem Umfang besaß, Germanien politisch beherrschte, Marbod beruhigte, Pannonien niederhielt. Wir gedachten soeben der Ereignisse in Pannonien und des Verdienstes, welches er sich dadurch, daß er dasselbe bezwang, um Italien und Rom selbst verschaffte. Man besitzt Bruchstücke aus den Briefen des Augustus an ihn, in denen ihm dieser Hochachtung, Zuneigung und zugleich die Ueberzeugung von seiner großen Bedeutung für die Republik zu erkennen giebt³⁾.

Wenn nun die Zukunft des Reiches durch Bestimmung eines Nachfolgers gesichert werden sollte, so konnte kein Zweifel obwalten, daß Tiberius, der bereits gleichsam der erste Mann im Staate war, den Vorzug vor einem jungen

1) 20. August (XIII Cal. Sept. nach dem Calend. Antiat im Corp. inscr. I, p. 328, vergl. Mommsen das. p. 400) 755 d. St., 2 u. Ae.

2) 21. Februar 757 d. St., 4 u. Ae. (Cenotaphium Pisanum).

3) Sueton: Tiberius c. 21.

Menschen, der wenig Hoffnungen gab, verdiente. Augustus entschloß sich jetzt, Tiberius zu adoptiren; wie er ausdrücklich sagte, aus Rücksicht auf das allgemeine Wohl. Allein er wollte doch auch Agrippa nicht enterben; an dem gleichen Tage ¹⁾ mit Tiberius adoptirte er auch Agrippa, der sich dann Agrippa nannte. Aber das größte Gewicht fiel doch auf Tiberius. Denn in dem damaligen Zustand des Reiches kam Alles auf persönliche Handlungen und persönliche Eigenschaften an. Unmöglich konnte ein Mann an die erste Stelle des im Kampf gegründeten Imperiums treten, der nicht selbst Kriege geführt, Ruhm erworben hatte. Ein solcher aber war der Stiefsohn des Augustus, der im Occident Thaten vollbracht hatte, die an die Erfolge Cäsars mahnen.

Ein sehr außerordentlicher Schritt war es doch, daß Augustus den Stiefsohn adoptirte, der zu der julischen Familie in keiner genealogischen Beziehung stand und den Enkel, der ein unzweifelhaftes Erbrecht besaß, in den Hintergrund drängte. Auch abgesehen von dem Rechte des Agrippa aber gab es noch ein anderes Verhältniß, das die unmittelbare Nachfolge des Tiberius in Frage stellen konnte.

Immer auf die Vereinigung des neuen Geschlechtes mit dem älteren bedacht, hatte Augustus den jüngeren Sohn der Livia, Drusus, mit Antonia, einer Tochter seiner Schwester Octavia, vermählt. Diese Ehe aber war glücklicher gewesen, als die andere; ein Sohn von großer Begabung war aus ihr hervorgegangen, jener Germanicus, der, schon damals durch Kriegsthaten ausgezeichnet, sich bald darauf in Germanien einen ruhmvollen Namen erwerben sollte. Man darf

1) 26. Junii (VI. Cal. Jul.) 757 d. St., 4 u. Ae. Calend. Ami-
ternum Corp. inscr. lat. I, p. 323 (vergl. Mommsen das. p. 395).

nicht vergessen, daß dieser in einem näheren Verhältniß zur augusteischen Familie stand, als sein Oheim Tiberius selbst. Insofern von Erbfolge die Rede sein konnte, hätte der Nefte größere Ansprüche gehabt, als der Oheim. Als die politisch wichtigste und folgenreichste Handlung der Livia kann man es betrachten, daß sie ihren Gemahl bewog, auf diese genealogische Beziehung zu seinem Hause keine Rücksicht zu nehmen, sondern ihren älteren Sohn den Söhnen des jüngeren, die ihm doch näher verwandt waren, vorzuziehen. Die Adoption des Tiberius wurde dadurch befestigt und doch auch wieder beschränkt, daß dieser selbst den Germanicus adoptirte, sodasß eine regelmäßige Nachfolge für längere Zeit festgestellt zu sein schien ¹⁾.

Käme es blos auf Handlungen und Erfolge des persönlichen Ehrgeizes an, so würde es sich kaum der Mühe verlohnen, diese Verhältnisse zu erörtern. In dem inneren Widerstreit in der Familie kommt aber ein Gegensatz der Principien zu Tage. Wenn Augustus durch das Zusammengreifen der Waffen und des Erbrechts zur Macht gelangt war, so gehörte auch eine Verbindung dieser beiden Elemente dazu, um die höchste Gewalt der folgenden Generation zu überliefern. Eine solche Verbindung in vollem Umfang wurde aber durch den Tod der älteren Söhne des Agrippa und die Unfähigkeit des jüngsten unthunlich. Im Streite zwischen dem einen und dem anderen: der Fähigkeit, das Reich zu erhalten, und dem Erbrecht, gab nun Augustus dem ersten, und zwar mit vollem Bewußtsein, den Vorzug.

Augustus ist am 19. August des Jahres 767 der Stadt,

1) Nach dem Tode des Augustus führt Germanicus den Namen: Germanicus Caesar Tiberii Augusti Filius Divi Augusti Nepos.

14 unserer Aera, im sechsundsiebzigsten Jahre seines Lebens gestorben. Er würde aus seiner Rolle gefallen sein, wenn er über die Succession seiner politischen Gewalt, die ja nicht einmal einen Namen hatte, verfügt hätte. Aber Tiberius wurde doch zugleich mit seiner Mutter zum Haupterben der bürgerlichen Verlassenschaft ernannt, und das Testament mit seinen Nebenbestimmungen würde niemals ausführbar gewesen sein, wenn das Principat nicht auf ihn übergegangen wäre.

Die Inauguration der neuen Regierung geschah jedoch nicht ohne ein schreckliches Ereigniß. Agrippa, der seine Unzufriedenheit nicht verhehlt, Livia stiefmütterlicher Gesinnung, den Kaiser selbst der Schmälerung seines väterlichen Vermögens bezüchtigt hatte, war nach einer kleinen Insel, Planasia (Pianosa bei Elba), verbannt worden ¹⁾. Aber es gab eine Partei, die an ihm festhielt und bereits Vorkehrungen getroffen hatte, um sich der neuen Ordnung der Dinge zu widersetzen. In diesem Augenblick ist Agrippa in Planasia ermordet worden; man hat behauptet, in Folge einer Anordnung des Augustus selbst, die sofort nach seinem Tode vollstreckt werden sollte ²⁾. Tiberius versäumte Nichts, was dazu dienen konnte, die Bewegung, die sich bald darauf unter der Führung eines falschen Agrippa erhob, zu ersticken ³⁾; eine Untersuchung darüber ließ er nicht vornehmen: er hätte das Resultat der Enthüllungen wahrscheinlich selber fürchten müssen. Genug: das Erbrecht, auf das sich Agrippa stützen konnte, wurde durch einen politischen Mord nicht auf immer vernichtet, aber doch zunächst beseitigt.

1) 7 u. Ae.

2) Sueton: Tiberius c. 23. Tacitus, Ann. I, 6, vergl. Dio LVII, 3, 6.

3) 16 u. Ae.

Auf diese Weise ist Tiberius Claudius Nero der Nachfolger des Augustus geworden. Die einheitliche Gewalt, die Augustus in Folge großer Siege mit einer Gewandtheit und Umsicht, die an Genialität grenzt, gegründet hatte, war auf ihn übergegangen. Es hat einen Anflug von Schmeichelei, wenn Vellejus erzählt, ein Streit zwischen Senat und Volk einerseits und Tiberius andererseits sei dadurch entstanden, daß von diesem die Absicht, als Privatmann zu leben, von jenem aber der Wunsch, daß er die Stellung, welche Augustus innegehabt habe, einnehmen möge, kundgegeben worden sei. Aber die thatsächlich vorliegende Frage wird dadurch bezeichnet; sie lag darin, ob und wie die Stellung des Augustus ausgefüllt werden solle. Eine definitiv bestimmte Autorität mit festgesetzten und limitirten Gerechtsamen hat er, wie wir wissen, eigentlich nicht besessen; nur eben eine im Laufe der Ereignisse ihm persönlich erwachsene Machtbefugniß, auf der aber der Zustand des Reiches beruhte. Vellejus nun sagt: Jedermann habe bei dem Abgang des Augustus neue Unruhen und vielleicht den Umsturz des soeben Begründeten erwartet, allein Tiberius habe soviel Rücksicht auf vernünftige Gründe genommen, daß er einwilligte, die Stellung seines Adoptivvaters anzunehmen. Es ist, wie der Autor, der ein Mitgefühl für diese Umstände hatte, sich ausdrückt: die *Statio* des Augustus, die auf Tiberius überging¹⁾, oder das Principat, wie es jetzt bestand. Diese Macht hatte unter Augustus den Umständen gemäß eine Umbildung erfahren, durch welche sie

1) Vellejus II, 124, 2: una veluti luctatio civitatis fuit, pugnantis cum Caesare senatus populique Romani, ut stationi paternae succederet, illius, ut potius aequalem civem quam eminentem liceret agere principem.

haltbar wurde und das Reich umfaßte. So wie sie unter ihm geworden war, sollte sie nun behauptet werden.

Es entspricht der Sache, wenn der Name Cäsar sich fortsetzte, nicht minder aber, wenn der des Augustus demselben zur Seite trat. Wie Cäsar, so wurde auch dem Augustus eine göttliche Verehrung zu Theil. Dem einen wie dem anderen schrieb man die Grundlegung der Autorität zu, welche mit dem Namen selbst auf die Nachfolger überging, zunächst auf Tiberius.

Aber innerhalb des Kreises, welcher die Summe der Gewalt bildete, stellte sich ihm doch ein unerwartetes Hinderniß in den Weg. Unter den Legionen, den pannonischen sowohl wie den germanischen, regte sich der Gedanke, dem Nachfolger des Augustus gleichsam Bedingungen vorzuschreiben, namentlich die Gewährung besseren Soldes und geringerer Dienstzeit. Wohin aber hätte das führen können, welches Ende war davon abzusehen? Tiberius mußte diese Unbotmäßigkeit zurückdrängen, wie einst Cäsar selbst.

Nach Pannonien schickte er seinen eigenen Sohn, dem es denn auch gelang, die aufgeregten Gemüther zu beruhigen. Bemerkenswerth ist das Motiv, das dabei entscheidend gewesen ist: die Legionen zogen in Betracht, sie würden genöthigt sein, dem Stifter des Aufruhrs nach Rom zu folgen und von der regierenden Familie gradezu abzufallen¹⁾. Noch stärker war das Selbstgefühl in den Legionen an den Grenzen

1) Tacitus, Ann. I, 28: Pro Neronibus et Drusis imperium populi Romani capessent? — In die Zeit des Aufstandes der pannonischen Legionen und unmittelbar vor dessen Beilegung fällt die Mondfinsterniß vom 27. September des Jahres 14 u. Ae., deren Tacitus (l. c.) gedenkt.

Germaniens, die überzeugt waren, daß das Gemeinwesen und die römische Herrschaft von ihnen abhängen¹⁾. Auch sie machten ähnliche Forderungen und erboten sich, ihrem Heerführer, dem jungen Germanicus, die höchste Gewalt zu verschaffen, wenn er an ihre Spitze treten wolle. Dabei wirkte es mit, daß Germanicus mit einer Tochter der Julia, Agrippina, vermählt war; was denn wohl Tendenzen der Selbständigkeit in diesem Paare hätte hervorrufen können. Aber Germanicus ließ sich von ihnen nicht fortreißen, selbst nicht dadurch, daß er dabei einmal in Lebensgefahr gerieth: denn in ihrer Aufregung schienen die Legionen keinen Gehorsam mehr zu kennen; sie sind sogar den Senatoren, die zu ihnen gesandt waren, mit stürmischem Ungestüm begegnet. Germanicus hielt es doch für gut, ihnen einige Zugeständnisse zu machen. Dann aber that er mit größtem Nachdruck ihrem aufwühlenden Beginnen Einhalt. Er erinnerte sie daran, wie Cäsar sowohl als Augustus den Eigenmächtigkeiten der Legionen auf das Schärfste entgegengetreten seien, und brachte das besonders enge verwandtschaftliche Verhältniß, in welchem er zu dem augusteischen Hause stand, zur Sprache, wobei seine Gemahlin, ihrer Herkunft eingedenk, ihn hochherzig und mannhaft unterstützte. Alle Formen der Religion der Waffen, welche den Gehorsam und die Mannszucht in sich schlossen, rief er auf und bewirkte dadurch eine Umstimmung, der die Gegner, plötzlich überrascht, unterlagen. Viele von ihnen büßten mit dem Tode.

Dann aber wandte das Heer, in seinem Gehorsam gegen Rom und die Cäsaren durch den Gang der Bewegung be-

1) *Sua in manu sitam rem Romanam; suis victoriis augeri rem publicam.* Tacitus, Ann. I, 31.

stärkt, seine Waffen mit verdoppelter Hefigkeit gegen die Germanen. Man sagt: sie hätten mit um so größerem Kriegsfeuer gekämpft, um die Manen der von ihnen in ihren Zelten erschlagenen Kameraden zu rächen ¹⁾. Jene Züge nach Idistaviso und dem Steinhuder Meer erfolgten, deren wir gedachten.

Diese große Wendung der Dinge, in welcher sich die definitive Besignahme der Macht, die in den Händen der Legionen war, aussprach, war selbst nicht ohne eine gewisse Einwirkung des Erbrechts, die sich in Agrippina repräsentirte, gelungen. Allein das verschwand doch hinter dem großen Gesichtspunkt, der aus der allgemeinen Lage der Dinge entsprang. Dem Kaiser hatte man es anfangs verargt, daß er nicht selbst zu den Legionen gegangen war; aber er wollte sich aus dem Mittelpunkt des Reiches, der noch Alles beherrschte, nicht entfernen. Der Erfolg trug dann zur Befestigung des allgemeinen Gehorsams bei. Alles hatte zu schwanken geschienen; Alles befestigte sich, als ein kräftiger Mann die Zügel der Regierung ergriff. Die Ordnung der Dinge, wie sie unter Augustus bestanden, blieb auch unter Tiberius aufrecht erhalten.

In den Provinzen, in denen man Nichts mehr fürchtete, als einen Wiederausbruch bürgerlicher Unruhen, war man sehr zufrieden damit und wünschte das Scepter, welches den Frieden erhielt, unter dem das Reich sich wohlbefand, in festen Händen zu sehen, wie das der Geograph Strabo einmal ausführt. Er berührt die Unterstützungen, welche Kleinasien bei einem Erdbeben von Tiberius empfangen hatte, und zugleich die Vortheile, welche dem gesammten

1) Tacitus, Ann. I, 49.

Italien aus diesem Verhältniß erwachsen seien. Der kommerzielle Verkehr der Provinzen untereinander und mit der Hauptstadt bekam nach und nach eine Alles umfassende Bedeutung für das tägliche Leben.

Dieser Betrachtung fügt in späterer Zeit Plutarch¹⁾ noch eine andere hinzu, die auf einer allgemeinen historischen Wahrnehmung beruht. Er bezeichnet die Schöpfung der römischen Macht als das schönste aller menschlichen Werke; denn zuvor seien die Völker und Königreiche in steter Verwirrung gewesen, weil Niemand herrschte, Alle aber herrschen wollten — solange, bis Rom stark genug wurde, Italien und die über dem Meer liegenden Gebiete mit sich zu vereinigen. Er meint: durch die seltenste Verbindung von zwei einander an sich widerstrebenden Motiven, Tugend und Glück, sei es soweit gekommen. Damit aber habe die Welt Sicherheit und Bestand gewonnen. Es sei für die Menschen ein segensreicher Herd gegründet worden, ein Ankerplatz im wilden Treiben der Fluth. Die Herrschaft von Rom war für die umwohnenden Nationen, die Alleinherrschaft eines Einzelnen in Rom für die Hauptstadt selbst eine Nothwendigkeit geworden.

Der neue Herrscher, der dieselbe in Besitz nahm, hatte nun die Aufgabe, deren Lösung eigentlich die Welt umfaßte, diese Macht zu behaupten. Erst dadurch konnte sie als festbegründet erscheinen, wenn der Gründer einen Nachfolger fand, der, des Nimbus der Urheberchaft entbehrend, das Wesen der einmal eingerichteten neuen Verfassung aufrecht zu halten mußte.

Wie Tiberius seine Aufgabe verstand, erkennt man aus

1) de fort. Rom. cap. 2.

einer seiner Reden im Senat, in der er es als den Gipfel seiner Wünsche bezeichnet, die höchste Stelle, die er inne habe, so auszufüllen, daß ihn die Nachwelt für seiner Amtvordern würdig erkläre. Er bitte die Götter, ihm bis ans Lebensende einen leidenschaftslosen Geist, voll Verständniß für menschliches und göttliches Recht, zu verleihen, sorgsam im Voraus, unerschrocken in Gefahr und nicht davor zurückscheuend, um des allgemeinen Besten willen Anstoß zu geben.

Und wie oft hat er auch sonst wiederholt, daß ihm das Vorbild des Augustus beständig vor Augen schwebt!

Man weiß, daß Augustus einige Rathschläge für die Regierung hinterlassen hat, sowohl für die äußeren, wie für die inneren Verhältnisse.

Zu den ersten gehört es, daß man die Grenzen nicht weiter ausdehnen solle, und wir berührten schon, daß Tiberius diesen Grundsatz in Germanien befolgte: er vermied alle Kriege an den Grenzen, weil sich die Rückwirkung auf das Innere nicht absehen ließ. Für die Administration hat Augustus durch eine Berechnung der Hilfsquellen, ein Rationarium Imperii vorgesorgt. Tiberius ließ sich nichts mehr angelegen sein, als die Ordnung der Finanzen, auf welcher der Gehorsam und die öffentliche Wohlfahrt beruhten, aufrecht zu erhalten; er hat sogar einen Schatz gesammelt. Einer der Rathschläge des Augustus war, die Prærogative der römischen Bürger zu behaupten, ihre Zahl nicht viel zu vermehren, noch auch die Bewohner der Provinzen ihnen gleichzustellen¹⁾. Es sollte also dabei bleiben, daß die Herrschaft in Rom concentrirt und in dieser Form ausgeübt

1) Tacitus, Ann. I, 11. Dio (nach Xiphilinus) LVI, 33.

würde. Darüber hielt nun auch Tiberius, obwohl er im Einzelnen von seinem Vorgänger abwich.

Er gab seinem Regiment einen noch stärker ausgeprägten aristokratischen Charakter, als dieser. Den aus den früheren Zeiten übrig gebliebenen Agitationen der Plebs auf dem Forum bei der Besetzung der Magistraturen machte er vollkommen ein Ende, indem er dem Volke das Wahlrecht für die vornehmsten Aemter entzog. Die Senatoren waren sehr zufrieden, daß sie nicht länger auf dem Forum zu bitten und Geldgeschenke zu machen brauchten, um von einer Würde in die andere zu gelangen. Die alte Bezeichnung der Comitien wurde beibehalten; aber der Princeps hatte den Vorschlag, wenn er wollte, gradezu die Ernennung. Man kennt die satirischen Ausrufungen, die Juvenal dem Volke in den Mund legt: es verkaufe seine Stimme nicht mehr; einst habe es Imperium, Legionen und Fasces vergeben; jetzt sei es der Sorgen dieser Art entledigt und verlange nur nach Brod und Spielen ¹⁾).

So wahr das auch ist, so darf man doch nicht vergessen, daß die tribunicische Gewalt, die auf das Principat übergegangen war, diesem die wichtigsten Rechte übertrug, die einst den Tribunen zugestanden hatten. Die Plebs sah in dem Princeps gleichsam den Repräsentanten ihrer Rechte. Der Nerv der Regierung und ihrer Bewegung lag in dem Senat, der jedoch keinerlei selbständige Initiative besaß — woher hätte ihm eine solche nach alledem, was geschehen war, zustehen sollen? — sondern nur mit hoher Würde bekleidet, die Befugniß hatte, dem Willen des Prin-

1) Satire X, v. 77: Jam pridem, ex quo suffragia nulli vendimus, effudit curas.

ceps, dem er sich allezeit gefügig erwies, eine legale Form zu verleihen. Was schon unter Augustus begonnen, daß Senatusconsulte an die Stelle der Gesetze traten, wurde unter Tiberius die Regel, vor der allmählich der alte Gebrauch verschwand.

Augustus hatte seine Reden im Senat gelesen; Tiberius zog es vor, frei zu sprechen. Man hielt dafür, er spreche um so besser, je weniger er sich vorbereitet habe. Und von anderen Zeitgenossen unterschied er sich dadurch, daß er fremde Worte sorgfältig vermied; Alles sollte römisch sein ¹⁾.

Die Verhandlungen im Senat wurden in der Regel durch eine Oratio eingeleitet, in der der Princeps seine Absicht kund that; hierauf referirte der Consul, beschloß der Senat. Aber schon die Oratio, welche den zu fassenden Beschluß und seine Motive erörterte, war maßgebend. Tiberius wußte wohl, daß sich kein Widerstand gegen seine Intentionen finden werde. Er nahm häufig eine Haltung an, bei der die senatorische Autorität hervorgehoben wurde und die eigene zurückzutreten schien. Den Senatoren hat er einmal gesagt, er danke ihnen für die ausgedehnte Autorität, die ihm zugestanden werde, wogegen er dann verpflichtet sei, dem Senat und den Bürgern zu dienen ²⁾, — ein Wort, wobei man daran erinnert wird, daß ein großer Fürst späterer Zeit sich als den ersten Diener des Staates bezeichnet hat. Von der reinmonarchischen Idee, die sich in diesen Worten ausspricht, konnte bei Tiberius nicht die Rede

1) Sueton: Tiberius 72.

2) Sueton: Tiberius 29: bonum et salutarem principem, quem vos tanta et tam libera potestate instruxistis, senatui servire debere et universis civibus saepe et plerumque etiam singulis.

sein. Was er hervorhebt, ist seine Verpflichtung, die ihm zugefallene höchste Gewalt zum Besten des römischen Gemeinwesens, durch das sie ihm anvertraut worden sei, zu gebrauchen.

Die römische Tradition berichtete von einigen alten Claudiern, die sich in ihren hohen Aemtern eine dominirende Gewalt verschafft hatten: der Decemvir Appius Claudius hatte mit seinen Genossen den Entschluß gefaßt, eine weder von Senatsconsulten noch von Plebisciten abhängige, also auf sich selbst gegründete Autorität in der Republik zu errichten. Von dem Censor Appius Claudius Cäcus war es besonders im Gedächtniß geblieben, daß er Gelder aus dem Staatsschatz nahm, um großen Bedürfnissen des Gemeinwesens zu genügen, namentlich zur Erbauung der appischen Straße. Mit dem Standeshochmuth, den sie nicht verhehlten, verband sich in den Claudiern das Bewußtsein, den allgemeinen Angelegenheiten des Staates ohne alle andere Rücksicht dienen zu können. Eine ähnliche Stellung hatte jetzt der neue Augustus inne; aber wie weit war er seinen Alvordern überlegen! Nur einige Formen mußte er wahren, übrigens war die höchste Gewalt wesentlich in seiner Hand. Die Senatsconsulte selbst hingen von ihm ab; durch die Rücksicht, die er dem Senat bewies, bewirkte er, daß sein Wille um so mehr der einzig maßgebende blieb.

Der Beistimmung desselben konnte er auch aus einem in seiner persönlichen Lage beruhenden Grunde nicht entbehren.

Denn so heilsam sich auch die factische Alleinherrschaft für das Ganze erweisen mochte, so erweckte sie doch, wie es ja in der alten Republik nicht anders sein konnte, einen tiefen Widerwillen, der dann und wann hervorbrach und ihr

wieder gefährlich zu werden drohte. Tiberius scheute sich nicht, ein System der Repression einzuführen, welches ihm um so schlechteren Ruf gemacht hat, da er doch dabei die an die alte Freiheit erinnernden Ausdrücke und Formeln beibehielt und betonte. Nicht in Handlungen der Willkür erschien diese Repression; sie hatte immer den Anschein eines legalen Verfahrens.

Unter Tiberius gewannen die Majestätsprozesse eine fürchtbare Ausdehnung.

Man wird dem Principat wohl nicht ganz gerecht, wenn man es für eine Magistratur erklärt; es war eine Gewalt jenseit aller Magistraturen. Die Majestät des römischen Volkes, ein Gedanke, der im Tribunat entsprungen ist, war auf den Inhaber der höchsten Gewalt übergegangen.

So hatte sie schon Sulla betrachtet; jede Verletzung der Majestät des römischen Volkes wurde als Verletzung des obersten Machthabers aufgefaßt, in dem sich dieselbe vereinige. In dieser Weise hatte sie auch Augustus verstanden und, nicht ohne Schärfe, behauptet. Ich fürchte nicht, mißverstanden zu werden, wenn ich ausspreche, daß das eine gewisse Wahrheit hat. Denn das Wesen der monarchischen Gewalt ist es, daß sie das Ansehen der Gesamtheit in sich repräsentire. Das den Vorstellungen der alten Welt gemäß in der Alleinherrschaft d. h. dem durch die Ereignisse begründeten Bestand der höchsten Macht liegende göttliche Element war in dem religiösen Cultus des Augustus zur Erscheinung gekommen. Tiberius lehnte es ab, eine ähnliche Verehrung für sich selbst zu gestatten; sein Standpunkt war der menschliche, wenn der Ausdruck erlaubt ist, staatliche; Tiberius wollte Nichts als ein Sterblicher sein — aber alle Rechte, die ihm aus dem Begriff der Majestät entsprangen, machte er

schonungslos geltend. Und hiebei leistete ihm nun der Senat als entscheidender Gerichtshof die größten Dienste.

Es ist wohl der Mühe werth, wenn auch nur flüchtig, dieser Prozesse, welche die Regierung des Tiberius charakterisiren, zu gedenken. Sie werfen zugleich ein Licht auf die gesellschaftlichen Zustände des damaligen Rom in den höchsten Kreisen. Der erste, dessen in den Annalen ausführlich gedacht wird, ist der gegen Marcus Scribonius Libo¹⁾. Was ihm Schuld gegeben wurde, waren Vorbereitungen zu Anschlägen gegen das regierende Haus.

Libo hatte sich durch abergläubische Vorstellungen zu der Meinung verleiten lassen, daß ihm selbst die höchste Gewalt zu Theil werden könne²⁾. Er hatte Chaldäer und Traumdeuter berufen und selbst Geisterbeschwörungen veranlaßt. Was bei den Annalisten nur angedeutet wird, erscheint in einem Calendarium der Zeit auf das bestimmteste. Nach demselben wird der Tag als ein Feiertag begangen, an welchem Libo verrätherischer Absichten gegen Tiberius, dessen Kinder, angesehene Senatoren und das Gemeinwesen überhaupt überwiesen worden war³⁾. Libo stand in nächstem verwandtschaftlichem Verhältnisse zu Scribonia, von der sich

1) Tacitus, *Annal.* II, 27.

2) Seneca sagt von Libo (ep. 70, 10): *adolescentis tam nobilis, quam stolidi, majora sperantis quam illo saeculo quisquam sperare poterat aut ipse ullo.*

3) In dem Calendarium Amiterninum (Corp. inscr. lat. p. 324) findet sich zum 13. September, nach römischer Ausdrucksweise den 3ten dieses Monats, folgende Anzeichnung: *Fer(iae) ex S(enatus) C(onsulto) q(uod) e(o) d(ie) nefaria consilia, quae de salute Ti. Caes(aris), liberorumq(ue) e(jus) et aliorum principum civitatis deq(ue) R(e) P(ublica) inita ab M. Libone erant, in Senatu convicta sunt.* Tacitus giebt den 13. September als den Tag an, an welchem Libo sich selbst getödtet habe.

Augustus trennte, als er sich mit Livia, der Mutter des Tiberius, vermählte. Auf dies Verhältniß stützte sich wahrscheinlich sein Vorhaben ¹⁾. Aber von eben denen wurde er verrathen, denen er sich anvertraut hatte. Als er sich entdeckt sah, tödtete er sich. Tiberius sagte: er würde Libo verzeihen haben, wenn sich dieser nicht selbst umgebracht hätte, was ihm freilich Niemand glauben wollte. Auch Apuleja Varilla ²⁾, die eines Majestätsverbrechens geziehen wurde, war eine nahe Verwandte des kaiserlichen Hauses, Enkelin einer Schwester des Augustus ³⁾. Sie soll gegen Tiberius und Livia beleidigende Beschwerden ausgestoßen haben ⁴⁾. Tiberius genehmigte, daß ihre Aeußerungen gegen Augustus geahndet würden, nicht aber die gegen ihn selbst oder seine Mutter, die deshalb befragt worden war. Apuleja wurde wenigstens um dieser Vergehungen willen nicht verurtheilt. So stand Asinius Gallus, Sohn des wegen seiner militärischen und literarischen Verdienste berühmt gewordenen Asinius Pollio, insofern in verwandtschaftlichen Beziehungen zu dem kaiserlichen Hause, als er sich mit der ersten Gemahlin des Tiberius, nachdem sie von demselben verstoßen war, verheirathet hatte ⁵⁾; er war von hochstrebendem Ehrgeiz erfüllt, der sich

1) Seine verwandtschaftlichen Verhältnisse giebt Tacitus a. a. D. mit folgenden Worten an: *proavum Pompejum, amitam Scriboniam, quae quondam Augusti conjunx fuerat, consobrinos Caesares ostentat*; die Stammtafel der Scriboniani nach den Untersuchungen von Borghesi findet sich in der Ausgabe von Nipperdey zu Ann. II, 27.

2) Die Handschrift hat bei Tacitus, Ann. II 50. *Varilia*, wofür nach dem Vorschlage Borghesi's *Varilla* gelesen wird.

3) Der Prozeß fällt in das Jahr 17 unserer Aera.

4) *quia probrosis sermonibus Divum Augustum ac Tiberium et matrem ejus inlusisset.*

5) In erster Ehe hatte sich Tiberius mit Vipsania vermählt, der

aber in Worten erschöpfte. Er ließ Aeußerungen vernehmen, durch die er nur Freimüthigkeit an den Tag zu legen glaubte; Tiberius aber sich vielleicht betroffen, auf jeden Fall beleidigt fühlte. Asinius wurde nicht hingerichtet, nicht einmal verbannt; aber er mußte fortan im Gewahrsam des jedesmaligen Consuls oder eines anderen der höchsten Beamten bleiben, was ihn endlich zur Verzweiflung brachte ¹⁾.

Wenn die Prozesse, wie man sieht, besonders gegen Persönlichkeiten gerichtet waren, die dem kaiserlichen Hause verwandtschaftlich nahe standen, aber Ansprüche gegen dasselbe erhoben, so erkennt man auch, wie wichtig es für den Princeps war, daß der Senat sich seiner Rechte annahm. Er selbst und seine Familie wurden als unantastbar betrachtet, um so mehr, da diese anderen ursprünglich nahe stand und nun erst durch unbedingte Verehrung über sie gehoben werden sollte.

Ein Dichter, welcher Tragödien verfaßte und eigentlich in Gnaden war, wurde beschuldigt, in einer Versammlung angesehenen Männer und Frauen ein poetisches Werk vorgelesen zu haben, in welchem dem kaiserlichen Hause zu nahe getreten sei. In dem Senat machte man darauf aufmerksam, daß das doch bloß Worte, keine Thaten seien; Thorheiten, kein Verbrechen. Tiberius selbst scheint dieser Meinung gewesen zu sein. Wenigstens hat er es dem Senat verwiesen, als dieser das Todesurtheil aussprach und vollstrecken ließ, ohne bei ihm angefragt zu haben ²⁾. Zuweilen

Tochter des Agrippa und der Pomponia, deren Vater der durch sein freundschaftliches Verhältniß zu Cicero bekannte römische Ritter Atticus war. Vipsania war demnach Stiefschwester der Agrippina, der Gemahlin des Germanicus.

1) Sein Tod erfolgte im Jahre 33 unserer Aera.

2) Die Rede des Lepidus, in welcher diese Gedanken vorkommen,

betrafen die Anklagen die höchsten allgemeinen Interessen. Ein Geschichtschreiber ist verurtheilt worden, weil er von Brutus und Cassius mit Ehrerbietung gesprochen und Cassius den letzten Römer genannt hatte¹⁾. Man sah darin einen Beweis republikanischer Gesinnungen, die man nicht wieder zu Worte kommen lassen wollte. Meistentheils aber bewegten sie sich in persönlichen Beziehungen zu dem Herrscher und seinem Hause. Man hat Männer angeklagt, weil sie bei dem Verkauf eines Grundstücks die Bildnisse des Augustus mitverkauft hatten²⁾. Man ist darin soweit als möglich gegangen: Worte, welche in trunkenem Muth gesprochen worden waren, unschuldige Scherze wurden Verbrechen. Es kamen Anklagen vor, über welche Tiberius selbst erstaunte, z. B. gegen den Senator Cnäus Cornelius Lentulus, dem Schuld gegeben wurde, sich durch Aeußerungen gegen Tiberius vergangen zu haben. Lentulus lachte auf; Tiberius rief aus: er wolle nicht leben, wenn Männer wie dieser gegen ihn wären³⁾.

Mit der Gehässigkeit der Repression verband sich das Unwesen der Delatoren. Was kann überhaupt einer Regierung Schlimmeres begegnen, als wenn sie die doch immer vorhandenen menschlichen Schwachheiten zu ihrer Unterstützung aufruft? Die, welche anklagten, erhielten als Belohnung einen

theilt Tacitus, Ann. III, 50 mit; über den Prozeß, der in das Jahr 21 unserer Aera gehört, berichtet außerdem Dio LVII, 20.

1) Prozeß des Cremutius Cordus im Jahre 25 unserer Aera.

2) Prozeß des Ritters Falanius im Jahre 15 (Tacitus, Ann. I, 73).

3) Dio LVII zum Schluß, vergl. Tacitus, Ann. IV, 29. — Der Vorfall gehört in das Jahr 24 unserer Aera. Im nächsten Jahre starb Lentulus (Tacitus, Ann. IV, 44, 1); es ist derselbe, der im Jahre 18 vor unserer Aera das Consulat bekleidet und im Jahre 10 siegreich gegen die Dacier gekämpft hat (Ripperhey zu Tacitus a. a. O.).

Antheil an den confiscirten Gütern der Verurtheilten. Mit der Eifersucht des Fürsten verband sich die Gewissenlosigkeit gewinnfüchtiger Angeber und die Unfähigkeit des Gerichtshofes, Widerstand zu leisten. Die Senatoren selbst hätten in Gefahr zu gerathen gefürchtet, wenn sie bei einem Verfahren dieser Art ihre Mitwirkung versagt hätten. Die durch die einheitliche Macht herbeigeführte allgemeine Sicherheit wurde durch die erschreckende Unsicherheit Einzelner, die sich mißfällig erwiesen, durchbrochen. Das Geheimniß des Privatlebens wurde in die Deffentlichkeit gezogen. Sklaven verriethen ihre Herren.

Bei diesem Werk der Repression und dem verderblichen Unwesen der Delatoren wurde Tiberius hauptsächlich durch den Präfectus Prätorio Aelius Sejanus unterstützt, einen Mann, der die tiefste Unterwürfigkeit mit unermüdblicher Thätigkeit verband. Ein Zeitgenosse rühmt ihn, er sei eben dadurch emporgestiegen, daß er sich nicht höher stellte, als Andere und bei aller Strenge der Amtsführung eine vergnügliche Heiterkeit bewahrte. In Sejan ist der Gedanke entsprungen, die Prätorianer, die, in die Stadt eingeführt, doch in derselben zerstreut waren, in Ein Lager zusammenzuziehen, um sie von jedem Einfluß der städtischen Bevölkerung loszureißen und ganz und gar an das Principat zu knüpfen ¹⁾.

Selbst der Sohn eines früheren Präfectus Prätorio, war er hier gleichsam zu Hause; er setzte Centurionen und Tribunen selbst ein, und da er zugleich angesehenene Senatoren dadurch gewann, daß er ihnen gute Stellungen im öffentlichen Dienste verschaffte, so ward er, dem Kaiser zur Seite, allmächtig. Sejan, obwohl nur eben römischer Ritter, wurde doch gleich-

1) Die Maßregel ist im Jahre 23 u. Ae. durchgeführt worden.

sam der Mittelpunkt des Staates; er war nicht allein der Minister, sondern auch der Vertraute des Tiberius; er galt als der Depositär und Interpret der kaiserlichen Gedanken.

Wir erfahren, daß die vornehmsten und einflußreichsten Männer sich bei Sejan einfanden, um die wahren Absichten des Herrschers bei ihm zu erfragen. Man hat damals gezweifelt, ob die Gewaltthaten, welche unaufhörlich vorkamen, mehr auf Betrieb des Sejanus oder auf Befehl des Cäsar erfolgt seien. Wer könnte das in einer Lage wie diese überhaupt unterscheiden? Besonders in den Irrungen, die zwischen Tiberius und wenn nicht Germanicus selbst, doch der Gemahlin desselben allmählich erwachsen, stand Sejan dem Tiberius nur allzu dienstbeflissen zur Seite.

Als Germanicus auf den Ruf des Tiberius nach Rom zurückkam, wurde ihm ein Triumph bewilligt, der am 26. Mai 17 u. Ae. (770 der Stadt) stattgefunden hat. Ihn begleitete seine Gemahlin Agrippina, von einer Anzahl blühender Kinder umgeben. Noch einmal war die Familie, wie es schien, einträchtig beisammen. Als die Mutter des Hauses wurde Livia verehrt. Sie genoß unter ihrem Sohne nicht viel weniger Ansehen als unter ihrem Gemahl. Für Germanicus wurde dann eine neue, an sich höchst ehrenvolle Stellung im Orient bestimmt. Dort waren mancherlei Unzuständigkeiten zu beseitigen. Die Fürsten von Commagene, Cappadocien und Cilicien waren gestorben, und da die Populationen zwischen der Anhänglichkeit an das angestammte Fürstenthum und dem Verhältniß zu Rom schwankten, so erschien es rathsam, ein Mitglied des augusteischen Hauses zur Beruhigung derselben nach dem Orient zu senden. So

hatte Tiberius damals seinen eigenen Sohn nach Aegypten geschickt; der Nefte und der Sohn schienen die sichersten Stützen seines Thrones zu bilden. Die Mission des Germanicus nahm aber einen sehr unglücklichen Verlauf. Er gerieth mit dem ihm beigegebenen Legaten Cnäus Piso in eine Feindseligkeit, die zu den gehässigsten Beschuldigungen Anlaß gegeben hat. Daß der Legat, welcher die regelmäßige Autorität repräsentirte — ein Mann von aristokratischer Gesinnung —, und ein Mitglied der kaiserlichen Familie, dem eine außerordentliche Gewalt anvertraut war, leicht in Conflict gerathen konnten, liegt in der Natur menschlicher Verhältnisse. Piso war hochfahrender Aristokrat; Germanicus liebenswürdig von Natur, aber er fühlte sich als den Träger der monarchischen Gewalt. Ein Zusammenwirken des einen mit dem anderen war nicht lange möglich. Ihre offene Entzweiung trat bei folgender Gelegenheit ein.

In den unaufhörlich zwischen Krieg und Frieden schwankenden Verhältnissen der Römer mit den Parthern bildete es ein Moment, daß ein Arsacide, des Namens Vonones, der lange in Rom gelebt hatte, unter dem Schutze des Augustus von den Parthern zurückberufen und auf ihren Thron gesetzt worden war. Aber die römisch-griechische Art zu leben, die der neue Fürst einschlug, veranlaßte den Abfall der Parther. Artabanus III., der Begründer einer neuen Dynastie im Lande, verjagte Vonones, der nun in Syrien bei den Römern, die ihn auch fortan als König behandelten, Schutz suchte und fand. Auch Cnäus Piso nahm sich seiner an; dessen Gemahlin Plancina wurde durch reiche Geschenke von ihm gewonnen. In der Pacification dieser Grenzländer begriffen, fand es nun Germanicus rathsam, sich mit Artaban

zu verständigen, der ihm Friede und Freundschaft anbot, wenn Bonones aus Syrien, wo er ihm gefährlich werden konnte, entfernt würde. Gegen das Verfahren des Germanicus ließ sich einwenden, daß doch damit das römische Interesse in Parthien aufgegeben wurde. In die größte Aufregung aber geriethen Piso und dessen Gemahlin, als ihr Schützling nun wirklich nach Cilicien entfernt, kurz darauf aber bei einem Fluchtversuch eingeholt und getödtet wurde.

Während Germanicus eine Reise nach Aegypten unternahm, blieb die Provinz Syrien in den Händen des Legaten, der sie dann nicht in dem Sinne des Germanicus verwaltete, so daß sich bei dessen Rückkehr ihr Hader mit verdoppelter Gehässigkeit erneuerte. Als Germanicus bald darauf in eine gefährliche Krankheit verfiel, faßten seine Freunde den Verdacht, sie sei von Piso durch Gift herbeigeführt worden. Man wollte allerlei magische Vorkehrungen erkennen, durch welche ein lebendiger Mensch den Göttern der Unterwelt überliefert werde.

Wer aber sich des einen Mittels bedient, wird schwerlich auch zu dem anderen greifen. Auch hat man Piso später nur eben der Vergiftung des Germanicus angeklagt — allein mit welchen Beweisen? Man hat dafür angeführt, daß das Herz bei der Leichenverbrennung unverlezt gefunden worden sei, was eben bei Menschen denen das Leben durch Gift genommen worden sei, geschehe ¹⁾. Ueberhaupt beruht die Anklage Pisos, den Tod des Germanicus veranlaßt zu haben, auf einer Vermischung abergläubischer Vorstellungen mit aben-

1) Plinius, Hist. nat. XI, 37 (72), 187: extat oratio Vitellii, qua Gnaeum Pisonem ejus sceleris coarguit hoc usus argumento (negatur cor cremari posse veneno interemptis) palamque testatus non potuisse ob venenum cor Germanici Caesaris cremari. Contra genere morbi (cardiaco morbo), defensus est Piso.

teuerlichen Gerüchten. Piso hat dieselbe später zurückgewiesen; sie ist, wie Tacitus sagt, in Nichts zerstoßen¹⁾. Alles betrachtet, wird man annehmen dürfen, daß Germanicus, der von den Feldzügen an der Nordsee nach dem Orient gegangen war und sich dort eben, wie in Aegypten, wo er als Grieche zu erscheinen liebte, den Einwirkungen des veränderten Klimas ausgesetzt hatte, frühzeitig eines natürlichen Todes gestorben ist²⁾. Wenn nun aber an dieser Vergiftungsgeschichte so wenig ist, wie an vielen anderen; welchen Sinn hat es vollends, daß man dem Kaiser Tiberius eine Schuld daran beimessen will. Ein Mißverständnis zwischen Tiberius und Germanicus ist allerdings dadurch entsprungen, daß dieser die Reise nach Aegypten unternommen hatte, ohne erst in Rom angefragt zu haben. Es war aber eine von Augustus selbst aufgestellte Regierungsmaxime, daß Aegypten von jedem anderweiten Einfluß frei erhalten werden müsse, weil ein solcher leicht auf die Zufuhr der Lebensmittel für die Hauptstadt einwirken konnte, für die der Kaiser sorgen mußte, wenn er sie beherrschen wollte. Tiberius tadelte die Reise des Germanicus in milden Worten, nur in diesem letzten Punkte schärfer. Möglich, daß Tiberius Vorkehrungen getroffen hat, um nicht Germanicus sich über den Kopf wachsen oder ihn eine unbotmäßige Stellung im Orient einnehmen zu lassen. Aber wie weit ist das von der Absicht entfernt, die man dem Kaiser zuschreibt, seinem Neffen durch Vermittelung Pisos den Untergang zu bereiten. Daß er eine solche gefaßt haben sollte, ist vielmehr undenkbar. Denn es

1) Tacitus, Ann. III, 14: solum veneni crimen visus est diluisse.

2) Germanicus starb am 10. October im Jahre 19 u. Ae. (VI. Id. Octobr. nach den Fasti Antiates. Corp. inscr. lat. I, p. 329.)

konnte ihm nicht entgehen, daß der Tod des Germanicus die Rechte der Kinder desselben, die andere waren, als die vom Vater auf sie vererbten, wenn nicht zur Geltung, doch in lebendige Erinnerung bringen werde. Was das auf sich habe, kam unverzüglich zu Tage.

Als Agrippina, die Gemahlin des Germanicus, mit dessen Asche nach Italien zurückkehrte, wurde sie mit einer Theilnahme der Bevölkerung empfangen, welche noch mehr andeutete, als Beileid für den Verstorbenen. Damit tritt ein neues Moment in dem Leben des Tiberius ein, das verhängnißvoll für sein Verfahren und sein Andenken geworden ist. Die Augen richteten sich auf die Anrechte des julischen Hauses, die, bisher zurückgedrängt, in Agrippina und ihren Kindern nach dem Tode des Germanicus selbständig auftraten. Fürwahr, Tiberius mußte vollkommen verblendet gewesen sein, wenn er die Ermordung seines Neffen veranlaßt hätte. Germanicus war, wie berührt, dem augusteischen Hause noch näher verwandt, als Tiberius; er hatte sich aber in seine Unterordnung gefügt. Mit seinem Tode jedoch traten nun die Ansprüche seiner Söhne hervor, die noch bei weitem stärker waren, als die seinen. Genealogisch betrachtet, standen sie dem Stifter der Macht, dessen Urenkel sie waren, näher als Tiberius. Die Wittve des Germanicus erschien als die Repräsentantin einer Succession, die auf einem anderen Princip als die des Tiberius selbst beruhte. Schon immer waren dem Tiberius aus der Art und Weise, wie er zur Regierung gekommen war, feindselige Machinationen erwachsen. Diese fanden jetzt einen festen Rückhalt. Agrippina nahm eine oppositionelle Haltung an, die dem Kaiser auch im gesellschaftlichen Leben nicht selten beschwerlich fiel.

Eines Tages ist sie, durch die Verurtheilung einer ihrer nächsten Freundinnen, die zugleich eine Verwandte des Hauses war, aufgeregt, in die Gemächer des Tiberius eingedrungen, den sie mit einem Opfer am Altar des Augustus beschäftigt fand. Sie rief ihm zu, es stehe ihm schlecht an, dem Todten zu opfern, während er die Lebenden Nachkommen desselben vertilge. „Meine Tochter“, versetzte Tiberius, „du bist mißvergnügt, weil du nicht selbst herrschest“. Agrippina ließ sich sogar einreden, daß sie bei einem Gastmahl bei ihrem Adoptivschwiegervater vergiftet werden solle; sie rührte keine Speise an und lehnte selbst Früchte ab, die ihr Tiberius reichte. Zu seiner Mutter gewendet, sagte der Cäsar: man könne ihm nicht verargen, wenn er nicht allzu glimpflich gegen eine Frau verfare, die ihn für fähig halte, sie mit Gift zu tödten; denn auf Livia nahm Tiberius immer Rücksicht. Diese aber hielt noch ihre Hand über Agrippina; sie war die Gemahlin ihres Enkels, die Kinder derselben ihre Urenkel. Und auch mit seiner Mutter war Tiberius nicht durchweg einverstanden; Livia hielt einen eigenen Hof, an welchem man die Handlungen der Regierung einer scharfen Kritik unterwarf.

Vielleicht darf man annehmen, daß dies Verhältniß zwischen den beiden Frauen, von denen die eine sich eines eingeborenen Ansehens erfreute, die andere eine große Zukunft in Anspruch nahm; die eine herrschsüchtig, die andere unbotmäßig, zu den vornehmsten Motiven gehörte, welche Tiberius bewogen haben, Rom zu verlassen¹⁾. Er fühlte sich unbehag-

1) Tacitus, Ann. IV, 57: traditur matris impotentia extrusum, quam dominationis sociam aspernabatur neque depellere poterat, cum dominationem ipsam donum ejus accepisset. Sueton: Tiberius c. 51: ut quidam putent, inter causam secessus hanc (daß Verhältniß zu

lich zwischen Verdacht und Haß; der Aufenthalt in der Hauptstadt schien ihm selbst nicht ohne Gefahr zu sein ¹⁾.

Im Jahre 26 unserer Aera, dem zwölften seiner Regierung hat er sich aus Rom entfernt und ist dann niemals wieder dahin zurückgekommen; er ging nach dem Felsen-
eiland Caprea ²⁾, welches Augustus, der es von der Stadt Neapel für sein Haus erwarb und mit einem Anbau versah, wie man sagte, zu seinem eigenen Ruhesitz, wo er minder belästigt zu werden hoffte, ausersuchen hatte ³⁾.

In diese Zurückgezogenheit begab sich Tiberius, jedoch nicht, um von den Geschäften frei zu sein. Er hatte vielmehr außer einigen Gelehrten, die ihn unterhalten sollten, auch einen der ersten Rechtskundigen der Zeit in seiner Begleitung.

Es giebt eine Art von Regierung, in welcher sich das Bedürfnis des persönlichen Lebens mit der Pflicht für das Allgemeine gleichsam ausgleicht, wenn der Herr, fern von dem Getümmel einer Hauptstadt nur das entscheidende Wort in den Geschäften ausspricht, den übrigen Theil des Tages aber seinen Studien oder den Vergnügungen des Landlebens oder einer ausgesuchten Gesellschaft zu widmen im Stande bleibt. Caprea, von einer wundervollen Natur umgeben, liegt so recht in der Mitte des gräco-romanischen Reiches, das dem Kaiser gehorchte. Die leichte Communication machte

Livia), ei vel praecipuam fuisse. Dio Cassius LVII, 12 fin.: *ὥστε ἐς τὴν Καπρίαν δι' ἐξείλην (τὴν μητέρα) οὐχ ἥκιστα μεταστῆναι.*

1) Wie Seneca, epp. XII, 1 = 83, 14 sagt: Tiberius proficiscens in Campaniam, cum multa in urbe et suspecta relinqueret et invisa.

2) Tiberius entfernte sich aus Rom im Jahre 26 und begab sich zunächst nach Campanien; im folgenden Jahre ließ er sich dauernd auf Caprea nieder.

3) Dio LII, 43, dessen Stelle jedoch eine Dunkelheit bietet. Nach Sueton hatte er sie mit dem Worte: *ἀπραγόπολις* bezeichnet.

eine unausgesetzte Verbindung mit aller Welt, hauptsächlich aber mit Rom möglich. Die Leitung der Angelegenheiten konnte Tiberius immer in seiner Hand behalten; er führte sie durch regelmäßige Correspondenzen mit dem Senat und mit Sejan, der damit nicht unzufrieden war, da er das volle Vertrauen des Kaisers behielt und als das ausschließliche Werkzeug seines Willens erschien.

Aber gestehen muß man doch, daß sich hiedurch eine höchst außerordentliche Regierungsweise einführte, inwiefern der Wille des Kaisers von Caprea her dem Senat kundgegeben und durch Vermittelung eines Vertrauten zur Ausführung gebracht wurde, wobei dann die persönlichsten Motive wirksam eingriffen. Der despotischen Willkür, die sich dadurch Raum machte, stand noch immer die Autorität der Livia im Wege, welche der Kaiser in Ehren hielt und Sejan nicht zu verletzen wagte. Endlich starb sie im höchsten Alter — eine Frau von einer wahrhaft historischen Stellung: sie hat zur Consolidation des Reiches durch die Rathschläge der Versöhnung, die sie ihrem Gemahl gab, und die Einführung ihrer Söhne in dessen Familie mehr beigetragen, als Jemand sonst in der Welt. Sie hatte dem Tiberius den Thron verschafft; der Sohn fühlte sich erst wahrhaft frei und sein Eigen, als die Mutter starb ¹⁾.

Gleich in dem Moment ihres Todes kam dies zu Tage. Der Kaiser richtete ein Schreiben an den Senat, in welchem er sich über die Arroganz Agrippinas und das zuchtlose Treiben des älteren ihrer Söhne beschwerte.

Wir erörtern nicht, ob hiebei bereits das Verderben

1) Im Jahre 29. — Nach Plinius, Hist. nat. XIV, § 59 starb Livia in einem Alter von 82, nach Dio (LVIII, 2) von 86 Jahren.

der Agrippina beabsichtigt worden ist. Entscheidend wurde nicht sowohl der Brief selbst, als die ungenügende Berücksichtigung, die er fand. In dem Senat nämlich hatte man doch auch eine Empfindung für die Rechte und eventuellen Ansprüche der Agrippina und ihrer Kinder, und die Meinung überwog, die Berathschlagung über den Brief zunächst zu verschieben. In dem Volk aber, zu welchem Kunde von dem Briefe gedrungen war, regte sich lebendige Sympathie für Agrippina. Es gerieth in allgemeine Bewegung; man behauptete, das Schreiben des Kaisers sei unecht. Volkshaufen zogen unter Vorauftragung der Bilder Agrippinas und Neros einher. Diese Demonstration aber brachte die Lage der Dinge erst zu vollem Ausdruck. Sejan nahm Anstoß daran, daß der Senat Zuschriften des Kaisers vernachlässige; wenn das Volk jene Bilder vor sich hertrage, so fehle nicht viel, daß es das Schwert ergreife, um diejenigen, die in denselben dargestellt wären, zur höchsten Gewalt zu erheben. Was das zu bedeuten hatte, erhellt sofort, wenn man sich der Ansprüche der Söhne des Germanicus und ihrer Mutter erinnert. Und aus einer literarischen Reliquie von nur provinzialem Inhalt, dem Leben des Avillius Flaccus von Philo, erfährt man, daß die Parteiung zwischen Agrippina und Tiberius, wie die Hauptstadt, so das Reich überhaupt ergriff und entzweite. Philo zählt Flaccus zu denen, die gegen Agrippina zusammenwirkten¹⁾. Seine Gegner schlossen sich der Partei Agrippinas an.

Niemand hätte sagen können, was daraus erfolgt wäre, wenn Agrippina, wie sie vorzuhaben schien, sich zu den Le-

1) Philo adversus Flaccum p. 518 Mangey.

gionen begeben hätte, wo der Name des Germanicus im besten Andenken war. In Rom wollte man von ihr gehört haben, sie werde, wenn sie sich bedroht sehe, die Statue des Augustus, von dem sie ihr Geschlecht herleitete, umklammern. Dies war der wesentliche Gegensatz. Livia scheint denselben noch zurückgehalten zu haben; in dem Moment ihres Todes, durch welchen Tiberius selbst blosgestellt wurde, indem sich seine Verbindung mit dem augusteischen Hause vollends löste, brach der Streit in voller Stärke aus. Der Senat ließ vernehmen, er sei sehr bereit, das Vorgekommene zu bestrafen; er werde nur durch die Autorität des Fürsten daran verhindert. Wie auch die Worte lauten mögen, sie haben den Sinn, daß der Senat sich dem Kaiser gegen Agrippina und ihre Söhne angeschlossen. Ohne Zweifel ist nun ein Majestätsprozeß in gewohnter Form, aber unter Beziehungen, wie sie noch nie dagewesen waren, in Gang gesetzt worden; gegen das Recht der Majestät konnten auch die angeborenen Rechte des Blutes nicht aufkommen. Ueber den Gang dieser Verhandlungen ist uns nicht das Mindeste überliefert; aber man darf unbedenklich annehmen, daß der Mutter sowohl wie den Söhnen Entwürfe zur Empörung nachgewiesen worden sind. Wie sollte sonst der Senat zu einer Entscheidung geschritten sein, wie sie nun erfolgte? Die beiden älteren Söhne der Agrippina wurden durch Spruch des Senats für Feinde des Gemeinwesens erklärt und dadurch aus dem allgemeinen Rechtsschutz ausgestoßen¹⁾. Sie wurden beide aus Rom entfernt: der ältere ist dann durch die Androhung einer qualvollen Exekution, wie man sich ausdrückte, zu einem

1) 30 u. Ae. (Sueton: Calig. 7).

freiwilligen Tode gezwungen, der zweite einige Jahre später wieder nach Rom zurückgebracht worden und einem ähnlichen Schicksal erlegen; Agrippina wurde auf eine benachbarte Insel verwiesen; ausgestoßen von der Welt, selbst nicht vor Beleidigungen gesichert, hat sie sich durch Hunger getödtet¹⁾. In so gräuelvollen Ereignissen entlud sich der innere Gegensatz der Ansprüche der Mitglieder der herrschenden Familie, welche Augustus zu vereinbaren gesucht, und der Alles beherrschenden Autorität, welche er in den Händen des Mannes, den er zum Nachfolger erkor, hinterlassen hatte. Einst hatte Agrippina durch ihre Haltung unter den germanischen Legionen dazu beigetragen, das Imperium in der Hand des Tiberius zu befestigen. Das aber konnte sie nicht mehr schützen, nachdem sie unabhängige Ansprüche in ihren Söhnen zur Geltung bringen zu wollen entweder ernstlich versuchte oder doch zu versuchen in den dringenden Verdacht gerieth. Zwischen ihr und Tiberius brach dann ein nicht mehr beizulegender Zwiespalt hervor, in welchem der Cäsar, der die Macht über Leben und Tod besaß, die Oberhand behielt. Indem er seine eigene Sache bis zum Extrem verfocht, meinte er doch zugleich eine Pflicht zu erfüllen, die ihm seine Stellung auferlegte.

Da erwuchs ihm jedoch aus dem emporstrebenden Ehrgeiz seines bisherigen Gehülfen eine andere Gefahr. Sein Sohn Drusus, von dem man erfährt, was sich leicht begreifen läßt, er habe mit Sejan schlecht gestanden, war gestorben²⁾. Tiberius hatte das Unglück, das ihn traf, mit stolzer Gelassenheit ertragen: er sagte, er schöpfe Trost aus seiner engen

1) Der Tod Neros fällt in das Jahr 30, des Drusus und der Agrippina 33 u. Ae.

2) 23 u. Ae.

Verbindung mit dem Gemeinwesen. Nun aber faßte Sejan den Plan, sich mit der Wittwe des Verstorbenen, Livilla ¹⁾, von der man nachgehends sogar gesagt hat, sie habe im Verständniß mit Sejan ihren Gemahl mit Gift umgebracht, zu vermählen, was ihn zu einem Mitglied der kaiserlichen Familie gemacht und zu einer Stellung von weitester Aussicht erhoben hätte. Tiberius war, wie es scheint, betroffen davon, daß sein Präfectus Prætorio, der nur von ritterlichem Range war, mit seiner Familie in eine so enge Verbindung zu treten beabsichtigte; er wies ihn mit Ruhe, aber Entschiedenheit zurück ²⁾. Nachdem Agrippina und ihre Söhne aus dem Wege geräumt waren, ist dann in Sejan der Gedanke aufgestiegen, die Gewalt so fest in seine Hände zu nehmen, daß sie ihm bei dem Tode des Cäsar nicht wieder entrisen werden könnte. Denn einen Beweis dafür giebt es doch nicht, daß er die Absicht gefaßt habe, sich an dem hinsterbenden Kaiser zu vergreifen. Tiberius wurde, soviel man weiß, durch seine Schwägerin Antonia ³⁾ auf die Gefahr aufmerksam gemacht, die dem ganzen Hause drohe, und durch andere Anzeigen in diesem Verdacht bestärkt ⁴⁾; er säumte nicht, zur Abwehr zu schreiten, noch in

1) Livilla war die Tochter des älteren Drusus, Schwester des Germanicus.

2) 25 u. Ae.

3) Der Brief der Antonia wird von Josephus, Antt. Jud. XVIII, 6, 6 erwähnt und die geheime Correspondenz derselben mit dem Kaiser durch eine Nachricht Dios (LXVI, 14) bei einer anderen Gelegenheit bestätigt. Wenn Zonaras p. 550 C. (XI, c. 2) einer Verlobung Sejans mit einer Dame aus dem kaiserlichen Hause gedenkt, so ist das eine Verwechslung, wie schon von Andern bemerkt, und ohne Werth. Wäre wirklich etwas daran, so würde es doch nur eben eine Täuschung des Sejan gewesen sein, wie die andere Vorpiegelung, daß er die tribunicische Gewalt erhalten solle, nur eben auf seinen Sturz berechnet.

4) Tac. Ann. VI, 47 (53) wird Satrius Secundus als index conjugationis bezeichnet. In den verloren gegangenen Capiteln des fünften

dem Augenblick, wo es möglich war. Seine Weise zu verfahren, lernt man hier an einem Beispiel kennen. Er ernannte insgeheim einen neuen Praefectus Praetorio, Naevius Sertorius Macro, und ließ dem Senat ein Schreiben zu gehen, zu dessen Anhörung auch Sejan eingeladen wurde; man wollte wissen, Sejan habe erwartet, durch dasselbe zu neuen hohen Würden erhoben, namentlich mit der tribunicischen Gewalt bekleidet zu werden. Bei seinem Eintritt in die Curie wurde er ehrerbietigst begrüßt: denn noch war Niemand von der Sinnesveränderung des Kaisers unterrichtet. Das Schreiben des Tiberius, das dann verlesen wurde, ging nicht geradezu gegen Sejan; es berührte allerlei Dinge, ein oder zwei Mal auch Sejan, der in Erstaunen gerieth, daß er statt der Erhebung, die er erwartete, nur tadelnde Worte, anfangs gelind, dann immer heftiger zu vernehmen bekam, bis endlich am Schluß des Briefes befohlen wurde, ein paar Freunde Sejans zu bestrafen, ihn selbst aber in Gewahrsam zu nehmen. Wie so ganz wick das von Alledem ab, was bisher vorgekommen war! „Hierher, Sejan“, rief endlich der Consul, der den Vorsitz in der Versammlung führte. Lange hatte dieser kein befehlendes Wort gehört; er zögerte zu kommen; endlich trat er hervor, ward gebunden, ins Gefängniß geworfen und hingerichtet ¹⁾. Sein Leichnam ward in die Gemonien geschleppt. Man erzählt, der Kaiser habe sich durch Feuerzeichen von einer Höhe zur anderen von den Erfolgen

Buches wird dieser Sache ausführlich Erwähnung geschehen sein. Die Vermuthung einiger Neueren (Rydius zu Tacitus, Ann. VI, 8. Sievers, Tacitus und Tiberius II, S. 28. — Studien zur Geschichte der römischen Kaiser S. 76, Note 11), daß Satrius Secundus der Antonia Anzeige gemacht und diese dem Kaiser, können wir auf sich beruhen lassen.

1) 31 u. Ae., 18. Oktober. (XV. Kal. Novembres Tacitus, Ann. VI, 25 = 31 g. F.)

seiner Veranstellungen Nachricht geben lassen: dann habe er neun Monate lang das Landhaus, in dem er lebte, nicht wieder verlassen ¹⁾).

Daß sein Verfahren im Allgemeinen angesehen nicht eben gemißbilligt wurde, beweist unter Anderem die Ausführung eines Schriftstellers von Geist und Gelehrsamkeit, welcher das Vorhaben des Sejan als ein Verbrechen gegen das menschliche Geschlecht bezeichnet ²⁾; würde es ihm damit gelungen sein, so würde er die Welt gleichsam aus ihren Angeln gerissen haben; durch seinen Tod sei der Friede, die Geltung der Gesetze, die allgemeine Ordnung erhalten worden. Es wird als ein neues Verdienst des Kaisers gerühmt, daß er durch seine klugen Vorkehrungen das schwerste Unheil, mit dem kein anderes sich hätte vergleichen lassen, abgewendet habe.

Die gewaltsame Beseitigung der Freunde Sejans, die Untersuchungen gegen die Mitschuldigen desselben und ihre Bestrafung erfüllten noch die späteren Lebensjahre des Tiberius, eher mit wachsender, als mit nachlassender Schärfe und Erbarmungslosigkeit.

In einer Büste des Tiberius, die man für die schönste von allen erklärt, die von einem Imperator auf uns gekommen, ist nichts wahrzunehmen, was Blutdurst oder Heuchelei verriethe, wohl aber athmet sie ein Bewußtsein eingeborener Kraft und der höchsten Würde, strenger Größe mit einem Zug von Verachtung der Gegner, die er für überwältigt zu halten scheint. Man bemerkt dabei das auf den

1) Sueton: Tiberius c. 65.

2) Valerius Maximus IX, 11, 4: tu (Sejane) efferatae barbariae immanitate truculentior habenas Romani imperii, quas princeps parensque noster salutari dextera continet, capere potuisti? aut te compote furoris mundus in suo statu mansisset?

Nacken fallende Haar des Hinterhauptes, wie es Tiberius nach der Gewohnheit der Claudier trug; die straffe Haltung des Nackens ¹⁾ erinnert an die Bildnisse des Jupiter. Die Erscheinung des Tiberius war überhaupt gebieterisch. Selten brach er sein Schweigen; auch gegen die nächsten Angehörigen ließ er sich nur in kurzen, langsam ausgesprochenen Worten vernehmen. Tiberius hatte sich schon in seinen Feldzügen daran gewöhnt, auf Niemand zu hören, sondern nur seinem eigenen Willen zu folgen, wenn derselbe auch mit der allgemeinen Meinung in Widerspruch gerieth. So trat er denn auch im Besitz der höchsten Gewalt auf, die ihm zu Theil geworden war. Verschlossenheit bis zum Augenblick, wo er handelte, war ihm Natur, was ihm dann den Vorwurf der Heuchelei und Verstecktheit zuzog, da er, plötzlich losbrechend, kein Mittel scheute, um den Feind zu vernichten, entschlossen, wie er war, seine Gewalt, auf die ihm nicht einmal ein Recht der Geburt zustand, gegen jede Art von Widerspruch oder Gefahr zu vertheidigen. In seinem Selbst sah er zugleich den Eckstein des gesammten Staatsgebäudes; zu dem persönlichen Motiv der Selbsterhaltung fügte er das andere hinzu, daß das Wohl des Ganzen auf derselben beruhe. Ueber den unterworfenen Erdfreis, den er vor neuen Verwirrungen schützte, hielt er doch zugleich das gezückte Schwert in der Hand, mit welchem er jede Regung der Opposition rücksichtslos und grausam, aber in gesetzlichen Formen niederschlug, vielleicht eine Nothwendigkeit, die aber nicht allein Erstaunen, sondern selbst Grauen erweckt, und doch niemals ohne Gefahr ist. Man ist versucht, die Ueberlieferung:

1) Sueton: Tiberius c. 6, 8: *incedebat cervice rigida et obstipa.*

Tiberius habe einen Lorbeerfranz getragen, um sich gegen den Blitz zu schützen, symbolisch zu fassen, gleich als wäre es die Meinung, daß ein lorbeerbekränztes Fürstenhaupt nicht von einem plötzlichen Schläge getroffen werden könne ¹⁾.

Das Landhaus, das er bewohnte, trug selbst den Namen einer Villa des Jupiter ²⁾; mehr, als an die Götter, glaubte er an das Fatum und die Gestirne ³⁾. Die mythische Vorstellung, die sich noch bei seinen Lebzeiten von ihm bildete, dachte ihn als einen Greis, der, von seinen Chaldäern umgeben, in den Gestirnen lese ⁴⁾. Er war ferngesund von Natur, so daß er niemals einen Arzt fragte, auch nicht während der Zeit des Principats.

Aber mit den zunehmenden Jahren machten sich auch bei ihm die Schwächen bemerkbar, die mit dem Alter verbunden sind. Aller Augen richteten sich auf die zu erwartende Succession, für welche nur zwei Persönlichkeiten in Betracht kommen konnten: der leibliche Enkel des Tiberius, Sohn seines Sohnes Drusus, Tiberius Gemellus; und der jüngste Sohn des Germanicus und der Agrippina, Cajus, genannt Caligula. Einst hatte es Aufsehen gemacht, als der Kaiser mit Emphase

1) Man kennt die geheimnißvollen Beziehungen des Lorbeerhaines, aus welchem sich die Cäsaren bekränzten. Er war der Tradition nach aus einem Zweige, der von einem Adler in den Schooß der Livia geworfen worden war, erwachsen. Plinius, Hist. nat. XV, fin. Vergl. Sueton, Galba c. 1.

2) villa quae vocatur Jovis. Sueton: Tiberius c. 65 fin. Daß Tiberius zwölf Villen nach den zwölf Göttern genannt habe, ist eine philologische Vermuthung, die dazu dienen sollte, um eine schwere Stelle des Tacitus (Ann. IV, 67) zu erklären; sie stammt von Lipsius.

3) Sueton: Tib. c. 69: circa deos ac religiones negligentior, quippe addictus mathematicae, persuasione plenus, cuncta fato agi.

4) Principis Caprearum in rupe sedentis cum grege Chaldaeorum. Juvenal, Sat. X, V. 93. 94.

die Geburt der Zwillinge, von denen Tiberius Gemellus der eine war, angekündigt hatte. Aber auch der Sohn der Agrippina hatte es verstanden, durch eine unbedingte Hingebung, bei der von dem, was seine Familie erlitten, niemals mit einem Wort die Rede war, Tiberius für sich zu stimmen. In dem Neffen und dem Enkel des Tiberius trat die Divergenz, welche über der Familie überhaupt schwebte, noch einmal hervor. Der Enkel hätte nur eben die Rechte des Tiberius geerbt; der Sohn des Germanicus besaß alle jene mit der unmitttelbaren Abkunft aus dem augusteischen und julischen Hause verbundenen Vorzüge. Der Kaiser meinte, diesen Zwiespalt dadurch auszugleichen, daß er in einer letztwilligen Verfügung den Tiberius Gemellus, der noch nicht alt genug war, um im Senat zu erscheinen, als Miterbe des Cajus bezeichnete, was man als eine Genossenschaft des Reiches verstand¹⁾. Aber Alles blieb eventuell: denn wer wollte die Jahre berechnen, die Tiberius noch leben würde, und in denen dann Gemellus zu voller Befähigung herangereift wäre? Wie viel Tiberius auch sonst dem Verhängniß überließ, so hat er demselben doch die Sache nicht ganz und gar anheimgestellt. Aber das Ende seiner Tage war näher, als er meinte.

Ueber dies Ereigniß sind nur solche Nachrichten auf uns gekommen, daß man bei jedem Schritt irre zu gehen fürchtet. Ich folge der tagebuchartigen Aufzeichnung, die bei Sueton zu Grunde liegt. Daraus entnimmt man, daß Tiberius, man erfährt nicht genau, aus welchem Grunde, die Absicht, Rom noch einmal zu besuchen, gehabt habe, aber davon, in der

1) Nach Sueton: Caligula 15 wäre Gemellus als Miterbe (coheres), nach Philo, de virtutibus p. 549 Mangel als *κοινωνός ἀρχῆς* bezeichnet worden; fast noch ausdrücklicher sagt das Dio LIX, c. 1: *ἐκεῖνος* — Tiberius — *καὶ τῷ Τιβερίῳ τῷ ἐγγόνῳ τὴν αὐταρχίαν κατέλιπεν.*

unmittelbaren Nähe der Stadt durch ein Wunderzeichen, das die Gewaltthaten der Menge, die ihn selbst bedrohen könnten, anzudeuten schien, abgeschreckt worden ist. Er begab sich auf den Rückweg, den er über Misenum zu nehmen gedachte. Nachdem er unterwegs wegen körperlicher Schwäche Rast gehalten, zeigte er sich doch in Circeji so kräftig, wie jemals; er hat einen in die Arena gebrachten Eber mit dem Wurfspeer getödtet und dann, als er in Misenum anlangte, die Gewohnheiten seines täglichen Lebens festgehalten. Er sah des Abends Gäste bei sich und ließ sich nicht nehmen, sie aufrecht stehend mit einem Handschlag zu entlassen. Ich vermeide, die Angaben Suetons über die Dissimulation eines krankhaften Zustandes zu wiederholen: denn Dinge dieser Art pflegt man nicht in Tagebüchern zu verzeichnen. Doch bringt er noch die Nachricht von einem Factum bei, das er nicht erfunden haben kann, die Notiz, Tiberius sei durch den Inhalt der Senatsakten, die ihm zugehen, erschreckt und erbittert worden¹⁾. Was aber können diese enthalten haben? Aus dem Bericht, den Tacitus den Akten des Senats entnahm, ergibt sich, daß die letzten Verhandlungen desselben für Tiberius in der That wenig zufriedenstellend gewesen sind. Die Wittwe des Mannes, der die entscheidenden Anzeigen gegen Sejan gemacht hatte, wurde durch eine eingehende Denkschrift eines höchst unzüchtigen Lebenswandels und der Impietät gegen den Kaiser angeklagt. Der Kaiser meinte ohne Zweifel, daß sie ihm besonders verpflichtet sei und machte ihr die ehebrecheri-

1) Sueton: Tiberius c. 73: cum in actis senatus legisset, dimissos ac ne auditos quidem quosdam reos, de quibus strictim et nihil aliud quam nominatos ab indice scripserat, pro contempto se habitum fremens repetere Capreas quoquo modo destinavit, non temere quidquam nisi ex tuto ausurus.

ſchen Verbindungen, in die ſie ſich eingelaffen hatte, um ſo mehr zum Verbrechen, da Männer von höchſtem Rang in dieſe Sittenloſigkeit verwickelt worden waren. Unter denen wird auch Enaeus Domitius genannt, der von Tiberius ſelbſt mit der jüngeren Agrippina, Tochter der älteren, verheirathet und dadurch mit dem kaiſerlichen Hauſe in nähere Verbindung gezogen worden war¹⁾. Aber der Senat nahm Anſtand, dieſer Anklage Folge zu geben: denn der Kaiſer ſelbſt ſei bereits ſchwach geworden und wiſſe vielleicht Nichts davon; Alles rühre von Macro her, der doch zugleich angebe, daß die Anklage auf der Ausſage der Sklaven beruhe, bei deren Vernehnung er ſelbſt präſidirt habe, was dann nicht vollkommen geſeglih erſchien. Im Senat wurde zunächſt das Prozeßverfahren nicht fortgeſetzt; Domitius behielt Zeit, eine Berantwortungſchrift auszuarbeiten; auch einigen anderen Mitangeklagten wurde eine Friſt geſtattet. Hievon nun bekam der Kaiſer Nachricht in Miſenum. Er wurde darüber tief betroffen. Wenn früher ſeine Autorität eben in der Bereitwilligkeit des Senats, ihn bei Allem, was er vorſchlug, beſonders den Majestätsprozeſſen, zu unterſtützen, beruhete, ſo drohte eine Unfolgsamkeit deſſelben eine der beſten Grundlagen ſeiner Gewalt gewiſſermaßen aufzulöſen. Er war entſchloſſen, bei ſeiner Rückkehr nach Caprea in der früheren Weiſe den alten Gehorſam des Senats zu erzwingen. Indem er zu dieſem neuen gefährlichen Kampfe ſich rüſtete, iſt er in Miſenum, in der Villa des Lucull, wo er Wohnung hatte, von dem

1) Der Vater des Enaeus Domitius war Lucius, ſeine Mutter die ältere Antonia, Schweſter der Wittve des Druſus, des Bruders des Tiberius, — wie dieſe Tochter des Triumvirn Antonius und der Octavia.

Schicksal der Sterblichen erreicht worden, am 16. März 37 (790 der Stadt).

Ueber seine letzten Momente, über welche sich die abenteuerlichsten Gerüchte verbreitet haben, wage ich nur eine Nachricht des älteren Seneca ¹⁾ zu wiederholen, nach welcher Tiberius, als er seiner Schwäche inne wurde, den Siegelring vom Finger zog, gleich als wollte er ihn einem Andern übergeben, dann wieder ansteckte, endlich, als auf sein Rufen Niemand kam, sich aus dem Bette erhob, aber vor demselben zusammenbrach, — ein nicht ungewöhnlicher Fall, daß ein Sterbender sich noch einmal aufrafft und dann der letzten Anstrengung erliegt.

Wie man auch über Kaiser Tiberius urtheilen möge — er hat eine große welthistorische Mission erfüllt. Die vollständige Eröffnung der Alpen, die Ueberwältigung Pannoniens, also die Verbindung der Balkanländer mit dem römischen Reiche, einige Erfolge in Germanien, dann die Beendigung der germanischen Kriege, worauf die Entwicklung von Deutschland beruht, sind sein Werk. In dem römischen Reich hat er den Uebergang der den Bürgerkriegen entsprungenen Macht in eine haltbare Autorität, durch welche die allgemeine Ordnung behauptet wurde, vollzogen. Ein großer Mann war er nicht, aber ein geborener Herrscher.

1) Sueton: Tiberius c. 74.

Drittes Capitel.

Die Claudier=Cäsa ren Cajus, Claudius, Nero.

Die einheitliche Gewalt in dem großen Reich hatte Grundlagen, die in der Geschichte und der Natur desselben beruhten. Aber die Ausübung dieser Autorität war doch sehr persönlicher Natur. Sie hatte immer den Beigeschmack einer factischen, nicht durchaus gesetzlichen Macht, die dem vornehmsten Geschlechte zu Theil geworden war. In der Hauptstadt gab es Geschlechter, die sich durch dasselbe ihres Besitzes gleichsam entsezt erachteten und zwar dem höchsten Gebot gehorchten, aber doch mit widerstrebendem Herzen und in der Hoffnung, sich des Zwanges, dem sie unterlagen, noch einmal zu entledigen. Und in dem herrschenden Geschlechte selbst war es zu keiner festen Erbfolgeordnung gekommen; verschiedene Ansprüche nicht allein, sondern verschiedene Tendenzen stritten innerhalb desselben mit einander.

Der unerwartete Tod des Tiberius bewirkte nun zunächst, daß die Frage über die Nachfolge im Reich sofort zu Gunsten des Cajus¹⁾ entschieden wurde. Daran hat sich Macro, der Präfectus Prætorio, ohne Zweifel mit Recht den größten Antheil zugeschrieben. In der gesetzlichen Autorität, mit der

1) Cajus war am 31. August 12 u. Ae. zu Antium geboren.

er bekleidet war, stellte er den Truppen vor, das Reich bedürfe eines einzigen Herrschers: denn die höchste Gewalt müsse eine vollständige, zusammenhaltende sein. Und der von Macro den Truppen angegebene Gesichtspunkt waltete auch im Senat vor. Man hat bei der Vorlegung der erwähnten testamentarischen Verfügung des Tiberius den Wahrspruch abgegeben, daß dieselbe unzulässig sei, weil die dem leiblichen Enkel zugestandene Prærogative mit dessen jugendlichem Alter sich nicht vereinbaren lasse. Man hielt die Verordnung sogar für ein Zeichen der Altersschwäche des Verstorbenen¹⁾. Man erkannte den Enkel als ersten unter den jungen Männern des Reiches, als Princeps Juventutis, an, aber nicht als Mittherrscher²⁾. Die höchste Gewalt ging in die Hände des Cajus über³⁾.

Aus einem gleichzeitigen Berichte, der von Philo stammt, entnimmt man, daß der ruhige Uebergang der Gewalt von einer Hand in die andere im Hause der Cæsaren eine allgemeine Genugthuung hervorrief. Der von Augustus gegründete, von Tiberius befestigte innere Friede schien eine neue Gewähr zu erhalten. Das Reich, welches die schönsten Regionen der Erde umfaßte, und von seinen Nachbarn jenseits des Rheins und jenseits des Tigris, die man als Barbaren betrachtete, Nichts zu fürchten brauchte, erfreute sich eines Ueberflusses, der, wie Philo sagt, an die saturnischen Zeiten erinnerte; die Populationen verschiedenen Ursprungs, die Truppen und die Bürgerchaften, alle Stände genossen

1) Dio LIX, 1.

2) Dio LIX, 8. Sueton: Cajus c. 15.

3) Cajus Cæsar Augustus Germanicus mit dem Beinamen Caligula vom Jahre 37—41 unserer Aera (790—794 d. St.).

das Glück ihrer Vereinigung. Unzählig waren die Opfer, die Festlichkeiten, die man zur Feier des neuen Regierungsantritts veranstaltete; den Menschen sah man an, wie sehr sie von einer innerlich zustimmenden Bewegung ergriffen waren. Eine Krankheit, in die der junge Kaiser fiel, erweckte allgemeine schmerzliche Besorgnisse, seine baldige Wiedergenesung allgemeine Freude.

Und eine Wiederkehr der Parteiungen, die in den letzten Zeiten vorgewaltet, und der damit verbundenen Verfolgungen meinte man auch deshalb nicht besorgen zu müssen, weil dem neuen Cäsar, der daran hätte denken können, die seinem Hause angethanen Unbilden zu rächen, ein echter Nachkomme des verstorbenen Kaisers zur Seite stand, in welchem sich ja die andere Partei darstellte. Ueberdies zählte man auf Macro, der die Politik des Tiberius zu repräsentiren schien. Die Nothwendigkeit der Alleinherrschaft ward anerkannt; gegen einen Mißbrauch derselben glaubte man durch ein Gegengewicht einigermaßen gedeckt zu sein. Eben darin jedoch lag die Frage der Situation überhaupt: sollte sich ein junger Mann, der sich als ein unbeschränktes und gar nicht zu beschränkendes Oberhaupt ansah, Zügel anlegen lassen, Rücksichten nehmen? Cajus hob vor Allem, eben im Gegensatz gegen Tiberius, seine unmittelbare Abstammung von Augustus hervor. Es ist kaum glaublich, was man erzählt, er habe dem Augustus einen Incest mit seiner Tochter Julia Schuld gegeben, aus welchem seine Mutter Agrippina entsprungen sei ¹⁾. Auch ohne dies ist es zu begreifen, wenn er seines Großvaters Agrippa ungern gedachte: denn nur die Herkunft von den Juliern hatte Werth für ihn. Er

1) Sueton: Cajus c. 23.

meinte nämlich, wie die Aehnlichkeit des Leibes, so vererbe sich auch die Aehnlichkeit der Seele. Selbst das Talent, zu regieren, hielt er für ein eingeborenes¹⁾. Von seiner nächsten Umgebung in diesem Wahn bestärkt, verschmähte er die Rathschläge Macroß. Was Philo von dessen Ansichten erzählt, erinnert an die Idee des Sokrates über die Monarchie: daß die Regierung ein Geschäft sei, das man lernen und dann zum allgemeinen Besten ausüben müsse; selbst die Vergleichung des Fürsten mit dem Steuermann kommt da wieder zum Vorschein. Der Gegensatz der in den griechischen Republiken ausgebildeten Begriffe von einer regierenden Gewalt, die jedoch nicht wählbar ist, sondern nur dem persönlichen Verdienst zukommt, mit der aus den asiatischen und hellenistischen Reichen herübergekommenen Vorstellung von einer schon im Mutterleibe präformirten Bestimmung zur Regierung und dem dazu erforderlichen Talent tritt hier sehr bezeichnend hervor. In dem römischen Kaiser kam nun die Fülle der Allgewalt, welche sogar als ein Bedürfniß der Gesamtheit betrachtet wurde, dazu. In Cajus lebte der wildeste Trieb, sie allein zu besitzen. Er ruhte nicht, bis der Enkel des Tiberius aus dem Wege geräumt war, womit zugleich alle die politischen Gerechtigkeiten der Linie des Tiberius beseitigt waren.

Nicht länger mochte er dann Macroß Erinnerungen ertragen. „Da kommt der Pädagog“, sagte er, „der den meistern will, der kein Knabe mehr ist“.

1) Ὡς γὰρ αἱ τοῦ σώματος καὶ τῆς ψυχῆς ὁμοιότητες καλὰ τε τὴν μορφὴν καὶ σχέσεις καὶ κινήσεις, βουλὰς τε καὶ πράξεις, ἐν τοῖς σπερμιατικοῖς σώζονται λόγοις, οὕτως εἰκὸς ἐν τοῖς αὐτοῖς ὑπογράφουσι τυπωδέστερον καὶ τὴν πρὸς ἡγεμονίαν ἐμφέρονται. Philo, περὶ ἀρετῶν II, p. 553, 47 ff. Mangey.

Nach einiger Zeit wurden Macro und dessen Gemahlin gezwungen, sich selbst zu tödten. Die guten Dienste, die Macro geleistet, wurden, wie Philo sagt, mit Lebensstrafe vergolten. Nicht allein die unmoralische Gewaltthätigkeit aber, die hiebei hervortrat, machte Eindruck in der Welt; dieser hatte noch einen anderen Grund. In Macro hatten, wie angedeutet, die Anhänger des Tiberius, die sich der Verfolgung der Agrippina schuldig wußten, eine Art von Rückhalt gesehen. Daß derselbe umkam, wirkte wie ein Blitzstrahl, der das Reich durchfuhr. Der oben erwähnte Präfect von Aegypten, dessen Stellung nur auf der persönlichen Gunst des Hofes beruhte, stürzte bei der Nachricht sprachlos zu Boden. Jetzt faßte man die Meinung, die niedergeschlagene Partei der Agrippina werde in ihrem Sohn die höchste Gewalt ausüben und Alles mit wilder Rache erfüllen.

In Cajus kam die Manie, nicht allein unbeschränkter Regent eines herrlichen Reiches, sondern ein Gott sein zu wollen, zum Ausbruch. Die Anwesenheit von Königen unterworfenen Landschaften, die über ihren Rang und ihre Ahnen stritten, hatte einmal in ihm den Gedanken angeregt, sich in Rom einer ähnlichen Autorität zu bemächtigen und das Diadem anzunehmen. Aber man bemerkte ihm, daß er mehr sei als alle Könige, indem er eine besondere, von den Göttern übertragene Gewalt besitze. Das Bild des Cajus wurde nun zwischen denen der Halbgötter Castor und Pollux aufgestellt und von der Menge angebetet¹⁾. Er ließ sich zu demselben Zweck eine ikonische Bildsäule ganz von Gold errichten. Man verehrte ihn als Jupiter Latiaris, und da sich das an einige

1) Sueton: Cajus c. 22.

von Augustus getroffene religiöse Einrichtungen angeschlossen, so erregte es nicht gerade lauten und principiellen Widerspruch. In allen Küsten am Mittelmeer wurde der römische Herrscher mit Opfern verehrt. Nur in Einer Stadt, Alexandrien, kam es darüber zu tumultuarischen Auftritten.

Die Mehrzahl der Einwohner, die an den altägyptischen Vorstellungen noch immer festhielten, wie denn das Pharaoenthum einst auf die Ptolemäer und jetzt auf die Cäsaren übergegangen war, nahm keinen Anstoß an der Identificirung der Gottheit mit dem Herrscher. In der Stadt aber gab es eine große Anzahl alteingebürgerter Juden, die sich weigerten, diesem Beispiel zu folgen.

Die Juden erfuhren hierüber soviel Ungemach, daß sie beschloffen, die Intervention des obersten Gewalthabers selbst anzurufen: denn seit langer Zeit waren sie mit Anmuthungen dieser Art, wie ja Tiberius selbst göttlich verehrt zu werden verschmähte, nicht behelligt worden. Eine Gesandtschaft von fünf Mitgliedern, zu welcher der geistvolle und gelehrte Philo gehörte, dem wir auch die Nachricht davon verdanken, wurde nach Rom geschickt, um den neuen Kaiser zu einer Abhülfe zu vermögen. Dabei stießen sie aber mit einem schon gefaßten Entschlusse, der zugleich Leidenschaft war, zusammen. Eine der sonderbarsten Audienzen, die jemals vorgekommen sind, ist wohl die, welche die jüdische Gesandtschaft bei Cajus erhielt. Er war mit Baulichkeiten in den kaiserlichen Gärten beschäftigt und ging von einem Haus zum andern, treppauf, treppab, als die Juden vor ihm erschienen. Sie verneigten sich demuthsvoll bis auf den Boden. „Ihr seid die“, sagte Cajus, „welche ihren Gott selbst nicht zu nennen wissen und auch keinen andern neben ihm verehren wollen“. Er war

über die Streitigkeit in Alexandrien ziemlich unterrichtet und wollte den Juden nicht zugeben, daß ihnen dort Gleichberechtigung mit den übrigen Einwohnern zugestanden worden sei. Die Juden führten ihm zu Gemüthe, daß sie doch auch bei seiner Thronbesteigung, seiner Genesung Dankopfer auf ihren Altären dargebracht hätten. „Aber mir“, versetzte Cajus, „habt ihr nicht geopfert“. Dabei fuhr er in seinen Besichtigungen immer fort; die Juden, die ihm folgten, wurden verspottet. Cajus erklärte endlich, er halte sie für verkehrte, unwissende Leute, nicht für böshaft. Was er aber auch über sie denken mochte, so war doch die Gesandtschaft vergeblich. Statt eine Milderung auszuwirken, mußten die Juden die Nachricht vernehmen, daß der Kaiser sein Bild in Jerusalem selbst aufzurichten gedenke; er wolle sich nach Alexandrien begeben und unterwegs diese Aufstellung bewirken.

Man sieht erst hier, wieviel daran lag, wenn Tiberius dabei beharrte, die Errichtung von Altären, die ihm angetragen wurde, abzulehnen und ein Mensch zu sein, wie alle anderen. Ein großer Unterschied ist doch der schon berührte zwischen Majestät und Divinität. Jene beruhte ursprünglich auf dem Begriff des römischen Volkes, der Souveränität desselben, die nun in einem Einzigen ausgedrückt sein sollte; übrigens konnte dabei ein geseglicher Zustand bestehen. Die Divinität erhob über alle Gesetze. Von Cajus weiß man, daß er überhaupt die religiösen Kulte in den Provinzen störte. Die schönsten Bildwerke, an denen die Verehrung hing, ließ er nach Rom bringen; denn was das schönste auf der Welt sei, müsse auch an dem schönsten Orte der Welt aufgestellt werden. Mit den Kunstwerken schmückte er seinen Palast aus. Es wird erzählt, er habe selbst den Jupiter Olympius des Phidias

nach Rom schaffen lassen wollen und sei davon nur dadurch abgehalten worden, daß diese Wegführung eine Zerstörung des ganzen dortigen Heiligthums veranlaßt hätte. Den Jupiter Olympius schien er sonst nicht hoch anzuschlagen. Bei einem Donnerwetter, das ihm ungelegen kam, hat er wohl dem Donnergott selbst mit dem homerischen Verse Rache gedroht ¹⁾. Denn seine Gewaltthatigkeit war mit einem bizarren Humor verbunden. Nichts Anderes würde es zu bedeuten haben, wenn er einmal gesagt hat, daß es ihm leid thue, daß das römische Volk nicht Einen Hals habe ²⁾. Sonst war er mehr Freund des Volkes; er wollte nur das Recht des Schwertes, das in seiner Hand über der Gesamtheit schwebte, in Erinnerung bringen. Eines Morgens hat er einen jungen Mann hinrichten lassen; des Abends lud er den Vater desselben zu einem Gelage ein, der denn auch nicht wagte, die Einladung abzulehnen; man sagt, er habe geglaubt, das Blut seines Sohnes zu trinken. Die Gewalt verband sich mit widerwärtiger Verhöhnung.

Die Hinrichtung des Präfecten Macro, die ein so gewaltiges Aufsehen in der Welt machte und eine Aenderung des Systems anzuzeigen schien, konnte nicht ohne Rückwirkung bleiben. Dazu kam, daß bei Cajus, der den von Tiberius hinterlassenen Schatz vergeudet hatte, Besitz von Reichtümern ein Motiv der Verfolgung wurde ³⁾: denn mit den Verurtheilungen waren Confiskationen verbunden. Am meisten litt hievon der Stand der Ritter, die, da sie mit den finanziellen Geschäften betraut waren, Gelegenheit hatten, große Geldsummen zu sammeln. Der Senat war schon mit Tibe-

1) Seneca, de ira I, 20, 8. Sueton: Cajus c. 22. (Ernesti 3. St.)

2) Seneca, de ira III, 19, 2; Sueton: Cajus c. 30; Dio LIX, 19.

3) Sueton c. 38; Dio LIX, 14.

rius zuletzt unzufrieden gewesen; von dem Eintritt des Cajus an der Seite Macros hatte er eine Vermehrung des auf ihm lastenden Druckes gefürchtet. Man berichtet, einer der vornehmsten Senatoren habe sich deshalb getödtet, um die Erschwerung der Knechtschaft, die daraus hervorgehen werde, nicht noch erleben zu müssen; aber über alles, was man besorgen konnte, ging doch hinaus, was man nach dem Tode Macros erlebte. Was mußte man nicht befürchten, da selbst die germanischen Legionen ihr unbotmäßiges Verhalten, das sie sich bei dem Eintritt des Tiberius gegen Germanicus hatten zu Schulden kommen lassen, büßen sollten! Der Knabe, dem sie mit soldatischer Freimüthigkeit den Namen gegeben, mit dem er immer bezeichnet worden ist, und den sie mit seinen Eltern bedroht hatten, war jetzt zur höchsten Stelle gekommen. Die Besorgniß einer Reaction d. h. zugleich einer Rache für das früher Vorgekommene, griff um sich. Den schlimmsten Eindruck machte, daß Cajus den König Ptolemäus von Mauretanien ¹⁾, Sohn des Juba, den er herbeibeschieden hatte, in der Absicht, sich seiner Reichthümer zu bemächtigen ²⁾, umbringen ließ. Da sind nun denn mancherlei Anschläge auf das Leben des Cajus geschmiedet worden, welche scheiterten. Die Besorgniß der Entdeckung bewirkte neue Aufregungen. Endlich ist ein solcher Anschlag durch einen Tribun der Prätorianer, Cassius Chærea, ausgeführt worden.

Chærea, schon ein älterer Mann und von einer ungewöhnlichen Bedachtsamkeit bei seinem Auftreten und seinem

1) Ptolemäus war mit Caligula verwandt: beide stammten von dem Triumvirn Antonius ab; dessen Tochter von Cleopatra war die Mutter des Ptolemäus, Sueton, Cajus c. 26.

2) Dio LIX, 25 in. (Bonarass, Ann. XI, 6.)

Ausdruck, hatte bei der Eintreibung der Auflagen, mit der er betraut war, nicht selten eine Nachsicht ausgeübt, die dem Princeps als Schwäche erschien. Der übermüthige junge Herrscher benutzte seine höhere Stellung dazu, den Kriegstribun mit Wegwerfung zu behandeln. Er gab demselben, wenn die Reihe an ihn kam, um sich die Parole des Tages auszubitten, eine solche, die hierauf Bezug hatte, wodurch dann dieser, wenn er sie weiter ausgab, lächerlich wurde. Chärea, dessen Ehrgefühl sich gegen die Schergendienste sträubte, die er leisten mußte, und der sich dafür dem Spotte preisgegeben sah, faßte, nicht zwar mit den Prätorianern und dem Senat im Ganzen, aber doch mit einzelnen Mitgliedern der beiden Genossenschaften einverstanden, den Entschluß, sich durch die Ermordung des Kaisers zu rächen. Es fügte sich nun bei den palatinischen Festlichkeiten, die zum Andenken des vergötterten Augustus jährlich veranstaltet wurden, daß Cajus, der sich von den circensischen Spielen hinweg zur Aufführung eines Dithyrambus, den ihm vorzutragen junge Griechen aus Asien gekommen waren, begab, von seiner gewöhnlichen Begleitung verlassen, mit Chärea zusammentraf, der, so sagt man, die Parole von ihm fordern wollte und berechtigt war, dabei das bloße Schwert in der Hand zu halten. Chärea ergriff den Moment und machte, von einigen Bekannten unterstützt, den Imperator nieder (24. Januar 41 unserer Aera).

Einen Augenblick blieb Alles still; ein Anflug von persönlicher Treue regte sich nur in den Germanen, die der unmittelbaren Leibwache des Kaisers angehörten; sie stürmten auf alle die ein, welche sie der That für schuldig hielten, sodaß ein wildes Getümmel entstand, in dem einige mehr

oder minder Betheiligte umfamen; Chärea selbst entging ihnen. Die Thatsache war nun doch, daß der Princeps, der Inhaber der öffentlichen Gewalt, auf welcher die allgemeine Ordnung beruhte, nicht mehr war. In der tumultuarischen Bewegung, die hierüber entstand, verlor man den Mörder zunächst aus den Augen. Alles Andere wurde durch die Frage überwogen, wie der Ermordete in der hohen Stellung, die er bekleidete, ersetzt werden solle. Der Senat versammelte sich und gab keinerlei Bestimmung über die Ermordung des Fürsten kund; in der Mehrzahl der Versammlung erhob sich vielmehr der Gedanke, die alten Vorrechte des Senats wieder herzustellen. Auch bei den Prätorianern regte sich keine Theilnahme für den Ermordeten; man hat wohl gesagt, Cajus habe sich so schlecht betragen, daß er seinen Tod selbst verschuldet habe. Allein was die Ersetzung des Cajus betraf, faßten sie entgegengesetzte Absichten. Sie wollten das Principat behaupten, zu dessen Schutz sie ursprünglich bestimmt waren, sodaß sie demselben ihr Dasein verdankten, und keinen Augenblick waren sie zweifelhaft, wem dasselbe übertragen werden solle.

Noch lebte ein Sproß des kaiserlichen Hauses, Claudius ¹⁾, der Bruder des Germanicus, der, übrigens zurückgezogen und zurückgedrängt, doch an den palatinischen Spielen Antheil genommen hatte. Den beschloffen sie herbeizurufen. Ein seltsames Zusammentreffen, daß Claudius in dem blutigen Getümmel, erschrocken und für sich selbst besorgt — denn er meinte wohl, es sei auf eine Vernichtung des ganzen Hauses abgesehen — sich verborgen zu halten suchte, eben aber in

1) Tiberius Claudius Cäsar Augustus Germanicus vom Jahre 41—54 u. Ae. (794—807 d. St.). Claudius war zu Lyon am 1. August 10 v. u. Ae. geboren.

diesem Versteck von der wachthabenden Cohorte der Prätorianer aufgefunden und als Imperator begrüßt wurde. Man sagte ihm, von den Göttern sei aus Fürsorge für den bewohnten Erdkreis die höchste Gewalt dem Cajus entrisfen und auf ihn seiner Tugend halber übertragen worden. Er wurde unter stets wachsendem Zulauf in das Lager der Prätorianer geführt. Ganz anders war die Gesinnung des Senats, wo man, wie gesagt, den Moment für gekommen erachtete, die alte Verfassung der republikanischen Zeit wieder herzustellen. Noch hielten die Senatoren mit dieser Erklärung zurück, aber sie meinten, der einseitigen Erhebung des Claudius durch die Prätorianer in den Weg treten zu können. Sie schickten eine Gesandtschaft an ihn in das Lager, die ihn erinnerte, daß er Senator sei, wie die Anderen, und daß er als bevorzugter Senator den Antheil an der Regierung nehmen werde, der ihm zukomme. Wenn ihm das unthunlich erscheine, so möge er doch die höchste Würde nicht anders annehmen, als aus den Händen des Senats, der sie ihm übertragen werde. Nach gewaltsamer Erledigung des obersten Platzes glaubte der Senat wenigstens eine durchgreifende Mitwirkung bei Wiederbesetzung desselben in Anspruch nehmen zu können. Aber Claudius war von dem Gefühl der hohen Bedeutung seines Hauses durchdrungen und hielt zugleich die angetragene Auskunst für unausführbar ¹⁾. Er begreife recht gut, erwiderte er, wenn die Senatoren einer Autorität widerstrebten, von der sie in den letzten Zeiten so viel gelitten; das werde aber unter ihm nicht mehr der Fall sein; sie

1) Aus der sehr beachtenswerthen Erzählung dieser Ereignisse in Josephus' Antiquitäten, der ausführlichsten, die wir überhaupt besitzen, ersieht man, daß der jüdische König Agrippa, der sich damals in Rom aufhielt, den größten Einfluß auf die Entschlüsse des Claudius ausgeübt hat.

möchten Vertrauen zu ihm fassen, was er in Betracht seines bisherigen Verhaltens zu verdienen glaube. Bestimmte Versprechungen gab er nicht. Ohne Rückantwort von dem Senat zu erwarten, nahm er die Huldigung der Prätorianer an.

In der Frühe des anderen Tages trat der Senat wieder zusammen; aber Viele hielten es für gerathen, inmitten einer gefährlichen Krisis nicht zu erscheinen. Nur etwa hundert Mitglieder waren zugegen. Unter diesen wurde hervorgehoben, daß Claudius bei unbescholtenen Sitten doch nicht der Mann sei, das große Gemeinwesen zu regieren; und mehr als Einer fand sich, der sich für geeigneter hielt, als Claudius, dies größte aller Geschäfte zu verwalten. Aber schon war der Senat nicht mehr Meister der Situation. Neben den Prätorianern bestanden, zwar auf das engste mit ihnen verbunden, aber doch noch zu einem besonderen Truppenkörper vereinigt, die städtischen Cohorten, zusammen etwa dreitausend Mann; diese hatten sich für den Senat erklärt, nun aber gaben sie zu vernehmen: ein Oberhaupt müsse gewählt werden, man möge nicht durch Polyarchie das Principat beslecken. Und sehr entschieden sprach sich die öffentliche Stimme in diesem Sinne aus; das Volk fürchtete bereits eine Erneuerung der Bürgerkriege — überdies aber, es vergaß nicht, was es dem Principat verdanke. Zu wem sollten diejenigen ihre Zuflucht nehmen, welche von den Mächtigen mißhandelt werden würden? Es war der Gedanke, aus welchem das Tribunat hervorgegangen, und der in der den Kaisern übertragenen tribunicischen Gewalt nachmals zur Erscheinung gekommen war. Was gegen die Persönlichkeit des Claudius gesagt wurde, verstärkte vielmehr die Hinneigung zu ihm; die Mehrzahl der städtischen Truppen

machte sich nach dem Prätorium auf und erkannte Claudius als Imperator an. Chärea, der gegen Claudius und eigentlich republikanischer Gesinnung war, verlor den Boden unter den Füßen. Er hat für seine That mit dem Tode gebüßt. Er erwies sich insofern als guter Römer, als er mit dem Schwert umgebracht sein wollte, mit dem er Cajus ermordet hatte.

Die Verwickelung der Angelegenheiten ist doch sehr merkwürdig. Cajus war nicht durch den Praefectus Pratorio oder die Genossenschaft der Pratorianer beseitigt worden, sondern nur durch einen Tribun derselben in Folge einer persönlichen Beleidigung. Aber den Claudius hatten doch eben die Pratorianer zur höchsten Gewalt erhoben. Was sie vor Allem dazu vermochte, war die Erinnerung an Germanicus, seinen Bruder, — überhaupt die Verbindung der Militärmacht mit dem cäsarischen Hause. Wenn sich das aber so verhielt, wodurch unterschied sich das Regiment des Claudius von dem des Cajus? Es war nicht allein der Charakter des Claudius, welcher durch seine höheren Jahre der wilden Effervescenzen des jüngeren Cajus überhoben wurde; auch das genealogische Verhältniß war ein anderes. Jene Beziehung auf Augustus und seine göttliche Abkunft, welche Cajus in Folge der ehrgeizigen Ideen seiner Mutter festhielt, konnte nicht mehr stattfinden, da Claudius nur von einer Schwester des Augustus, die von Cäsar nicht adoptirt war, herstammte. Die Ansprüche der Divinität, durch welche Cajus zuletzt sein Regiment gleichsam unmöglich gemacht hatte, fielen bei Claudius von selbst weg, womit es dann zusammenhängt, daß er nach einem Briefe, der sich bei Josephus findet, den

Wunsch zu erkennen gab, daß jeder bei seinem vaterländischen Gottesdienste bleibe ¹⁾.

Claudius hatte die Eigenschaften eines Gelehrten; von Jugend auf war er mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt gewesen. Er hat ein grammatisches Werk, um die lateinische Orthographie zu berichtigen, herausgegeben, das nach seiner Erhebung doppelte Beachtung fand. Den größten Werth legte er auf die Verbindung des Griechischen und des Lateinischen; die beiden Sprachen bezeichnete er als die dem Reiche gemeinschaftlichen; die Provinz Achaja erschien ihm vor Allem darum bedeutend, weil sie die Gemeinschaft der Studien vermittelte. Eigentlich war er Historiker von Fach; er hat Geschichten der Etrusker und der Karthager geschrieben und sorgte durch eine besondere Stiftung dafür, daß sie in dem alexandrinischen Museum gelesen würden. Es ist wahrhaft zu bedauern, daß sie verloren gegangen sind: denn was in einer fragmentarisch erhaltenen Rede des Claudius über die Etrusker vorkommt, ist fast wichtiger, als was wir bei Livius, von dem Claudius übrigens den Antrieb zur historischen Forschung empfangen hat, darüber lesen. Auch in der späteren römischen Geschichte hat er sich versucht; wir werden unterrichtet, daß er über das eine oder das andere, was er in Bezug auf die Bürgerkriege schrieb, sich Zurechtweisungen von den älteren Damen des Hauses zuzog ²⁾. Seinem durch umfassende Studien genährten Geiste entspricht es, wenn er sich auch in den Geschäften fleißig und methodisch erwies. Im Senat hat er wohl fremden Gesandten in zusammenhängender Rede geantwortet. Mit unermüdllicher

1) Josephus, Antt. XX, 1, 2: βούλεσθαι ἐκάστους κατὰ τὰ πατρία θρησκεύειν.

2) Sueton: Claudius c. 41.

Beharrlichkeit wohnte er den Gerichtssitzungen bei, nicht jedoch, ohne die Selbständigkeit zu bewahren, die dem Princeps zukam: er hielt sich für berechtigt, von dem Buchstaben der Gesetze abzuweichen, sobald sie der natürlichen Billigkeit widersprachen; wenn bei näherer Untersuchung sich besonders belastende Umstände herausstellten, hat er zu den härtesten Strafen verdammt.

In der Geschichte der Machterweiterung der Römer ist Kaiser Claudius unvergesslich: unter ihm ward die Eroberung Britanniens begründet, eigentlich gegen die Grundsätze des Augustus und des Tiberius. In der erwähnten Rede spricht sich Claudius mit Selbstgefühl darüber aus, daß er die Herrschaft über den Ocean ausgedehnt habe. Er hatte Sinn für das Seewesen: am Ausfluß des Tiber brachte er einen Hafen mit einem Leuchtthurm zu Stande, welcher die Versorgung der Hauptstadt mit Lebensmitteln sicherte; der Emiffar des Juciner Sees, den er ausführen ließ, übertraf an Großartigkeit bei weitem die Werke der früheren Zeiten; er gab dann dort das prächtige Schauspiel einer Naumachie¹⁾. In Rom selbst befriedigte er durch häufige Anwesenheit im Circus die popularen Wünsche.

Man darf wohl annehmen, daß Claudius in ruhigen Zeiten auf den Grund eingewohnten Gehorsams eine glückliche und gesegnete Regierung hätte führen können. Aber das Principat, das er bekleidete, und zu dem er selbst durch eine gewaltsame Veränderung gelangt war, trug, wie wir wissen, noch immer die Farbe einer auf persönlicher Ueberwältigung gegründeten Staatsform, der zu widerstreben man ein Recht zu haben glaubte.

1) 56 u. Ae. Vergl. Lehmann, Claudius und Nero I, S. 359 ff.

In jener Senatsſitzung, in der man von Claudius eine Vorſtellung zu erkennen gab, über welche ſein wirkliches Verdienſt dann hinausging, war unter denen, welche geeigneter ſeien, die höchſte Autorität auszuüben, Marcus Furius Camillus Aruntius Scribonianus genannt worden. Er unterhielt auch nachher ein Einverſtändniß mit den Gleichgeſinnten und machte, nachdem er Proconſul in Illyricum geworden war, wirklich einen Verſuch, die Legionen zur Empörung aufzureizen. Aber dieſe verſtanden ihn kaum, wenn er von der Herſtellung der Freiheit redete; ihr Intereſſe war mit dem Beſtehen des regierenden Hauſes ſo enge verknüpft, daß ſie ſich gegen den Mann, der ſie zur Empörung aufrief, ſelbſt empörten, ſo daß er genöthigt war, auf einer Inſel im adriatiſchen Meere Zuflucht zu ſuchen, wo er dann im Schooße ſeiner Frau ermordet worden iſt. Ueberhaupt konnte auch Claudius ohne Majestätsprozeſſe nicht leben und hatte kein Bedenken, dem Beiſpiel des Liberius zu folgen. Es iſt in Erinnerung geblieben, wie er einem bei der Ausfühung der Verdammung zögernden Tribun die homerischen Worte zurief, in welchen die Gegenwehr gegen eine erfahrene Beleidigung gebilligt wird¹⁾. Die republikaniſche Agitation dauerte auch unter ihm fort. Allbekannt iſt ein Beiſpiel davon, wie tief ſie die Gemüther aufregte. Es iſt das Verhalten der Arria, der Frau des Cäcina Pätus, eines Freundes des Scribonianus, der mit demſelben einverſtanden war. Bei der Nachricht von dem Tode Scribonians drückte Arria ihrem Gemahl eine gleichſam mißbilligende Verwunderung darüber aus, daß er noch lebe. Sie folgte ihm, allen Hinderniſſen Troß

1) Ἄνδρ' ἐπαμύνασθαι, ὅτε τις πρότερος χαλεπαίνῃ. Odysſee XVI, 72.

bietend, nach der Hauptstadt, wo er verhört werden sollte, und in sein Gefängniß; und als dem Gemahl angemuthet wurde, sich selbst umzubringen, hat sie, um ihm durch ihr Beispiel Muth zu machen, sich selbst den Dolch in die Brust gestoßen, mit den Worten: es schmerze sie nicht. Die Erinnerungen dieser Zeit suchen den Eindruck der unbedingten Allgewalt, welche jeden Augenblick den Tod verhängen kann, durch Erzählungen von dem Gleichmuth der Betroffenen in ihren letzten Augenblicken zu mäßigen; der allgemeinen Zerrüttung tritt wie durch eine Naturnothwendigkeit ein großartiges Aufflammen der Gefühle, welche die Familie constituiren, der Frauen für ihre Männer, der Töchter für ihre Väter, zur Seite.

Während aber diese Gefühle in den großen Familien sich regten, traten in der kaiserlichen selbst die mildesten Leidenschaften hervor. Claudius hatte keine weitere Schuld daran, als daß er, von den Geschäften und seinen Büchern hingenommen, seinem Hauswesen nicht die Aufmerksamkeit widmete, die nöthig gewesen wäre, es in Ordnung zu halten. Unter Claudius schien besser als früher für die Nachfolge gesorgt zu sein: er hatte einen Sohn, der, eben zum Andenken an die Unternehmung gegen Britannien, den Namen Britannicus führte, und eine Tochter, Octavia. Aber seine Gemahlin, Valeria Messalina ¹⁾, die man nur zu nennen braucht, um die abscheulichsten Ausschweifungen einer Frau zu charakterisiren,

1) Der Vater der Messalina war Marcus Valerius Messala Barbatus, Sohn des gleichnamigen Consuls vom Jahre 12 u. Ae. und der älteren Marcella, Tochter des Cajus Claudius Marcellus (Consul 50 v. u. Ae.) und der jüngeren Octavia; — ihre Mutter war Domitia Lepida, Schwester des Enaeus Domitius Ahenobarbus, des Vaters des nachmaligen Kaisers Nero. Vergl. S. 82 N. 1.

trieb diese so weit, daß sie unmöglich Gemahlin eines Kaisers bleiben konnte. Sie hat sich sogar, man kann daran nicht zweifeln, mit dem vornehmsten Manne, der sich um ihre Gunst bewarb, Silius, förmlich verheirathet und ihm selbst die Kleinodien ihres Gemahls überwiesen.

Wir finden in dieser Zeit noch eine andere Neuerung, welche darauf beruht, daß die Cäsaren sich noch immer als Privatmänner zu betrachten fortführen. Sie übertrugen die Geschäfte ihren Sklaven oder vielmehr den über diese niedrige Stellung erhobenen Freigelassenen, die aber immer in einer gewissen Abhängigkeit von ihrem Herrn blieben. Schon Julius Cäsar hatte solchen mancherlei Geschäfte anvertraut. Tiberius, bei dem sie doch nicht sehr hervortraten, hat mit der Verwaltung von Aegypten, das die Cäsaren in besonderem Sinn als ihr Eigenthum betrachteten, lieber einen Freigelassenen beauftragt, als einen Senator oder Ritter. Unter Cajus erscheint ein Freigelassener mit Namen Callistus als vertrauter Geschäftsführer des Kaisers, um dessen Verwendung man buhlte, und der sich dann ein so großes Vermögen erwarb, daß er von der räuberischen Gewaltthätigkeit des Herrn betroffen zu werden fürchtete. Mag es nun wahr sein oder nicht, daß Cajus, um sich des Claudius zu entledigen, die Hülfe des Callistus in Anspruch genommen habe — unleugbar ist, daß derselbe schon bei Lebzeiten des Cajus mit Claudius in einer gewissen Verbindung stand. Bei diesem gelangte er alsdann nach dem Sturze des Cajus zu hohem Ansehen, dem dann die Pracht seiner häuslichen Einrichtung entsprach. Mit ihm beginnt der Eintritt von Freigelassenen in die wichtigsten Verwaltungskreise. Callistus hatte den Vortrag über die eingelaufenen Bittschriften und Eingaben,

sodaß es begreiflich ist, daß man sich drängte, um Gehör bei ihm zu finden. Neben ihm tritt Pallas auf, der schon unter den vertrautesten Sklaven der Mutter des Kaisers, Antonia, genannt wird — unter Claudius war er der Vorsteher jenes kaiserlichen Rechnungsamtes, in dem über die Einnahmen und Ausgaben sämtlicher kaiserlichen Kassen abschließend verfügt wurde —, Narcissus, der die Correspondenz, die das Reich umfaßte, leitete, und Polybius, der dem Kaiser in seinen literarischen Beschäftigungen behülflich war. Seneca hat sich an Polybius gewandt, um die Rückberufung von der Insel Corsica, wohin er verbannt war, zu erlangen: er schien über die Gnade des Kaisers zu verfügen. Bei seinem öffentlichen Erscheinen war er oft von den beiden Consuln begleitet; Pallas und Narcissus wurden vom Senat mit quästorischen und prätorischen Ehren ausgezeichnet. Mit Messalina waren sie alle vier engverbündet; diese übte ihren natürlichen Einfluß auf Claudius zu Gunsten der Freigelassenen aus.

Nicht immer aber blieb dies Verhältnis ungestört. Aus einem bisher unbemerkt gebliebenen, aber nach meinem Dafürhalten vollkommen glaubwürdigen Berichte ergiebt sich die Notiz, daß Messalina, mit Polybius in ein ernstes Zerwürfniß gerathen, es so weit brachte, daß der Kaiser dem alten Vertrauten nicht allein seine Gnade entzog, sondern sogar seine Hinrichtung beschloß. Das ist nun einmal das Schicksal der absoluten Herrscher — wie einst im persischen Reich, so stellte sich jetzt im römischen der Streit unter den nächsten Angehörigen des Hofes als ein Ereigniß von großer Bedeutung heraus. Von den Ausschweifungen Messalinas war dem Kaiser noch keine Kunde zugekommen; durch den Tod

des Polybius erschreckt¹⁾, machten die Freigelassenen, um sich sicher zu stellen und an Messalina zu rächen, dem Kaiser Mittheilung von deren Ausschweifungen, vornehmlich von jener ungeheuerlichen Vermählung, sodaß der Kaiser, nachdem er sich über die Sache Sicherheit verschafft hatte, seine Gemahlin hinrichten ließ²⁾.

Damit aber trat für die verbündeten Freigelassenen, die immer auch die entfernte Zukunft im Auge behielten, doch eine neue Gefahr ein. Sie zweifelten nicht, daß die Kinder der Messalina, wenn sie herangewachsen seien, Rache für ihre Mutter nehmen würden: denn deren Unglück würden sie nicht den Ausschweifungen Messalinas, sondern den Feindseligkeiten der Freigelassenen zuschreiben. Die angekommene, auch durch Tacitus bestätigte Ueberlieferung ist, die jüngere Agrippina, Tochter der älteren und des Germanicus, habe nun den Kaiser, zu dem sie als dessen Nichte den Zutritt hatte, durch zudringliche Zärtlichkeiten gleichsam verführt; — durch jene bisher übersehene Nachricht wird dies nun nicht gerade in Abrede gestellt, aber wir werden versichert, daß die Freigelassenen, um allen widrigen Eventualitäten zuvorzukommen, den Plan entwarfen, den Kaiser mit der eigenen Nichte zu vermählen³⁾.

Auch ein politisches Motiv wurde dafür geltend gemacht. Agrippina war, wie oben berührt, schon einmal vermählt gewesen und hatte einen Sohn aus dieser Ehe, Domitius Ahenobarbus wie sein Vater genannt; sie war noch in jungen Jahren und zu einer neuen Vermählung sehr geneigt. Man bemerkte

1) Zonaras XI, 10 p. 564 B: ἐρημωθείσα τῆς παρ' αὐτῶν (παρὰ τῶν) Καίσαρων εὐνοίας ἐφθάρη.

2) Im Jahre 48 u. Ae.

3) Wir folgen der Erzählung des Zonaras.

nun, daß eine Gefahr für Claudius und seine Kinder darin liegen würde, wenn eine Tochter des Germanicus, wie sie war, welche die Vorliebe der Truppen und des Volkes für sich hatte, irgend einen vornehmen Römer heirathen und diesem zugleich mit ihrem Sohne Ansprüche auf die Succession zubringen sollte.

Aber ein rechtliches Bedenken stand dem entgegen. Es war nicht Herkommen in Rom, daß ein Oheim sich mit seiner Nichte vermähle; die öffentliche Meinung sah darin, wie Tacitus versichert, eine Art von Blutschande, woraus nur Unglück entspringen könne. Und man war überzeugt, daß Claudius den Entschluß, den man wünschte, nur fassen werde, wenn er im Voraus der Beistimmung des Senats sicher sei. Da hat es der Censor Lucius Vitellius, ein Mann, der, obwohl verdient und mit hoher Würde bekleidet, es doch über sich brachte, unter den Laren seines Hauses die Bilder der Freigelassenen Narcissus und Pallas aufzustellen¹⁾, übernommen, den Senat von der Wünschenswürdigkeit der in Aussicht genommenen Vermählung zu überreden: der Princeps brauche eine Gattin, der er seine geheimsten Gedanken und seine zarten Kinder anvertrauen könne. Die altrömische Satzung, daß Niemand sich mit seiner Nichte verheirathen dürfe, wurde hierauf förmlich abrogirt²⁾; eine große Anzahl Senatoren begab sich in den Palast; unter ihrem stürmischen Andrängen, gleichsam gezwungen, willigte Claudius ein.

So gelangte die jüngere Agrippina dahin, Gemahlin des Cäsar zu werden, dem die Welt gehorchte. Dadurch wurde

1) So. versichert Sueton: Vitellius c. 2.

2) Bei Gajus I, § 62 wird die Erlaubniß hiezu von dem Beispiel des Claudius hergeleitet.

nun aber das genealogische Verhältniß der herrschenden Familie abermals verändert. Agrippina brachte die Ansprüche der Nachkommen der Julia wieder in den kaiserlichen Palaß.

Und wie nun ihre Erhebung nicht allein für den Augenblick, sondern für die Zukunft nothwendig erschienen war, so mußte auch ihrem Sohne Domitius den Kindern der Messalina gegenüber eine ebenbürtige Stellung verschafft werden. Octavia war bereits mit einem jungen Mann aus einem vielgenannten, in die Irrungen der großen Familien verflochtenen Hause, Lucius Junius Silanus, der sich der Gunst des Kaisers und des Volkes erfreute, verlobt. Vitellius that auch hier den ersten Schritt; er mußte als Censor zu bewirken, daß Silanus aus der Liste des Senats gestrichen wurde ¹⁾. Claudius hob darauf die eingegangene Verbindung auf und verlobte Octavia mit dem Sohne der Agrippina aus erster Ehe, Domitius. Diesen selbst adoptirte der Kaiser ²⁾ und gab ihm den Namen Tiberius Nero Claudius Drusus Cäsar Germanicus ³⁾. Was Britannicus betrifft, so wollte man bemerken, daß Agrippina auch in der Erziehung ihren eigenen Sohn dem Stieffohne vorzog. Für den ersten rief sie Seneca herbei, was man um so mehr begreift, da derselbe ein Anhänger des Polybius gewesen war, den Messalina hatte hinrichten lassen.

1) Auffallend ist, daß der erste Consul aus dem Hause der Silani, Marcus Junius (Consul 104 vor unserer Aera) von einem Domitius Ahenobarbus angeklagt worden ist und jetzt ein Nachkomme des Domitius den Nachkommen des Silanus aus dem Palaß verdrängte. Auch sonst tritt wohl eine erbliche Feindseligkeit der vornehmsten Geschlechter hervor.

2) 25. Februar 50 unserer Aera.

3) So Zonaras X, 10. Die Inschriften (auch die Münzen) geben denselben Namen, jedoch mit Ausnahme von Municipalinschriften ohne den Namen Tiberius.

Nero erschien nun als das aufgehende Gestirn. Wenn er bei einer Erkrankung des Claudius circensische Spiele gelobte, indem er heiße Wünsche für die Genesung desselben aussprach, so wurde dies von Seiten des Claudius dadurch erwidert, daß er bei einem Tumult, den Agrippina selbst veranlaßt haben soll, dem Volke durch ein Edikt, dem Senat durch einen Brief erklärte, wenn er sterbe, so werde Nero im Stande sein, die Regierung zu übernehmen¹⁾. Dagegen wurde Britannicus vergessen, und wenn man ja von ihm sprach, so bezeichnete man ihn als einen Menschen, der an der Epilepsie leide und überdies nicht recht bei Verstande sei. Die Augusta Agrippina regierte im Palast. Zu ihrer Seite leitete Pallas die wichtigsten Geschäfte.

Die Einwirkungen des Senats erfolgten ihren Absichten gemäß. Sie hatte eine Stellung inne, wie sie ihre Mutter, die ältere Agrippina, bei einem ähnlichen Ehrgeiz doch nie hatte erreichen können; durch die Adoption ihres Sohnes von Seiten des Kaisers, durch die Autorität, die sie über dessen eigene Kinder ausübte, war sie der Zukunft sicher.

In diesem Zustand soll sie nun dennoch der allgemeinen Erzählung zufolge ihren Gemahl durch Gift umgebracht haben.

Aus welchem Grunde aber? Man nimmt an, sie habe das Wiedererwachen väterlicher Gefühle in Claudius fürchten müssen, so daß sie bei einem längeren Leben desselben, ihren Plan, ihren Sohn an dessen Stelle zu setzen nicht würde haben ausführen können. Bei Tacitus spielt der Freigelassene Narcissus die größte Rolle; dem Antheil desselben an dem Untergange Messalinas hat Tacitus eine lebendig anschauliche,

1) Zonaras XI, 11, p. 566 A.

zugleich poetische und satirische Schilderung gewidmet, die nur er zu schreiben vermochte. Ihm zu Folge ist Agrippina wider den Rath des Narcissus zur Gemahlin des Kaisers erkoren worden; sie sind einander bald feindselig gegenüber getreten. Narcissus hat dann kein Hehl daraus gemacht, daß er Agrippina und ihren Sohn stürzen und die Succession des Britannicus aufrecht erhalten wolle. Um dem zuvorzukommen, soll Agrippina ihren Gemahl umgebracht haben, unter Anwendung einer Stufenfolge mehrerer gleich abscheulicher Mittel ¹⁾.

Die Bosheit der Gebieter und die Verworfenheit der Werkzeuge wetteifern bei diesem Psychologen des Verbrechens mit einander.

Auch andere Nachrichten oder vielmehr Gerüchte über dies Ereigniß waren im Umlauf. Man scherzte darüber, daß Claudius die Ehre, unter die Götter versetzt zu werden, die ihm zu Theil wurde, dem Gifte seiner Frau zu verdanken habe; aber, indem sie ihren Gemahl vergiftet, habe sie dem römischen Gemeinwesen ein noch schlimmeres Gift verschrieben, nämlich die Nachfolge ihres Sohnes Nero.

Ist es aber überhaupt gewiß, daß Claudius an Vergiftung gestorben ist? Er stand bereits im vierundsechzigsten Jahre seines Lebens und war mehr als einmal von Krankheiten heimgesucht worden, die sehr gefährlich schienen. Hat er nun wirklich, wie man erzählt, ohnehin in Speise und Trank wenig mäßig, bei einem Gericht von Pilzen, die nicht mit Vorsicht ausgesucht waren, sich übernommen, so wäre es ja nicht auffallend, wenn er sein Unwohlsein dadurch verdoppelte und demselben erlag. So könnte es scheinen.

1) Eine nähere Erörterung folgt in den Analecten.

Ich erdreifte mich jedoch nicht, die Untiefen der Seele einer leidenschaftlichen und ehrgeizigen Frau zu ermessen. Hätte Agrippina sich aber so weit fortreißen lassen, ein so scheußliches Verbrechen an dem Gemahl zu ihrem vermeinten Vortheil zu begehen, gesetzt es wäre so, so wäre sie nur allzubald inne geworden, wie so ganz und gar sie sich verrecknet hatte.

Der Sohn der jüngeren Agrippina bestieg den Thron, ungefähr wie Cajus, der Sohn der älteren.

Er trat mit Afranius Burrus, der durch Agrippina zum alleinigen Befehlshaber der prätorianischen Cohorten erhoben worden war¹⁾, zuerst unter die Leibwache am Palast, dann im Lager unter die versammelten Prätorianer, denen er ein Donativ versprach, und die ihn dagegen als Imperator begrüßten; der Senat schloß sich an²⁾. Kaum aber war dies geschehen, so fand der Ehrgeiz Agrippinas Widerstand bei ihrem Sohne und dessen Rathgebern. Es scheint, als habe sie darauf gerechnet, in ihrem Stieffohn selbst ein Gegengewicht gegen etwaige Ausschreitungen ihres Sohnes zu besitzen, so wie sie auf die Ergebenheit der Octavia zählte, um in diesem Verein unmündiger junger Menschen die oberste Gewalt unbedingt in die Hand zu nehmen. Man behauptet, sie habe als Theilhaberin des Reiches³⁾ angesehen zu werden und zuerst von den Truppen, dann auch vom Senat und Volk die Huldigung zu empfangen vorgehabt.

Dagegen aber sträubte sich nun wieder die Antipathie

1) Die Erhebung war im Jahre 51 erfolgt. Tacitus, Annal. XII, 42.

2) 13. October (III ante Id. Octobr. Tacitus, Annal. XII, 69) 54 u. Ae. Nero war zu Antium am 15. October 37 geboren.

3) Consors imperii.

der Römer gegen die Regierung einer Frau. Ein Moment trat ein, wie einst in dem Kampfe zwischen Augustus und Antonius: dem Letzteren war nichts schädlicher gewesen, als seine Verbindung mit Cleopatra, welche das Selbstgefühl der Römer gegen ihn aufgeregt hatte; das römische Volk wollte von keinem König hören, noch weniger aber von einer selbstherrschenden Königin. Aus dieser Rücksicht waren die Römer für Nero, wenn er allmählich begann, sich der Autorität seiner Mutter entgegenzusetzen. Man schlug es dem Erzieher Neros, damals seinem Minister, Seneca, hoch an, daß er Agrippina zu verhindern gewußt habe, den Sessel neben dem Kaiser einzunehmen, als ein armenischer Gesandter die Bitte, seinen König zu unterstützen, in einer feierlichen Audienz vorzutragen wollte.

Und noch ein anderes Motiv der wachsenden Entzweiung lernen wir aus dem Berichte kennen, dem wir überhaupt eine nähere Belehrung verdanken. Agrippina suchte, wahrscheinlich mit der Hülfe des Pallas, die Finanzen in Ordnung zu halten; sie zog sich dabei den Ruf zu, daß bei ihr Alles käuflich sei. Der junge Nero dagegen liebte, glänzend und freigebig zu erscheinen. Man erzählt, er habe eine ansehnliche Summe Geldes, die er verschenken wollte, als er sie baar zu Gesicht bekam, nicht etwa geschmälert, sondern verdoppelt. Ueber eine Vergeudung dieser Art erschrocken, soll nun Agrippina den Britannicus hervorgezogen und ihrem eigenen Sohne entgegengesetzt haben ¹⁾. Nero war entschlossen, das nicht zu dulden. Aber Agrippina blieb ihres Sinnes;

1) Zonaras, Ann. XI, 12, p. 568 D: *Τῆς Ἀγριππίνης, ὅτι μὴ ἀργυρολογεῖν ἠδύνατο φιλαργυρωτάτη οὖσα, περιθύμως ὀργισθείσης καὶ ἀπειλησαμένης τὸν Βρεττανικὸν αὐτοκράτορα καταστήσειν.*

sie hat, wie man sagt, ihren Sohn daran erinnert, daß sie es sei, der er die Krone verdanke ¹⁾, die rechtlich eigentlich dem Britannicus gehöre, der jetzt erwachsen sei und sie also in Anspruch nehmen könne; sie sei sehr bereit dazu, alles, was bei der unglücklichen Lage der Familie geschehen, bekannt werden zu lassen; sie wolle Britannicus selbst im Lager der Prätorianer vorstellen; da werde man die Tochter des Germanicus hören. Sie soll dabei die Manen des vergötterten Claudius und des Silanus aus der Unterwelt heraufbeschworen haben ²⁾. Nach einer Scene dieser Art war an kein Verständniß zwischen Mutter und Sohn weiter zu denken. Und wie einst Cajus gegen Tiberius Gemellus, so wandte Nero seine Eifersucht und seinen wilden Haß gegen Britannicus, der ihm entgegengesetzt werden sollte. Tacitus hat den Augenblick geschildert, in welchem Britannicus bei einem Gastmahl durch einen Trunk Wassers, den man ihm trotz aller Vorkehrungen beibrachte, auf Befehl Neros vergiftet wurde. Nero ließ sich in seinem Gelage nicht stören; er sagte, der junge Mann werde von einem epileptischen Anfall betroffen worden sein. Aber Agrippina wurde von dem Gefühl des Zusammenhangs durchschaudert; sie wurde inne, daß ihr selbst ein ähnliches Schicksal bevorstehe, sie hätte jedoch nicht gewagt, ihren Verdacht durch ein Wort zu verrathen. Auch Octavia hielt sich still. Sie sahen das Schwert des Gewalthabers über ihren eigenen Häuptern schweben. Britannicus starb noch in derselben Nacht und ward sogleich bestattet — denn Alles war dazu vorbereitet.

1) *ἐγὼ σε αὐτοκράτορα ἀπέδειξα*. Dio (im Auszug des Xiphilinus) LXI, 7, 3.

2) Tacitus, Annalen XIII, 14.

Ich wiederhole die Summe der taciteischen Erzählung, obwohl nicht ohne Bedenken. Denn der Sachverhalt der Vergiftung tritt doch selbst bei ihm nicht in voller Verständlichkeit hervor, und noch andere Traditionen gab es über das gemischte Gift ¹⁾, das wohl auch nicht als Trank, sondern als eine Speise bezeichnet wird ²⁾, und über die bei dem Begräbniß entdeckten Spuren des Giftes ³⁾. Und wie ließe sich denken, was doch auch glaubwürdig überliefert ist, daß der junge Titus, der spätere Kaiser, der ebenfalls von dem vergifteten Trunke genossen, erkrankt, aber eben mit einer Erkrankung davongekommen sei ⁴⁾. Alles athmet Hörensagen und Gerücht. Das Verhalten der Agrippina und der Octavia selbst scheint doch aus dem, was später erfolgt ist, hergenommen zu sein. Es könnte scheinen, als hätte die Auffassung, welche der unvergleichlich schönen und hinreißenden Darstellung des Tacitus zu Grunde liegt, erst Platz greifen können, als auch deren Schicksal entschieden war. Das einzige unbezweifelte Factum ist, daß Britannicus einem frühen Tode erlag ⁵⁾, den man seinem Schwager Nero zuschrieb. So wurde die Sache vom römischen Volke aufgefaßt, welches über den Tod des Britannicus nicht eben erschrocken war: denn damit werde eine undienliche Doppelherrschaft vermieden. Nero er-

1) Sueton: Nero c. 33.

2) Angabe Aelians in der Hist. anim. V, 29. Vergl. Lipsius zu Tacitus, Ann. XIII, 16.

3) Dio nach Xiphilinus c. 7, 4 und Zonaras p. 568 D.

4) Sueton: Titus c. 2, . . . ut de potione, qua Britannicus hausta periit, Titus quoque gustasse credatur gravique morbo afflictatus diu.

5) Der Tod des Britannicus erfolgte kurze Zeit vor seinem vierzehnten Geburtstage (propinquo die, quo quartum decimum annum Britannicus explebat Tacitus, Ann. c. 15 in.); also vor dem 24. Februar 55 u. Ae.; im fünften Monat nach Neros Thronbesteigung.

klärte in einem Edikt: nachdem er den Bruder verloren, werfe er sich ganz in die Arme der Republik, die um so mehr für ihn Sorge zu tragen habe, da er der letzte Sprosse des zur Regierung vorbestimmten Geschlechtes sei ¹⁾).

War nun aber der Gedanke ausschließender Selbstherrschafft einmal gefaßt, so ließ sich auch nicht erwarten, daß die Mutter von dem Sohne geduldet werden würde. Es genügte noch nicht, daß ihr Vertrauter Pallas von der Leitung der Geldangelegenheiten, die er ohne alle Verantwortlichkeit verwaltete, entfernt wurde ²⁾); Nero wollte von jedem Einfluß der Mutter befreit sein. Auch seine Gemahlin Octavia, welche diese in Schutz nahm, hatte er beschloffen zu verstoßen. In der hierüber wieder aufflammenden Entzweiung regte sich bei ihm die Besorgniß, die Mutter werde ihre Drohungen wahr machen, das Kriegsvolk aufreizen und sich ihm offen entgegenstellen. Auch Burrus und Seneca scheinen einen verzweifeltsten und nicht hoffnungslosen Versuch von Seiten Agrippinas befürchtet zu haben; sie setzten sich dem Vorhaben Neros, sich seiner Mutter durch Mörderhand zu entledigen, nicht länger entgegen. Nur widerrieth Burrus, die Prätorianer zur Vollziehung des Mordes verwenden zu wollen: denn die seien dem Hause des Germanicus und der Agrippina selbst allzu ergeben, um sich dazu brauchen zu lassen. Diese Stimmung der Truppen macht es begreiflich, wenn Nero ausrief: sein Imperium hänge von diesem Augenblick ab; denn wenn die Mutter am Leben blieb und es zwischen ihr und

1) Et tanto magis fovendum patribus populoque principem, qui unus superstes e familia summum ad fastigium genita. Tacitus, Ann. XIII, c. 17.

2) Dies war schon vor dem Tode des Britannicus erfolgt. Tacitus, Ann. XIII, 14.

dem Sohne zum offenen Streite kam, so hätten die Prätorianer leicht die Partei der Mutter ergreifen können. Die Ermordung wurde durch einen Freigelassenen, den Vertrauten Neros von frühester Kindheit an, vollzogen; es ist der letzte und schrecklichste Greuel, zu welchem der genealogische Zwist in der Familie führte¹⁾. Um seine Ansprüche zu voller Geltung zu bringen, ermordet der Sohn die Mutter, der er dieselben ausschließend verdankt; er läßt den Mordstahl in den Leib stoßen, der ihn getragen hat. Nero gab dem Senat Nachricht von dem Ereigniß, durch welches derselbe der Schmach, in die Hände einer Frau schwören zu müssen, überhoben werde²⁾. Der Senat wünschte ihm Glück dazu, daß er den Nachstellungen seiner Mutter entgangen sei.

Zu dem vollständigen Alleinbesitz der höchsten Gewalt gehörte aber noch die Sicherung der Nachfolge, in welcher sich auch die Idee eines von den Göttern stammenden Geschlechtes repräsentirte. Eben deshalb aber wollte Nero von Octavia geschieden sein, weil sie ihm keine Kinder brachte. Und schon war er in den Fesseln einer schönen Frau, die zwar nicht von vornehmster Herkunft war, aber aus einem Geschlechte, das im Dienste des Principats und durch Verwaltung wichtiger Provinzen emporgekommen war: Poppäa Sabina³⁾. Ihre Mutter hatte als die schönste Frau in Rom

1) Der Tod Agrippinas fällt in das Jahr 59 u. Ae. und zwar in die Zeit des Festes der Quinquatruen. Tacitus, Ann. XIV, 4. 12 (vom 19. bis 23. März).

2) Quintilian, Inst. orat. VIII, 15, 18 hat die Worte: *salvam me esse adhuc nec credo nec gaudeo* aus diesem Schreiben aufbehalten; Seneca wird als der Autor desselben bezeichnet.

3) Tacitus setzt den Anfang von Neros Neigung zu Poppäa in das Jahr 58 (Ann. XIII, 47), also in das Jahr vor Agrippinas Tod.

gegolten; von ihr selbst sagt Tacitus, sie habe ihre sinnlichen Begierden ihrem Vortheil unterthänig gemacht; sie stand auf der Höhe der Bildung und Ruchlosigkeit der Frauen der Zeit; ihr Ehrgeiz war, Gemahlin des Kaisers zu werden. Darin aber traf sie mit der Leidenschaft, die alle Schritte Neros athmen, der ausschließende Inhaber der von Augustus gegründeten Gewalt zu sein, zusammen. Auch aus diesem Grunde war Nero entschlossen, Octavia zu beseitigen, und bald wurde dieselbe inne, daß sie in der Stiefmutter ihre beste Freundin verloren habe. Noch fand sie jedoch eine Stütze bei dem Volke. Der Tod des Britannicus hatte keine besondere Theilnahme in Rom erweckt; als aber Octavia unter dem Einflusse der Poppäa nach Campanien entfernt wurde, nahm das Volk Partei für sie; Nero sah sich genöthigt, sie zurückzurufen. Dabei war es doch zu tumultuariſchen Auftritten gekommen: die Bilder der Poppäa wurden zerstört, das Bild der Octavia hoch einhergetragen und der Fürst gepriesen, daß er sie zurückgerufen habe. Eben dies aber gereichte ihr zum Verderben. Poppäa fiel dem Kaiser zu Füßen, um ihm vorzustellen, daß der Volksthumult seine eigene Stellung gefährde: von den Anhängern der Octavia werde er selbst angegriffen, — er selbst und die Zukunft des Reiches. Sie vermaß sich wohl, sie werde würdige Nachfolger in das Haus der Cäsaren einführen. Octavia, gegen welche man die widersprechendsten Beschuldigungen erhob, wurde verbannt und umgebracht, nach der Weise der Zeit durch die Deffnung der Adern¹⁾. Poppäa ward als die rechtmäßige

1) Im Jahre 62 u. Ae., an demselben Tage, an welchem sechs Jahre später Nero sich das Leben nahm (Sueton: Nero c. 57), also am 9. Juni. Vergl. Reimarus zu Dio LXII, c. 13, § 61 (bei Sturz Bb. VI, p. 452).

Gemahlin anerkannt. Nach einiger Zeit genas sie einer Tochter, deren Geburt einen unbeschreiblichen Jubel hervorrief. Die Senatoren eilten wetteifernd nach Antium, wo die Niederkunft erfolgt war, um ihren Glückwunsch darzubringen ¹⁾. Man zweifelte nicht, auf die Tochter werde bald ein Sohn folgen; aber auch schon jene wurde gleichsam mit göttlichen Ehren empfangen. Man hat gesagt: wer nicht Poppäa Sabina und ihr Kind verehere, der könne auch nicht auf die Verfügungen des Augustus und des Cäsar schwören. Es ist ein toller Wahn, aber einen Sinn hat es doch — denn auf der Voraussetzung der Divinität des ganzen Geschlechtes, die durch die jüngere Agrippina wieder erweckt worden war, beruhte die Autorität desselben und der gegenwärtige Gehorsam.

Welch ein Widerspruch war es dann, daß der Fürst, der von den Göttern abstammen glaubte, um das große Reich zu regieren, dennoch mit ungezügelterm Leichtsinne sich frivolen Bestrebungen hingab!

An sich ist es zu erklären, daß ein junger Mensch, eben in den Jahren der körperlichen Kraftentwicklung, von dem untergeordneten Ehrgeiz ergriffen wurde, in den Künsten, welche das Volk in den circensischen Spielen und anderen Versammlungen am meisten beschäftigten, Beifall und die Bewunderung der Menge zu erringen. Man hatte ihm einen privaten Circus angewiesen, in welchem er die Kunst sich aneignete, den Wagen mit ungewöhnlicher Geschicklichkeit zu lenken. Noch mehr Vergnügen machte es ihm, da er ein

1) Unter dem 21. Januar (XII. Kal. Febr.) 63 heißt es in den Acten der Arvalbrüder: *vota soluta quae susceper(ant) pro partu et incolumitate Poppaeae (Augustae). Corp. inscr. lat. VI, 1 p. 489, nr. 2043.*

treffliches Organ besaß, als Virtuose des Gesanges angesehen zu werden. Ein Citharöde zu sein, schien ihm mit seiner Herkunft von den Göttern und dem Dienste Apollon, den die Cäsaren besonders verehrten, sehr vereinbar.

Bei der Auflösung der dramatischen Productionen in ihre Bestandtheile, die damals, namentlich bei den öffentlichen Auführungen, eintrat, war es aufgekommen, daß die Tragöden die großen lyrischen Scenen zugleich sangen und agirten. So sang auch Nero bald den Muttermörder Orestes, bald den rasenden Herkules, bald den geblendeten Oedipus. Er that sich nicht wenig auf die Stärke und Beugsamkeit seiner Stimme zu Gute und wünschte auf einer Reise nach Neapel und Griechenland alle die Anerkennung zu finden, die nur die Griechen einem solchen Verdienste zu spenden fähig seien. In Neapel wurde ihm der Beifall einer unermesslichen Menge, die dahin zusammengeströmt war, zu Theil. Mit scenischem Selbstgefühl erfüllt, kam er dann nach Rom zurück; er hielt die errungenen Kränze für rühmlich genug, um damit dem römischen Volke zu imponiren. Denn zwischen verrauschendem Beifall und echtem Ruhm mußte er nicht zu unterscheiden. Unterwegs verband er Theilnahme an den niedrigsten Possen eines Spaßmachers mit der eifersüchtigsten Sorge für die Geltung seiner exclusiven Gewalt: ein angesehener Mann ist umgebracht worden, weil er sein Geschlecht auf Augustus zurückführte und in seinem Haushalte Anstalten traf, die den Einrichtungen im Palaste entsprachen. Das römische Volk wünschte die Rückkunft Neros: denn nur bei dessen Anwesenheit meinte es der Zufuhr der dringendsten Lebensbedürfnisse sicher zu sein. Er kam zurück und äußerte wohl: da das Volk wünsche, daß er bei ihm bleibe, so füge er sich diesem

Begehren. Wir wissen aber: das Volk brauchte nicht allein Brod, es verlangte auch Spiele. Nero veranstaltete jetzt circensische Spiele, bei denen er selbst mitwirkte und eine Anzahl von vornehmen Römern, deren Geschlechter aber in Dürftigkeit gerathen waren, zur Mitwirkung veranlaßte; Pracht und Schamlosigkeit erschienen dabei in einem affreusen Wettseifer.

Mitten in diesen Zuständen städtischer Ergötzlichkeiten und Genüsse, die doch wieder mit dem unverkümmerten Besitz der Weltherrschaft zusammenhingen, brach jene Feuersbrunst aus, die in der Geschichte der Bauwerke der Stadt Epoche macht.

Das Feuer entstand in der Nähe des Circus, wo combustibile Materialien aufgehäuft waren¹⁾. Es stieg durch die engen Straßen der alten Stadt bis zu den Anhöhen hinauf, wo es den Palast, die Behausung des Kaisers, ergriff. Nero, der sich grade in Antium befand, kam unverzüglich zurück und traf eifrig Anstalten, die Noth der vom Unglück persönlich Betroffenen zu lindern. Dennoch hat die Erzählung allgemeinen Glauben gefunden, Nero selbst habe den Brand angestiftet. Auch daran ist kein wahres Wort, was man erzählt hat, sein Auge habe sich an den hin- und herwogenden Fluthen des Feuers geweidet; er habe dabei in seinem Tragödenschmuck den Untergang von Troja gesungen. Bei Tacitus, dem wir eine ausführliche Erzählung hierüber verdanken, erscheint das als ein bloßes Gerücht, das er selbst nicht annimmt²⁾. Aber von allem Antheil an den Bewüstungen des Brandes wird man Nero doch nicht grade-

1) Das Feuer brach aus am 19. Juli (XIV. Kalend. Sext. Tacitus Ann. XV, 41) des Jahres 64 u. Ae.

2) Annalen XV, 40.

hin freisprechen können. Ein solcher wird von glaubwürdigen Zeitgenossen behauptet; und aus Tacitus erfahren wir, daß bei dem Wiederausbrechen des Feuers, und zwar in den Besitzungen des intimsten Freundes des Nero, die Meinung sich gebildet habe, er wüßte auf diese Weise mehr Platz für Neubauten zu gewinnen. Was jene Sage anbelangt, so ist sie eben das Produkt der in dem Moment selbst entstehenden Mythenbildung, welche ein bedeutendes Ereigniß unter dem Gesichtspunkt auffaßt, der den vorwaltenden persönlichen Gefühlen entspricht. Man dachte so schlecht von Nero, daß man für das Gute, was er that, kein Auge mehr hatte, das Böse aber in einer Legende zusammenfaßte, welche zugleich den Widerwillen gegen seine Liebhabereien ausdrückt.

Für ihn selbst lag in dem Ereigniß eine Wendung seines Schicksals. Daß er Unschuldige, namentlich Juden, die in Rom sehr zahlreich vertreten waren, oder solche, die man zu diesen rechnete, als Anstifter des Brandes verfolgte und hinrichten ließ, erweckte in Rom ein Grauen vor seinem Blutdurst. Dazu kam dann noch eine finanzielle Bedrückung der Provinzen, die mit dem Wiederaufbau der zerstörten Stadttheile zusammenhing. Nero ließ sich denselben sehr angelegen sein: er geschah auf eine anderen großen Städten in Griechenland und im Orient entsprechende Weise, mit regelmäßigeren Straßen, nicht so hohen, aber feuerfesten Häusern, geräumigen Plätzen, prächtigen Säulengängen. Die zerstörte Kaiserwohnung wurde durch eine umfangreiche Anlage im Stile eines modernen Parkes ersetzt. Die schönste Behausung, die die Zeit ersinnen konnte, war für ihn selbst bestimmt; sie wurde ausgeschmückt mit allen Kostbarkeiten, die sich zusammenbringen ließen. Auf dem Vorhofe erhob sich eine colossale Statue des Kaisers selbst.

Für alles Das und die Herstellung der Tempel, welche ganz oder zum Theil zerstört worden waren — nur das Capitol war verschont geblieben —, war die Aufwendung von Geldmitteln erforderlich, die der kaiserliche Schatz nicht leisten konnte. Nero nahm die Beisteuer der Provinzen, besonders auch die Tempelschätze in Anspruch, was dann als eine Plünderung und als eine Gottlosigkeit betrachtet wurde. Die Feuersbrunst, welche das alte Rom zerstört hatte, schien auch unzähligen anderen Städten zum Verderben gereichen zu sollen, und dies erregte eine Mißstimmung, der es unter Anderem zuzuschreiben ist, daß Seneca sich von den Geschäften zurückzog und mitten in seinen Reichthümern wie ein Eremit oder einer der Propheten des Alten Testaments lebte, von Feldfrüchten und fließendem Wasser; denn er fürchtete, vergiftet zu werden — ein Zustand des allgemeinen Ruins zwischen Blutdurst, Tempelraub und willkürlicher Hinrichtung, von dem man sich wundern mußte, wenn er nicht eine Rückwirkung im Gefolge gehabt hätte, ungefähr wie zu der Zeit, in welcher Chaerea an der Spitze einer doch nicht sehr zahlreichen Partei den Cajus Caligula umgebracht hatte.

Wie damals, so kam es auch jetzt zu einer Verschwörung, die aber noch umfassender und berechneter war. Es ist die des Cajus Calpurnius Piso, über deren Ursprung und Tendenz man, wie gewöhnlich, schlechter unterrichtet ist, als über ihre Entdeckung¹⁾. Er gehörte einem der vornehmsten Geschlechter an, das seinen Ursprung von Numa ableitete und

1) Man hatte die Absicht gefaßt, Nero bei den Ludi Cereales und zwar am letzten Tage derselben, 19. April 65, zu ermorden. (S. Tacitus' Annalen XV, 53. S. Friedländer in Marquardt's Handbuch der römischen Alterthümer Bd. VI, S. 479.)

in der Geschichte der Republik, namentlich auch in deren letzten Zeiten, den Bürgerkriegen, Bedeutung und Ansehen erworben hatte. Gnaeus Calpurnius Piso hatte in Afrika gegen Cäsar gefochten und dann auf der Seite der Verschworenen gestanden; aber er war einer von denen, welche ihren Frieden mit Augustus machten; dessen Sohn war eben jener Piso, dem man den Tod des Germanicus zugeschrieben hat. Cajus Calpurnius Piso wird als ein Kind seiner Zeit geschildert: er war ein vornehmer Mann, ehrgeizig, genußsüchtig und unternehmend. Eine eigenthümliche Bedeutung aber gab ihm ein großer, von seiner Mutter ererbter Reichthum, den er zur Unterstützung herabgekommener Senatoren verwandte; manche Plebejer, welche Ritter zu werden wünschten, setzte er in den Stand, den dazu erforderlichen Censur aufzubringen. Seine hinreißende Beredsamkeit verschaffte ihm eine ansehnliche Clientel¹⁾. Auf ihn richteten sich die Blicke der Unzufriedenen, die nach einem Oberhaupt suchten. Wahrscheinlich setzte man voraus, er werde, anknüpfend an die in seinem Hause herkömmliche aristokratische Gesinnung, mit der höchsten Gewalt Rücksicht auf Unabhängigkeit und Freiheit verbinden. Die Meinung machte sich Bahn, daß es nicht länger so fortgehen könne, wie es ging. Diese weder durch Gesetze noch durch Sitten eingeschränkte Gewalt, die einen göttlichen Ursprung in Anspruch nahm und zu jedem Gelüft, jeder Unthat zu berechtigten schien, wurde als unerträglich empfunden. Auch Seneca stand, so zurückgezogen er auch jetzt leben mochte, mit

1) Der Panegyricus auf Piso hebt vor Allem diese Eigenschaft hervor. Wichtiger ist das dem Probus beigelegte Scholion zu Juvenal zu Satire V, 108. 9, nach der Ausgabe von Laurentius Vallä bei D. Zahn, p. 234, 5 in den Noten.

Piso in Verbindung. Was hätte man aber unternehmen können, wenn Nero, wie seine Vorgänger, Prätorianer und Legionen für sich gehabt hätte? Doch waren die Prätorianer, wie wir bei dem Tode der Agrippina sahen, nicht mehr so sicher, wie früher. Nicht allein angesehene Tribunen, sondern der Präfect selbst war im Einverständnisse mit Piso ¹⁾. Auch wollte man von dem herrschenden Geschlechte, das die Truppen für sich hatte, nicht ganz und gar abweichen. Noch lebte eine Tochter des Claudius, die man dem künftigen Herrn, dem Piso, zur Gemahlin bestimmte ²⁾.

Die Zahl der Einverständenen war jedoch zu groß, als daß das Vorhaben einer wachsamem Regierung gegenüber lange hätte verborgen bleiben können. Die Männer erwiesen sich weniger schweigsam, als die Frauen. Als der Verdacht, daß die Sache entdeckt sei, anwuchs, wurde Piso aufgefordert, sich ohne Rückhalt an das Volk oder die Truppen zu wenden; aber den letzten Schritt zu thun, nahm er Anstand, sodaß er verhaftet werden konnte, sowie auch eine Anzahl anderer Theilnehmer an der wohl noch nicht vollzogenen, aber in ihrer Vollziehung begriffenen Verschwörung.

Auch Seneca ist auf den Grund dieses Verständnisses mit Piso genöthigt worden, sich selbst zu tödten. Er ward als einverständen mit den Gegnern des Fürsten, den er erzogen hatte, betrachtet. Seneca hatte einmal gesagt, das Wohlergehen Pisos, seine Incolumität, sei für ihn selbst die Bedingung des Lebens, gleich als sei eine Opposition oder doch die Möglichkeit einer

1) Es war Fänius Rufus; mit ihm zugleich war Präfect der Prätorianer Sofonius Tigellinus.

2) Antonia, die Tochter des Claudius und der zweiten Gemahlin desselben, der Aelia Petina.

solchen für ihn, wie für jeden Anderen unentbehrlich. Aus diesem Worte machte man ihm jetzt ein Verbrechen: denn wie sollte die Incolumität des Cäsar ihm nicht nothwendiger erscheinen, als die eines persönlichen Freundes? Ein prätorischer Tribun wurde zu Seneca geschickt, um ihn über den Sinn dieser Worte zur Rede zu stellen. Als dieser zurückkam, fragte ihn Poppäa, die jetzt mit Tigellinus, einem der vornehmsten Genossen der Ausschweifungen Neros, den geheimsten Rath des Kaisers bildete, ob sich Seneca zu freiwilligem Tode anschide. Auf dessen Antwort: er habe davon nichts bemerkt, erhielt er den Auftrag, Seneca seinen Tod anzukündigen. Nach Tacitus starb Seneca mit einer großartigen Fassung — denn man habe ja voraussehen können, daß Nero, nachdem er seine Mutter, seinen Bruder, seine Gemahlin umgebracht, auch seinen Lehrer nicht schonen werde.

Eine lange Reihe ausgezeichneteter Männer folgte Seneca im Tode nach. Bei dem Verhör der Angeklagten wurde Nero am meisten dadurch betroffen, daß sich Offiziere der Prätorianer unter ihnen befanden. Einer derselben, Subrius Flavius, sagte ihm gerade heraus: einem Manne, der seine Mutter und seine Gemahlin ermordet habe und zugleich ein Wagenlenker sei, dem wolle er nicht gehorchen.

Und kein Zweifel ist, daß bei dem Zustand, in den man gerathen war, ein tiefer Schmerz alle wohl denkenden Menschen ergriffen hatte. Es gab eine Schule von Männern, die sich zwar hüteten, Widerspruch zu erheben, aber durch ihre ernste und strenge Haltung bewiesen, wie wenig sie an den Frivolitäten ihres Herrn Gefallen fanden. Als der vornehmste von allen erscheint Thrasea Pätus, der früher in den Berathungen des Senats niemals gefehlt und einmal in einer

nicht unbedeutenden Frage die Rechte dieser Körperschaft lebhaft vertheidigt hatte, im Einverständniß mit den Consuln und dem Imperator selbst. Seitdem hatte sich das Verhältniß aufgelöst. In Thrasea schienen die Ideen des Cäcina Pätus wieder aufzuleben; er war dessen Schwiegersohn; seine Gemahlin hieß Arria, wie ihre Mutter. Alle, die sich von dem Thun und Treiben des Hofes abwandten, sahen in Thrasea einen einverständenen Bundesgenossen; in den Provinzen, wo man die Tagebücher des Senats erhielt, war man besonders auf die Verhandlungen aufmerksam, an denen Thrasea sich nicht betheiligt hatte, was allmählig immer häufiger geschah. Eben diese Zurückhaltung wurde ihm nun von den Anhängern des Princeps im Senat zum Vorwurf gemacht: denn entweder müsse man die bestehenden Formen ändern und zu den alten zurückkehren, oder einen Mann weg schaffen, der bei einem solchen Beginnen an die Spitze treten könne.

Nun aber trat in dem Palast ein Ereigniß ein, welches die Unterwürfigkeit der Senatoren in ihrer Gesamtheit und zugleich die Entfremdung einzelner Mitglieder in der schärfsten Beleuchtung zu Tage brachte. Nero knüpfte seine dynastischen Absichten an die nach kurzer Zeit zu erwartende abermalige Niederkunft der Poppäa; plötzlich vernahm man, daß Poppäa gestorben sei (65 unserer Aera). Man wollte wissen, sie sei an den Folgen eines Fußtritts, den ihr Nero einst bei einem heftigen Wortwechsel zu versetzen die Abscheulichkeit gehabt habe, ums Leben gekommen. Niemals aber hatte ihr Nero größere Ehre erwiesen, als nach ihrem Tode; er pries sie als die Mutter eines göttlichen Kindes. Es wurde ihr ein glänzendes Leichenbegängniß veranstaltet, zu dem alles, was Namen

hatte, sich einfand. Nur Einen Mann vermifste man dabei, den Thrasea Pätus. Nero selbst hatte seine Anwesenheit nicht gewünscht, da er ihn als einen Gegner betrachtete. Thrasea erschien in vollem Gegensatz gegen den Fürsten sowohl, wie gegen den Senat. Dieser seiner Gesinnung wegen wurde er zur Verantwortung gezogen und verurtheilt. Eine Anzahl von Vernachlässigungen des Princeps wurde ihm zum Vorwurf gemacht, z. B. daß er, obwohl in seiner Stellung dazu verpflichtet, den Eid bei Beginn des neuen Jahres nicht erneuert und für das Wohl des Fürsten nicht geopfert habe. Mit Thrasea wurde auch Barea Soranus angeklagt, dem man Schuld gab, bei der Provinzialverwaltung von Aſien, von der er zurückkam, die Einwohner gegen die Gewaltthaten kaiserlicher Beauftragter geschützt und in denselben Hoffnung auf eine Veränderung erweckt zu haben. Thrasea erschien nicht in der Sitzung, in welcher das Urtheil über ihn gesprochen werden sollte. Soranus war von seiner Tochter begleitet. Unvergleichlich ist von Tacitus Rede und Widerrede, die Liebe und Verehrung der Tochter für ihren Vater geschildert worden. Beide Angeklagte wurden verurtheilt. Thrasea, der nichts Anderes erwartet hatte, war eben in einem philosophischen Gespräche mit einem Cyniker über das Verhältniß des Leibes und der Seele begriffen, als ihm der Tod angekündigt wurde.

Dieser Tod wird von Tacitus, aus dessen Berichten wir die vornehmsten Thatfachen entnahmen, nicht mehr geschildert. Obwohl sich gegen die Unparteilichkeit des Geschichtschreibers Einiges einwenden läßt, so erkennt man doch bei ihm den objectiven Bestand der Thatfachen. Der bezeichnete Mangel wird allenthalben durch den eingeborenen historischen Genius überwogen. In seiner fragmentarischen Gestalt ist das Werk

doch unschätzbar; es giebt einen anschaulichen Begriff von der Stimmung der Geister — zwei Jahre vor Neros Untergang.

Auch wir halten einen Moment inne, um über diese das Gemüth niederdrückenden Begegnisse hinaus den Blick in eine Region zu richten, in der noch von autonomen und würdigen geistigen Bestrebungen die Rede war. Nicht allein die Opposition entstammt ihr, welche Nero fand, sondern auch Entwicklungen bahnten sich an, die über Zeiten und Zustände des römischen Reiches hinausreichen.

Viertes Capitel.

Literarische Strömungen der Zeit.

Neben den Staatsbegebenheiten, die unsere Vorväter wohl als Emergentien bezeichneten, erscheint in einer tieferen Schicht auch immer eine mit den ersteren zusammenhängende, aber doch von ihnen abweichende innere Bewegung, durch welche die gleichzeitigen Ereignisse modificirt und spätere vorbereitet werden. Besonders sind dafür die großen Städte bestimmend gewesen; sie waren allezeit der Schauplatz für den Kampf der Meinungen, die Werkstätten für Hervorbringung neuer, und Rom noch mehr als andere, — in demselben Grade, in welchem es sie an Größe nicht allein, sondern an Mannichfaltigkeit und Kraft der Elemente, die es in sich vereinigte, übertraf.

Da bemerken wir nun die Erscheinung, daß die Ereignisse, welche die Gemüther beherrschen, aber doch nicht befriedigen, in der Literatur ihre Kritik finden und gleichsam ihr Widerspiel zu Tage fördern. Die Epoche des Augustus war von dem Abscheu gegen die Bürgerkriege erfüllt; es galt für die Grundlage des Anspruches desselben auf die höchste Gewalt, daß er diesen ein Ende machte und die Sicherheit wiederherstellte, welche die Bedingung der allgemeinen Wohlfahrt ausmacht. Dies Gefühl dauerte auch noch unter Tiberius

fort; es bildete den Gesichtspunkt, unter dem seine Regierung als heilbringend bezeichnet werden konnte, wie das schon bei Bellejus Paterculus, noch mehr bei Valerius Maximus, der seine Sammlung von denkwürdigen Thatsachen, die er als Dokumente d. h. nach einer ciceronianischen Erklärung nachahmungswürdige Beispiele bezeichnet, diesem Kaiser gewidmet hat, mit großem Nachdruck geschieht.

Valerius Maximus gehörte dem altberühmten Geschlechte der Valerier an und hegte republikanische Gesinnungen in seiner Seele. Dem Cato Uticensis hat er einen ausführlichen Lobspruch gewidmet, in welchem er sich zu dem Grundsatz bekennt, daß dem Leben ohne Würde ein würdiger Tod vorzuziehen sei. Er rühmt Cato unter Anderem deshalb, weil er als Knabe den Gedanken gefaßt hatte, Sulla, in dessen Vorzimmer er die abgehauenen Köpfe der Proscribirten erblickte, dafür mit eigener Hand umzubringen. Es hatte doch in der That Etwas zu bedeuten, wenn ein solcher Mann es über sich gewann, den Cäsar Tiberius gleichsam unter die Götter zu versetzen und ihn als ein wohlthätiges Gestirn zu preisen. Sulla, sagt er, habe Rom und Italien mit Blut erfüllt; Tiberius schütze das Reich; er verfolge das Laster, hege und pflege aber die Tugend. Der Autor rühmt die Strenge, mit der Tiberius überhaupt, besonders aber in Bezug auf das Kriegsheer verfuhr. Auf den Gehorsam der Legionen gründe sich die Macht von Rom. Tiberius behaupte dadurch die militärische Ordnung und Zucht, durch welche die Hütte des Romulus die Säule geworden sei, auf welcher der Erdfkreis ruhe. Würden die Truppen nicht in der gewohnten Mannszucht erhalten, so würden sie selbst eine Unterdrückung ausüben.

Wie an der Idee der römischen Weltherrschaft, so hält Valerius Maximus auch daran fest, daß die Götter deshalb bewogen worden seien, den Römern ihren Beistand zu leihen, weil diese den altherkömmlichen Dienst mit ängstlicher Genauigkeit beobachten; er zählt alle die Institutionen auf, durch welche dies geschehe.

Man halte das nicht für elende Schmeichelei; es hat eine gewisse Wahrheit, bei der freilich die eine Seite des vorliegenden Zustandes hervorgehoben, die andere mit Stillschweigen übergangen wurde.

Nachdem nun aber Cajus Caligula die Alleinherrschaft zu unerträglichen Gewaltsamkeiten mißbraucht hatte, ward dann diese andere Seite um so stärker betont.

Marcus Annäus Lucanus, ursprünglich ein Freund und Studiengenosse Neros, hat ihn selbst im Anfang seines Gedichtes *Pharsalia* angesehen, wie Valerius den Tiberius. Indem er die Greuel des Bürgerkrieges schildert, fügt er doch hinzu, er wolle sich darüber nicht beklagen, wenn sie nothwendig gewesen seien, um Nero auf den Thron zu erheben: denn die Herrschaft des Jupiter setze den Sieg über die Giganten voraus. Er thut wohl einmal einer künftigen Vergötterung Neros Erwähnung und verknüpft damit seine Phantasie, daß ein allgemeiner Friede eintreten werde. Man darf aber darin nicht etwa den Ausdruck einer der nero-nianischen Regierung beistimmenden Gesinnung erblicken; sie sind nur aus den Hoffnungen, die Nero Anfangs gab, und dem persönlichen Verhältniß des Dichters zu demselben zu erklären. Das Werk Lucans athmet eben den entgegengesetzten Geist. In der *Pharsalia* könnte man meinen, eine poetische Bearbeitung des Cremutius Cordus vor sich zu haben:

so entschieden nimmt Lucan für die Gegner Cäsars, vor Allem für Pompejus selbst, Partei.

Man hat bemerken wollen, er habe Cäsar in den späteren Büchern seines Gedichtes unglimpflicher behandelt, als in den früheren; da finden sich wenigstens jene Stellen über die Freiheit, die mit dem Principat nicht zu vereinbaren war: die Freiheit sei über den Rhein und über den Tigris geflüchtet d. h. aus dem gesammten Umkreis des römischen Reiches verbannt. Den Zustand der orientalischen Völker, deren Gesichtskreis über die Macht ihrer Könige nicht hinausreiche, hält Lucan für glücklicher, als den der Römer, welche dadurch, daß sie gehorchen müssen, zugleich beschämt seien¹⁾. Für ihn hat die Erhaltung der inneren Ruhe und der allgemeinen Wohlfahrt, die nun vollzogen ist, keine große Bedeutung mehr. Die Bürgerkriege verwirrt er hauptsächlich deshalb, weil durch sie die Ueberwältigung der Nachbarn verhindert worden sei. Der Widerspruch, den das Principat, wie es damals war, hervorrief, kommt hier zu voller Erscheinung. Man begnügt sich nicht mehr mit dem Segen, den die Dämpfung der inneren Unruhen mit sich führte; man empfindet nur den Einhalt, der durch den Sieg der Cäsaren in der Weltoberung herbeigeführt worden war, den allgemeinen Druck, der auf den alten Republikanern lastete. Die schönsten Stellen seines Werkes sind der Verherrlichung Catos und der catonischen Tugend gewidmet. Wenn Cato bei Lucan sich weigert, bei dem Orakel des Ammon, an dessen Heiligthum in der Wüste er vorbeikommt, sich Rathes zu erholen, so wirft er vor Allem die Frage auf, worüber denn? ob er als

1) VII, 444: ex populis, qui regna ferunt, sors ultima nostra est, quos servire pudet.

freier Mann sterben oder die Herrschaft eines Einzigen erleben solle? Er erkennt nur Eine Gottheit an — die Tugend: d. h. zugleich die Freiheit; die moralische und politische Freiheit werden vollkommen identificirt. Der göttlichen Beihülfe, durch welche das römische Reich groß geworden, wird nur mit einer Art von Verachtung erwähnt. Nicht in den capitulinischen Triumphen trete das wahre Verdienst zu Tage, die nackte Tugend bedarf keines Erfolges; diese aber soll verehrt werden. Mit der Verehrung, die den Cäsaren gewidmet wird, steht es in einem Widerspruch, der Jedermann in die Augen springen mußte, wenn nun eben ein Mann wie Cato als Vater des Vaterlandes, als der bezeichnet wird, den Rom an seinen Altären anbeten sollte. Nicht bei der Fortuna des Augustus sollte man schwören, sondern bei der stoischen Tugend. Und nicht mit diesem Widerspruch allein begnügt sich Lucan; er sieht die Zeit kommen, wo Rom mit freiem Nacken dastehe, da werde es die Tugend und Cato verehren¹⁾. Der catonische Name war gleichsam das Feldzeichen, um das sich die Republikaner scharten. Sie schmeichelten sich mit einer Zukunft, in welcher ihre Idee wieder die alleinherrschende in Rom sein werde. Nichtbeachtung der Götter, wie sie damals angebetet wurden, Erhebung des Begriffes der Tugend zu der einzigen Gottheit und republikanische Freiheit verbinden sich bei Lucan mit einander, um der cäsarischen Macht den offenen Krieg und ihren einstigen Untergang anzukündigen.

1) IX v. 601: ecce parens verus patriae, dignissimus aris,
Roma, tuis; per quem nunquam jurasse pudebit
Et quem, si steteris unquam cervice soluta
Tunc olim factura deum.

Die Familie, aus der Lucan stammte, gehörte zu denen, die, von Rom nach Spanien verpflanzt und dort zu hohem Ansehen gelangt, nach Rom zurückkamen, um sich in ihren Studien und ihrer Lebensthätigkeit der Weltcapitale wieder anzuschließen. Als den Patriarchen derselben darf man den Rhetor Marcus Annäus Seneca ansehen. Er ist der Vater des Philosophen Lucius Seneca, des Novatus Gallio, den wir in Achaja wiederfinden werden, und durch seinen dritten Sohn Mela Großvater des Lucan. Sie machten aber in Rom nicht allein mit den leitenden Männern des damaligen Staates, sondern zugleich mit den stoischen Philosophen Bekanntschaft, die nicht eben immer in gutem Verhältniß zu den ersteren standen. Der Lehrer des Philosophen, Attalus, der von diesem zuweilen genannt wird, war, weil er mit Sejan in Conflict gekommen, Rom zu verlassen genöthigt worden. Er selbst führte seinen Neffen in die Schule des Cornutus, von dem dieser ohne Zweifel die Grundsätze einsog, zu denen er sich in seinem Werke bekannte. Von einer weit größeren Bedeutung als Lucan ist der Philosoph und Staatsmann Lucius Annäus Seneca, für die damalige und für alle folgenden Zeiten. Wir kennen das Verhältniß, in welches er zu Nero trat, bei dem dann auch der Neffe Eingang gewann, und von dem sie endlich Beide hingerichtet worden sind.

Der Dheim ging in seinen Principien lange nicht so weit, wie der Neffe, weder in seinen philosophischen, noch besonders in seinen politischen Grundsätzen. Er nimmt vielmehr gerade dadurch einen hohen Rang in der Geschichte ein, daß er der auf Gewalt gegründeten Macht eines Oberhauptes in Rom eine andere Richtung zu geben trachtete; um es mit Einem Wort zu sagen: Seneca hat den Versuch gemacht, dem

schrankenlosen Despotismus den Charakter einer Monarchie zu geben.

In der an Nero gerichteten Schrift „Von der Gnade“ geht er davon aus, daß diese Eigenschaft von beiden Parteien — er meint die philosophischen — als Tugend betrachtet werde, von den Stoikern, zu denen er sich selbst rechnet, die den Menschen als ein zum Wohle der menschlichen Gesellschaft geborenes Geschöpf¹⁾ erklären, und von den Epikuräern, die Alles auf ihren eigenen Nutzen und Vortheil beziehen, indem sie die Bestimmung des Menschen in der Glückseligkeit und im Vergnügen sehen. Er spricht also im Namen der allgemeinen philosophischen Ueberzeugung. Sein Hauptsatz ist, daß diese Tugend dem Fürsten gezieme. Jene Verhältnisse, durch welche die Clemenz Cäsars den Nachfolgern desselben verhaßt geworden, erwähnt er nicht; möglich aber ist doch, daß sie ihm vorschwebten: denn den Gewaltthätigkeiten, die da eingetreten, setzt sich sein Begriff von dem Principat, das er als fest gegründet betrachtet, entgegen. Sein Sinn ging dahin, nachdem dies geschehen, die höchste Autorität von den Gewaltthaten loszureißen, die dem Imperator bis dahin die Nachfolge Cäsars erhielten, sodaß sich aus all den vor- gekommenen Verwirrungen der Begriff der Monarchie erhebt. Er spricht den Grundsatz aus, daß die höchste Gewalt wohlthätig sein müsse; man müsse vor dem Fürsten nicht fliehen, wie vor einem aus seinem Lager emporspringenden wilden Thier, sondern ihn betrachten wie ein wohlthätiges Gestirn. Man müsse erfahren, daß seine Sorge das Allgemeine und die Einzelnen umfasse; Jeder müsse wissen, daß der Fürst zwar

1) sociale animal.

über ihm, aber doch für ihn sei. Eben darum, weil der Fürst für sie sorgt, sollen die Menschen ihn in Schutz gegen jede Gefahr nehmen und ihre Waffen dahin wenden, wohin er befiehlt. Darin liege keine Wegwerfung, wenn Tausende sich für Ein Oberhaupt opfern. Die Menge hänge von dem Fürsten ab, wie der Körper von der Seele; sie werde durch ihn regiert und sie würde selbst zu Grunde gehen, wenn nicht Ein Wille sie leite; der Fürst sei der Lebensgeist der gesammten Republik und halte sie zusammen. So entsteht dem Begriff der Monarchie zur Seite die Idee einer gerechtfertigten Unterthänigkeit. Die Identität der Interessen des Monarchen und des Gemeinwesens tritt hier um so bedeutender auf, da sie zugleich praktisch realisirt zu werden die Aussicht fassen konnte.

In Bezug auf Nero ist der mit epigrammatischer Schärfe ausgedrückte Schluß gleichwohl bündig: er muß den Körper schonen, dessen Seele er ist; damit schon er sich selbst. ●

In seiner Schrift „Ueber den Zorn“ bezeichnet Seneca den Princeps in sehr gemäßigten Worten als den Vorsteher der Gesetze d. h. doch des gesetzlichen Zustandes, eigentlich mit der Ausführung desselben betraut, als Regierer des Staates und giebt dann an, wie er die Strafgewalt ausüben solle. Sein erstes Ziel soll sein, die Tugend beliebt, das Laster verhaßt zu machen. Wenn das zu Nichts führt, so gehe er zu Ermahnungen und Rügen über; wenn auch diese nicht fruchten, so mag er strafen, aber auf eine Weise, daß noch Raum für Verzeihung übrig bleibt. Er stellt den Fürsten dar wie einen Arzt: er soll das Uebel heilen; nur in dem äußersten Fall mit dem Tode strafen, nur dann, wenn es für den, den er straft, das Beste ist, zu sterben. An der Vollziehung

der Strafe darf er nicht das mindeste Wohlgefallen blicken lassen; sie soll nur zur Warnung dienen. Wie so ganz lief das den Exekutionen entgegen, die unter den Cäsaren, selbst unter Claudius, an der Tagesordnung waren und ohne alle Scheu als Rache betrachtet wurden! Seneca meinte eben, die Monarchie mit den republikanischen Gesinnungen ausgleichen zu können. Er hatte kein Hehl damit, daß er selbst solche Gesinnungen hege.

In das Trosts Schreiben an Marcia, die Tochter jenes Cremutius Cordus, der dafür, weil er Cassius in seinem Geschichtswerk den letzten Römer genannt hatte, mit dem Tode hatte büßen müssen, webt Seneca eine Lobeserhebung dieses Geschichtschreibers ein. Er rühmt dessen altrömische Gesinnung; man werde ihn lesen, so lange es Jemanden gebe, der eine Rückkehr zu den Handlungen der Vorfahren für wünschenswerth halte; mit seinem Geiste habe er die Proscribirenden auf ewig selbst proscribirt. Er führt dann Cordus redend ein, der den jenseitigen Zustand dem dießseitigen vorzuziehen scheint: denn dort höre man Nichts von kriegerischem Getümmel, noch von dem den Tag ausfüllenden Lärm, noch von Parricidien, die man erdichte oder auf die man denke.

Wir haben einen Brief von Seneca¹⁾, in welchem er die Argumente Epikurs gegen die Strafen in der Unterwelt adoptirt. Er verbindet den Begriff der stoischen Tugend mit dem Unglauben der Jünger Epikurs, die Verherrlichung der Römer, welche den Tod der Sklaverei vorziehen, mit griechischer Reflexion; Cato hat bei ihm den Phädon des Plato auf

1) ep. 24.

der einen und das Schwert auf der anderen Seite¹⁾. Der Oheim ist auch hier milder als der Nefle. Er flücht in die Katastrophe zugleich die Idee der Unsterblichkeit ein. Aber die Idee der Freiheit tritt bei ihm nicht minder stark hervor. Er preist Cato als einen Mann, der mitten im allgemeinen Ruin aufrecht stehe. Wenngleich Alles der Herrschaft eines Einzigen unterworfen ist und alle Pforten bewacht sind, so findet er doch eine solche, die einen Ausgang offen läßt: mit Einer Hand wird er der Freiheit eine Bahn eröffnen. Das Schwert, das für das Gemeinwesen die Freiheit nicht hat herstellen können, wird sie für Cato herstellen.

Die prächtige Schilderung vom Tode Catos läßt keinen Zweifel darüber, daß Seneca zu derselben Schule gehört, wie sein Nefle Lucan, die hauptsächlich in Cato ihr Ideal erblickte. Jedoch waren seine Ideen keineswegs von so durchgreifender Natur und Ausfiht. Lucan spricht den Wunsch des Umsturzes der bestehenden Regierungsform aus; Seneca deutet nur die Möglichkeit eines solchen an.

Senecas allgemeine Ideen über Gott und Welt waren keineswegs die in Rom seit Jahrhunderten eingelebten und eingebürgerten.

In dem Eingang zu den „Naturbetrachtungen“²⁾ sieht man, in welcher Höhe über den allgemeinen Erscheinungen der Welt und der Zeit Seneca sich hielt. Was die Römer den Erdfreis nennen, erscheint ihm nur als ein geringer Theil des Universums. Wenn man, sagt er, seine Augen von oben her auf den Erdfreis wirft, so ist er doch nur eng, großen-

1) duo instrumenta . . . alterum ut vellet mori, alterum ut posset. § 6.

2) Quaestiones naturales.

theils von der Fluth bedeckt, zum Theil brennend heiß, zum Theil starrend vor Kälte; ist das der Mühe werth, daß sich soviel Völker darum schlagen? Die Kriegsschaaren mit ihren aufgerichteten Fahnen, die Reiterei, welche die Flüsse überschreitet, sind dem Ganzen gegenüber sehr kleinliche Erscheinungen. Er bezeichnet die Grenzen des römischen Reiches, wie man sie damals kannte, und bei denen es bleiben müsse. Die Parther sollen nicht den Euphrat überschreiten, die Dacier nicht die Donau, dieser Fluß soll Sarmaten und Römer trennen, der Rhein die Grenze Germaniens bilden.

Hochbedeutend ist es doch, daß so in der Mitte der römischen Welt eine Ansicht auftaucht, der das Reich in seiner allgemeinen Ausdehnung nur als etwas Beschränktes erschien, was selbst dann nicht anders sein werde, wenn sie auf beiden Seiten den Ocean erreiche¹⁾. In jenen Zeiten machte das Ueberschreiten des Oceans unter Claudius den größten Eindruck als ein neuer Sieg des Menschen über die Elemente, des römischen Cäsar über die Götter des Meeres. Von Niemandem ist das freudiger begrüßt worden, als von Seneca, hauptsächlich inwiefern darin ein Fortschritt der Weltentdeckung lag.

Seine Tragödie *Medea* preist vor Allem die Idee der Schifffahrt, ihren Ursprung und ihre unermessliche Wirkung auf die Erde und das Menschengeschlecht. Jetzt bedarf es keiner *Argo* weiter, das Meer hat sich unterworfen. Jede Begrenzung ist aufgehoben, die Erde ist allenthalben durch-

1) Prologus § 8: hoc est illud punctum, quod inter tot gentes ferro et igne dividitur und § 10: Punctum est istud, in quo navigatis, in quo bellatis, in quo regna disponitis, minima, etiam cum illis utrimque oceanus occurrit.

fahrbar geworden. Daran knüpft sich dann die berühmte Prophezeiung, daß der Ocean die Fesseln der Dinge lösen, die gesammte Erde sich eröffnen und Typhys, der Steuermann der Argonauten, eine neue Welt entdecken werde, sodaß man nicht mehr von der ultima Thule reden wird. Nicht grade von der Auffindung einer neuen Hemisphäre ist die Rede, aber von einer unbegrenzten Ausdehnung der Schifffahrt und neuen Entdeckungen. Man sieht wohl: der Poet Seneca steht ebenso in der Mitte des Univerfums wie der Philosoph Seneca. Er hat eine unbegrenzte Ueberschau, indem er doch auf dem Boden seiner Zeit verharret.

Daß die Medea von dem Philosophen Seneca herrührt, ist keinem Zweifel unterworfen¹⁾. Ich bekenne, ich bin sehr geneigt, auch die übrigen Tragödien, in deren Reihe die Medea auf uns gekommen ist, demselben zuzuschreiben, — so augenfällig ist ihre Verwandtschaft mit dem Geiste, der in Senecas Schriften überhaupt lebt. Wäre dies aber auch nicht der Fall, so sind sie doch einer Beachtung sehr würdig: denn daß sie aus dem ersten Jahrhundert stammen, hat noch Niemand ernstlich bezweifelt. Was sie historisch bemerkenswerth macht, ist die in ihnen vorkommende Erörterung von Fragen, die für die damalige Welt die wichtigsten waren und die allgemeine Aufmerksamkeit beschäftigten.

In einer derselben, dem Thyestes, setzt sich dem eigen-

1) Von der Medea haben wir das Zeugniß Quintilians: Inst. orat. IX, 2, 8, daß sie von Seneca stammt. Ich schließe mich der Ansicht des Justus Lipsius an, der unter allen Neueren diese Zeiten und ihren Stil am besten verstanden hat, nach dessen Meinung diese Tragödie von dem Philosophen Seneca herrührt. Seneca würde sie zur Zeit seines Exils in Corsica verfaßt haben und zwar damals, als Claudius Britannien angriff (43 u. Ae.).

mächtigen Beginnen des Atréus ein Sklave entgegen und spricht Warnungen aus, die eine energische Protestation gegen den Mißbrauch der höchsten Autorität durch rücksichtslose Gewaltthätigkeit enthalten.

Ich sehe darin eine Manifestation des populären Gemeingefühls dem gewaltsamen Gebahren der Cäsaren, besonders Neros, gegenüber. Die Bemerkung, daß das Reich zwei Oberhäupter nicht ertragen könne ¹⁾, erinnert doch sehr an eine der wichtigsten politischen Fragen der Zeit, die bei Gemellus und bei Britannicus zur Sprache kam, und bezeichnet hier den vornehmsten Grund der Entzweiung zwischen den beiden Enkeln des Tantalus.

Nicht selten ist die Rede davon, daß nichts schwerer sei, als den hartnäckigen Sinn eines Mannes, der die höchste Gewalt besitzt, zu dem zu bringen, was das Rechte ist ²⁾.

Das größte Ereigniß seiner Zeit, das aber im Getümmel des Tages von den Meisten nicht einmal bemerkt wurde, den Untergang des cäsarischen Hauses, hat Seneca zum Gegenstand seiner Dichtung gemacht, — er selbst oder ein Anderer, der doch ganz in seinem Sinn dichtete und schuf. Der Gegenstand ist der Tod der Octavia. Sie erscheint als der letzte Sprosse der durch die Succession Cäsars zum Principat berechtigten Familie. Sie geht durch die Ausschließung Neros unter, der hier als unberechtigter Eindringling betrachtet wird. Auch politisch hat das Zwiegespräch zwischen Nero und Seneca, der in dem Stück persönlich auftritt, eine große Bedeutung. Nicht allein Philosophie und Besitz der Gewalt treten hier einander

1) Thyestes: v. 445: non capit regnum duos.

2) Hippolyt: v. 136 ff.: Nec me fugit, quam durus et veri insolens
Ad recta flecti regius nolit tumor.

gegenüber; — man darf den Nachdruck nicht übersehen, der in altrömischem Sinn auf die Autorität des Volkes gelegt wird. Dem Gebote Neros, seinen Befehlen zu gehorchen, setzt der Philosoph die Forderung entgegen, daß der Befehl gerecht sein müsse; er führt ihm zu Gemüthe, daß er nur solche Anordnungen treffen dürfe, welche die allgemeine Beistimmung ratificire.

Neben der politischen Bedeutung dieser Stücke erscheint aber und nicht minder beachtenswürdig die religiöse. In den Tragödien ist ein durchgehender Zug, daß die unmittelbare Einwirkung der Götter, welche die alten Sagen darbieten, zurücktritt; die menschlichen Leidenschaften, das sind die Götter. Nur Juno, das Symbol der Eifersucht, tritt zuweilen in Action; die Qualen des Tartarus bestehen, aber sie tragen doch mehr ein poetisches Gepräge; sie erinnern hie und da bereits an die Hölle des Dante. Nicht selten findet sich der Ausruf, es gebe keine Götter, der aber dann wieder durch die Doctrin, es gebe einen höchsten Gott, den Begründer des Universums ¹⁾, durchbrochen wird — ungefähr wie in den philosophischen Schriften Senecas, in denen man häufig, selbst da, wo man es nicht erwartet, auf Erörterungen über die wichtigsten Fragen stößt, welche die allgemeinen Weltanschauungen betreffen, über den materiellen Bestand der Welt, wer ihr Urheber, wer ihr Wächter, wer Gott überhaupt sei, ob er der Welterschöpfer, ein Theil der Welt oder die Welt selbst sei, d. h. also ob es einen außerweltlichen Gott gebe oder nicht, ob er an den Dingen etwas verändern könne nach Bestimmung des Schicksals oder nicht,

1) mundi conditor, Deus v. 293 der Phoenissen.

was doch sagen will, ob es ein Schicksal gebe über den Göttern. Er kennt nur Einen Gott, der seine eigene Nothwendigkeit ist. Aus der bloßen philosophischen Anschauung geht ihm die Einheit Gottes hervor. Dabei aber wird die Einwirkung desselben auf die veränderlichen Begebenheiten der Welt zweifelhaft, da ja ihm Nichts gefallen könne, woran er nicht immer Gefallen gefunden habe.

Indem aber Seneca die Idee des Monotheismus begründet, gewinnt er doch nach dem Vorgang anderer Stoiker auch dem Polytheismus eine Seite ab, die ihn allenfalls annehmbar macht; er ist nicht dagegen, wenn man die Gottheit als Jupiter Optimus Maximus bezeichnet. Er bestreitet selbst nicht den Namen Jupiter Stator, den man aber nicht daher leiten dürfe, daß er eine Flucht der Römer zum Stehen gebracht habe, sondern weil der Bestand aller Dinge in seiner Hand ruhe. Auch Liber, Hercules, Mercur führt er auf die Idee Gottes zurück: Liber ist er als Erzeuger von Allem, Hercules als die unüberwindliche Kraft, Mercur, insofern er Zahl, Ordnung und das Wissen umfaßt.

Das Fatum ist nichts Anderes, als die den Dingen innewohnende Verflechtung der Ursachen; Gott ist die erste Ursache von allen, also ist Gott das Fatum.

So begreift er auch die Seele als eine Einheit. Alle die besonderen guten Eigenschaften, Gerechtigkeit und Ehrlichkeit, Mäßigkeit und Klugheit, endlich die Tapferkeit selbst sind Eigenschaften derselben Seele. Nicht die Tugenden gefallen, sondern der Geist, der sie besitzt.

Auch insofern berührt sich Seneca mit Lucan. Lucan wirft von vornherein die Frage auf, ob der Vater der Dinge, der die Welt aus dem Chaos gebildet, ihr unverbrüchliche

Gesetze vorgeschrieben, an die er sich selber halte, oder ob Alles dem Ungefähr überlassen sei, der Zufall in den menschlichen Angelegenheiten regiere¹⁾. Nach der Schlacht bei Pharsalus erklärt Lucan: es gebe keine Götter, keinen Jupiter, der sonst die Ereignisse in Thessalien nicht zugelassen haben würde. An einer anderen Stelle sagt er, nicht durch geheimnißvolle Sprüche der Wüste gebe sich die Gottheit kund; die Gottheit bestehe überhaupt in nichts, als in der den Menschen umgebenden Welt und der Tugend; bei seiner Geburt werde dem Menschen eingegeben, was er zu wissen brauche.

Seneca drückt sich auch hierüber gemäßigter und einsichtsvoller aus; über die einzelnen Tugenden erhebt sich bei ihm die Seele, die dieselben besitzt: die verschiedenen Götter betrachtet er als Ausfluß der Gottheit, welche zugleich Natur ist²⁾. Wie er sich aber auch immer äußern mag, so liegt doch am Tage, daß seine Ansicht von denen, auf welchen die Ueberzeugungen der Römer beruhten, himmelweit entfernt ist.

Die Idee von der Einheit Gottes erscheint auch bei dem Rhetor Seneca sehr ausdrücklich; sie war eben nicht mehr die Doctrin einer Schule, sondern gleichsam die allgemeine Annahme der denkenden Geister.

Auch der ältere Plinius, der an den Ereignissen, die unter Claudius und Nero vorgekommen, mannichfachen Antheil nahm — wir finden ihn als Reiteroberst in Germanien und dann als Procurator in Spanien, sodasß er der Epoche,

1) II, v. 7.

2) quid aliud est natura quam deus et divina ratio toti mundo partibusque ejus inserta? de benef. IX, 7, 1.

die wir hier behandeln, in seiner geistigen Entwicklung angehört — geht von diesen Vorstellungen aus, die er dann freilich auf seine Weise interpretirt.

Plinius kann nicht zu den originalen Denkern gezählt werden; in Allem, was er sagt, erkennt man den Reflex der pythagoreischen, der sicilischen Philosophie überhaupt, selbst der homerischen Gedichte und orphischer Sprüche. Aus der Betrachtung der Natur ist ihm aber ein Pantheismus entsprungen, der jedoch eine Verehrung der Sonne als des belebenden Mittelpunkts des Ganzen zulassen würde: denn die Natur ist Gott, Gott die Natur. Bemerkenswerth ist, daß er — recht im Gegensatz mit Lucan — auch die Gottheiten verwirft, in denen man die Tugenden repräsentire: Eintracht, Hoffnung, Ehre, Gnade, Treue: denn dadurch sei von den Menschen nur bezeichnet worden, wessen sie vornehmlich zu bedürfen glauben. Er will nichts von den Genien hören oder den Junonen der Frauen; man würde damit unzählige Götter schaffen. Daß aber der höchste Gott sich um die Menschen kümmerge, sei eine kindische und beinahe aberwitzige Vorstellung.

Wir folgen ihm hier nicht weiter; — wir erwähnen nur, was er von den über diese Dinge in seiner Zeit herrschenden Meinungen angiebt. Er versichert, in aller Welt erkenne man die Herrschaft des Ungefährs an: ihm werde alles Gute und alles Böse zugeschrieben. Aber dadurch erhebe man den Zufall selbst zu einem Gott, und zwar zu einem solchen, der zugleich sehr unzuverlässig sei. Dem setze sich jedoch der Glaube an die Gestirne entgegen, wonach die Gottheit nur einmal thätig eingreife, indem sie einem Jeden bei seiner Geburt sein Schicksal dictire; diese Mei-

nung finde zu seiner Zeit die meisten Anhänger, sowohl bei den Gelehrten als den Ungebildeten.

Bei den Unvollkommenheiten des Lebens bezeichnet Plinius als den einzigen Trost, daß der Mensch sich selber tödten kann. Er hat das vor den Göttern voraus; die Götter können ihn nicht ins Leben zurückrufen, noch ihm die Unsterblichkeit verleihen.

Zu diesem Extrem führte der Streit zwischen den Voraussetzungen des Polytheismus und den Ansprüchen der geistigen und moralischen Natur des Menschen. Und nicht allein ein Conflict in den Vorstellungen und Gedanken war dieser Streit; er entsprang zugleich aus einer Verflechtung der religiösen und politischen Anschauungen mit den Weltverhältnissen überhaupt.

Alle Mythologien und Religionen im Umkreis des römischen Reiches hatten zugleich einen politischen Charakter. In den Göttern repräsentirte sich die Besonderheit der Stämme und Städte; die lokalen Kriege sind nicht selten als Kämpfe der Götter der verschiedenen Stämme betrachtet worden. Dieser Idee, die bei dem Verfall der macedonischen Weltherrschaft sich wieder erneuert hatte, war durch die Römer, denen alle Nationalitäten unterlagen und die deren Götter nach Rom verpflanzten, in That und Wahrheit ein Ziel gesetzt worden. Der politische Theil des Götterglaubens der Unterworfenen hatte keinen einleuchtenden Sinn mehr; nur die römischen Götter wurden, da ihren Befennern die Herrschaft zugefallen war, überall verehrt: das Capitol war das größte Heiligthum auf Erden. Der Imperator nahm selbst göttliche Ehren in Anspruch.

Schon hatten aber Begebenheiten, die zu diesem Resultat führten, eine entgegengesetzte Wirkung hervorgebracht.

Die beiden Parteien, die in den Bürgerkriegen mit einander rangen, verehrten dieselben Götter. Wenn nun doch die eine die Oberhand behielt, die andere unterlag, was dann zuweilen durch Ereignisse geschah, die man als eine göttliche Fügung anerkannte, woher konnte diese kommen? Die Sieger schrieben sie der Protection der Gottheiten zu, die dem Geschlechte der Julier besonders günstig wären. Damit hängt es zusammen, daß die Julier, als von den Göttern, die man als reale Mächte dachte, abstammend, göttliche Ehren in Anspruch nahmen. Virgil hielt an der durch den Rathschluß der Götter herbeigeführten Macht des julischen Hauses fest, und widmete ihr sein poetisches Talent. Auch insofern ist Lucan sein Nebenbuhler nicht allein, sondern sein Gegner.

Die Besiegten konnten nicht anders, als Widerspruch erheben, und zwar nicht gegen die abstoßende Erscheinung, sondern gegen die Idee, die dabei zu Grunde lag. Sie erkannten in den Ereignissen das Werk eines Numen, d. h. jedoch nicht unbedingt des Schicksals, sondern eines höchsten Willens, welcher zugleich die Vorsehung sei und nun einmal die Umwandlung der Republik in die Alleinherrschaft beschlossen habe. Wir bemerkten, wie sich bei dem ersten Zusammentreffen der Nationalitäten und der ersten Abstraction von der Allgewalt der römischen Götter die Idee der Tyche erhob, der Fortuna, die doch schon bei Polybius nicht unbedingt, ohne höhere Beziehung, gedacht werden konnte. Daran knüpft die Vorstellung des Numen an, welche die philosophische Uebersetzung der damaligen Welt wurde. Mit dieser Auffassung war dann eine Apotheose der republikanischen Tugenden verträglich; sie erscheinen in ihrem Erliegen doppelt groß.

Auch bei den Geschichtschreibern, besonders denen, welche aus pompejanischen Berichten geschöpft haben, tritt diese Auffassung zuweilen mitten in der Erzählung hervor ¹⁾.

Darin liegt dann ein in die religiösen Anschauungen eingreifendes Moment.

Die Besiegten wurden irre an dem alten Götterglauben. Das Geschick, das über ihnen lag, von dem die bessere Sache, wie sie nicht zweifelten, betroffen worden war, trieb sie nach einer anderen, unbekanntem Richtung hin, was, an sich betrachtet, eine größere Bedeutung hatte, als alle Philosopheme: es beruhte auf dem Gefühl der Thatfachen. Ueberhaupt ja sind die römisch-griechischen Götter als göttlich an sich, der Idee des Göttlichen entsprechend, von Anfang an von den denkenden Geistern nicht betrachtet worden. Es waren Potenzen von übermenschlichem Dasein, in denen aber die Idee von dem wahrhaft Göttlichen nicht zur Erscheinung kam. An den gang und geben Polytheismus konnten die Philosophen sich nicht halten. Die Vorstellungen von der Einwirkung der verschiedenen Götter standen damit im Widerspruch. Plato verzweifelte, seine Lehre von den Ideen, die ihn zu dem wahren Göttlichen führte, an die populären Anschauungen von den Göttern anzuknüpfen. Und die höchste Gewalt in der Welt wurde diesen Göttern im Grunde keineswegs zugeschrieben; sie wurden als dem Schicksal nicht viel weniger unterworfen gedacht, als die sterblichen Menschen.

Wollte man sich die wahre Gottheit denken, so mußte man sie als die Idee des Guten, als allwaltend, als Schicksal

1) Z. B. bei Appian, de bell. civ. II, 88, wo er die Flucht des Cassius von der Tyche herleitet, die Cäsar habe erheben wollen.

selbst betrachten. Die Ideen des Ewigguten, der allgemeinen Weltordnung und der Einheit Gottes fielen dann zusammen.

Man darf wohl diese Ansichten als die der Opposition gegen die Cäsarenherrschaft überhaupt betrachten. Sie hatten ihre Wurzel in der republikanischen Sinnesweise. Aber die Wechselfälle der allgemeinen Begebenheiten waren ihnen nicht günstig gewesen. Diese gereichten dem Polytheismus zum Vortheil, der die breiteste populäre Grundlage hatte. In Rom hielt man an dem altherkömmlichen Götterglauben fest; man erkannte die fremden Gottheiten an, wenn sie sich der Idee von Rom und dem Imperium fügten.

Diese Idee überzog und verschlang die anderen; sie kam in der angemessenen Divinität des Cajus und des Nero, die von den Göttern abzustammen meinten und in der Mitte der Götter und der Herden angebetet sein wollten, zu einer Erscheinung, welche der Vernunft spottete. Die natürliche Wirkung war, daß die entgegengesetzten, den philosophischen Doctrinen verwandten Meinungen ihrerseits wieder um so eifriger ergriffen und um so lebendiger festgehalten wurden. Sie richteten sich nicht allein gegen die Anmaßungen der einzelnen Herrscher, sondern gegen den altherkömmlichen Dienst und die Vielgötterei überhaupt.

So bekämpft, wie wir sahen, Seneca die herrschende Vorstellung von dem Verhältniß der Götter zu den Menschen, nicht ohne dabei zugleich an die griechische Philosophie anzuknüpfen. Er bestreitet den Göttern die Intention, die ihnen die Mythologie vielfach zuschrieb, den Menschen zu schaden; sie können das nicht einmal ¹⁾. Er verwirft alle Vorschriften des

1) nec accipere injuriam queunt, nec facere. ep. 95, § 49.

äußeren Dienstes: man soll den Göttern keine Lichter anzünden, man soll nicht vor den Thüren ihrer Tempel sitzen: eine Ehre dieser Art erweise man Menschen; die wahre Verehrung Gottes sei seine Erkenntniß¹⁾. Er leugnet nicht, daß die Gottheit zuweilen strafe, aber vergeblich sei es, nach ihrer Gunst zu trachten; wer sie gewinnen wolle, müsse sie nachahmen.

Ein Zeitgenosse Senecas und mit demselben auch dadurch verbunden, daß Cornutus ihr gemeinschaftlicher Freund war, ist Aulus Persius, dessen Reliquien, die als Satiren bezeichnet werden, doch eben nur moralische Ergüsse in der Weise des Seneca enthalten. Persius bekämpft den Wahn, von den Göttern sich große Vortheile durch abergläubischen Dienst verschaffen zu können, während man doch alles das thut, was die Erwerbung dieser Vortheile unmöglich macht. Man müsse den Göttern nicht große Geschenke darbringen, sondern ein reines Herz, eine in der Tiefe geheiligte Seele, eine für das Gefühl des Würdigen und Edlen erfüllte Brust; der Mensch müsse wissen, wozu er lebe; er müsse wissen, wie er auch in Bezug auf sein Vermögen — und wie man weiß, war Persius sehr begütert — zu verfahren habe. Persius wird als ein schöner, junger Mann von jungfräulicher Schamhaftigkeit — milde und liebenswürdig auch in seiner Familie geschildert²⁾. Aus seinen allerdings oft dunkeln Erörterungen nimmt man doch ab, daß er von dem gesetzlich Erlaubten oder Verbotenen zu den inneren moralischen Ideen aufstrebt, zu einer wahren

1) Deum colit, qui novit l. c. § 47.

2) In der in den älteren Handschriften als *de commentariis Valerii Probi sublata* bezeichneten *vita*, welche den Ausgaben der Werke Suetons beigefügt zu werden pflegt.

Tugend, die nicht Selbstsucht ist. Gottesdienst und Genuß der Freiheit sind Acte der Moralität.

Offenbar sind das Ueberzeugungen, die sich Bahn zu machen im Begriff stehen. Daß sie aber jemals dazu gelangen würden, ließ sich doch nicht erwarten. Denn welch ein Widerspruch liegt darin, von den Menschen eine den Göttern gleiche Gesinnung zu fordern und dann doch die Existenz dieser Götter in Abrede zu stellen! Auch bei dem, was wir bei Seneca lesen, bleibt bei den wichtigsten Fragen ein zweifelhaftes Dunkel übrig. Es sind Doctrinen der Opposition, die sich dem herrschenden Untwesen entgegenstellen, aber Religion sind sie nicht.

In diesem Zustand der Welt, in welchem der Polytheismus den Gewaltthaten zur Grundlage diente, ohne doch dem Bedürfniß des menschlichen Geistes nach idealem Weltverständnis oder dem ethischen Bedürfniß des Menschen zu genügen, sodaß er eine Opposition von tiefster Bedeutung hervorrief, die aber auch ihrerseits zu festen Ueberzeugungen, wie sie der Mensch bedarf, zu führen nicht vermochte, ist nun das Christenthum entstanden.

Fünftes Capitel.

Ursprung des Christenthums.

Wir gingen von dem Gegensatz zwischen Ammon-Ra, Baal und Jehovah aus. Denen waren in dem fernen Osten die Religion des Ormuzd, im fernen Westen die polytheistischen Mythologien entgegengetreten. Diese hatten dann, mit den Diensten von Baal und Ammon-Ra im Allgemeinen einverstanden und mit ihnen im Bunde, die Religion des Ormuzd aus den Grenzen der Culturwelt verdrängt. Dem Polytheismus hatten sich die Römer mit einer verwandten, aber durch lokale Beziehungen und das Kriegsglück eigenartig ausgebildeten Götterlehre hinzugesellt. Den Römern war es gelungen, alle Selbständigkeiten, die sich auf den Begriff der Religion gründeten, niederzuwerfen und aufzulösen. Sie zerstörten die vornehmsten Heiligthümer des Baal und drückten Ammon-Ra auf dieselbe Stufe untergeordneter Geltung herab, in welche auch die politischen Religionen der Griechen sich fügen mußten.

Aber auch die Jehovahreligion erhielt sich noch in lebendigem Bestand. Im Kampfe mit den alten Naturdiensten in Aegypten und Babylon hatte sich der Glaube an einen außersweltlichen Gott, den Schöpfer der Welt, ausgebildet und eine feste Stätte in Judäa gewonnen. In tausendfältigen

Bedrängnissen, unter den wechselnden Schicksalen der Völker, hatte er sich daselbst behauptet. Zu den universal-historisch wichtigsten Handlungen der Römer gehört es, daß sie den Jehovahcult in der Zeit der Makkabäer vor der Vernichtung schützten. Die Römer waren auch später davon entfernt geblieben, ihn zu unterdrücken. Pompejus betrat das Allerheiligste des Tempels; allein die Gottesverehrung in demselben störte er nicht; er ließ selbst den Tempelschatz unberührt.

Das römische Reich schloß diesen Dienst in sich ein. Wenn aber die andern Religionen der besiegten Völker, die italischen, die griechischen, selbst die asiatischen und die ägyptische, Eingang in Rom fanden und sich auf eine oder auf die andere Weise eine gewisse Geltung selbst in der Hauptstadt verschafften, so war dies der jüdischen unmöglich; sie war und blieb heterogen und unverständlich. Die Ursache davon liegt in der mit der römischen verwandten Natur der erstgenannten Religionen; sie schlossen sämmtlich eine Vergötterung der Naturkräfte in sich ein. Anders verhielt es sich mit der Religion des Volkes Israel: sie beruhte auf dem Glauben an einen intelligenten Gott, den Schöpfer der Welt. Dieser Glaube war durch die strengsten Satzungen festgehalten worden, sodaß der Monothéismus in der Form der Nationalität erschien.

Im Laufe der Begebenheiten war nun aber das Land des monotheistischen Gesetzes in sehr eigenartige Verhältnisse zu den Römern gerathen, bei denen sich aus der politischen Verflechtung nach und nach auch ein religiöser Gegensatz von höchster Bedeutung erhoben hat.

In dem Streite der Makkabäer, wie man damals sagte ¹⁾:

1) Vergl. Band II, 2, 172.

Hasmonäer, unter einander, in welchen Pompejus eingriff, war das Geschlecht der Idumäer, die durch ihre Verbindung mit Gaza, Askalon und den Arabern eine selbständige Stellung errungen hatten, den Römern zur Seite getreten, wodurch es geschah, daß nach erfolgter Entscheidung dem Hasmonäer Hyrkanus zwar Jerusalem und der Tempel, also die religiöse Autorität, dem Idumäer Antipater aber die Verwaltung der bürgerlichen Angelegenheiten in Judäa, Galiläa und Samaria zu Theil wurde ¹⁾.

Fast ohne Beispiel ist es, wie sich die Idumäer bei allem Wechsel der Autorität in Rom nicht allein aufrecht hielten, sondern immer höher stiegen. Von Pompejus gingen sie zu Cäsar über, der ihnen eine anerkannte Stellung im römischen Staatswesen verschaffte, von Cäsar zu den Mördern desselben, den Verschworenen, die zwei idumäischen Brüdern die Würde von Tetrarchen übertrugen, von denen aber zu Antonius, durch dessen Fürwort in Rom Herodes, der Sohn Antipaters, zur königlichen Würde erhoben wurde. Was ihnen dabei allezeit zu Statten kam, war die Unbotmäßigkeit der jüdischen Bevölkerung, die die Herrschaft der Parther lieber gesehen hätte, durch die dann wirklich der Sohn des verjagten Hasmonäers Aristobul, Antigonus, zurückgeführt und Herodes vertrieben wurde. Aber dieser kehrte, mit zwei römischen Legionen ausgestattet, zurück, bezwang Antigonus und nahm Jerusalem ein, wo er einen Nichthasmonäer zum Hohenpriester einsetzte.

Nicht ganz mit Unrecht ist Herodes in der Reihe der Beherrscher von Judäa als der Große bezeichnet worden. Zwischen Aegypten und Syrien in der Mitte verschaffte er

1) 47 vor unserer Aera.

seinem Reiche eine eigenthümliche Stellung. Er wies die Araber zurück und machte der Hinneigung zu den Parthern ein Ende. Dagegen schloß er sich unbedingt den Römern an, was für Judäa insofern nicht ohne Werth war, als dadurch den bereits damals in den römischen Gebieten weit und breit angesiedelten Juden die Möglichkeit erhalten wurde, mit Jerusalem in steter Verbindung zu bleiben. Den Tempel erneuerte Herodes auf den Grundlagen des salomonischen Baues, nicht ohne dabei den alten Satzungen gemäß Priester zu verwenden. Aber zugleich ließ er über dem Haupteingang einen kolossalen Adler anbringen, der seine Unterwerfung unter das römische Reich bedeutete.

Dahin ging überhaupt sein Sinn, das jüdische Wesen mit dem römischen oder vielmehr dem griechisch-römischen zu vereinigen. Er legte eine Anzahl von Colonialstädten an, unter andern Cäsarea zu Ehren des Augustus, wo er einen Hafen einrichtete, der dem Piräus an Größe gleich kommen sollte. Auf einer Höhe, die eine weite Aussicht über das Meer darbot, erbaute Herodes dem Augustus einen Tempel mit den Kolossalstatuen des Kaisers und der Stadt Roma — Nachahmungen des olympischen Jupiter und der argivischen Hera.

Diese Haltung trug nun aber einen inneren Widerspruch in sich, der noch bei Lebzeiten des Herrschers, der sonst überall Gehorsam fand, zum Ausdruck gelangte.

In Jerusalem standen Lehrer auf, die es für unvereinbar mit dem mosaischen Gesetz erklärten, daß an dem Tempel, dem Sitz Jehovahs, ein römischer Adler angebracht worden war. Der König wollte es als ein Weihgeschenk angesehen wissen; die Schriftgelehrten sahen darin eine Verunreinigung des Heiligthums. Sie sammelten Schüler um sich, denen dann ein

Theil des Volkes anhing, und auf die Nachricht, daß der König an einer Krankheit leide, der er erliegen müsse, veranlaßten sie, daß der Adler aus der Stelle, an der er befestigt war, herausgehauen und zertrümmert wurde. Bei dem Tumult, der hierüber entstand, wurden die Anführer verhaftet und vor den König gebracht. Dem aber sagten sie ohne Umschweif ins Gesicht, sie seien den Gesetzen des Moses mehr Gehorjam schuldig, als den Befehlen eines Königs. Wahrscheinlich hat es zu dieser Entfremdung beigetragen, daß Herodes, der es für seine Verbindung mit den Juden rathsam gefunden hatte, sich mit einer Hasmonäerin, Mariamne, zu vermählen, später doch durch die idumäisch-dynastischen Ansprüche der übrigen Mitglieder seiner Familie dahin gebracht worden war, die Gemahlin und die mit ihr erzeugten Kinder einem gräßlichen Verderben zu weihen. Herodes brachte es nun zwar, nicht ohne den Beirath angesehenen Juden, welche sich ihm angeschlossen, dahin, daß der Frevel, der gegen sein Weihgeschenk am Tempel begangen worden, bestraft wurde; — selbst der Hohepriester, der sich den Schriftgelehrten nicht widersezt hatte, wurde genöthigt, auf seine Würde Verzicht zu leisten; aber es versteht sich wohl, daß ein solches Verfahren die Gährung im Lande nur vermehrte. Wenn es wahr ist, was Josephus erzählt, Herodes, der es fühlte, daß seine Tage zu Ende gingen, habe eine Anzahl angesehenen Männer aus seinem ganzen Gebiet zusammenkommen lassen und sie sämmtlich in dem Augenblick, daß er gestorben sei, niederzuhauen befohlen, so kann das wohl nur so ausgelegt werden, daß er seine Nachfolger aller der Gegner, die sie finden würden, zu entledigen beabsichtigte.

Nach dem Tode des Herodes¹⁾ ist dieser Befehl jedoch nicht ausgeführt worden; Jedermann konnte ruhig nach Hause gehen. Das Testament des Herodes, in welchem er eine Theilung seines Reiches verfügte, trat in Kraft. Von seinen drei Söhnen erhielt der eine, Herodes Antipas, Galiläa, der andere, Philippus, Gaulonitis und Trachonitis, der dritte aber, Archelaus, dem die Truppen den Eid leisteten, Judäa mit der Hauptstadt Jerusalem als König. Aus diesem Testament selbst erwuchsen aber für die Fortsetzung der von Herodes gegründeten Macht, als ein Ganzes angesehen, mannichfaltige Schwierigkeiten.

Es leuchtet ein, daß es zwischen dem ernannten König und den beiden Tetrarchen, sowie den übrigen Erben, an Zwistigkeiten nicht fehlen konnte; — und wie hätte Judäa, das sich dem gewaltigen Herodes widersetzte, dem ohne Vergleich machtloseren Archelaus ruhig gehorchen sollen? Als er in Jerusalem einzog, empfing er, auf goldenem Stuhle sitzend, ohne jedoch den Titel König anzunehmen, weil das von der Bestätigung des Kaisers abhängige, die Huldigung der Einwohner, die ihm aber zugleich zwei Forderungen vorlegten, die ihren Gehorsam zweifelhaft machten. Die eine bezog sich auf die Erleichterung der von Herodes auferlegten drückenden Lasten, die andere viel bedeutendere auf die zuletzt vorgenommenen religiösen Streitigkeiten. Man forderte Archelaus auf, diejenigen zur Rechenschaft zu ziehen, die seinen Vater zu der Bestrafung der an den letzten Unruhen Betheiligten veranlaßt hatten. Archelaus konnte das Erste offen lassen; nimmermehr aber konnte er auf das Zweite eingehen, da darin eine

1) Herodes starb, siebenzig Jahre alt, im Jahre 750 der römischen, 4 vor unserer Aera.

Verleugnung der von dem Hause einmal angenommenen Grundsätze gelegen hätte. Daß er es verweigerte, veranlaßte eine Bewegung, die bei dem Zusammenströmen auch auswärtiger Juden zu dem bevorstehenden OSTERFEST eine Art von Empörung wurde. Um sie zu dämpfen, trug Archelaus kein Bedenken, die bewaffnete Macht anzuwenden, wobei dreitausend Juden umgekommen sein sollen. Hierauf erst begab er sich nach Rom, um seine Bestätigung beim Kaiser zu erlangen. Eben dahin machten sich nun auch die Verwandten des Hauses auf, wie sich denken läßt, nicht gerade um Archelaus zu unterstützen, sondern um ihr Recht gegen ihn geltend zu machen. Auch Salome, die mit reichen Legaten ausgestattete Schwester des Herodes, befand sich unter ihnen; sie war eine vertraute Freundin der Livia, Gemahlin des Augustus. In Rom kam es zu lebhaften Contestationen. Die von Archelaus über die Juden verhängten blutigen Feindseligkeiten wurden ihm von den übrigen Genossen des Geschlechtes zum Verbrechen gemacht, zumal da er sie verhängt habe, ehe er noch von dem Kaiser bestätigt worden sei. Archelaus aber hatte einen trefflichen Anwalt in dem Freunde und vornehmsten Rathgeber seines Vaters, Nicolaus Damascenus. Nicolaus, unter den Betheiligten ohne Zweifel politisch der beste Kopf, wies dem Kaiser den Zusammenhang dieser Dinge nach, in dem sich die gräßliche Exekution doch als unvermeidlich herausstellte. Augustus fand sich bewogen, dem Archelaus Gnade zu erweisen, aber als König erkannte er ihn nicht an; er erklärte, Archelaus müsse erst die zu einer solchen Würde erforderlichen Eigenschaften an den Tag legen. Man wird darin eine weitere Auflösung des idumäischen

Reiches sehen müssen, da die beiden Tetrarchen dadurch der Oberherrschaft des Archelaus ledig wurden.

Und noch ein anderer Widerspruch setzte sich diesem auf der Stelle entgegen. In der Abwesenheit des Archelaus war der Aufstand in Judäa wieder ausgebrochen, und zwar durch das unmittelbare Einschreiten des Präses von Syrien, Quintilius Varus, gedämpft worden, aber dieser erlaubte den Juden, mit einer zahlreichen Deputation sich an den Kaiser zu wenden und ihm ihre Beschwerden vorzutragen. Die Deputirten, fünfzig Mitglieder stark, trafen ebenfalls in Rom ein und fanden die Unterstützung der in Rom wohnenden Judenschaft, deren man achttausend Köpfe zählte. Ihr Ansinnen ging dahin, daß der Kaiser das dem Archelaus zuertheilte Gebiet unmittelbar in römische Verwaltung nehmen und dem Präses von Syrien unterordnen möge. So stark war der Widerwille der Juden gegen die Idumäer, daß sie eine unmittelbare Annexion an das römische Syrien dieser Zwischenherrschaft vorzogen.

Zunächst hatte das nun keine Folge. Archelaus ging nach Judäa zurück und regierte es ungefähr in dem Sinne seines Vaters. Es konnte nicht fehlen, daß dadurch das Mißvergnügen der Juden noch stärker anwuchs, die darin bei den übrigen Verwandten des Hauses Unterstützung fanden. Nach zehnjähriger Regierung wurde Archelaus nach Rom berufen. Diesmal aber fiel der Spruch des Kaisers gegen ihn aus. Er wurde nach Gallien verwiesen und Judäa unmittelbar unter Syrien gestellt¹⁾.

Nicht lange konnte dann ein unmittelbarer Conflict zwischen Römern und Juden vermieden werden. Er trat in

1) Im Jahre 6 unserer Aera.

den Provinzen hervor, als ein neuer Präses von Syrien, Sulpicius Quirinius, bald nach seiner Ankunft dazu schritt, den im römischen Reich bei der Einverleibung neuer Provinzen in dasselbe oder auch bei der Vereinigung freier Landschaften mit den Provinzen herkömmlichen Censur¹⁾ auch in Judäa durchzuführen. Ein Gaulonit, des Namens Judas, rief, unter der Theilnahme und Mitwirkung eines angesehenen Pharisäers, das Volk zum Widerstande auf: denn in und mit der Durchführung des Censur breche die unmittelbare Knechtschaft unter die Römer herein; der Wille Jehovahs sei das nicht; der werde vielmehr denen, die sich widersetzen würden, seinen Beistand verleihen; man werde sein Eigenthum behalten und zugleich unsterblichen Ruhm erwerben²⁾. Die Bewegung wurde zwar sofort niedergeschlagen, erneuerte sich aber immer wieder. Denn es war an sich ein Ding der Unmöglichkeit, eine Gesinnung wie diese mit der Herrschaft der Römer zu vereinbaren. Die beiden Actionen: die Religion der Waffen, welche die Welt beherrschten, und die auf lokale Unabhängigkeit berechnete jüdische, in der Weise, wie sie damals bekannt wurde, strebten einander geradezu entgegen.

Und bald kam der Gegensatz in der Hauptstadt selbst, wo man denselben eine Zeitlang mißbilligt hatte, zu noch schärferem Ausdruck, als in den Provinzen. Für Judäa und Samaria waren besondere kaiserliche Procuratoren bestellt worden; der fünfte in der Reihe derselben, Pontius Pilatus, versuchte, was seine Vorgänger noch vermieden hatten, seine

1) Marquardt, Römische Staatsverwaltung II, 2, S. 206 ff.

2) Josephus, Antt. XVIII, 1, 1: *ὡς παρέχον μὲν κατορθοῦν εἰς τὸ εὐδαιμον ἀνακειμένης τῆς κτήσεως, ἀσφάλισιν δὲ τοῦ ταύτης περιόντος ἀγαθοῦ, τιμὴν καὶ κλέος ποιήσεσθαι τοῦ μεγάλου.*

Truppen sammt ihren Feldzeichen, bei denen die Bilder des Kaisers waren, in Jerusalem einzuführen. Das Prätorium pflegte eben mit diesen Bildern ausgestattet zu werden. In Jerusalem entstand hierüber eine religiöse Aufregung: denn ein Gebot Jehovahs sei, kein Bild aufzustellen oder gar zu verehren, wie das in der nächsten Nähe des Tempels, in der Burg Antonia, wo das Lager aufgeschlagen war, offenbar geschehe. Auf die dringenden Vorstellungen einer zahlreichen Deputation, die nach Cäsarea ging, stand Pilatus von seinem Vorhaben zunächst ab; denn der Kaiser wünschte keinen offenen Aufstand in Judäa. Besser gelang es ihm mit der Ausführung einer Wasserleitung. Er hatte dazu die Gelder einer Opferkasse im Tempel verwenden müssen, was eine heftige Bewegung in dem auf seine Heiligthümer eifersüchtigen Volke hervorrief. Als der Procurator wieder in der Stadt erschien und auf seinem Tribunale saß, umringte ihn die Menge mit tobendem Geschrei und lauten Schmähungen; er ließ sie von einer Cohorte einschließen, aber der bloße Schrecken genügte nicht; die Legionarien des Kaisers mußten endlich Gewalt anwenden; erst als Viele verwundet, Einige gefallen waren, zerstreuten sich die Uebrigen: man kann denken, mit welchen Gefühlen.

Die Autorität der Römer im Lande, welche von den Juden doch selbst gewünscht worden war, bildete einen Theil der Weltherrschaft der Römer, deren Idee zugleich eine religiöse Seite hatte; der Widerstand, den die Juden leisteten, beruhte auf dem religiösen Particularismus, den sie bekannten. Nochmals zeigte es sich unmöglich, Kaiserthum und nationale Religion mit einander zu vereinigen. Die Juden träumten von einem König, der sie von Rom losreißen und die Welt

mit eisernem Scepter regieren werde, so gut wie sie jetzt von einem solchen regiert wurden. So verstanden sie die ihnen vom Alterthum her überlieferte Prophezeiung eines Messias, der sie befreien und die Welt ihnen unterwerfen werde.

In der That aber war doch ihre Religion in der provincialen Form, die sie annahm, unfähig, nicht allein sich in der Welt Bahn zu machen, sondern auch nur, sich einer viel stärkeren Macht gegenüber zu behaupten; wenn der Kampf begann, so konnte er nicht anders als zum Untergang Judäas führen. In dieser Krisis nun, in welcher die politisch-militärische Vielgötterei und der aus den Urzeiten stammende, aber mit den hierarchischen Formen einer Landesverfassung umkleidete Monotheismus mit einander in einen Kampf geriethen, in dem sich für den letzteren nichts als der Untergang absehen ließ, ist Jesus Christus erschienen.

Indem ich diesen Namen nenne, muß ich, obwohl ich glaube ein guter evangelischer Christ zu sein, mich dennoch gegen die Vermuthung verwahren, als könnte ich hier von dem religiösen Geheimniß zu reden unternehmen, das doch, unbegreiflich wie es ist, von der geschichtlichen Auffassung nicht erreicht werden kann. So wenig wie von Gott dem Vater, kann ich von Gott dem Sohne handeln. Die Begriffe der Verschuldung, Genugthuung, Erlösung gehören in das Reich der Theologie und der die Seele mit der Gottheit verknüpfenden Confession. Dem Geschichtschreiber kann es nur darauf ankommen, die große Combination der weltgeschichtlichen Momente, in welchen das Christenthum erschienen ist und wodurch dann auch seine Einwirkung bedingt wurde, zur Anschauung zu bringen.

Von allen herrlichen Worten, die von Jesus Christus

vernommen worden sind, ist keines wichtiger, folgenreicher, als die Weisung, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers und Gott, was Gottes ist.

Das Wort hatte nach beiden Seiten hin eine zugleich nahe und unermessliche Tragweite. Denn an der von dem römischen Imperium in Anspruch genommenen Divinität konnte man dann nicht länger festhalten. Die religiösen Vorstellungen der römisch-griechischen Welt, wie sie noch obwalteten, die uralten und niemals aufzulösenden Beziehungen zu den politischen Zuständen mußten aufgegeben werden. Ebenso stand der Gedanke im Widerstreit mit den Gebräuchen und Gesetzen der Juden. Diese waren ohne Zweifel nothwendig gewesen, um den Monothéismus zu behaupten; jetzt aber verhinderten sie vielmehr, daß er sich in der Welt geltend machen und von allem Zufälligen gereinigt als Religion hätte angenommen werden können.

Und unter den Juden selbst war der Gedanke einer principiellen Abweichung bereits gefaßt worden.

Aus der Einsamkeit der Wüste kommend, wo er sich von Heuschrecken und wildem Honig nährte, war Johannes, wie einer der alten Propheten anzusehen in seinem Gewande von Kameelhaaren, das durch einen ledernen Gurt zusammengehalten wurde, in den oberen Jordanlanden als Lehrer des Volkes aufgetreten. Er predigte Verpflichtung zu einem frommen, sittlichen und gerechten Lebenswandel durch Eintauchen in das Wasser. Die Reinheit des Körpers sollte die Reinheit der Seele bedeuten. Wenn wir den bei einem jüdischen Autor vorliegenden Bericht recht verstehen¹⁾, so hat sich Jo-

1) Die Stelle des Josephus, Antt. XVIII, 4, 2 habe ich in den Analecten näher erörtert.

hannes der Vorstellung, als liege in Waschungen eine Befreiung von der Schuld, entgegengesetzt; erst nach vollbrachter Büßung soll die Verpflichtung zu einem reinen und gottgefälligen Lebenswandel eintreten, nicht als Genugthuung für das Vergangene, sondern als Pflicht für das Zukünftige. Johannes meinte die jüdische Nation in diesem Sinne zu vereinigen — denn ein Jude war er durch und durch. Herodes Antipas in Galiläa, sein Landesherr, dessen Ehe er tadelte, da sie den jüdischen Begriffen entgegenlief, hat ihn deswegen umbringen lassen; er ward ein Opfer des häuslichen Unwesens, das in der idumäischen Familie überhaupt herrschte.

Zu der Schule des Johannes nun gehörte auch Jesus von Nazareth. Aber zu einem Anachoreten, wie Johannes, war er nicht geboren. Er schlug seinen Sitz nicht in der Wüste Juda, sondern in einer volkreichen, durch mannichfaltigen Verkehr belebten Landschaft am See Genezareth auf. Wer hat nicht von den Naturschönheiten der Umgebung dieses Sees, die noch heute die Bewunderung der Reisenden auf sich zieht, gehört und von dem Ueberfluß, den die Fruchtbarkeit seiner Ufer hervorbringt, sodas das Leben leicht und mühelos dahinrinnt?

Was aber den Schüler des Johannes, der auch seinerseits Jünger um sich sammelte, dahin zog und daselbst fesselte, war die kleine Stadt Capernaum, deren die frühere und auch die spätere Geschichte kaum gedenkt. Sie bildete den Mittelpunkt des dortigen Lebens. An der großen Landstraße gelegen, die auf der einen Seite nach Aegypten, auf der andern nach Phönizien führte, wurde sie von Fremden verschiedener Nationalitäten besucht. Schon darin zeigt sich die Wirkung der Römerherrschaft, welche alle diese Landschaften zu einem

Ganzen vereinigte. Die Römer hatten daselbst die ihnen eigenthümlichen Einrichtungen getroffen: Capernaum war zugleich eine römische Zollstätte und Station einer Abtheilung römischer Truppen unter einem Centurio. Fast mehr als in dem übrigen Judäa, namentlich auch in Jerusalem, griff hier das weltbeherrschende Verhältniß, der Gegensatz zwischen den Eingeborenen und der römischen Autorität, in das tägliche Leben ein. Jesus, der in der Synagoge lehrte, trat doch mit den Beamten des Zollamtes, welche von den übrigen Juden als Befleckte betrachtet wurden, und mit den Römern selbst in gesellschaftliche Verbindung. Daß er nun aber hier etwa die Vielgötterei der Römer oder die Juden, welche sich an dieselben angeschlossen, hätte bekämpfen und anderen Sinnes machen können, ließ sich nicht erwarten, da gerade dort in den Synagogen die starke provinzielle Färbung, mit welcher der Monotheismus für Andere unverständlich war, den Gegensatz verstärkte.

Capernaum kann als die Metropole eines neuen Glaubens betrachtet werden, der die Gegensätze aufzulösen bestimmt war. Es war nur Ein Schritt, durch welchen sich Jesus von Johannes entfernte, — aber ein Schritt, welcher der intellectuellen und religiösen Weltbewegung eine neue Richtung gegeben hat. Johannes war bei den jüdischen Ceremonien stehen geblieben; die eigentlichen Johannesjünger beobachteten sie so streng, wie andere Juden; Jesus wandte sich von denselben ab. Denn wenn die Idee des Johannes nur dahin gegangen war, die Juden, welche von ihm die Taufe nahmen, zu einem gottgefälligen Lebenswandel zu verpflichten, so erhob sich in Jesu der universalhistorische Gedanke, nicht die Juden allein, sondern alle Völker zu einem

Leben der Gerechtigkeit und gottgefälligen Tugend zu erwecken und in diesem Bestreben zu vereinigen.

Die heiligen Bücher, in welchen die Schriftgelehrten vornehmlich die Verpflichtung zu dem ceremoniellen Judenthum sahen, erklärte Jesus auf eine Weise, daß vielmehr die Einheit der göttlichen Gewalt, welche alle Völker umfassen konnte, hervortrat. Von der jüdischen Ueberlieferung riß er sich keineswegs los; aber er gab ihr eine Auslegung, die ohne Zweifel ihrem ursprünglichen Geist entsprach. Denn von dem höchsten Gott, den Abraham anbetete, war sie in die nationale Strömung der jüdischen Geschichte verflochten worden. Von der strengen und strafenden Gottheit, die jede Abweichung von dem Gesetze unnachsichtig heim sucht, ging Jesus zu der Lehre von der väterlichen Liebe Gottes über, welche alle Menschen umfaßt. Er nahm Abstand von den Ideen des Imperiums, auf denen die damalige Welt beruhte, aber auch von den Ideen, welche den Tempel von Jerusalem und die Schriftgelehrten beherrschten, — eine allgemeine Kindschaft zu dem ewigen Vater, gleich weit entfernt von den beiden religiösen Begriffen, zwischen denen die Ueberlieferung und Verehrung sich theilte. Er sah in der Religion ein heiliges Kleinod der Menschen, das durch keine politische That in seiner Echtheit verdunkelt werden könne. Jesus verkündigte ein Gottesreich, zu welchem nur die Sittlichreinen, die wahren Kinder Gottes, sich vereinigen sollten. Und wenn die Juden durch den vermeinten Messias, den sie erwarteten, zur Herrschaft über alle Nachbarn erhoben zu werden hofften, so sagte Jesus eben diese Idee in ihrer geistigen Bedeutung. Der Messias war ihm der Verkündiger des an das Alte anknüpfenden, aber doch ein unbekanntes Neue eröffnenden

Gottesreiches, das von allem Nationalen abstrahirte; er selbst der Messias.

Darin, dies Reich zu verkündigen zugleich und zu stiften, sah er seinen göttlichen Beruf.

Niemand wird erwarten, daß ich die Lebens- und Leidensgeschichte Jesu, wie sie in den heiligen Schriften kindlich und populär, tiefsinnig und erhaben überliefert wird, in die Weltgeschichte einflechte.

Die Gebiete des religiösen Glaubens und des historischen Wissens stehen, wie angedeutet, nicht im Gegensatz mit einander, sind aber doch ihrer Natur nach getrennt. Der Historiker kann von dem eigentlich Religiösen abstrahiren; er hat nur die Ideen zu erforschen, welche durch ihre Macht die allgemeinen Bewegungen veranlassen und ihre Strömung beherrschen, und an die Thatfachen zu erinnern, in denen sie sich manifestirt haben.

Dort an dem galiläischen See hat Jesus von einem Schiffe her das neue Evangelium von dem anbrechenden Reiche Gottes verkündigt, welches eben im Gegensatz sowohl mit der Herrschaft der Cäsaren, als mit dem particularen Gemeinwesen der Juden der Menschheit eine allgemeine Vereinigung rein geistiger Art in Aussicht stellte. Er verstand darunter die Genossenschaft der Gläubigen. Er sprach unumwunden aus, daß sich diese Genossenschaft keineswegs auf die Juden allein beschränken werde. In Capernaum fand er in dem römischen Centurio mehr gläubige Hingebung, als bei irgend einem Israeliten. Auf einer seiner Wanderungen, die ihn in die Nähe von Samaria führten, finden wir ihn bei einem Brunnen sitzend, wo er sich, ohne Rücksicht auf die Antipathie der Juden, aus dem Schöpfgefäße eines samari-

tanischen Weibes erlabt. Einige tiefsinnige Fragmente sind uns aufbewahrt, in denen von dem Verhältniß der sinnlichen Nahrung zu der geistigen die Rede ist. Dort in Samaria wurde er wohl zuerst als der verheißene Messias anerkannt — ein Gedanke, der das Prinzip seines Lebens war, durch den er doch allezeit wieder an den Sinn und Inhalt der jüdischen Lehren und der heiligen Schrift anknüpfte.

In ihrer zurückgedrängten Stellung hatten die Juden, wie gesagt, von jeher auf die Rettung durch einen göttlichen Menschen, der zugleich Gesandter Gottes und ihr König werden sollte, gehofft. Was wäre aber damit der Menschheit geholfen gewesen? Die Religion wäre zugleich in eine politische Herrschaft ausgeartet. Und Niemand konnte sich in jenen Zeiten ohne fanatische Impulse ein Ereigniß dieser Art auch nur möglich denken. Christus belehrte die Juden, daß ihre messianische Erwartung nicht den Staat betreffe, sondern die Religion. Die Religion sollte als solche die Menschheit durchdringen; der Monotheismus, frei von dem Ceremonialdienst, die Religion der Welt werden im Sinne der Urzeit. Der Messias ist der Gründer des Reiches Gottes, welches eben darin besteht, daß der Mensch sich demselben hingiebt, in ihm lebt und stirbt. So kann es den geistigen Boden bilden, auf welchem, neben dem politischen Bestand sich das Gefühl einer höheren, allumfassenden Gemeinschaft der Menschheit erhebt und ausbildet.

Hätte sich nicht, so darf man fragen, die Idee der Menschheit auch auf eine andere Weise entwickeln können — in dem Sinne der platonischen oder auch der stoischen Philosophie? Aber das wäre dann nicht Religion gewesen, es hätte nicht an die ältesten Ueberlieferungen der Menschheit

und ihre Ueberzeugungen angeknüpft. Auf diese Verbindung kam es an.

Grade dadurch aber mußte der Stifter sich mächtige Widersacher erwecken, deren Feindseligkeit sein Leben bestimmte. Hohepriester und Schriftgelehrte nahmen an seinen Ueberschreitungen des Ceremonialgesetzes, besonders auch an seinen Heilungen am Sabbath Anstoß. Das Unerträglichste aber war ihnen, daß der Gedanke, auf welchem ihre Volksgenossenschaft beruhte, überboten und dadurch zerstört wurde. Als Jesus sich in den unmittelbaren Bereich dieser priesterlichen Gewalt begab, wie sie damals unter den Römern bestand, welche sie hätten vernichten können, aber doch anzuerkennen verpflichtet waren, wurde er ergriffen und vor Gericht gestellt. Er hatte wohl gesagt, er würde den Tempel zu zerstören und in Kurzem wiederherzustellen im Stande sein, was doch unverhohlen ankündigt, daß die bestehende beschränkte Gottesverehrung aufhören und eine andere in seinem Sinne an deren Stelle treten werde. Damit greift es zusammen, wenn er behauptete, der Messias zu sein, und eine unmittelbare göttliche Mission im Leben und selbst nach seinem Tod dafür in Anspruch nahm. Das Synedrium, das nach einem in der Nacht vorgenommenen Verhör des Morgens früh zusammenberufen wurde, verurtheilte ihn zum Tode ¹⁾.

Um jedoch das Urtheil zu vollstrecken, war die Einwilligung und Mitwirkung des Procurators nothwendig. Dieser widmete den gegen Jesus vorgebrachten Beschwerden keine besondere Aufmerksamkeit; an und für sich würde er zu keiner Verurtheilung geschritten sein. Aber das Verhältniß,

1) Matthäus 27, 1: συμβούλιον ἔλαβον — ὥστε θανατῶσαι αὐτόν.

in dem er sich befand, war nicht dazu angethan, einem von den Landesbehörden gefaßten Beschluß zu widerstreben. Und überdies: Jesus hatte sich im Sinne der Messiasidee als König begrüßen lassen und wohl auch selbst bezeichnet. Er war entfernt davon, das jüdische Königthum etwa den Römern gegenüber aufzurichten zu wollen: der Gedanke kam ihm nicht in die Seele. Allein der Hohepriester machte den Procurator aufmerksam, daß sich Jesus als König der Juden geberdet habe; Pilatus würde der Freund des Kaisers nicht sein, wenn er einen Menschen dieser Art am Leben lasse¹⁾. Angewiesen, die den Juden noch verbliebenen Reste der Selbständigkeit zu schonen und mit einer Beschwerde bedroht, die ihm in Rom gefährlich werden konnte, gewann es Pilatus über sich, den Unschuldigen hinrichten zu lassen. Die hierarchische Gewalt, welche die eine, und die militärische, welche die andere Religion bekannte, vereinigten sich dazu, den Verkündiger einer von beiden unabhängigen Religion umzubringen. Die Inschrift, die Pilatus über das Kreuz setzte, bezeichnete den Anspruch auf die Königswürde unter den Juden als die Ursache seiner Hinrichtung: denn in der den Römern unterworfenen Provinz durfte es keinen König geben. Aber die Ankläger Jesus wußten doch sehr wohl, daß ein weltlicher Anspruch, wie er in dieser Bezeichnung lag, von ihm niemals gehegt worden war. Sein Königthum war nur der Ausdruck der messianischen Idee, die bei ihm eine außerweltliche Bedeutung hatte. Ihr Unrecht bestand darin, daß sie, um sich selbst zu

1) Lucas c. 23, 2: τοῦτον εὑρομεν διαστρέφοντα τὸ ἔθνος καὶ κωλύοντα Καίσαρι φόρους δίδόναι, λέγοντα ἑαυτὸν Χριστὸν βασιλέα εἶναι.

erhalten, dem göttlichen Meister eine Prätension zuschrieben, an die er in Wahrheit nicht dachte.

Das fleckenloseste, tiefsinnigste, menschenfreundlichste Wesen, das je auf Erden erschienen war, fand keinen Platz in der damaligen Welt. Jesus hatte seinen Tod mit voller Bestimmtheit kommen sehen, aber er wußte, daß damit seine Lehre bekräftigt und gerettet werde. Was wir das Nachtmahl nennen, war nicht ein bloßer Abschied: es war ein Bund zwischen ihm und den Jüngern auf der mystischen Grundlage einer göttlichen Mission; Taufe und Abendmahl haben den Charakter von gegenseitigen Verpflichtungen zwischen Göttlichem und Menschlichem.

Wer hätte nicht meinen sollen, daß mit dem Meister, dessen Jünger bisher sich oft sehr schwach und zweifelhaft erwiesen hatten, auch die Lehre vertilgt sein werde? Allein der Tod selbst und die Erscheinungen, die ihn begleiteten und ihm folgten, von deren Realität sie so fest überzeugt waren, wie von irgend etwas, das man mit Augen gesehen und mit Händen betastet hat, erhoben ihre Seele zu einer Freudigkeit, die sie bisher nie bewiesen: aus Jüngern wurden sie selbst Lehrer der Welt, Apostel des Meisters, den sie, seinen eigenen Aeußerungen folgend, als Gottheit verkündigten.

Ich vermeide, wie berührt, auf das Geheimniß einzugehen. Auf dem Standpunkt der historischen Verknüpfung der Ideen drängt sich mir beim Anblick dieser Erscheinung mitten in der gräco-romanischen Welt noch eine Erinnerung auf, die ich nicht übergehen darf.

In jenem Widerstreit der Naturkräfte, den die alte Mythologie als einen Kampf zwischen Göttern und Titanen auffaßt, in welchem die Götter den Sieg erringen, bildet

vielleicht die in sich bedeutendste Gestalt jener Prometheus, der besiegt und an den Kaukasus geschmiedet wird. Die Götter bestrafte ihn, weil er sich der Menschheit, ihren Bedürfnissen, ihrem Leben, der Ausbildung ihrer Kräfte, der geistigen sowohl wie der materiellen, gewidmet hatte. Die Menschheit war seitdem den Göttern des Olymp unterlegen. Seit vielen Jahrhunderten hatten die polytheistischen Vorstellungen die Welt beherrscht; jetzt aber waren sie in dem Widerstreit der nationalen Götter, der übrigen mit den römischen, dieser selbst mit einander, unhaltbar geworden. Das Extrem dieser Vorstellungen, die Divinität des römischen Cäsar, schien das System zu vollenden, trug aber doch das Meiste bei, es zu zerstören. Da mußte denn auch, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, Prometheus von seinem Felsen gelöst und die Menschheit in ihr ursprüngliches Dasein zurückgerufen werden. Sie trat in eine unmittelbare Verbindung mit dem Göttlichen, nicht aber den Naturkräften, sondern der Gottheit, welche über denselben allwaltend gedacht wurde, und diese Verbindung vor Allem erscheint in dem christlichen Glauben.

Dies höchste göttliche Wesen, Schöpfer des Alls, stand bisher zu hoch über der Welt, unerreichbar, jenseits aller Begriffe; in Christus erscheint es dem Menschen zugewandt, selbst menschlich, nicht allein mit seinem moralischen, sondern auch seinem intellectuellen Wesen innig vereinigt. Der Menschheit wurde damit eine neue Bahn eröffnet.

Die Jünger sammelten in Jerusalem selbst eine Gemeinde um sich, die als die erste Genossenschaft betrachtet werden kann, in welcher der Gedanke des Christenthums unabhängig zur Erscheinung kam. Ihr Sinn brachte es mit sich, daß sie eine Art von Gütergemeinschaft, jedoch in den Formen der Wohl-

thätigkeit, in derselben einführten. Die Fürsorge für die Bedürftigen und Armen bildete eines der wesentlichsten Elemente, auf denen sie beruhte. Man sah die Reicheren ihren Ueberfluß zu den Füßen der Apostel niederlegen, die denselben unter die Armen vertheilten. Die Gläubigen wurden durch die Taufe in den neuen Bund aufgenommen, welcher in Folge der Idee von dem Reiche Gottes das Diesseit und Jenseit verband.

Nothwendig fand nun diese Gründung einer neuen Gemeinde inmitten der Metropole des mosaischen Gesetzes und der Schriftgelehrten in der herrschenden Priesterschaft gehässigen Widerspruch, und man suchte sie mit Gewalt zu unterdrücken. Doch gab es selbst Priester, die sich der unschuldigen, menschenfreundlichen und von gottverwandten Gesinnungen durchdrungenen Genossenschaft zugesellten. Eine bestimmte Ordnung wurde in der Gemeinde eingerichtet, in welcher den Aposteln noch durch Wahl sieben andere Mitglieder zur Verwaltung der Güter hinzutraten. Mit einer bloßen Duldung aber war die Gemeinde nicht zufrieden. Im Gefühl ihrer univrsalen Bestimmung, das sie belebte, gab sie, wie einst der Meister selbst, zu erkennen, daß der Tempel zu Jerusalem nicht allezeit der Mittelpunkt der Religion sein werde. Hierüber aber brach nun in Jerusalem eine lebhaftere Beunruhigung aus. Es gab dort eine Anzahl Fremder, die in dem Tempel den Mittelpunkt der Nationalität sowohl, wie der Religion sahen. Zum Theil erscheinen sie unter dem Namen Libertini¹⁾; sie hatten in Rom ihre Freilassung aus dem Zustand

1) Die unzweifelhaft richtige Lesart (Acta Apost. c. 6, v. 9) ist *Λιβερτινῶν*; während das Wort *libertus* die Beziehung auf die Familie festhält, aus der Jemand freigelassen ist, drückt das Wort *libertinus* den

persönlicher Knechtschaft, in den sie gerathen waren, erlangt; sie hatten in Jerusalem eine eigene Synagoge. Viele andere waren aus dem nahen Westen, Aegypten und Cyrene, oder auch von Osten her, aus Cilicien und dem eigentlichen Asien gekommen. Manche bekannten sich zu dem neuen Evangelium; die Meisten bekämpften es in entschiedener Feindseligkeit; sie wollten sich die locale Verehrung, die sie nach Jerusalem gezogen hatte, nicht entreißen lassen.

Einer der zur Verwaltung Auserwählten, Stephanus, wurde vor das Synedrium geführt, wo er nicht verfehlte, die Verkündigung über den dem Tempel bevorstehenden Ruin im Zusammenhang darzulegen: die gesammte Wanderungsgeschichte des alten Israel ließ er vor den Augen vorübergehen, bis er auf den Tempelbau des Salomo kam. Schon zu den Zeiten dieses Königs hatte sein Tempelbau religiöse Scrupel erregt; Stephanus nahm die Meinung derer wieder auf, die damals dem König widerstrebt hatten: denn der Höchste wohne nicht in dem, was von Menschen gemacht ist. Und daß er nun dabei in Erinnerung brachte, daß die Propheten meistens in Jerusalem untergegangen seien, und die Hinrichtung Jesu als ein gleiches Ereigniß bezeichnete, schnitt, wie die Urkunde sagt, den Priestern ins Herz: sie knirschten mit den Zähnen; die Warnungen der Gemäßigten wurden vergessen: Stephanus wurde gesteinigt. Und zugleich brach überdies eine Verfolgung der neuen Gemeinde in der Stadt aus, in der die Genossen derselben in den Häusern aufgesucht und in Gewahrsam genommen wurden, worauf die Gemeinde sich zum größten

Stand aus, der sich aus den Freigelassenen ohne Rücksicht darauf, wie und wodurch die Freilassung erfolgte, bildete. (Vergl. Cicero, act. sec. in Verrem I, 47, 123. 124.)

Theil zerstreute. Daß darauf ein städtisches Interesse, welches sich mit dem Bestehen des Tempels verband, einwirkte, läßt sich nicht bezweifeln; aber überhaupt war es unmöglich, daß eine Hierarchie, deren Dasein sich an das unverrückte Festhalten des herkömmlichen Ceremoniendienstes knüpfte, und eine Religion, welche denselben verwarf und einen anderen Gottesdienst in Aussicht stellte, neben einander bestehen konnten. Nicht allein in Jerusalem, sondern in ganz Judäa, soweit die priesterliche Macht in den jüdischen Gemeinden anerkannt wurde, verfolgte man die Gläubigen, und auch über dieselben hinaus drang die Verfolgung. Wodurch nun sind sie in diesem Verderben gerettet worden und sogar zur Ausbreitung erstarkt?

Es ist durch einen Mann geschehen, der, ein eifriger Jude, eine tiefinnerliche religiöse Gesinnung in sich trug. An der Exekution des Stephanus und seiner Gemeinde hatte Niemand eifrigeren Antheil genommen, als ein Jude aus Tarjus, des Namens Saul, der sich zu der pharisäischen Secte hielt. Er suchte die Gläubigen selbst in ihren Häusern auf und überlieferte sie dem Gefängniß. Um die Verfolgung auch anderwärts in Gang zu setzen, machte sich Saulus, mit einer hohenpriesterlichen Autorisation versehen, nach Damastus auf, wohin sich zahlreiche Gläubige geflüchtet hatten. Da geschah nun aber, daß in ihm selbst ein Umschwung der Meinung von Grund aus vor sich ging. Auf der Reise war er frei von den städtischen Einwirkungen von Jerusalem; eine Reise ist einsamer, als der Aufenthalt in einer Hauptstadt, man kann mehr an sich denken. Sollte dem Verfolger nicht ein Gefühl von der Schuld, die er durch seine Gewaltthaten auf sich geladen hatte, gekommen sein?

Und wie nun, wenn die Grundlage, auf der er stand, nicht unerschütterlich war? Auf der Reise riß sich Saulus von der Idee, daß die wahre Religion an den Tempel von Jerusalem gebunden sei, durch einen plötzlichen Schwung seiner Seele, den wunderbare Erscheinungen entweder hervorriefen oder bestätigten, unbedingt und auf immer los. Er wurde von dem Gedanken, um dessen Willen er zu Stephanus' Verdammung und Tod mitgewirkt hatte, als dem wahrhaft religiösen selbst ergriffen.

Durch und durch umgewandelt kam er nach Jerusalem zurück; aber eben an denen, deren Führer, vielleicht der vornehmste, er bisher gewesen, den hellenistischen Juden, fand er dort den heftigsten Widerstand. Er gerieth in Lebensgefahr und nur durch die Beihülfe der Reste der christlichen Gemeinde ward er gerettet; er entfloh nach der römischen Hauptstadt von Judäa, Cäsarea, und von da nach seiner Vaterstadt Tarfus.

War nun aber eine freie Ausbreitung des Glaubens, unabhängig von Jerusalem, das Ziel, das man verfolgte, so mußte nicht allein die locale Prærogative zerstört, sondern auch die Abgeschlossenheit des Volkes, die durch Speiseverbote und die Beschneidung ausgesprochen war, vernichtet werden.

Dazu hat Simon, genannt Petrus, der zu den ältesten und vertrautesten aller Jünger gehörte, den Weg eröffnet. Er gab der Ueberzeugung Raum, daß keine Speise vor Gott unrein sei.

Als er von Joppe nach Cäsarea kam und in dem Hause, das ihn gastfreundlich empfing, eine Erhebung der Gemüther wahrnahm, gleich der früheren, die unter den Beschneideten in Jerusalem eingetreten war, trug er kein Bedenken, einen römischen Centurio und seine Hausgenossen in den christlichen

Bund aufzunehmen und sie zu taufen, mit Wasser, was aber, wie er sagte, den Geist bedeute. Was nun aber Petrus begonnen, das vollendete Paulus.

Im syrischen Antiochien hatte sich eine Gemeinde aus hellenistischen Juden ¹⁾ gebildet, die dort den unterscheidenden Namen Christen annahmen. Man begreift es, wenn in einer Metropole des allgemeinen Verkehrs, wo die verschiedensten Nationalitäten sich berührten, eine Lehre Wurzel schlug, die, von allem Ritus absehend, den allgemeinen Gott verkündigte. Dahin nun hatte sich von Tarsus kommend auch der Bekehrte von Damaskus, Paulus, gewendet, von dessen früherem Namen man Nichts mehr hört; er hat daselbst einen Gedanken gefaßt, der zur Umwandlung der religiösen Welt führen sollte. Von dort aus unternahm er die Missionsreisen, welche die Grundlage der Entwicklung des Christenthums als Weltreligion geworden sind.

Die größten Ideen, welche die spätere Welt als die wesentlich christlichen anerkannt hat, sind dabei zum Ausdruck gelangt. Sie setzten sich Allem entgegen, was in dem römischen Reich als Religion angenommen wurde, aber die Grundbedingung ihrer Ausbreitung lag doch wieder in der Macht und dem Umfang des Reiches.

Die christlichen Ideen hätten nimmermehr durchgeführt

1) Ich weiß nicht, ob die Lesart (Acta Apost. c. 11, 20), welche statt der Hellenisten wirkliche Griechen setzt, also auch hier den Heiden predigen läßt, anzunehmen ist. Dem alten Text nach müßte etwa stehen, daß wirkliche Juden es gewesen, welche die erste Gemeinde gegründet, und daß die Ankömmlinge aus Cyprien und Cyrene nun auch angefangen hätten, den hellenistischen Juden zu predigen, zu denen sie ja auch selbst gehörten. Und dieser Meinung gebe ich trotz der entgegenstehenden Auctorität Lachmanns und de Wettes den Vorzug, da die Neuerung, Unbeschneittene aufzunehmen, eine so durchgreifende war, daß sie hier schwerlich so leicht würde übergangen worden sein.

und verbreitet werden können, hätte nicht die Weltherrschaft von Rom bestanden. Hätte in Antiochien ein syrischer König geherrscht, wie vor Alters, so würde ein solcher nie abgelaßen haben, den orientalisches-griechischen Götterdienst selbst in Judäa auszubreiten; nimmermehr würde er eine Genossenschaft wie diese, die in all ihrem Sinnen und Trachten einen Angriff auf den syrischen Götterdienst selbst enthielt, geduldet haben. Dazu gehörte die Autorität der Römer, welche einst schon den syrischen Herrschaftsgelüsten in Judäa Stillstand geboten hatten. Sie wurden von den Religionsstreitigkeiten der unterworfenen Völker wenig berührt: denn diese Götter bedeuteten die Herrschaft nicht mehr.

Und ohne die für die Juden günstigen Anordnungen Cäsars, die dann von Antonius und Augustus bestätigt und erweitert wurden, hätten sich nicht allenthalben hellenistische Judengemeinden bilden können, welche die nächste Veranlassung und den ersten Schauplatz einer Befehrungsreise gaben, wie sie Paulus unternahm. Dabei traf er mit zwei verschiedenen aber doch engverbundenen Elementen zusammen, die eben bei der Ausbreitung der Juden gebildet worden waren: dem eigentlichen jüdischen und dem von dem Judenthum bereits tief berührten Element der Eingeborenen der römischen Colonien. Auf diese nun gewann eine aus dem Judenthum hervorgewachsene, aber von demselben doch wieder abgewandte Lehre, wie sie Paulus vortrug, unmittelbaren Einfluß.

Bei seiner ersten Reise machte Paulus in Nea-Baphos auf Cypern auf den römischen Proconsul im Gegensatz zu einem antwesenden Thaumaturgen einen Eindruck, der als eine Befehrung des Proconsuls betrachtet wurde. Noch eine weit größere Aussicht eröffnete sich der Thätigkeit des Apostels

in dem pisidischen Antiochien¹⁾. Dieser Platz war von Augustus zu einer italiſchen Colonie mit römiſchem Rechte erhoben worden. Es gab daſelbſt eine jüdiſche Synagoge, um welche ſich bereits heidniſche Proſelyten ſammelten. Hier trug Paulus, nicht ohne hiſtoriſche Begründung, die Lehre von dem Meſſias und dem Gottesreiche vor. In der Synagoge erweckte er damit die entgegengeſetzte Gefinnung; er mußte verzweifeln, bei den Juden Etwas auszurichten.

Da hat er nun den für ſein Leben, wir dürfen ſagen, für die Menſchheit entſcheidenden Gedanken gefaßt. Er meinte genug gethan zu haben, daß er zuerſt den Juden das Evangelium verkündigt habe. Zurückgewieſen aber und ausgeſtoßen von der Synagoge trug er kein Bedenken, ſich an die Heiden in der Colonie zu wenden.

Er erinnerte ſich einer Stelle des Propheten Jeſajas, den er aus der Ueberſetzung der Siebzig kannte, worin von dem den Heiden vorbeſtimmten Lichte die Rede iſt, welches zum Heile werden ſoll bis zum Ende der Erde. Und nirgends ſchienen ſich die Weiſſagungen des Jeſajas mehr zu bewähren, als hier: die von den Juden abgelehnte Lehre ward von den Heiden mit Freuden aufgenommen.

In dieſem Sinne hat dann Paulus, von Barnabas begleitet, deſſen Erſcheinung alles das ergänzte, was die des Paulus vermiffen ließ, unter mancherlei Gefahren und Wechſelfällen, wie ſie denn einmal mit Steinigung bedroht, ein anderes Mal als Götter verehrt wurden, die benachbarten Provinzen durchzogen, die man damals unter dem Namen Galatien zuſammenfaßte. Kirchliche Gemeinſchaften wurden an vielen

1) Piſidien, namentlich Antiochia ad Piſidiam, gehörte damals zu dem von dem Könige Amyntas vereinigten, von den Römern conſervirten v. Ranke, Weltgeſichte. III. 1. 1. u. 2. Aufl. 12

Orten in sehr patriarchalischer Weise gegründet; die ersten Bekenner, häufig eben solche, welche die Apostel gastlich bei sich aufgenommen, erscheinen als die Vorsteher der werdenden Gemeinden.

Noch war es jedoch nicht gewiß, ob die nach dem Sturme der erwähnten Verfolgung wieder erneuerte Mutterkirche in Jerusalem mit diesem Verfahren einverstanden sein werde. Denn unter den Befehrten, zu denen auch Pharisäer gehörten, wurde die Ansicht laut; daß die neue Lehre sich doch unbedingt an die alten Gebräuche anschließen müßte. Es würde ohne Zweifel das Verderben der neuen Gründung herbeigeführt haben, wenn diese Ansicht vorkaltend gewesen wäre. Paulus selbst in Erinnerung dessen, was in Cäsarea geschehen war, verwarf sie aus dem guten Grunde, daß man den neuen Bekennern nicht Gesetze auferlegen dürfe, die man selbst nicht habe ertragen können. Hierauf wurde in Jerusalem der förmliche Beschluß gefaßt, auf den alten nationalen Satzungen nicht zu bestehen, sondern nur die Enthaltung von alledem, was mit dem heidnischen Götzendienste zusammenhing ¹⁾, zur Pflicht zu machen. Hiedurch in seinem Vorhaben bestärkt, konnte nun Paulus mit ein paar neuen Gefährten, unter denen auch ein Mitglied der jerusalemitischen Gemeinde sich

Galatien. Vergl. die Inschrift bei Marquardt, Römische Staatsverwaltung I, S. 200.

1) Acta Apost. c. 15, v. 20. So saßt der Lehrer unserer Väter, der würdige Schröckh, die Sache mit vollem Rechte (Christliche Kirchengeschichte II, p. 116, 2 Aufl.). Denn dazu gehörte auch, was man *νομεία* nannte. Das Verbot der Enthaltung von Blut und Erstidtem bezieht sich auf die Thieropfer und war bereits im Leviticus c. 17 eingeschärft; von den sogenannten noachischen Gesetzen, auf welche schon Origenes die erwähnten Verbote bezogen hat, ist es das siebente. Der Beschluß ist, daß aller Götzendienst verboten, die Beschneidung aber nicht geboten sein sollte.

befand, des Namens Silas, eine zweite Befehrungsreise unternehmen. Die erste Absicht war, die in Galatien gestifteten Gemeinden zu besuchen. Hier hatten Einwirkungen judaisirender Art, wie sie in Jerusalem vorkamen, stattgefunden. Paulus konnte sich denselben jetzt mit der Autorität der dort gefaßten Beschlüsse entgegensetzen. Er fand damit die freudigste Aufnahme: denn das Gesetz zu beobachten, vor allem die Beschneidung, war nun nicht mehr erforderlich, um der neuen Gemeinde anzugehören. Paulus rüstete sich zu neuen Unternehmungen, die ihn weiter nach dem Occident, zunächst nach Macedonien und Achaja führten.

In jenem Philippi, wo sich der Sieg der Cäsarianer über die Republikaner entschieden hatte, kam es zu einem ersten Zusammentreffen mit den Begriffen, auf denen das römische Reich beruhte. Daß Paulus und seine Begleiter die Religion eines höchsten Gottes verkündigten, vor der also die römische zurückstehen sollte, wurde ihnen zum Verbrechen gemacht; sie wurden mißhandelt und in den Kerker geworfen. Dem aber zu widerstreben, hatte Paulus einen gesetzlichen Grund; er war römischer Bürger — Antonius hatte die Stadt Tarsus mit dem römischen Bürgerrecht beschenkt — und auch einer seiner Begleiter scheint durch diese Bezeichnung von den übrigen Unterthanen ausgezeichnet gewesen zu sein. Paulus behauptete nun, ihm sei dadurch, daß man ihn gefangen gesetzt habe, ohne ihn zu verhören, eine mit den Rechten römischer Bürger im Widerspruch stehende Beleidigung widerfahren. Er war nicht damit zufrieden, aus dem Gefängniß entlassen zu werden. Die Magistratē sollten selbst erscheinen, um ihn aus demselben herauszuführen. Das geschah denn auch; denn der Verletzung

des Rechtes eines römischen Bürgers angeklagt zu werden, hätte den Magistraten Ungelegenheiten zuziehen können.

Noch deutlicher als hier kam es in Thessalonich zu Tage, was man Paulus und seinen Begleitern vorwarf. Man beschuldigte sie, ihre Lehre führe dahin, daß ein Anderer, des Namens Jesus, König sein solle, was den Gesetzen der römischen Cäsaren entgegenlaufe. Die Idee von dem Reiche Gottes wurde so mißverstanden, daß die höchste Autorität dabei nicht bestehen könne. Die dortigen Magistrate mißhandelten die Wanderer nicht, nahmen aber Bürgerschaft von ihren Gastfreunden und ließen sie ziehen.

Wir begleiten hier ein in seiner gesellschaftlichen Stellung unbedeutendes Individuum auf jedem Schritte, den es thut. Seine Wanderung hat ein universalhistorisches und religiöses Interesse.

Paulus und sein Begleiter Silas suchten dieses Mal auf weitem Umwege Korinth zu erreichen, das in seiner maritimen Lage durch den einen seiner Häfen mit Antiochien und dem Osten, durch den anderen mit Italien und Rom in steter Verbindung stand. Es war eine Art von Station auf dem Wege nach der Welthauptstadt, mit einer beinahe ebenso mannichfaltig zusammengesetzten Bevölkerung wie Antiochien, aber in unmittelbarem Verkehr mit Rom, von wo soeben Flüchtlinge jüdischer Herkunft, durch ein Edict des Claudius (wahrscheinlich im Jahre 49 unserer Aera) verbannt, angelangt waren. Hier verweilte Paulus anderthalb Jahre lang. Mit seinen Gefährten trieb er ein Gewerbe, das ihn nährte, aber doch auch Zeit ließ, das Evangelium von dem erschienenen Messias zu verkündigen.

Er fand damit Eingang und vollzog die Taufe in Person

an einigen der vornehmsten Befehrten, aber zugleich den größten Widerstand bei den Juden, die immer ihre Blicke nach Jerusalem gerichtet hielten. Besonders hier ist dann die Herrschaft der Römer dem Apostel mächtig zu Hülfe gekommen. Corinth war nicht mehr das alte. Die Gräber der Bakchiaden waren längst zerstört; deren Nachfolger waren für die griechische Freiheit kämpfend zu Grunde gegangen. Cäsar, der die Wichtigkeit des Plazes für den Handel vollkommen würdigte, hatte eine Colonie dorthin geführt, die hauptsächlich aus Freigelassenen von allerlei Herkunft¹⁾ bestand, so daß sich einer neuen Lehre keine Sympathie für den localen Götterdienst entgegensetzte.

Damals war Corinth der Sitz einer senatorischen Provinz, die Achaja und Macedonien umfaßte. Proconsul war Marcus Annäus Novatus, der durch Adoption den Namen Gallio führte, Sohn des Rhetor, Bruder des Philosophen Seneca.

Auch an den nun wandten sich die Juden mit ihrer Klage, daß die neue Lehre ihrem Gesetze zuwiderlaufe. Der Proconsul aber war weit entfernt, ihnen Gehör zu geben. Er wolle, sagte er, in Fragen der Lehre und des Gesetzes nicht zu Gericht sitzen. Er gewährte dem Apostel eine offenbare Protection. Die Züchtigung, die diesem zugebracht war, wurde über den Führer seiner Ankläger verhängt. Paulus stiftete in Corinth eine Gemeinde, die sich immer gerühmt hat, daß die römische von ihr ausgegangen sei.

Unwahrscheinlich ist es nun nicht, daß der Proconsul den in seiner Familie angenommenen Ideen über Gott und

1) Strabo VIII, c. 6, § 23.

Welt ebenfalls beistimmte und durch deren Verwandtschaft mit dem Monothcismus, wie ihn Paulus vortrug, bewogen wurde, demselben Gunst und Förderung angeeichen zu lassen. Aber identisch waren doch diese Ideen keineswegs: sie beruhten immer auf ganz verschiedenen Prinzipien¹⁾, und für einen römischen Proconsul mußte der Zweifel über das Verhältniß der neuen Genossenschaften zur höchsten Autorität im Reiche, der sich in Thessalonich geregt hatte, von doppelter Bedeutung sein.

Verhehlen wir uns nicht, daß diese Frage unter dem politischen Gesichtspunkt die vornehmste von allen war. Das unsichtbare Reich Gottes, das Königreich des Messias, gerieth mit der Idee der unbedingten Autorität des Kaisers in einen nicht wegzuleugnenden Conflict. Ausdrücklich wird zwar von dem Proconsul nicht überliefert, wie so er sich entschließen konnte, darüber hinwegzugehen. Aber wir dürfen unbedenklich ein Monument wichtigster Art hierher ziehen, wiewohl es wahrscheinlich erst einige Jahre später in Korinth entstanden ist²⁾. Es ist der Brief des Apostels an die Glaubensgenossen in Rom, wo Paulus persönlich noch nicht erschienen war; nur mit den von dort verjagten Juden trat er in Korinth in Verbindung.

In diesem Brief an die Römer ist das vornehmste Bestreben des Apostels, den Unterschied zwischen denen, die aus

1) Wie dies besonders in der Abhandlung von Baur: Seneca und Paulus (Zeitschrift für wissenschaftliche Theologie Bd. I, 1858) nachgewiesen ist.

2) Während des Aufenthalts in Achaja, dessen Ap. XX, 2, 3 gedacht wird. Ich lasse dahingestellt, ob es ein zweiter oder dritter Aufenthalt ist. Für den Gesichtskreis, in welchem der Brief geschrieben ist, und seinen Inhalt trägt das Nichts aus.

dem Judenthum übertraten, und den Heiden in sich selbst zu vernichten, auf den Grundsatz des Monothetismus gestützt, daß der Gott der Juden auch der Gott der Heiden sei. Indem er nun an die Gläubigen moralische Ermahnungen ergehen läßt, welche die stoische Ethik berühren, aber ihr noch das neue Motiv der Gnade und Liebe hinzufügen, gedenkt er auch ihres Verhältnisses zu der höchsten Staatsgewalt. Wenn man bisher die Lehre als im Gegensatz gegen das Kaiserthum begriffen gedacht hatte, so sagt Paulus: jede lebendige Seele sei den vorgeordneten Gewalten Gehorjam schuldig; denn alle Obrigkeit schreibe sich von Gott her; es gebe keine, die nicht von Gott herrühre; wer sich der Obrigkeit entgegensetze, streite wider Gott.

Wenige Sätze, welche aber eine neue Ordnung der Dinge begründen, in welcher Religion und Staatsgewalt von einander geschieden werden und doch wieder auf das Genaueste zusammenhängen. Eigentlich ist es die Ausführung des Spruches: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers und Gott, was Gottes ist. Den christianisirten Juden wird ein Widerstand, wie der, in dem sich ihre Nationalität von jeher bewegte, unterjagt; sie sollen die Steuer zahlen, gegen welche sie sich einst zur Zeit des Quirinius auflehnten; sie sollten in unbedingter geistiger Freiheit ihre Religion ausüben — aber die Obrigkeit hat die Pflicht, das Böse zu strafen; darum führt sie das Schwert. Eben diese Doctrin gehörte dazu, um es den römischen Bürgern möglich zu machen, Christen zu sein und das neue Gottesreich anzuerkennen. Daß damit die große Frage zwischen Religion und Staat nicht vollkommen gelöst wurde, versteht sich von selbst. Auch kam es darauf nicht an: das Erste ist die Unterscheidung der beiden Ge-

bierte. Die Anerkennung des Staates als solchen eröffnete der Religion und ihrer Einwirkung eine freie Bahn. Auch den Cäsaren werden Befugnisse zugestanden, die ihnen von der Gottheit übertragen worden seien, wobei nur ihre eigene Göttlichkeit ausgeschlossen wurde, an die ja auch Seneca und die stoische Schule nicht glaubten und nicht gebunden sein wollten. Im Reiche der Ideen, die einander durch unsichtbare Fäden berühren, werden auch Allianzen geschlossen und wieder aufgelöst. Das Christenthum, wie es damals war, fand einen Rückhalt an der Opposition der Republikaner und Philosophen gegen die von einer Abstammung von den Göttern hergeleitete höchste Gewalt. Zugleich wurde dadurch der locale und politische Polytheismus in seiner Wurzel getroffen. Der jüdische Monotheismus, von den nationalen Zuthaten gereinigt, zur Idee Gottes des Höchsten, von dem er ausgegangen war, zurückgeführt, erhob sich zu einer alle Völker verbindenden Anschauung. Bei Paulus vereinigt sich Alles, um zu diesem Resultat zu führen: es ist die Summe seines Apostolats.

Beinahe auffallend ist es, daß der neue Glaube, indem man ihn mit dem Gesetz der Juden kämpfen und nach einer Ausgleichung mit der Herrschaft der Cäsaren streben sieht, mit den polytheistischen Religionen, welche die Welt erfüllten, noch nicht in directen Kampf gerathen war. Der große Gegensatz aber, welcher noch manches Jahrhundert dauern sollte, erscheint schon bei den Reisen des Paulus in voller Evidenz.

Bei einem vorübergehenden Aufenthalt in Athen — noch ehe er nach Corinth gelangte — wurde er von der Menge der Tempel und der Altäre, denen er überall begegnete, überrascht. Auf dem Areopag hat er dann eines Tages die

Lehre verkündet, daß der Dienst der Götter durch Bildsäulen und Bauwerke doch nicht der wahre sei; Gott wohne nicht in Tempeln, von Händen gemacht; er bedürfe keines Opferdienstes: denn er habe Himmel und Erde geschaffen und allen Völkern ihre Sitze auf Erden angewiesen. Wir haben schon die anlautenden Doctrinen, die sich bei Seneca und Persius finden, erwähnt; Paulus knüpft ausdrücklich an das Wort eines Hymnus des Alcantes an Zeus an, worin die Menschen als von göttlichem Geschlechte bezeichnet werden, woraus sich dann die unmittelbare und gleiche Beziehung aller Menschen auf Erden ergebe. Er sprach das erhabene Wort aus: „In ihm leben, weben und sind wir“. Die Voraussetzung ist die tiefste und innigste Verbindung der Gottheit mit der Natur des Menschen, bei der dann die besonderen Dienste nothwendig wegfallen. Die Athener haben den Apostel mit Vergnügen angehört, aber bei der leichtbeweglichen Bevölkerung, welche alle Tage etwas Neues zu vernehmen liebte, konnte er doch keinen nachhaltigen Eindruck machen. Was er von Christus und der Auferstehung hinzufügte, erschien ihnen befremdlich und stieß sie eher zurück. Aber das war doch ausgesprochen, daß der Polytheismus sich mit der Idee der Gottheit nicht vertrage. Doch kam es noch zu keinem offenen Zusammenstoß. In Conflict mit dem Göttercultus gerieth der Apostel erst in Ephesus, wohin er sich gewandt hatte, nachdem er von Korinth aus noch einmal nach Antiochien zurückgegangen war.

Ephesus war der Sitz des Dienstes der Artemis in ihrer orientalischen Auffassung, welcher, einst gestört durch die Perser, in Folge der Siege Alexanders des Großen um so mehr um sich gegriffen hatte. Ein neuer prächtiger Tempel war seit-

dem entstanden, der als ein Wunderwerk der Welt angestaunt, jahraus, jahrein unzählige Pilger um sich versammelte. Sie pflegten bei ihrer Abreise Abbildungen der Göttin mit sich zu nehmen, deren Anfertigung einen blühenden Industriezweig ausmachte. Die Stadt lebte von dem Besuche der Fremden. Paulus hütete sich nun, diesen Dienst direct anzugreifen, aber mit seiner Lehre, daß man kein von Menschenhand gemachtes Bildwerk göttlich verehren dürfe, vertrat sich doch weder dieser Dienst noch auch das Kunstgewerbe, das damit zusammenhing. Zunächst geriethen die Inhaber desselben in Bewegung gegen Paulus und wurden dabei von einer tumultuariſchen Menge unterstützt. Und zweifelhaft mußte es erscheinen, ob die Römer den Apostel auch gegen die Griechen schützen würden, wie bisher gegen die Juden. Die einheimischen Behörden selbst, namentlich die Asiarchen, das heißt eine zur Aufsicht über den Tempel und den Kultus bestimmte, aus Notabeln der verschiedenen Nachbarstädte gewählte, von dem römischen Proconsul bestätigte Provinzialbehörde, nahmen Anstoß an den Gewaltthatigkeiten, welche das Leben eines Mannes, dem kein sonstiger Frevel Schuld gegeben werden konnte, bedrohten. Sie machten geltend, daß der Streit der bestehenden Rechtsverfassung gemäß ausge- tragen werden müßte und erinnerten daran, daß es eine proconsulare Gewalt im Lande gebe, welche jeden Tumult bestrafen würde. Paulus, der gewarnt worden war, sich nicht in das Getümmel zu begeben, erfuhr keine fernere Unbill; aber er hielt es doch für gerathen, die Gemeinde, die er um sich versammelt hatte, zu segnen und sich selbst zu entfernen. Zum Ausbruch eines offenen Kampfes war es auch in Epheus nicht gekommen. Der Apostel hatte nur

eben die Lehre ausgesprochen, daß das Göttliche nicht in Bildwerken dargestellt werden könne; — seine Aussprüche sind Manifeste für die Zukunft. In unmittelbarem Kampf gerieth er mit dem exclusiven Judenthum, welches eine Abweichung von den althergebrachten Ceremonien, namentlich auch der Beschneidung, mit Haß verfolgte.

Es kann kein Zweifel darüber obwalten, daß die christliche Gemeinde und ihre Vorsteher in Jerusalem sich innerhalb der Grenzen hielten, welche der Aufenthalt in der Stadt und der Besuch des Tempels erforderlich machten. Wie weit aber war Paulus über diese Grenzen hinausgegangen! — er hatte allenthalben von dem Ceremonialgesetz abstrahirt; seine gesammte Thätigkeit beruhte darauf. Als er nun wieder nach Jerusalem kam, um die Verbindung zwischen der dortigen Muttergemeinde und den von ihm stammenden Pflanzungen aufrecht zu erhalten oder vielmehr erst recht zu begründen, mußte dies Verhältniß zur Sprache kommen. Was man von dem Gegensatz der Juden-Christen und der Heiden-Christen anzunehmen pflegt, erscheint doch nicht so bedeutend in dem einfachen Bericht der Urkunde: denn die Beschneidung fallen zu lassen, war bei der früheren Berathung beschloffen worden. Aber soviel ist einleuchtend, daß es für die Gemeinde in Jerusalem eine Verlegenheit herbeiführte, wenn sie mit dem Mann, der so entschieden von dem Gesetz abgewichen war, in Verbindung trat. Die Vorsteher gaben dem Apostel den Rath, durch die Theilnahme an den Ceremonien des Nasiräismus zu beweisen, daß er noch Jude sei¹⁾: eine Fürsorge, die sich aber

1) Eine Connivenz der jerusalemischen Gemeinde mit den Juden, die u. A. auch von Renan angenommen wird, braucht man hiebei

vollkommen unnütz erwies. Als Paulus in Begleitung eines Griechen, der für unbeschnitten galt, im Tempel erschien, erfolgte eine allgemeine Unruhe: denn der sei der Mann, der das Gesetz überall verlege und selbst die Heiligkeit des Tempels antaste. Der Judaismus in seiner gehässigsten Schroffheit erhob sich gegen ihn. Paulus wurde selbst von den Gewaltthaten bedroht, denen vor Kurzem Stephanus erlegen war. Und überlegt man, wie es doch nur Keime einer neuen Kirche waren, die Paulus gepflanzt hatte; wie leicht, wenn er umgebracht wurde, seine Pflanzungen, insofern sie von den jüdischen Gebräuchen abwichen, hätten zerstört werden können, so war es eine allgemeine Gefahr, die in diesen Stürmen zu Tage kam. Das Christenthum würde, wenn Paulus unterlag, schwerlich jemals von der nationalen Besonderheit sich haben befreien können.

Da aber trat eine wirksame Intervention von Seiten der Römer ein. Der Kriegstribun, der auf der Burg befehligte, nahm den Bedrängten in Schutz, zunächst nur, um ein gerichtliches Verfahren gegen ihn einzuleiten, in der Weise, wie das einst von Pilatus an Jesus geschehen war; er schickte sich an, Paulus geißeln zu lassen. In diesem Augenblick griff jedoch ein anderes, das für Paulus eigentlich rettende Moment, in die Verhandlung ein; es entsprang aus dem Begriff des römischen Bürgerrechtes. Die Gesetze der römischen Republik, wie sie von den Plebejern errungen worden waren, kamen der werdenden Religion zu Hülfe.

Wir wissen: in den alten bürgerlichen Conflikten war

nach meinem Dafürhalten nicht vorauszusetzen. Die neuere Forschung leidet an dem Fehler, mehr wissen zu wollen, als man weiß und wissen kann.

festgesetzt worden, daß kein Bürger, der an das Volk provocire, körperlich gemißhandelt oder gar getödtet werde. Dies Gesetz war in späterer Zeit durch die *Lex Porcia* erweitert und verschärft worden. Ganz im Allgemeinen wurde verboten, einen römischen Bürger zu schlagen oder zu tödten; man hat darauf eine schwere Strafe gesetzt¹⁾. Es war wohl die wichtigste Prærogative, die die römischen Bürger im gerichtlichen Verfahren über die Unterthanen des Reiches erhob. Dies Recht nun rief Paulus an, als er an den Pfahl gefesselt wurde; er erinnerte, daß er römischer Bürger sei. Der Centurio, der die Strafe zu vollziehen hatte, gab davon dem Tribun Nachricht, der den Werth des römischen Bürgerrechtes, das er selbst sich um eine ansehnliche Summe Geldes erworben hatte, um so mehr zu schätzen wußte. Als er vernahm, daß Paulus schon durch seine Geburt dem Stande römischer Bürger angehöre, befahl er, innezuhalten und nahm den Gefangenen vielmehr in seinen Schutz. Er erzählt selbst, er habe sich überzeugt, daß gegen Paulus, der römischer Bürger sei²⁾, nichts vorliege, was Fesseln oder Tod verdiene, und, unfähig, den Gefangenen vor den Nachstellungen der Gegner zu schützen, schickte er denselben zu dem kaiserlichen Procurator nach Cæsarea. Der Name dieses Tribunus, dem eigentlich die Rettung des Apostels Paulus und damit zugleich der Incunabeln des heidenchristlichen Glaubens zuzuschreiben ist, verdient wohl, auch hier angemerkt zu werden; er hieß Claudius Lysias.

1) Livius X, 9, 4.

2) *μαθὼν ὅτι Ῥωμαῖός ἐστιν* heißt es in dem Briefe des Claudius Lysias an Felix. Acta Apost. c. 23, 27.

Der Procurator Antonius Felix, dem Tacitus ein schlechtes Zeugniß ausgestellt hat, bewies dem Apostel, dessen sittliche Strenge ihm unbequem wurde, wenig Theilnahme. Er hatte jedoch auch keine Ursache, den Willen der Juden an ihm zu vollstrecken. Wohl war er nicht ohne Theilnahme der Hierarchie, namentlich des Hohenpriesters, zu seiner Stellung gelangt, aber er hatte sich dann mit demselben entzweit und, soviel man weiß, die Mahnung des Hohenpriesters, sein Betragen zu ändern, worin er eine Beleidigung sah, damit vergolten, daß er ihn durch Meuchelmörder umbringen ließ¹⁾. Zwei Jahre lang blieb Paulus in strengem Gewahrsam.

Der Nachfolger des Felix, Porcius Festus, war entschlossen, die Sache wieder aufzunehmen. Noch in Cäsarea wurde eine gerichtliche Verhandlung veranstaltet. Was die Juden gegen Paulus vorbrachten, darüber giebt uns seine kurze Verantwortung Auskunft: er habe Nichts gegen das Gesetz der Juden, noch gegen den Tempel, noch gegen den Kaiser gefehlt. Wenn aber der Procurator das Vorhaben kundgab, ihn nochmals nach Jerusalem zu führen, um dort eine Gerichtsverhandlung in aller Form gegen ihn zu eröffnen, so wollte sich Paulus, der eben darum nach Cäsarea gebracht worden war, um seines Lebens sicher zu sein, dem nicht fügen. Er kannte sein Recht und war entschlossen, es zu behaupten. Er erklärte, er stehe hier vor dem Richtersthule des Kaisers und berufe sich auf denselben. Aehnliche Fälle hat man auch in anderen Provinzen erlebt, daß Angeklagte, die

1) Die Thatsache erhellt aus Josephus, Arch. XX, 8, 5.

römische Bürger waren, nach Rom abgeführt zu werden verlangten. Man wird nicht irren, wenn man hiebei in Erinnerung bringt, daß das Recht, einem römischen Bürger in Folge einer Provocation beizustehen, durch die tribunicische Gewalt an den Kaiser übergegangen war. Die auf die Cäsaren übertragene tribunicische Gewalt war dazu bestimmt, den römischen Bürger gegen jede Vergewaltigung durch Magistrate oder andere Befehlshaber sicher zu stellen. Die Prerogative des Kaisers und das Recht des römischen Bürgers standen in der engsten Verbindung mit einander.

Jestus antwortete dem Paulus: „Auf den Kaiser hast du dich berufen, zum Kaiser sollst du ziehen.“

So geschah es, daß der Apostel auf einem Schiffe unter der Obhut eines Mitgliedes der kaiserlichen Cohorte nach Rom gebracht wurde, um vor dem Kaiser ein gerichtliches Verfahren zu bestehen. Leider bricht die Erzählung, der man bisher um so mehr folgen durfte, da sie gute Kunde mit einfacher Darstellung verbindet — wie wir denn ohne sie über die Pflanzungen des Christenthums in undurchdringlichem Dunkel sein würden — hiebei ab. Nicht einmal über den Fortgang des gerichtlichen Verfahrens sind wir unterrichtet. Nur soviel erhellt, daß Paulus sich in einer freien Gefangenschaft befand, in der es ihm möglich war, seinen Freunden Nachrichten über sich zugehen zu lassen. In einem Briefe an Timotheus ¹⁾ erzählt er, bei seiner Verantwortung habe ihn

1) Wenn die Briefe an Timotheus vielfach in Zweifel gezogen worden sind, so beruht das darauf, daß wir keine irgend zuverlässigen Nachrichten über die Epoche besitzen. Allerlei Umstände werden erwähnt, die wir mit anderen, von denen wir Kenntniß haben, zu combiniren

Jedermann verlassen; er sei auf sich selbst angewiesen geblieben, aber aus dem Machen des Löwen gerettet worden. Er faßte den Muth, sich zu einer neuen propagandistischen Reise anzuschicken.

Weiter aber vernehmen wir Nichts von ihm. Ueber seine letzten Schicksale läßt sich keine sichere Nachricht auffinden¹⁾. Er verschwindet aus der Geschichte, mitten in der Vollendung seines großen Werkes, in der er seine Lebensaufgabe sah, und die es war. Er ist unsterblich, wenn jemals ein Mensch zu einer, so zu sagen: irdischen Unsterblichkeit gelangt ist. Seine Verlassenschaft sind die tief sinnigen, inhaltsreichen Episteln, die er in seinem stürmischen und arbeitsvollen Leben abzufassen die Zeit gefunden hat. Sie enthalten die dogmatischen Grundlagen des christlichen Glaubens und haben zur Ausbreitung desselben, der Bildung der Kirche und, wenn diese auf Irrwege gerathen war, zur Herstellung eines reinen Gottesbegriffes in der Welt das Meiste beigetragen.

Aber diese Lehren zu allgemeiner Geltung zu bringen, dazu war die Zeit noch lange nicht gekommen. In

außer Stande sind. Aber sie sind unbedeutend: wer sollte sie erdichtet haben? Wir müssen nach dem Beispiel des Eusebius das Unleugbare festhalten, alles Uebrige als Ueberlieferung, die sich bezweifeln läßt, aber nicht zu verwerfen ist, betrachten.

1) Wenn es in dem Briefe des Clemens I, c. 5 § 6 (Opera patrum apostolicorum ed. v. Funk p. 63) heißt: *κήρυξ γενόμενος ἐν τῇ ἀνατολῇ καὶ ἐν τῇ δύσει* und hernach: *ἐπὶ τὸ τέρας τῆς δύσεως ἔλθων*, so kann man unter den letzten Worten doch unmöglich Italien verstehen, zumal der Brief selbst in Rom geschrieben ist. Daß Paulus nach Spanien gegangen ist, wie die Tradition meldet, wird dadurch eigentlich bestätigt. Merkwürdig ist, daß Paulus diesem Briefe zu Folge vor weltlichen Gewalten seinen Glauben bezeugt und den Tod erleidet.

dem römischen Reiche erhob sich soeben der falscheste der polytheistischen Begriffe, die vermeinte Divinität, zu umfassenderen Ansprüchen als jemals. Wahrscheinlich ist Paulus selbst diesen zum Opfer gefallen. Zugleich aber war das römische Reich auch in Unternehmungen begriffen, welche den Tendenzen entsprachen, die sich von jeher an das capitolinische Heiligthum geknüpft hatten. Die Religion der Waffen machte Fortschritte, welche sie in ihrem exclusiven Selbstgefühl befestigen mußten.

Sechstes Capitel.

Momente der fortschreitenden Welteroberung.

Die Zeiten des Claudius und des Nero sind durch zwei Unternehmungen bezeichnet, die noch mehr als die früheren eine zugleich religiöse und politische Bedeutung haben: die Eroberung von Britannien und die Vernichtung des Ueberrestes der Selbständigkeit von Judäa.

Was die Römer nach Britannien führte, war ein ähnliches Motiv, wie das, welches ihre Invasion in Germanien veranlaßt hatte, nemlich die Besorgniß vor der Rückwirkung der stammverwandten britischen Bevölkerung auf Gallien. Diesen Zweck hatten schon die beiden Uebergänge Cäsars nach Britannien, deren wir oben gedachten; sie begründeten die Autorität der Römer auf der Insel unwiderruflich. In dem Monument von Anchra gedenkt Augustus eines britischen Königs Dumnobellaunus, der seine Zuflucht zu ihm genommen habe. So wendete sich ein junger Fürst aus dem Königshause der Trinobanten an Cajus Caligula. Dieser Kaiser, der durch die Ruhmredigkeit, mit der er einen Zug nach Britannien vorbereitete, ohne zur That zu schreiten, bei Mitwelt und Nachwelt lächerlich geworden ist, hat sich doch das Verdienst erworben, durch den Leuchtturm, den er errichtete,

eine größere Sicherheit der Seefahrt in dem Canal herzustellen; Caligula meinte gleichsam über den Ocean zu triumphiren.

Nach einigen Jahren langte abermals ein britannischer Häuptling, der von der Insel vertrieben war, bei Kaiser Claudius an und brachte diesen zu dem Entschluß, ohne Rücksicht auf die Bedenklichkeiten seiner Vorgänger eine bewaffnete Macht hinüberzusenden. Die Truppen hatten diesmal Bedenken, weil ja der Ocean als den Erdkreis umfluthend gedacht wurde und sie gewissermaßen jenseit der Grenzen desselben Krieg führen sollten. Das Auftreten eines Freigelassenen, der sie im Namen des Kaisers aufnehmen wollte, erregte gleichsam durch ironische Rückwirkung ihr militärisches Selbstgefühl; unter dem Geschrei: So Saturnalia schlossen sie sich ihrem Führer Plautius freudig an. Die Erscheinung eines leuchtenden Meteors, das von Osten nach Westen fuhr, verdoppelte wie ein glückliches Vorzeichen ihren Muth.

Sie landeten ohne allen Widerstand ¹⁾; die Einwohner flohen vor ihnen und verbargen sich in Wäldern und Sümpfen. Wohl stellten sich einige bewaffnete Schaaren hinter einem Fluß, der sie decken sollte, zum Widerstande auf. Aber den Römern kam zu Statten, daß Gallier unter ihnen dienten, die sich gewöhnt hatten, Flüsse in voller Rüstung zu durchschwimmen. Die Römer erfochten einen vollständigen Sieg. Eigentlich dieser Vorfall bildet den Anfang der Besitznahme Britanniens durch die Römer. Plautius befehligte vier Legionen, die zweite Augusta, die neunte spanische, die vierzehnte Gemina und die zwanzigste Valeria Victrix. An der Spitze der zweiten stand

1) 43 unserer Aera.

Vespasian, der sich dort zuerst einen Namen machte: er ist der Eroberer der Insel Wight. Claudius suchte die Oberhäupter der Briten in der Nachbarschaft durch einträgliche Stellungen zu befriedigen. Eine Inschrift findet sich, in welcher ein eingeborener Fürst sich rühmt, ein Legat des Augustus zu sein¹⁾.

Um diese in ihrem Gehorsam zu befestigen und den Krieg gegen die Widerstrebenden weiter zu führen, haben die Römer aus Veteranen die Colonie Camulodunum gegründet. Die Colonisation aber ward hier, wie an vielen anderen Stellen, das Motiv einer neuen Bewegung. Als die Römer Anstalten machten, sich am Avon und Severn zu befestigen, erhob sich in den Bevölkerungen des späteren Wales, die schon damals ein besonders lebendiges Nationalgefühl an den Tag legten, den Siluren und Ordoviken, energischer Widerstand. In Shropshire, unfern des Zusammenflusses des Clun und Teme, will man den Platz noch unterscheiden, auf welchem die Völkerschaften sich vereinigten: man nennt ihn Caer Caradoc; denn Caradoc (Caratacus) hieß der Führer, welcher die Fahne des Aufstandes erhoben hatte. Er hatte in den letzten Jahren die Welt mit dem Rufe seiner Tapferkeit erfüllt; jetzt ließ er vernehmen, dieser Tag werde auf immer Knechtschaft oder Freiheit bringen. Seine Leute hatten ihm einen Eid geleistet, bis zum Tode bei ihm auszuharren. Aber den Römern waren sie nicht gewachsen; die Legionen, durch lange Erfahrung ihres Sieges unter solchen Umständen gewiß, trieben ihren zögernden Feldherrn Ostorius selbst vorwärts. Unter ihrem Schutzdach, der Testudo, gegen die Angriffswaffen der Briten gesichert, räumten sie den Steinwall, welchen diese

1) Corp. inscr. lat. VII nr. 11 mit den Bemerkungen von Hübnér.

aufgerichtet hatten, ohne Mühe hinweg und verfolgten dann die Zurückweichenden auf eine nahe Höhe.

Hier sahen sich die Briten von zwei Seiten angegriffen, von den Legionen mit schweren, von den Hülfsvölkern mit leichten Waffen; in diesem Gedränge wurden sie besiegt. Caradoc ist den Römern von einer benachbarten Fürstin, zu der er seine Zuflucht genommen hatte, ausgeliefert worden¹⁾. Mich wundert, daß man in England das Gedächtniß dieses Nationalhelden, der freilich ein Wälſchmann war, nicht feiert. Er wurde in Rom in seinem königlichen Schmuck mit seiner Familie dem Kaiser Claudius und dem Volke vorgeführt. Er hat hier seine Verwunderung darüber ausgedrückt, daß Menschen, die sich eines so prächtigen Besiſes erfreuen, nach den Hütten Britanniens Verlangen tragen. Um so nachdrücklicher bestand er auf dem Recht, den Römern Widerstand zu leisten: durch seinen Widerstand habe er bewirkt, daß den Siegern Ehre zu Theil geworden sei; würde man ihn hinrichten, so würde bald Alles vergessen sein; verschone man aber sein Leben, so würde es dem Kaiser zu ewigem Ruhme gereichen. Kaiser Claudius begnadigte ihn, worauf seiner nicht weiter gedacht wird.

Nero, der seine Augen auf das innere Meer gerichtet hielt, hatte an sich wenig Sinn für die Ausdehnung des römischen Reiches jenseit des Oceans. Er soll allen Ernstes daran gedacht haben, die Unternehmung gegen Britannien aufzugeben. Aber in kriegerischen Unternehmungen liegt eine innere Consequenz, welche, wenn sie einmal begonnen sind, der Ueberlegung, ob sie fortzusetzen seien oder nicht, keinen Raum

1) Im Jahre 50 u. Ae.

mehr läßt Und nicht Ländergier war es, was die Römer nach Britannien führte, sondern die Nothwendigkeit, das System der Reichsgründung im Occident zu befestigen. In dem sie die Celten auf dem Continent überall bekämpften und unterwarfen, konnten sie unmöglich eine unaufhörlich übergreifende Bewegung verwandter Nationalitäten, konnten sie auch die Religion nicht dulden, die dort noch immer einen Mittelpunkt hatte: die Kriege sind auch in der alten Welt nicht selten Religionskriege gewesen. Namentlich haben die Römer vom Anfang ihrer Geschichte an die Menschenopfer verfolgt. Auch die Römer meinten, aus den Eingeweiden der Thiere, die sie den Göttern als Opfer darbrachten, die Zukunft zu erkennen. Welch ein Unterschied aber ist es, wenn die den Göttern dargebrachten Opfer, wie bei den Druiden auf Mona, Menschenopfer waren; nach dem herabträufelnden Blut derselben glaubte man die Zukunft vorherzusehen. Dieser Götterdienst hielt auch die Briten mit der Macht des Fanatismus zusammen; bei jenem Heiligthum suchten die Flüchtlinge ihre Rettung. Es machte doch einen Eindruck auf die Römer, welche Suetonius Paulinus auf Fahrzeugen, die hiezu eigens gebaut waren, nach der Insel heranzuführte ¹⁾, als sie die Ufer mit bewaffneten Mannschaften dicht besetzt sahen; hinter denen streckten die Druiden ihre Hände zu den Göttern empor; zwischen den Haufen sah man Frauen mit angezündeten Fackeln hin und her laufen. Im ersten Augenblick nahmen die Römer Anstand, von ihren Waffen Gebrauch zu machen, aber sie erinnerten sich selbst und wurden von ihrem Führer daran erinnert, wie schmach-

1) 814 b. Stadt, 61 unserer Aera.

voll es für sie sein würde, vor Weibern und einer fanatischen Menge zurückzuweichen. Auch die Reiterei fand Mittel hinüberzukommen; diesem Angriff einer eingeübten Kriegstruppe unterlagen die Briten; den Weibern wurden ihre Fackeln aus den Händen gerissen; die geweihten Haine, in denen man jene Opfer vollzog, wurden eingenommen und dem ganzen Unwesen ein Ende mit Schrecken gemacht.

Wenn man den Römern zugestehen muß, daß sie den dunkelsten Wahn vertilgten, der über das Menschengeschlecht verhängt war, so ist doch ebenso gewiß, daß sie sich zugleich die schwersten Gewaltthaten zu Schulden kommen ließen und die Nationalitäten selbst zerstörten. Die Veteranen in der neuen Colonie vertrieben die benachbarten Einwohner aus ihren Häusern und ihrem ländlichen Besitz und behandelten alle, die in ihre Gewalt fielen, als Sklaven; ein Verfahren, dem die daran Unbetheiligten ruhig zusahen, da sie auch in den Fall kommen konnten, ein ähnliches auszuüben. Indem Britannien anfang, in eine Provinz verwandelt zu werden, wurden die Stammeshäuptlinge, die sich unterwarfen, auf das Größlichste mißhandelt, die Töchter ihrer Könige geschändet, ihre Frauen mit Geißelhieben gezüchtigt.

Diesen Abscheulichkeiten gegenüber regten sich die noch nicht unterworfenen Volksstämme, besonders jene Trinobanten, mit denen schon Julius Cäsar gekämpft hatte, und machten einen Anfall auf die neue römische Colonie. Denn so war es bei dem Ausbau des römischen Reiches von Anfang an gegangen: die Italiener erhoben sich gegen die an ihren Grenzen aufgerichteten Colonien, die Mutterstadt wußte sie zu behaupten, worin dann der Untergang der italienischen Freiheit lag.

Camulodunum war schlecht besetzt und einen entschlossenen Angriff auszuhalten nicht im Stande. Ein kleiner Zuzug römischer Truppen wurde von den Briten auf der Stelle vernichtet. Dann konnte ihnen die Colonie nicht widerstehen. Was den Anfall der Briten besonders reizte, war der dortige Tempel, in welchem das Numen des Imperators verehrt wurde. Wir erfahren, daß besonders auch die britischen Priester dazu beitrugen, den Angriff in Gang zu setzen; Camulodunum wurde erobert und der Tempel des Kaisers, in welchem sich viele Waffenlose geflüchtet hatten, zerstört. Durch diesen Sieg in ihrem Unternehmen bestärkt, gingen die Briten der gegen sie heranrückenden spanischen Legion muthig entgegen. Sie behielten den Platz und vernichteten das römische Fußvolk. Der römische Procurator flüchtete nach Gallien.

Wenn es überhaupt wahr ist, so würde dies der Augenblick gewesen sein, in welchem Nero bereit war, Britannien aufzugeben. Aber der aus Mona zurückgekommene Führer Suetonius Paulinus und seine Legionen spotteten der Kleinmüthigkeit des Kaisers. Auch Suetonius getraute sich jedoch nicht, die ganze bereits eingenommene Position zu behaupten; er entschloß sich, London, welches bereits in den Händen der Römer und durch Verkehr und Reichthum sehr ansehnlich war, aufzugeben. Denn er hätte gefürchtet, bei der Geringfügigkeit seiner Streitkräfte der Wuth der aufgeregten Feinde, die eben damals das schon zu einem Municipium eingerichtete Verulam eingenommen und zerstört hatten, nicht den erforderlichen Widerstand entgegenzusetzen zu können. Man wollte siebzigtausend Römer und Bundesgenossen zählen, die von den racheischnaubenden Briten umgebracht worden

seien. Eine große Consistenz gewann die britische Heeresmacht dadurch, daß sich eine eingeborene, von den Römern mißhandelte Fürstin, die Königin Boadicea, an ihre Spitze stellte. Aus einem glaubwürdigen Berichte kennt man ihre prächtige, rauhe und stolze Erscheinung, in der sich der nationale Charakter des Krieges ausdrückte; sie zweifelte nicht, die Retterin Albritanniens werden zu können. Denn wer seien, so sagte sie, diese Römer ihrem Volke gegenüber? Sie brauchen prächtige Bäder, schwelgerische Gelage, Del und Wein; die Briten leben von den Wurzeln ihrer Kräuter, Wasser ist ihr Wein. Wäre es auf die Zahl der Mannschaften und ihren Kriegsmuth allein angekommen, so würden die Römer wahrscheinlich haben weichen müssen; aber sie besaßen die Ueberlegenheit der geordneten Kriegsübung; Suetonius Paulinus erinnerte seine Truppen, daß eben dieser Feind trotz seiner sonoren Kriegsgesänge und seines Feldgeschreies doch, wenigstens von ihnen, allezeit besiegt worden sei. Er ersah sich ein Schlachtfeld, in welchem sein Heer den Feind in voller Sicherheit erwarten konnte. Die Briten litten schon bei dem ersten Zusammenstoß beträchtliche Verluste. Als dann die Römer in keilförmiger Schlachtordnung auf sie eindringen, wurden sie vollkommen geschlagen; das römische Kriegsschwert erschocht noch einmal den Sieg über die schlecht bewaffneten celtischen Heerhaufen, die sich nach ihrer alten Stammesverfassung aufgestellt hatten ¹⁾.

Der erschochtene Sieg führte zunächst zu keiner Eroberung,

1) Die beiden Berichte über die Schlacht: bei Tacitus (Ann. XIV, 32 ff.) und Dio (LXII, 2 ff., 12) lauten zwar aneinander an, sind aber doch sehr verschieden. Der eine hat eine mehr römische, der andere eine mehr locale und nationale Färbung.

aber zur Herstellung des alten Gehorjams¹⁾. Boadicea tödtete sich selbst durch Gift. Mit diesem Succes, der in das Jahr 61 unserer Aera fällt, begnügten sich die Römer auch unter den folgenden Legaten und Procuratoren: denn schon war ihre Aufmerksamkeit und Thatkraft nach einer anderen Seite gerichtet. Die bereits lange gährende Feindseligkeit zwischen den Juden und Römern kam zum vollen Ausbruch.

In Judäa war nicht jene Scheidung der Religion und der Politik eingetreten, die der Ausspruch Jesu forderte, — die Vermischung der beiden entgegengesetzten Elemente war noch stärker geworden als früher.

Die vornehmste Veranlassung dazu lag in der eigenthümlichen Stellung eines jüdischen Fürsten, der zugleich Idumäer und Hasmonäer war, und mit dem römischen Hofe in enger Verbindung stand, des Herodes Agrippa. Er war der Enkel Herodes des Großen und der Mariamne²⁾, eine Herkunft, die ihm eine gute Aufnahme im Hause der Cäsaren verschaffte. Er ist daselbst mit den Kindern des Tiberius und des Germanicus aufgezogen worden; er war ein intimer Freund des Caligula. Nach dessen Tode hat er zu der Erhebung des Claudius wesentlich beigetragen.

Claudius überließ dem Herodes Agrippa Judäa und Samaria, soweit es in den Händen Herodes des Großen gewesen war, und ernannte ihn in aller Form zum König³⁾, sodaß die unmittelbare Herrschaft der Römer in der That aufgehoben und dem Lande eine gewisse dynastische Unab-

1) Quam (Britanniam) unius praelii fortuna veteri patientiae restituit. Tacitus, Agricola c. 16.

2) Deren Sohn Aristobulus hatte sich mit Berenice, der Tochter Salomes, Schwester des Herodes, vermählt.

3) Josephus, Antt. XIX, 5.

hängigkeit zurückgegeben wurde. Hierüber aber erwachten in den Juden die alten Ansprüche auf volle Unabhängigkeit und sogar auf Ausdehnung ihrer Herrschaft, mit denselben aber auch der Widerspruch der Römer. Als Herodes Agrippa Anstalt machte, Jerusalem zu fortificiren, wurde Claudius durch den Präses von Syrien aufmerksam gemacht, wie gefährlich ihm selber das werden könne, und legte Einspruch gegen dies Vorhaben ein, weil es zu Neuerungen führen könne. Gleich darauf starb Herodes Agrippa¹⁾. In Rom aber trug man Bedenken, seinen Sohn Agrippa, der erst siebzehn Jahre zählte, als Nachfolger anzuerkennen: denn der sei viel zu jung, als daß man ihm vollkommen vertrauen dürfte. Wenn nun aber wieder Procuratoren in Judäa erschienen, eifersüchtig darauf, die militärische Gewalt in ihren Händen zu behalten, so hatte das andererseits die Wirkung, daß die Juden ihrer alten Unabhängigkeit eingedenk wurden, namentlich jener Ansprüche, welche sich an das nationale Heiligthum, den Tempel in Jerusalem anknüpften. Sie hielten sich für berechtigt, dieselben, selbst mit Gewalt, aufrecht zu erhalten. Als einst galiläische Pilger, die zum Osterfest nach Jerusalem wanderten, von den Samaritanern, durch deren Gebiet sie ihr Weg führte, überfallen und mißhandelt wurden, und der römische Procurator diese dafür zu züchtigen säumte, machten sich bewaffnete jüdische Schaaren auf, den erlittenen Schimpf an den Samaritanern zu rächen. Der Procurator Gumanus wollte dem nicht ruhig zusehen; er verband sich mit den Samaritanern gegen die Juden; viele von den letzteren wurden niedergehauen. In Rom aber fand das Verhalten

1) 44 unserer Aera.

des Procurators keinen Beifall; man schreibt es dem jungen Agrippa zu, der von der damaligen Augusta, Agrippina, unterstützt, Einfluß bei Claudius gewonnen habe, wenn dieser Partei für die Juden nahm, den Procurator ins Exil verwies und einen von dessen Gehülfen sowie einige Samaritaner mit dem Tode bestrafte. Agrippa wurde mit ansehnlichen Besitzungen ausgestattet; Judäa selbst bekam er darum nicht zurück, wie das doch die Juden gewünscht hätten. Sie hatten sich einst einen König verbeten und einen Procurator erhalten; jetzt waren sie der Procuratoren müde und verlangten nach einem König und zwar nach einem solchen, der zugleich von Herkunft ein Hasmonäer war.

Die alte Entzweiung, die eine Zeit lang zurückgedrängt war, brach wieder hervor, als der Procurator Neros, Geisius Florus, nach Judäa kam, eben in der Zeit, in welcher der Brand von Rom die Verfolgung der Juden herbeigeführt hatte. Vornehmlich trug dazu bei, daß Nero die Tempelschätze der Nationen zu dem Wiederaufbau Roms heranzog, und der neue Procurator eine ansehnliche Summe, siebzehn Talente, zu diesem Zwecke aus Jerusalem wegführte. Die Juden sahen darin eine Verletzung ihrer politischen Rechte und ein Attentat gegen ihre Religion und geriethen darüber in eine empörerische Aufwallung. Durch ihre Schmähreden beleidigt, erschien der Procurator vor Jerusalem und forderte die Auslieferung der Schuldigen. Da diese nicht erfolgte, vielleicht nicht erfolgen konnte, ließ er es geschehen, daß die Truppen in die Stadt einbrachen und einen Theil derselben mit Mord und Plünderung anfüllten. Auch Männer von vornehmer Herkunft, die hiebei in die Hände der Römer fielen, wurden ans Kreuz geschlagen.

Damit wurde nun aber der Gehorsam keineswegs hergestellt. Eben das geschah, was man schon zur Zeit Jesu hatte kommen sehen: ein Conflict zwischen der militärischen Allgewalt der Römer und dem provinzialen Selbstgefühl der Juden brach aus, von dem nichts Anderes, als der Untergang des Restes der jüdischen Unabhängigkeit zu erwarten war.

Vergeblich waren die Versöhnungsversuche des Herodes Agrippa, welcher, damals in seine palästinensischen Besitzungen zurückgekommen, das größte Interesse dabei hatte, den Frieden zwischen Juden und Römern wiederherzustellen. Er selbst gehörte den Einen wie den Anderen an; angesehen am römischen Hofe, stand er den Juden als Nachkomme der Hasmonäer noch besonders nahe. Aber die Principien, der Tempeldienst der Juden und die Religion der Waffen, stießen jetzt feindlich auf einander. Die Juden wiesen jede Vermittelung zurück. Sie schritten, wenigstens indirect, zu einer formellen Entfremdung gegen den Kaiser selbst fort, indem den Tempeldienern verboten wurde, Opfer, die von Fremden dargebracht wurden, anzunehmen, was sich vor Allem auf die Römer bezog. Die einzige religiöse Verbindung, welche zwischen den Herrschern und den Unterworfenen bestand, wurde dadurch aufgehoben. Die Meinungen tauchten wieder auf, die zur Zeit des Census des Quirinius zum Aufruhr Anlaß gegeben, daß es nämlich mit der Religion nicht vereinbar sei, den Römern sich zu unterwerfen. Die nationale Religion wurde in ihrer schroffsten Auffassung, welche sie in Gegensatz mit allen anderen bringen mußte, proclamirt.

Den Juden kam es zu Statten, daß sie vor einiger Zeit unter dem älteren Agrippa die Befestigung der Stadt

wenigstens zum Theil hatten erneuern dürfen; aus einer Burg des Herodes, die zugleich dessen Zeughaus war und die sie einnahmen, brachten sie Waffen an sich und rüsteten sich zu entschlossener Gegenwehr. Sie waren keineswegs alle einverstanden; aber Eleasar, der Sohn eines früheren Hohenpriesters, wußte sich an der Spitze des Aufstandes zu behaupten: ihm fällt dann eine Handlung zur Last, die den Bruch vollends unheilbar machte. Ein paar römische Cohorten, die vor Jerusalem lagerten, sahen sich durch die städtische Ueberzahl so weit gebracht, daß die Behauptung ihrer Stellung ihnen unmöglich erschien: sie kamen gegen alle römische Sitte mit Eleasar dahin überein, selbst ihre Waffen abzuliefern, wenn ihnen sonst nur freier Abzug gewährt würde. Sowie sie aber die Waffen abgegeben hatten, wurden sie sämmtlich niedergemacht, ihren Anführer ausgenommen, der sich bereit erklärte, sich beschneiden zu lassen. Man bemerkte, daß das gerade an einem Sabbath geschah, dem Wochentage der Ruhe, deren Verletzung durch Heilungen einst Jesus als ein großes Verbrechen angerechnet worden war. Indem sich nun aber die Juden von der römischen Herrschaft auf diese Weise losrissen, erschütterten sie die allgemeine Ordnung der Dinge, welche den Frieden unter den einander entgegengesetzten Nationalitäten erhielt. In Cäsarea wurden die Juden sämmtlich umgebracht, wogegen die Jerusalemitaner in die benachbarten syrischen Städte einbrachen und die Syrer niedermachten, was diese dann veranlaßte, allenthalben auf die gleiche Weise mit den Juden zu verfahren. Auch in Alexandria, wo das gute Vernehmen der beiden Bevölkerungen schon unter Cäjus sich in das Gegentheil verwandelt hatte, kam

es zum Ausbruch einer Feindseligkeit zwischen den verschiedenen Racen, welche die gräßlichste von allen ist. Die Juden, die bisher ihre Macht in ihrer Ausbreitung gesehen hatten, wurden jetzt auf den Besitz von Jerusalem und die Landschaften, die von demselben dominirt wurden, eingeschränkt. Auch hier griff sie jetzt der Präses von Syrien, Cestius Gallus, an.

Cestius hatte ein stattliches römisches Heer und ansehnliche syrische Hülfsvölker, mit denen er von Cäsarea her gegen Jerusalem vorrückte. Dann sind wohl noch einige Vermittelungsvorschläge gemacht worden, und in Jerusalem fehlte es nicht an Leuten, welche die Annahme derselben gewünscht hätten: selbst die Pharisäer zeigten sich gemäßigt und friedliebend; aber schon konnten die Parteihäupter, die den Krieg veranlaßt hatten, keinen Vertrag annehmen; sie würden dadurch ihre eigene Macht aufgegeben haben. Und man muß ihrem Andenken zugestehen — sie wehrten sich vorzüglich.

Schon bei Gabalon wurden die heranziehenden Römer in große Verlegenheit gebracht — das Fußvolk wurde nur dadurch gerettet, daß ihm die Reiterei rechtzeitig zu Hülfe kam. Den Angriff auf den Tempel schlugen dann die Juden entschlossen und glücklich zurück. Der Versuch einiger Freunde der Römer, diesen die Thore zu öffnen, wurde entdeckt und eine furchtbare Rache über die Verräther verhängt. Im Angesicht einer gut besetzten und gut vertheidigten Metropole wagte Cestius nicht, sich einem Umschlag des Glückes auszusetzen; auf dem Rückzug, zu dem er sich entschloß, erlitt er noch sehr empfindliche Verluste. Im Jahre 66 unserer Aera hatten die Juden eine Stellung, in welcher sie sich als

Sieger über die Römer betrachten durften; einen großen Theil der Landschaft konnten sie als ihr Eigenthum ansehen, sie trafen Anstalten, wie die Stadt, so auch das Land mit aller Macht zu vertheidigen. Sie waren nicht ohne alle auswärtige Hülfe; wir vernehmen, daß ihnen Stammverwandte von jenseit des Euphrat und der Grenze des römischen Reiches zu Hülfe gekommen seien.

Im Orient war damals die Weissagung verbreitet, daß die Herrschaft der Welt von den Juden ausgehen werde. Die Juden zweifelten nicht; daß die stolze Metropole des Jehovahdienstes, schon einmal zerstört, dann wieder aufgerichtet und jetzt der Mittelpunkt für eine über den Orient und einen Theil des Occidents verbreitete Bevölkerung, einer großen Bestimmung vorbehalten sei: sie hatten keine Idee davon, daß das Messiasreich, von dem sie träumten, bereits auf eine ganz andere Weise, als sie glaubten, in der Welt Eingang gefunden hatte. Selbst dazu aber, was ihnen zunächst vorlag, sich der römischen Herrschaft zu erwehren, machte sie doch ihr innerer Zustand unfähig. Sie hatten Muth und Kampfbegier, Begeisterung für Freiheit und Vaterland, eine wohlbefestigte Hauptstadt, Waffen und Volk; aber es fehlte ihnen an einer Führung und einem Führer. Sie wollten selbst einen solchen nicht, weil es ihrer Idee von Freiheit allein unter Gott widersprach. Alles zerfiel in Factionen; denn nicht eine Bewegung des Volkes selbst war es gewesen, wovon die Erhebung ausging, sondern die plötzlich emporkommende Macht eines Oberhauptes, dem sich dann andere entgegensetzten. Eine allgemeine Direction gab es nicht: die nach den Provinzen abgeschickten Oberhäupter verfuhrten ein jedes nach seinem Belieben. Und bei weitem nicht alle

Juden waren vereinigt: selbst in der Mitte der von ihnen eingenommenen Landschaften gab es feste Plätze, welche die weltliche Autorität von Jerusalem nicht anerkannten. Wie hätte sich eine durch Fanatismus zwar zusammengehaltene, aber zugleich wieder gespaltene, im Kriege ungeübte Population gegen die Allgewalt des römischen Imperiums behaupten können?

Nero hat sich dadurch ein Verdienst um Rom erworben, daß er den ausgezeichnetsten der römischen Heerführer, dem er sonst nicht wohlwollte, zu dem Krieg in Judäa bestimmte; es war Titus Flavius Vespasianus, der sich, wie erwähnt, in Britannien einen Namen gemacht und dann in Rom zu den höchsten bürgerlichen und priesterlichen Würden aufgestiegen war. Den Krieg unternahm er mit all dem Nachdruck, mit dem die Römer ihre Weltherrschaft zu behaupten mußten; er brachte ein Heer von 60,000 Mann zusammen, mit einem Troß, in dem sich ebenso viele Bewaffnete befanden: unter den Verbündeten erscheinen orientalische Könige; selbst arabische Häuptlinge fehlten nicht. An der Spitze der Juden in Galiläa stand Josephus, den wir aus seinen Geschichtsbüchern als einen sehr unterrichteten, wohlgefinnten, seinem Vaterland eifrig ergebenen, aber doch keineswegs als einen Mann von eigenthümlicher Begabung und großem Geist kennen lernen; — er war in Rom gewesen und in eine zweideutige Verbindung mit dem kaiserlichen Hofe getreten, indem er sich Eingang bei Poppäa Sabina verschaffte; von vornherein ließ sich nicht erwarten, daß er einem römischen Heere nachhaltigen Widerstand leisten würde. Die Truppen, die er nach römischem Muster eingeübt hatte, liefen bei dem Anblick des römischen Heeres auseinander: eine Bergfeste, die er in guten Ver-

theidigungsstand gesetzt hatte, und welche die Römer ein paar Wochen aufhielt, fiel dennoch in ihre Gewalt: er selbst gerieth in die Hände des Siegers. Auch alle anderen Unternehmungen gelangen den Römern; nicht allein auf jenem großen Landsee, an dessen Ufer die erste Predigt des Evangeliums erschollen war, sondern auch auf dem Meere bei Joppe wurden die Juden nach tapferer, aber ungeordneter Gegenwehr überwältigt und zu vielen Tausenden entweder zu umfassenden Zwangsarbeiten des Staates bestimmt oder an Privatleute als Sklaven verkauft.

Vespasian erfreute sich der besten Aufnahme im Lande des Herodes Agrippa, der nach den mißlungenen Pacificationsversuchen in enge Verbindung mit den Römern getreten war. Auch in dessen Gebiet hatten sich die jüdischen Bewegungen geregt, allein der verbündeten Macht ihres alten Fürsten und des römischen Feldherrn gegenüber konnten sie sich doch nicht behaupten. Die Stadt Tiberias unterwarf sich unter dem Vortritt ihrer einheimischen Magistrate und wurde dann auf Verwendung des Fürsten zu Gnaden angenommen, nur ein Theil der Mauern wurde geschleift. Besseren Widerstand leistete Tarichea, wohin sich die Anführer des Aufstandes geflüchtet hatten. Es war eine der größten Handlungen des Titus, des Sohnes des Vespasian, daß er in die Stadt eindrang, eben in dem Augenblick, als die Eingeborenen mit den hinzugekommenen Fremdlingen in Entzweiung geriethen — er war von ihrem Geschrei gleichsam eingeladen worden. Nach einem zur See und zu Lande erfolgten Siegeszug dann Vespasian sein Tribunal in Tarichea auf, um über die Gefangenen Gericht zu halten. Er wäre geneigt gewesen, diese zu schonen; aber seine Umgebung erinnerte ihn,

im Kampfe mit den Juden könne eine Gottlosigkeit gar nicht begangen werden.

Da nun noch einige andere Plätze in die Hände des Titus fielen, so gerieth Jerusalem in eine verzweiflungsvolle Aufregung. Noch behauptete sich daselbst die Partei, welche den Krieg gewünscht hatte, allein in der isolirten Lage ließ sich ein Erfolg nicht mehr erwarten; Vespasian sah schon in der Eroberung von Tarichea das Ende des Krieges.

So war Judäa sowohl wie Britannien niedergeworfen. Wenn man den römischen Standpunkt festhält, kann man nicht leugnen, daß die von einander so entfernten Unternehmungen, die jüdische und die britannische, doch in Bezug auf die äußere Macht zusammenhingen. Ein innerer Zusammenhang lag in der religiösen Bedeutung des Sieges. In Britannien wurde die vornehmste celtische Opferstätte vernichtet; hier wich der im Sinne des religiösen Partikularismus geleistete Widerstand Schritt für Schritt vor den Waffen der Römer, deren Ueberlegenheit keinem Zweifel mehr unterlag. Zu beiden Seiten siegte die Idee des Weltreiches. Indem das Imperium die Gegenwirkung erfuhr, die in den Grundbegriffen der neuen Lehre enthalten war, erfocht doch nochmals die militärische Gewalt, auf der es beruhte, einen allumfassenden Sieg.

Da geschah nun aber, daß in Rom selbst ein Kampf entbrannte, der den Bestand des Reiches in Frage stellte.

Siebentes Capitel.

Umwälzungen des Principats in den Jahren 68 und 69 u. Ae. (821 und 822 b. St.)

Der Stifter der Alleinherrschaft hatte doch keine Dynastie gegründet. Das Haus der Claudier, dem er die Nachfolge bestimmte und hinterließ, zerfiel in sich selbst und wurde von Nero nahezu vernichtet; nur in ihm selbst sollte es repräsentirt sein. Wenn es dem Kaiser Tiberius gelungen war, die höchste Würde in Krieg und Frieden, nach innen und außen intact zu erhalten, so verbanden sich in Nero die ungemessenen Ansprüche der Divinität mit der Unfähigkeit, den gewöhnlichen Regentenpflichten zu genügen.

In ihm kam die Rehrseite der Verbindung der griechischen Bildung mit der römischen zur Erscheinung. Was die Griechen, die doch unterworfen waren, bewunderten, erweckte die Mißachtung der Römer, denen die Herrschaft zugehörte.

Selbst das Auerkennungswertheste, was Nero that, war mit diesem Beigeschmack versehen. Wenn er zur Ausführung eines Vorhabens schritt, das schon öfters beabsichtigt worden war und noch heute beabsichtigt wird, der Durchstechung des Isthmus von Corinth, so sagte man ihm nach, bei dem ersten Spatenstich, den er selbst that, habe er einen Gesang zu Ehren der Amphitrite angestimmt.

Indem der Inhaber der Gewalt beinahe lächerlich erschien, war er doch zugleich furchtbarer, als jemals. Während er sich darin gefiel, unter den Griechen als Virtuose des Gefanges bewundert zu werden, ward die höchste Gewalt in Rom von einem seiner Freigelassenen ausgeübt. Man versichert, dieser sei ermächtigt gewesen, auch ohne Befragen des Kaisers Senatoren hinrichten zu lassen.

Wir bemerkten schon, daß die Grundlagen der Gewalt nicht mehr unerschüttert waren. Die Senatoren aus den vornehmsten Geschlechtern wurden nur durch persönliche Besorgniß in scheinbarem Gehorsam gehalten. Das Volk konnte die Hinrichtungen der echten Reste des cäsarisch-claudischen Hauses, an denen es festhielt, nicht verschmerzen. Die Prätorianer vermiften die Repräsentantin des Hauses des Germanicus, Agrippina. Und verkennen wir es nicht, in den gewaltsam reprimirten Gefinnungen lag eine unverwüsthliche Widerstandskraft; sie beeinflussten wenigstens in der Stille die allgemeine Stimmung. Auch gährte es hie und da bereits unter den Populationen; zwischen den Truppenführern und den Provinzialen bildete sich eine Art von gemeinschaftlichem Interesse, da die kaiserlichen Procuratoren auf der einen Seite das Volk mit immer neuen Anforderungen bedrängten, auf der anderen den Befehlshabern beschwerlich fielen. Das wirkte nun Alles zu einer Bewegung zusammen, die nach und nach hervortrat, aber in Kurzem zu einem entscheidenden Ereigniß führte.

Zuerst regte sich der Proprätor des Lugdunensischen Galliens, Julius Vindey, der von einer vornehmen einheimischen Familie stammte.

An sich hätte es möglich scheinen können, durch die Ver-

bindung römischer Einrichtungen mit den Kräften der Provinzialen eine Veränderung von Grund aus hervorzubringen. Dahin scheint der Gedanke des Binder, der mit den angesehensten Eingeborenen in enge Verbindung trat, gegangen zu sein ¹⁾. Von Rom dachte er nicht abzufallen: die Provinzialen würden ihm dazu nimmermehr die Hand geboten haben. Sein Gedanke war, daß sich einer der großen Befehlshaber der benachbarten Legionen mit ihm verbinden und sich zum Imperator ausrufen lassen solle. Und in der That konnte sich aus den Legionen selbst der Imperator erheben, wie ja das Imperium von den Legionen ausgegangen war.

Der Legat des tarraconensischen Spaniens, Servius Sulpicius Galba, trug kein Bedenken, sich in den letzten Zeiten Neros von demselben so gut wie unabhängig zu machen; davor aber, sich die höchste Gewalt als ein Nachfolger der Cäsaren anzumaßen, empfand er doch eine wohl begründete Scheu. Er stellte sich als Legat des Senats und des römischen Volkes auf und erklärte, die höchste Würde nur dann in die Hand nehmen zu wollen, wenn der Senat es guthesse.

Man kann kaum bezweifeln, daß der Senat mit Galba einverstanden war. Auch die Prätorianer, durch welche ja die Succession des augusteischen Hauses bei dem Uebergang der Herrschaft von Caligula auf Claudius, von Claudius an Nero selbst aufrecht erhalten worden war, hielten an diesem nicht länger fest. Ein vorausgegangenes Verständniß

1) Josephus, bell. Jud. IV, 8, 1: *Οὐδὲν εἶμα τοῖς δυνατοῖς τῶν ἐπιχωρίων ἀφιστῶς Νέρωνος.*

zwischen den Oberhäuptern des Senats und den Führern der Prätorianer bildete höchstwahrscheinlich die Grundlage der ganzen Bewegung. Der Boden, auf dem Nero fest zu stehen glaubte, wankte unter den Füßen. Aber er war von seiner Divinität so durchdrungen, daß er davon Nichts ahnte, noch besorgte. Gewaltthaten wurden gegen ihn nicht vollzogen; die Furcht reichte hin, ihn zu stürzen.

Als er sich von den wachthabenden Prätorianern verlassen sah, ergriff er die Flucht, wahrscheinlich in der Absicht, einer Anzahl von Truppen aus den germanischen Legionen, die er nach Alexandrien vorausgeschickt hatte, dahin nachzuzufolgen. Aber der Senat, der unter Augustus und Tiberius, nicht minder bei dem Wechsel der späteren Regierungen, wieder zu einem univetsalen Ansehen gelangt war, faßte jetzt den Muth, seiner Stellung gerecht zu werden. Daran zwar dachte er nicht, wie bei dem Tode des Caligula, die Republik wiederherzustellen; er würde dadurch, wie damals, die Prätorianer beleidigt und zum Widerstande aufgerufen haben. Aber er sprach das Wort aus, durch welches der Kaiser außerhalb des Schutzes der Gesetze gestellt wurde: er erklärte denselben für einen Feind der Republik, und hierin fand er die Bestimmung der Prätorianer. Auf die Nachricht von diesem Beschlusse hat sich Nero in der Villa eines Freigelassenen, wohin er sich geflüchtet hatte, bei dem ersten Lärm der heransprengenden Reiterei, von der er meinte, sie werde die Strafe eines Feindes der Republik an ihm vollstrecken, in aufgeregter Verzweiflung selbst umgebracht ¹⁾, wie man sagt, mit dem Bedauern,

1) Ich folge der Relation bei Sueton, welcher wohl eine größere Wahrscheinlichkeit zukommt, als einer anderen, die mehr Verbreitung gefunden hat.

daß ein großer Künstler in ihm sterbe (9. Juni 68 u. Ae.)¹⁾. In dem Widerstreit zwischen der Verwaltung des Imperiums und persönlichen Gelüsten hat er gelebt, so kam er um.

So wenig Nero auch an sich bedeutete, so war doch sein Untergang das größte Ereigniß, von welchem das römische Reich betroffen werden konnte. Das Imperium, das aus den inneren Entzweigungen mit Nothwendigkeit hervorgegangen war, verlor plötzlich den Princeps, in welchem sich alle Momente der höchsten Gewalt, deren man nicht mehr entbehren konnte, concentrirten. Auf das Schwerste fiel es dann ins Gewicht, daß eine Succession überhaupt nicht bestand und mit Nero, eigentlich durch ihn, das augusteische Haus vernichtet worden war, in dem sich die höchste Gewalt bisher fortgesetzt hatte. Die Ordnung des Weltreichs und — wenn wir soweit gehen dürfen — die Zukunft der Welt hing davon ab, wie er ersetzt werden würde.

1) Man berechnet den Todestag Neros nach der Regierungszeit Galbas, welcher am 15. Januar 69 (XVIII. Cal. Febr. Tacitus, Hist. I, 27) ermordet worden ist. Galbas Regierungszeit wird von Josephus auf 7 Monate 7 Tage (bell. jud. IV, 9, 2: ἀραιγεθείς μετὰ μῆνας ἑπτα καὶ ἡμέρας) angegeben, womit auch Aurelius Victor, de Caes. c. 26 (occisus est mense imperii ac septimo die) übereinstimmt, was für seinen Regierungsantritt, — indem sowohl der terminus a quo, wie ad quem nach römischer Weise mitgezählt wird —, den 9. Juni ergeben würde. Auf dasselbe Resultat führt die Angabe Dios (LXVI, 4, 4), daß Vespasian 1 Jahr 22 Tage nach dem Tode Neros die Regierung angetreten habe, was am 1. Juli 69 (Tacitus, Hist. II, 79) geschah. Nach dem Auszuge bei Kipphilinus hat Dio LXIII, 29, 3 die Regierungszeit Neros auf 13 Jahre 8 Monate angegeben; Zonaras (XI, 13) fügt, wahrscheinlich nach Dio, weniger zwei Tage hinzu. Auch dies führt auf den 9. (nicht 11., wie Sievers: Studien zur Geschichte der römischen Kaiser S. 153, N. 7 meint) Juni. Nero kam nehmlich zur Regierung ante III. d. Idus Octobr. (Tacitus, Ann. XII, 69) 54; 13 Jahre 8 Monate waren im Jahre 68 nach römischer Zeitbestimmung ante III. d. Idus Jun. verfloßen, d. i. nach unserer Datirung am 11. Juni; rechnet man nach der Angabe des Zonaras zwei Tage zurück, so kommt man ebenfalls auf den 9. Juni.

Wollte man die Frage, wie sie damals vorlag, präcisiren, so lag sie darin, daß die verschiedenen Elemente, die das Reich constituirten, durch die Macht des Augustus in einer Unterordnung gehalten wurden, die dazu diente, das Reich als solches aufrecht zu erhalten. Wenn es nun diesen Elementen nicht möglich war, ohne eine dirigirende oberste Macht zu bestehen: wie sollte eine solche aus ihnen selbst emporsteigen, wie sollten sie fähig sein, den Augustus zu ersetzen, der sie bisher beherrscht hatte?

Wir begleiten einfach die Entwicklung der Thatjachen.

Ueberzeugt von seinem Recht, in solchen Fällen selbst einen Kaiser zu bezeichnen, trug der Senat kein Bedenken, Galba als den wahren Imperator anzuerkennen.

Doch war damit noch nichts Definitives geschehen, da die Prärogative des Senats keineswegs über alle Zweifel erhaben und das Reich in einer allgemeinen Gährung war. Daß man den Ansprüchen des Vindex, die vielleicht die bestberechtigten von allen waren, hätte Rechnung tragen sollen, ließ sich nicht erwarten, da sie dem Princip der alleinherrschenden Militärgewalt zuwiderliefen. Wenn Vindex an der Spitze der Provinzialen eine selbständige Haltung annahm und den nächsten Oberbefehlshaber, Galba, aufforderte, mit ihm gemeinschaftliche Sache zu machen, so ist es verständlich, wenn Galba, der nicht einmal von seinem eigenen Kriegsheer erhoben sein wollte, diese Forderung von sich wies. Vindex erlag der Uebermacht der römischen Truppen ¹⁾. Von den obergermanischen Legionen, die unter Verginius Rufus gegen ihn anrückten,

1) In einer von Mommsen edirten Inschrift (Hermes VI, S. 127), in welcher es heißt: *pro salute et victoria C. Vergini Rufi*, wird auf dies Ereigniß Bezug genommen.

niedergeworfen, hat er sich in der Verzweiflung selbst getödtet. Wohl hielten sich nun diese selbst für berechtigt, ihren Anführer Verginius Rufus zum Imperator auszurufen; aber dieser lehnte das ab, ohne Zweifel aus Rücksicht auf den Senat — wie er in seiner Grabschrift angedeutet hat ¹⁾ —, der sich bereits für Galba entschieden hatte.

Servius Sulpicius Galba gehörte — ähnlich wie das Oberhaupt der letzten Verschwörung gegen Nero, Calpurnius Piso — einer jener vornehmen Familien an, die sich, obwohl von echtrepublikanischer Vergangenheit, doch dem augusteischen Hause angeschlossen hatten. Sein Aeltervater hatte sich an der Verschwörung gegen Cäsar betheiligt und war in den Stürmen, die darauf folgten, umgekommen. Den Enkel desselben finden wir jedoch wieder im Einverständniß mit dem cäsarischen Hause, sodaß er zur Würde des Consulats gelangte. Er vermählte sich mit einer Urenkelin des Zerstörers von Corinth, Mummius, die die Mutter des Servius Sulpicius Galba wurde.

Das Meiste verdankte dieser wohl der zweiten Gemahlin des Vaters, Livia Ocellina, deren Ehrgeiz dadurch befriedigt worden war, daß sie sich in dies vornehme Geschlecht verheirathete, und die ihn adoptirte. Sie stand mit Livia, der Gemahlin des Augustus, in freundschaftlicher Verbindung; sie hinterließ ihm ihre Reichthümer, Livia selbst hat ihn in ihrem Testament reich bedacht. Auch bei Tiberius blieb er in Ansehen. Er gehörte zu den Freunden des Claudius; es gab einen Moment, wo er selbst durch Verbindung mit der jüngeren

1) Hic situs est Rufus, pulso qui Vindice quondam

Imperium asseruit non sibi, sed patriae. Plinius, Epp. lib. VI, ep. 10.

• Agrippina in die kaiserliche Familie kommen zu können schien. Er verschmähte jedoch die Hand der Agrippina und konnte dann als der geborene Gegner der Combination betrachtet werden, die sich unter ihrem Einfluß vollzog. Als diese zusammenbrach, wurde Galba als der geeignetste Mann betrachtet, um die erledigte höchste Stelle einzunehmen. Nicht eine bloß legislative Institution jedoch war das Kaiserthum; das Geschlecht der Cäsaren und Claudier hatte Sympathien, die sich nicht so ohne Weiteres auf neue Herrscher übertragen ließen. In Rom selbst regte sich ein gewisser Widerstand gegen Galba.

Der Präfectus Prætorio, Nymphidius Sabinus, mißvergnügt darüber, daß Galbas nächste Freunde nicht eben seine waren, hat einen Versuch gemacht, ihn durch Hülfe der Prætorianer, denen er sagte, daß er selbst ein Sohn des Cajus Cäsar sei, zu verdrängen. Aber der Versuch des Nymphidius scheiterte an dem Widerstand der Prætorianer selbst; im Auflauf wurde er getödtet.

So erschien Galba in Rom. Er ließ wohl vernehmen, er wäre nicht abgeneigt, die Republik wiederherzustellen; aber die Weltherrschaft erfordere nun einmal eine einheitliche Leitung. Es war, als wenn ein Cato — wie denn der Urgroßvater Galbas ein Bundesgenosse Catos gewesen war — den Thron der Cäsaren bestiegen hätte: ein Mann, dem die alten Gesetze heilig waren, streng in seinen Sitten und sparsam. Die Anhänger und Werkzeuge Neros fanden keine Gnade bei ihm. Schon vor seinem Einzug in Rom warf er eine Truppe von der Seemannschaft, welche die Bestätigung der ihnen von Nero verlichenen Privilegien mit Ungestüm forderte, durch seine Reiterei gewaltsam nieder.

In Rom trug er vor allem Sorge, daß Gemeintwejen der Delatoren zu entledigen, die in den letzten Jahren sich als besonders verderbliche Helfershelfer der Gewaltthaten erwiesen hatten. Ohne Säumen rief er die Verbannten zurück und vernichtete alle Schenkungen an Geld oder Land, durch welche Nero das Reich geschädigt hatte. Die Sklaven waren unter Nero ihren Herren durch freiwillige oder provocirte Angebereien gefährlich geworden; Galba stellte die unbedingte Herrschaft der Herren über die Sklaven wieder her. Auf diesem Eigenthumsrecht aber beruhte die damalige Verfassung der bürgerlichen Gesellschaft; Nero hatte sie erschüttert, Galba befestigte sie wieder. Das geschah nicht gerade von dem Einen aus Vorliebe für die individuelle Freiheit, von dem Anderen aus Haß gegen dieselbe, sondern was der Eine gethan, weil es sein Vorthheil war, das widerrief der Andere eben deshalb, weil es ein Moment der früheren Regierung gebildet hatte. Von dem augusteischen Hause wollte sich Galba keineswegs absondern; er nahm an den sacralen Einrichtungen zum Andenken des Augustus Antheil und ließ die Gebeine der von Nero gemordeten Mitglieder dieser Familie in das Grabdenkmal des Augustus bringen ¹⁾. Dem Senat, durch dessen Ausspruch er Imperator geworden war, widmete er volle Anerkennung. Und soviel erreichte er in der That, daß ihm Alles gehorchte; ein allgemeiner Vorthheil schien es zu sein, daß man von dem Anspruch der Divinität zu einer Verwaltung, die sich auf die alten Geseze stützte, überging.

Einen Widerspruch gab es jedoch, der noch nicht überwunden war; er entsprang aus der Eifersucht der Legionen

1) Zonaras, p. 452.

unter einander. Darin waren sie einig, daß der Imperator auf der bewaffneten Macht beruhen müsse. Aber es war doch nur Ein militärischer Körper gewesen, der an der Erhebung Galbas theilgenommen hatte. Den Vorzug, den dieser dadurch erlangte, wollten ihm die anderen nicht zugestehen.

Besonders war Das bei den Legionen der Fall, die in zwei verschiedenen Lagern zur Vertheidigung der Rheingrenzen aufgestellt waren. Sie hatten die Bewegung des Vindex, der ja einen Theil der Gallier für sich hatte, niedergeschlagen und waren, wie schon berührt, nur durch die Weigerung des Verginius Rufus abgehalten worden, diesen selbst auf den Thron zu erheben, und hatten nun, wiewohl nicht ohne Murren, Galba anerkannt. Aber die Abberufung des Verginius Rufus, die Bestellung eines neuen Oberbefehlshabers, auch die Härte, mit welcher Galba die gallischen Populationen, die gegen Vindex zusammengestanden, behandelte, brachten eine Aufregung hervor, welche beim Jahreswechsel zum Ausbruch kam. Als die Eidesleistung für Galba wiederholt werden sollte, weigerten sich zuerst die oberrheinischen Legionen, an deren Spitze als ihr Legat Alienus Cäcina stand, ein persönlicher Gegner Galbas, von dem er wegen Veruntreuung öffentlicher Gelder in Anspruch genommen worden war. Unter den niederrheinischen war es der Legat der Legionen Fabius Valens, der dafür hielt, daß seine Dienste von Galba nicht gehörig gewürdigt und belohnt worden seien. Die oberrheinischen Legionen, die die Eidesleistung verweigert hatten, verhehlten sich nicht, daß sie bei diesem Schritt nicht stehen bleiben dürften. Denn wiewohl sie Senat und Volk als ihre Oberen anerkannt hatten, so leuchtete doch ein, daß

ihr Beginnen der Prärogative des Senats selbst, durch welchen Galba zur höchsten Würde gelangt war, entgegenlief.

Und schon waren sie aufmerksam gemacht worden, daß der den Legionen am Niederrhein von Galba selbst vorgelegte Oberbefehlshaber Aulus Vitellius, der Sohn jenes Censor Vitellius, der einst an den Schritten, welche schließlich zur Erhebung Neros führten, den gröſsten Antheil genommen hatte, wohl dahin zu bringen sein werde, sich an ihre Spitze zu stellen. Vitellius hielt sich in Colonia Agrippina auf und war eben bei Tafel, als ihm die Nachricht von dem, was am Oberrhein geschehen sei, gebracht wurde. Er meinte, nur die Wahl zu haben, ob er die oberrheinische Bewegung mit Gewalt dämpfen oder sich von beiden Heeresabtheilungen zum Imperator ausrufen lassen solle. In diesem Augenblick langten niederrheinische Truppen an, die ihn auf Antrieb des Valens zum Imperator ausriefen ¹⁾. Es war nicht eigentlich der Ehrgeiz des Vitellius, von dem die Bewegung ausging, aber er machte doch keinen Versuch, sich ihr zu widersetzen. Er nahm die Würde an, die ihm die beiden Truppentorper boten, was ihm sofort eine große Stellung in der Welt verschaffte.

Als die Nachricht von dieser Empörung nach Rom kam, täuschte sich Niemand darüber, daß sie nicht ohne Krieg werde unterdrückt werden können. Aber zu diesem Zwecke mußte eine vorläufige Schwierigkeit beseitigt werden.

Galba war alt und kinderlos, und, was schon unter den Cäsaren geschehen, daß der regierende Fürst seinen Nachfolger bestimmte, erschien bei dem Ausbruch dieser Verwicklung nothwendig. Mochte Galba selbst gegen die Germanen ins Feld ziehen oder auch nicht, so mußte er sich einen Nachfolger

1) 2. Januar 69 u. Ae.

ernennen, um bei dem Schwanken aller Dinge die Zukunft einigermaßen zu sichern.

Eine solche Ernennung war nun aber wieder ein großer Akt der höchsten Gewalt, der bisher noch immer in Uebereinstimmung mit den Prätorianern vollzogen worden war. Mit denen aber war Galba durch seine Haltung überhaupt zerfallen. Er hatte ihnen die Geschenke versagt, die sie sowohl von Claudius, als von Nero bei ihrem Regierungsantritt erlangt hatten; denn Verhältnisse dieser Art waren es eben, denen der neue Imperator ein Ende machen wollte. Er hat wohl gesagt: er kaufe seine Soldaten nicht, sondern er befehle ihnen.

Nun gab es aber in der Umgebung Galbas selbst einen Mann, der mit den Prätorianern und den übrigen Truppen in der Hauptstadt in Verbindung stand, und persönlich kein Mittel versäumte, ihre Zuneigung zu erwerben — Marcus Salvius Otho. Früher in einer sehr zweideutigen Beziehung intimen Vertrauens zu Nero, dann mit der Verwaltung einer Provinz vertraut, war er doch mit denen in bestem Verständniß geblieben, welche noch von Neros Zeit her Ansehen in dem Prätorium besaßen. Otho hielt sich nun, und vielleicht nicht mit Unrecht, für den geeignetsten Mann, zum Kampfe mit Vitellius bestimmt und zu diesem Zweck von Galba adoptirt zu werden. Aber Galba wäre den Ideen, in denen er lebte, untreu geworden, wenn er einen Menschen von so zweifelhaftem Rufe zu seinem Nachfolger bestimmt hätte. Er zog ihm einen jungen Mann von untadelhafter Gesinnung, der dem Hause der Pisonen, zwar nicht durch Geburt, aber durch Adoption, angehörte, vor ¹⁾.

1) Der Adoption des Lucius Calpurnius Piso Frugi Licinianus, die am 10. Januar stattfand, gedenken auch die erhaltenen Arvalacten (Corp. inscr. lat. VI, 1, nr. 2051, l. 24 ff.

In dieser Wahl sah nun Otho, der überhaupt in der Umgebung Galbas mehr Feinde als Freunde hatte, eine Gefährdung für sich selbst. Der Gedanke erwachte in ihm, sich nach dem Vorgang der germanischen Legionen, von den Prätorianern zum Imperator ausrufen zu lassen, — wenn nemlich diese Absicht wirklich in ihm entstanden und ihm nicht von seinen Anhängern in dem Prätorium, welche weder von Galba, noch von Piso hören wollten, eingegeben worden ist. Die Sache nahm einen eben so raschen als schrecklichen Verlauf.

Otho, der noch eben an dem Morgenopfer Galbas theilgenommen, ließ sich, da der Haruspex nach dem Befund des Opferrhieres dem Imperator Unglück geweissagt hatte, wahrscheinlich auch dadurch in seinem Vorhaben bestärkt, von einer kleinen dienstbereiten Schaar von Prätorianern in das Lager derselben tragen, wo es zwar eine Gegenpartei gab, die aber jetzt Nichts mehr vermochte; Otho wurde hier zum Imperator ausgerufen ¹⁾. Er hat den Prätorianern Versprechungen von weitester Ausdehnung gemacht.

Galba ging von dem Morgenopfer nach dem Capitol, um auch dort zu opfern, als man ihm Nachricht von der Erhebung Othos brachte. Anfangs meinte man, sie sei mißlungen. Vor dem Imperator selbst erschien ein Bewaffneter, welcher behauptete, Otho getödtet zu haben. „Mann,“ sagte Galba, „wer befahl dir das?“ In diesem Augenblick aber wurde er bereits von dem Aufruhr, der keineswegs unterdrückt worden war, erreicht und in seiner Sänfte übermannt. Wie man erzählt, hat er den Mördern zuletzt seine

1) 15. Januar 69 u. Ae.

Rehle mit den Worten dargeboten: man möge sie ihm durchschneiden, wenn es so für das Gemeinwesen gut wäre. Auch Piso wurde in dem Heiligthum der Vesta, wo ihn weder sein Versteck noch die Religion schützte, umgebracht.

In einem momentanen militärischen Tumult ward Otho Herr und Meister der Hauptstadt. Die Senatoren, von Angst für sich selbst ergriffen, zumal da sie sich vielfach gegen Otho ausgesprochen hatten, verstanden sich dazu, ihm die tribunicische Gewalt und den kaiserlichen Titel zu votiren. Er selbst fand es nicht rathsam, die Verbannungen oder auch die Vergabungen zu erneuern, welche Galba abgestellt hatte; er versäumte Nichts, um die Gunst der Menge zu erlangen. Für ihn selbst und, wie die Dinge jetzt standen, für Volk und Senat kam Alles darauf an, den Bewegungen der germanischen Legionen entgegenzutreten. Versuche, eine Verständigung anzubahnen, führten nur zu gegenseitigen Schmähreden. Der offene Kampf mußte zwischen Otho und Vitellius entscheiden. Zwei Imperatoren traten dergestalt einander gegenüber, beide Genußmenschen, wie die damalige Gesellschaft sie hervorbrachte, von einem verwegenen Ehrgeiz erfüllt, die aber beide zugleich einem fremdartigen Interesse dienten, der eine dem der Prätorianer, das in Rom wieder die Oberhand gewonnen hatte, sodaß sich Senat und Volk ihm fügten; der andere dem der Legionen, welche das Recht in Anspruch nahmen, einen Imperator aufzustellen, — mochte der römische Senat dazu sagen, was er wollte.

Ohne sich lange zu bedenken, rückten die rheinischen Legionen gegen Italien vor, um sich der Hauptstadt zu versichern. Die oberrheinischen Truppen überstiegen unter Führung Cäcinas die penninischen, die niederrheinischen, die sich

Galliens versichert hatten, unter Valens die cottiſchen Alpen. Sie beherrschten den Westen des Reiches. Dagegen waren die östlichen Provinzen in diesem Augenblick mehr für Otho, als gegen ihn und Italien stand entschieden auf seiner Seite: denn trotz der Gewaltſamkeit, mit der er zur höchsten Stelle gelangt war, repräsentirte er doch die Herrschaft Roms über den Erdkreis. Die germanischen Legionen setzten sich ihm mit derselben Einseitigkeit entgegen, mit der sie von Galba abgefallen waren. Ihre Stärke lag in dem Impuls ihres Vordringens. Zwar konnte ihnen Otho mit einer stattlichen Macht entgegenziehen und bei dem ersten Zusammentreffen beider Heere in der Nähe jener Colonien, durch welche Oberitalien den Römern unterworfen worden war, behaupteten sich seine Truppen in der einen, Placentia, während die andere, Cremona von Cäcina eingenommen wurde. In den Scharmüßeln, die dann folgten, hatten die Othonianer sogar bisweilen die Oberhand. Aber als es auf der Landstraße, die von Briellum nach Cremona führt, bei Bedriacum zum Kampfe kam¹⁾, überwog die Kriegszübing der germanischen Legionen. Die Othonianer erlitten eine vollständige Niederlage.

Fast noch mehr, als die verlorene Feldschlacht, fiel die unerwartete Folge, die sie nach sich zog, ins Gewicht. Otho gab seine Sache verloren und tödtete sich selbst, nicht ohne Großheit; man ist in Erstaunen, wenn man die Berichte der Schriftsteller über sein früheres Verhalten und sein damaliges mit einander vergleicht. In den ersten erscheint er höchst verwerflich, in den anderen bewunderungswürdig. Will man ihn verstehen, so muß man sich erinnern, daß er von Anfang an hauptsächlich durch super-

1) Mommsen im Hermes V, S. 167 ff.

stittioſe Auslegung vorgekommener Wunderzeichen, faſt widerſtrebend, zu ſeinem Unternehmen fortgeriſſen worden iſt. Entgegengeſetzte Wunderzeichen riefen in ihm die Beſorgniß hervor, daß er Unrecht gethan und ſich in eine Sache eingelassen habe, die er nicht durchführen werde. Innerlich theilte er den Abſcheu der damaligen Generation gegen eine Erneuerung der Bürgerkriege; man bemerkte, daß er erzitterte, wenn Brutus und Caſſius genannt wurden¹⁾. In dem Ausgang der Schlacht nun ſah er ein Zeichen, daß die Götter gegen ihn ſeien. Für die Sache, die er nicht ohne Leichtſinn unternommen hatte, wollte er ſich doch den Eventualitäten eines langen Kampfes und einem ſchimpflichen Tode nicht ausſetzen. Die Vorſtellungen von den Hülfquellen, die er noch beſiße, Italien, den illyriſchen Provinzen, den Legionen im Orient, machten ihm keinen Eindruck mehr. Er wußte ſeine Umgebung von ſich zu entfernen und fiel dann in ſein Schwert. Der Tod Othos bildet einen der weſentlichſten Momente in dem Gange der Ereignisse²⁾.

Erſt nach erſochtenem Sieg erſchien Vitellius, der bereits allenthalben als der neue Fürſt faſt mit königlichen Ehren empfangen wurde und den Genuß des Sieges in ſich ſchlürfte.

1) Sueton, Otho c. 11 nach Mittheilung ſeines Vaters.

2) Otho war Imperator 3 Monate 2 Tage (Joſephus, bell. Iud. VI, 9, 9); dieſe Zeit war ſeit dem Todestage Galbas am 16. April verfloſſen. Und damit ſtimmt die Angabe Dioſ (LXIV, 15) überein, daß er 37 Jahre weniger 11 Tage alt geworden ſei; denn geboren war Otho am 28. April (IV. Cal. Maj. Suet. c. 2) 32. Wenn Sueton ſagt, Otho habe ſich am 90. Tage ſeines Imperiums getödtet (c. 11), Dio, nachdem er 90 Tage Imperator geweſen ſei, ſo liegt bei dieſen Angaben zwar eine etwas abweichende Berechnung zu Grunde; ſie laſſen ſich aber mit der angenommenen Datirung vereinigen. In Rom traf die Nachricht von dem Tode Othos, wie Tacitus angiebt (H. II, 55), während der Feier der ludi Cerialis ein, alſo vor dem 20. April.

Auf dem Leichenfelde von Bedriacum soll er gesagt haben: kein Geruch sei so angenehm, wie der des erschlagenen Feindes. Das Wort ist vielleicht erfunden; gewiß ist, daß Vitellius nicht das mindeste Mißgefühl über den Tod so vieler seiner Mitbürger an den Tag legte; er nahm die unabwendbaren Folgen eines Bürgerkrieges, vor denen Otho erschraf, unbedenklich an. Verwandte Galbas, welche ihm gefährlich schienen, ließ er umbringen; Otho hatte sie nur verbannt. Die prätorischen Cohorten wurden aufgelöst und lieferten ihre Waffen ab. Die Senatoren dagegen, die dem Otho in großer Zahl ins Feld gefolgt und damals in Bononia versammelt waren, erhielten, als sie das Schlimmste erwarteten, eine gnädige Botschaft von Vitellius, der zwar den Titel eines Augustus noch verschmähte, aber sich die wesentlichen Zeichen der Autorität votiren ließ. Seine Mutter hat er dann doch als Augusta begrüßt. Sowie er und sein Heer sich sicher glaubten, überließen sie sich jeder Ausschweifung und Gewaltthat¹⁾.

Sollte nun aber eine solche durch Empörung einiger Legionen, eine blutige Schlacht und Eroberung errungene höchste Gewalt Bestand haben? Dazu hätte vor Allem gehört, daß die übrigen Legionen den beiden Truppenkörpern, die den Sieg erfochten hatten, accedirt wären. Von vornherein aber war das nicht zu erwarten. Der Anspruch, den die Legionen von Ober- und Untergermanien unter dem Einfluß des Cäcina und Valens kundgegeben hatten, lebte auch in den übrigen. Von Vitellius lag es am Tage, daß er nur ein Werkzeug in den Händen derer war, die er anführte. Die illyrisch-mösische Legionen hatten den Sieg von Bedriacum eigentlich nicht als eine Niederlage ihrer Partei anerkannt; sie zerrissen die Fahnen des Vitellius, die man ihnen ent-

1) Tacitus, H. II, 73.

gegentrug, und verharrten in einer fortwährend widerspenstigen Haltung. Aber die Hauptanregung ging doch von einer anderen Seite aus.

Die Anstrengungen, die der jüdische Krieg nöthig gemacht, die glücklichen und ruhmreichen Handlungen, zu denen er führte, hatten in den orientalischen Legionen ein verdoppeltes Selbstgefühl erweckt. Es waren ihrer neun, die in Aegypten, Judäa und Syrien standen, unter drei Oberhäuptern, die im Kriege gegen Judäa zusammengewirkt hatten, dem Präfecten von Aegypten, Alexander, dem Consularlegaten von Syrien, Vicinius Mucianus, und dem eigentlichen Kriegsanführer in Judäa, Titus Flavius Vespasianus. Der vornehmste von Geburt und zugleich in diesen Angelegenheiten, soweit man sehen kann, der wirksamste war Mucianus¹⁾. Seine Herkunft, sein Reichthum, der Umfang seiner Provinz, die er auch dadurch beherrschte, daß er sich den griechischen Sitten angeschlossen, wie er denn einmal im Theater von Antiochia Staatsangelegenheiten vorgebracht hat, verschafften ihm das höchste Ansehen. Man kann nicht daran zweifeln, daß er sich ursprünglich auf der Seite Othos hielt; unter den Verbündeten desselben werden die syrischen Legionen ausdrücklich genannt. Von Vespasian ist dies nicht so gewiß. Er war von geringer Herkunft und eben deshalb von Nero nach Judäa geschickt worden, weil man von ihm Nichts zu fürchten habe; aber auch mit Galba in gutem Vernehmen geblieben. Um sich Instructionen für die Fortsetzung des Krieges einzuholen, machte sich der ältere Sohn Vespasians, Titus, in Person auf die Reise. Man schreibt ihm die Ab-

1) Marcus Vicinius Crassus Mucianus, ein Mucier, der in das licinische Geschlecht adoptirt war.

sicht zu, selbst von Galba adoptirt zu werden, was wegen seiner Tapferkeit, Gewandtheit und Liebenswürdigkeit sehr möglich schien. Aber schon in Korinth vernahm er von der Katastrophe Galbas und eilte zu seinem Vater zurück. Mit Otho brachen sie darum nicht. Der zweite Herodes Agrippa, der sich dem Vespasian in Judäa angeschlossen und Titus auf seinem Wege begleitet hatte, begab sich nach Rom und hat dann ein gutes Vernehmen aufrecht erhalten. Denn mit den Prätorianern konnte man sich verständigen, nicht aber mit den Legionen, die ein gleiches, das heißt in diesem Falle das entgegengesetzte Interesse durchführten. Man meinte sogar, Vitellius denke, die germanischen Legionen selbst nach Syrien zu verpflanzen. Wahrscheinlich doch von allem Anfang ist es Mucianus gewesen, der sich Absichten dieser Art aus seinem eigenem Interesse, dem der Legionen und des mit denselben verwachsenen Landes entgegenstellte. Vespasian las zwar in seinem Lager den an Vitellius zu leistenden Eid vor — aber er leistete denselben nicht, ebensowenig die Kriegsvölker. Zwischen den drei Provinzialoberhäuptern kam es unter Vermittlung des Titus zu einem Verständniß. Nicht Vitellius, sondern Vespasian selbst wurde in Alexandria und Antiochia zum Imperator ausgerufen. Vespasian hielt sich in Cäsarea auf; eines Tages, als er aus seinem Schlafgemach heraustrat, begrüßten ihn seine Leute als Imperator ¹⁾.

Es war die ganze östliche Reichshälfte, die sich nun gegen Vitellius in Bewegung setzte. Die Heerführer sorgten dafür, daß sie an den Grenzen keine Feindseligkeiten zu erwarten hatten. Mucian, der über eine ansehnliche Flotte

1) In Alexandrien wurde Vespasian am 1. Juli (is primus principatus dies in posterum celebratus Tacitus, H. II, 79, vergl. Sueton, Vespasian c. 6), in Cäsarea am 3. ausgerufen.

gebot, gewann dadurch eine den Westen des Reiches zugleich zur See und zu Lande bedrohende Stellung. Vor Allem konnte er auf die mösische Legionen zählen, von welchen eine, die dritte, unter ihm gedient hatte. Von denen wurden dann die pannonischen und von diesen die illyrisch-dalmatinischen Truppen in dem gleichen Sinne angeregt. Auch in Spanien, Britannien, selbst in Gallien unterhielten sie Einverständnisse mit den Kriegsvölkern. Es hatte das Ansehen, als ob die gegen die Feinde aufgestellten Legionen von allen Grenzen her die Richtung gegen Italien, dem sie doch ursprünglich angehörten, nehmen würden, um die unrechtmäßige Gewalt, deren sich die germanischen bemächtigt hatten, und die Autorität des von denselben aufgestellten Imperators zu vernichten.

Doch waren die Absichten weder Vespasians noch Mucians auf eine Erneuerung des Bürgerkrieges gerichtet; sie hofften, auch ohne eine solche zum Ziele gelangen zu können. Vespasian meinte, der Abfall der reichsten Provinzen und besonders Aegyptens, wovon die Versorgung der Hauptstadt mit Lebensmitteln abhängt, werde die Folge haben, daß die germanischen Legionen den übrigen ebenfalls beiträten. So glaubten die orientalischen Heerführer, zumal da die Strömung der öffentlichen Meinung gegen Vitellius ging, einen unblutigen Sieg erringen zu können. Als die mösisch-pannonischen Truppen gegen Aquileja herangezogen waren, forderte Mucian sie auf, bis auf Weiteres innezuhalten.

Aber fast niemals ist es möglich, einem einmal entbrannten Kampfe, in welchem Blut geflossen ist, durch friedliche Verhandlungen ein Ende zu machen. Die illyrisch-pannonischen Legionen waren, wenngleich nur in geringer Zahl, in dem ersten Kampfe am Po mitbetheiligt gewesen;

sie brannten vor Begier, die Charte auszuweichen, die ihnen beigebracht worden war. An ihrer Spitze stand Antonius Primus, wohl der erste unter den Provinzialen, — er stammte aus der Colonie Tolosa in Gallien —, die in die Geschicke von Rom entscheidend eingegriffen haben. Er verstand es, die illirischen Legionen nach und nach um seine Fahnen zu schaaren und so mit sich vorwärts zu führen. Auf dem Wege durch die Sige der Veneter ließ er überall die umgestürzten Bildnisse Galbas wiederherstellen: denn an dessen Andenken vor Allem schloß er sich an. Es gelang ihm in Verona, wo die verschiedenen Truppentheile sich versammelten, die Irrungen, die sich noch unter denselben regten und nicht selten zu aufrührerischen Tumulten führten, niederzuschlagen, sodaß seine Autorität die allgemeine wurde. Die Sarmaten, mit denen diese Truppen an der Donau zu kämpfen hatten, waren pacificirt; von den Germanen hatten sich zwei suevische Könige, Sido und Italicus, ihm angeschlossen: sie mögen zu denen gehört haben, welche bei der Auflösung des Marbodischen Reiches selbständig wurden. Dieser Andrang von den Alpen her hatte unmittelbar den Abfall der Flotte von Ravenna zur Folge; denn die Seemannschaften gehörten den dalmatinischen und pannonischen Truppen an. Da wäre es nun wohl zu erklären, wenn in den germanischen Legionen, die an der postumischen Straße, bei Hostilia, Stellung genommen, eine unsichere Haltung eingetreten wäre. Wenigstens wurde der erste Führer ihrer autonomen Bewegung, Cäcina, von dem man behauptet, er habe schon früher ein Verständniß mit den Gegnern angeknüpft, nunmehr bewogen, ein solches einem vertrauteren Kreise von höheren und niederen Offizieren anzurathen und sie zur Anerkennung Vespasians aufzufordern, die dann erfolgte.

Aber es war nur ein kleiner Theil der Truppen, der sich hiezu fortreißen ließ; in der Mehrzahl erwachte die Erinnerung an den früher über denselben Feind erkämpften Sieg und ihre Waffenehre. Cäcina selbst wurde von ihnen in Ketten gelegt; unter anderen neugewählten Führern zogen sie nach dem befestigten Cremona zurück, von wo ihr Glück ausgegangen war.

Mit um so größerer Heftigkeit drangen nun die illyrischen Legionen des Antonius von Verona nach Bedriacum vor, und da kam es dann zu einem nochmaligen Kampf, der mit der größten Erbitterung geführt wurde. Zum ersten Mal seit den Bürgerkriegen schlugen die römischen Legionen ernstlich mit einander. Den Kriegseifer und das Selbstgefühl, welches an den Grenzen im Kampfe gegen die Anwohner derselben erworben und genährt worden war, wandten die entzweiten römischen Heere nun selbst gegen einander. Der Erfolg war eine Zeitlang sehr zweifelhaft. Antonius Primus hat bei dem ersten Zusammentreffen einen Fahnenträger, der zurückwich, getödtet, die Fahne ergriffen und sie gegen die Feinde gewendet. Als diese zurückgeworfen waren, hielt er seine Truppen nur mit Mühe davon ab, sogleich gegen das wohlbefestigte Cremona heranzustürmen, und zwar sehr zur rechten Stunde: denn eben damals wurde die Besatzung dieses Platzes durch den Zuzug anderer Schaaren verstärkt, und diese schickten sich unverweilt an, die illyrischen Legionen selbst anzugreifen. Es war das Verdienst des Antonius, daß er seine Leute auf und an der Heerstraße sammelte und in einer solchen Ordnung aufstellte, daß sie dem Gegner Widerstand leisten konnten. Man kämpfte die ganze Nacht, man schlug bei Mondenschein; als die Sonne über dem Leichenfelde emporstieg, hat die mössisch-illyrische Legion dieselbe

in orientalischer Weise angebetet. Aber die Führung des Antonius war bei Weitem die bessere; er wußte die vitellianische Schlachtordnung, als sie zu schwanken anfang, zu durchbrechen und zu zersprengen. In diesem Kampfe ist es zu dem entsetzlichen Ereigniß gekommen, daß ein Soldat seinen Vater, der bei den Vitellianern stand, erschlagen und erst in dem Augenblick, als keine Rettung mehr war, erkannt hat. Er flehte seine Kameraden an, ihn deswegen nicht als Vaternörder zu verdammen; denn in der Feldschlacht sei der Soldat, der nur dem Befehl gehorche, nicht dafür verantwortlich, was durch ihn geschehe¹⁾.

Bei Tacitus, der hier aus den Berichten von Zeitgenossen und Theilnehmern am Kampfe, wie Vipsianus Messala schöpft, muß man lesen, wie dann das Lager der feindlichen Truppen erstürmt, Cremona eingenommen und verbrannt worden ist. Antonius Primus ward eines Antheils an den Greueln bezichtigt, die dabei vorgefallen sind; doch hat er Cäcina gerettet und zu Vespasian bringen lassen. Was von den Geschlagenen noch am Leben war, wurde nach Syrien geschickt. Die Vitellianer waren damit noch nicht vernichtet. Aber auch in dem Lager von Carjula, wo sie wohl hätten widerstehen können, wurden sie doch von dem Gefühl, daß ihre Sache eine verlorene sei, ergriffen und hielten nicht länger Stand. Die Flotte von Misenum, Campanien, die samnitischen Völkerschaften fielen nacheinander von Vitellius ab, — das Imperium war auf die Hauptstadt eingeschränkt.

Hier hatte Vitellius, kein böser Mensch, wie er war,

1) Nach den Erörterungen von Nissen im Rheinischen Museum für Philologie Bd. 26, S. 538 ff. fand die Schlacht in den letzten Tagen des Oktober 69 Statt.

noch eine Partei für sich; das in den Tribus versammelte Volk versprach, ihm zur Seite zu stehen; Ritter und Senatoren wohnten der Versammlung bei. Aber auch eine Gegenpartei gab es, an deren Spitze der Präfectus Urbi, Flavius Sabinus, der ältere Bruder Vespasians, stand, um welchen sich allmählich Alles sammelte, was wahrhaft Ansehen und Macht besaß. Vitellius, der die Gewalt angenommen hatte, weil man sie ihm darbot, wurde, als er die Ueberlegenheit seiner Feinde wahrnahm, dazu vermocht, bei einer Zusammenkunft mit Sabinus sich für zufriedengestellt zu erklären, wenn ihm in Italien ein ehrenvoller Wohnsitz zugesichert würde; in den allgemeinen Abfall von seiner Sache stimmte er gewissermaßen selbst ein; er selbst gab sich auf. Er verließ in der That die kaiserliche Wohnung, um fortan als Privatmann zu leben. Dem aber setzte sich der Ueberrest der germanischen Legionen entgegen; sie wollten die Abdankung des Mannes, den sie zum Imperator gemacht hatten, nicht zugeben, und Vitellius, eine Natur, die immer von dem im Moment stärkeren Zuge der Dinge fortgerissen wurde, trat wieder als Imperator auf. Hierüber kam es nun in Rom selbst zu offenem Kampf; der Präfectus Urbi besetzte mit seinen Anhängern das Capitol, die Gegner griffen ihn daselbst an. In diesem Kampf ist das Capitol in Flammen aufgegangen; Flavius Sabinus gerieth in die Hände der Vitellianer; er wurde ermordet, und seine Leiche in die Gemonien geschleppt.

Noch hatten die siegreichen Legionen gezögert, nach Rom vorzudringen, weil sie auf die getroffene Abkunft trauten, allein dies Ereigniß veranlaßte sie zur Erneuerung der Feindseligkeit mit offener Waffe. Die Vitellianer konn-

ten den eindringenden Gegnern keinen Widerstand leisten; das Volk sah jetzt, als es soweit gekommen war, dem inneren Kampfe wie einem Schauspiel zu. Nur in dem Prätorium wurde ein ernstlicher Widerstand geleistet. Die alten Prätorianer, die bei den bisherigen Ereignissen sehr thätig gewesen und den Kern der flavianischen Truppen gebildet hatten, konnten sich ihres von den Gegnern eingenommenen Sitzes nicht ohne den blutigsten Kampf bemächtigen. Endlich aber geschah es, und soweit griff der Abfall um sich, daß ein Soldat, der den vitellianischen Legionen angehörte, der erste war, der seine Hand gegen Vitellius erhob, der in einem Versteck aufgefunden und herbeigeschleppt wurde. Nicht ohne Würde sagte Vitellius: „Ich war doch dein Imperator.“ Vitellius wurde nach den Gemonien geschleppt und dann ermordet¹⁾.

So endigte dies Regiment, dessen Kern in dem Anspruch der Legionen des oberen und unteren Germaniens lag, dem Reiche eigenmächtig einen Imperator zu geben. Der Versuch war einen Moment gelungen, aber er hatte eine Gegenwirkung in dem gesammten Reiche hervorgerufen. So war es nun einmal, daß die öffentliche Macht auf den Legionen beruhte, die, in verschiedenen Truppenkörpern vereinigt und immer im Kampfe an den Grenzen beschäftigt, ein besonderes Selbstgefühl in sich trugen und

1) 20. Dezember 69 u. Ae. Dieser Datirung entspricht nach der Erörterung von Noris der 3. Apelläus, an welchem Tage dem Josephus (bell. Jud. IV, 10, 4) zufolge Vitellius ermordet wurde. Wenn dieser Autor die Zeit des Imperiums des Vitellius auf 8 Monate 5 Tage bestimmt, so wird als Beginn derselben der Todestag Othos angesehen. Dio rechnet von der am 2. Januar 69 erfolgten Begrüßung des Vitellius als Imperator, wenn er sagt: derselbe habe 1 Jahr weniger 11 Tage geherrscht (LXV, 22, 1), und Eutrop (VII, 19), indem er die Dauer seiner Regierung auf 8 Monate 1 Tag angiebt, von dem Tage des Senatsbeschlusses, durch welchen ihm die Befugnisse des Principats decretirt wurden.

entfernt davon waren, dem einen oder dem anderen einen Vorzug gestatten zu wollen. Nur aus der Uebereinstimmung aller konnte ein neuer Imperator hervorgehen. Ein solcher aber war nun Titus Flavius Vespasianus, dem der allgemeine Abfall von Vitellius zu Statten kam; denn eigentlich unter seinem Namen war derselbe vollzogen worden.

Von der bewaffneten Macht dazu berufen, die Stelle der Cäsaren einzunehmen, befand sich Vespasian gleichwohl in einer ganz anderen Lage, als diese. Denn von den Cäsaren war die Gründung ausgegangen; die Verpflichtung der Legionen gegen das augusteische Haus bildete die Grundlage der gesammten Verfassung. Wenn nach dem Abgange Neros sich unter diesen ein Streit erhoben hatte, wer an dessen Stelle treten sollte, so war die Frage durch einen langen und blutigen Waffengang zwischen ihnen selbst entschieden, die Eigenmacht der rheinischen Legionen gebrochen, Vespasian durch Uebereinstimmung aller zur ersten Stelle berufen worden. Aber die Bedeutung der alten Bürgerkriege hatte dieser Kampf doch nicht: es war ein großes Ereigniß, daß das Imperium aufrecht erhalten wurde, allein mit der Gründung desselben ließ es sich nicht vergleichen. Vespasian war nichts als ein durch die Macht der Legionen emporgekommener Heerführer.

Demgemäß gestaltete sich auch das Verhältniß des Vespasian zum Senat in eigenthümlicher, bisher noch nicht vorgekommener Weise.

Die Cäsaren hatten den Senat neugestaltet und beherrscht. Wenn dann Galba das Imperium nicht eher antrat, als bis der Senat ihn dazu erwählt und proclamirt hatte, so wiederholten sich diese Beziehungen bei Vespasian nicht, insofern er unter den letzten Kämpfen bereits allenthalben zum Imperator

erklärt worden war. Doch hatte der Senat unter all den Bedrängnissen, die er erfuhr, die einmal ergriffene Autorität nicht gänzlich wieder verloren; sie galt in den allgemeinen Schwankungen immer als maßgebend; er bildete den festen Kern des Gemeinwesens; an seine Aussprüche knüpfte sich der Begriff der Legalität. Zur Herstellung eines gesicherten Zustandes war nichts nothwendiger, als daß die Stellung Vespasians zu dem Senat geordnet würde.

Der Senat war sehr bereit, ihn als Imperator anzuerkennen. Wie das aber geschehen sollte, wurde Gegenstand einer Deliberation von großer Tragweite.

Auch Vespasian hatte eine Gegenpartei: sie bestand in der republikanischen Schule, welche durch die letzten Ereignisse eher wiederbelebt als gedämpft worden war; mit den Erinnerungen an die berühmten Namen der Bürgerkriege verband sich, wie wir wissen, in ihr eine ausgebildete philosophische Doctrin, die der Stoa, die sich mit römischer Denkungsart verschmolzen hatte. Unter den bedeutendsten Männern des Staates, in dem Senat selbst, hatte sie ihre Anhänger. Gleich in den ersten Tagen der neuen Regierung kam es in dem Senat zu einer Debatte, in welcher die verschiedenen Richtungen einander begegneten. Man berieth sich über die an Vespasian abzuordnende Gesandtschaft. Die Frage wurde erhoben, ob die Mitglieder derselben in aller Form erwählt oder nur durch den Ausfall des Looses bestimmt werden sollten. Die Philosophen nun forderten die Wahl. Sie meinten, bei der allgemeinen Stimmung, welche die letzten Handlungen Neros erweckt hatten, an denen manche, die in dem Senat saßen, nicht ohne Mitschuld gewesen waren, werde die an den Imperator abzuordnende Gesandtschaft, wenn es zu einer

Wahl käme, auf die dieser Richtung entgegengesetzten Mitglieder fallen. Vespasian hatte mit den namhaftesten von denen, welche unter Nero eben ihrer Meinungen wegen hingerichtet wurden, wie Thrasea Pätus und Soranus, in freundschaftlichen Beziehungen gestanden: man glaubte, wenn ihn der Senat durch Männer dieser Gesinnung begrüßen lasse, so werde das den besten Eindruck auf ihn machen; denn der Senat würde dann selbst als Vertreter dieser Gesinnungen auftreten. Dem aber setzten sich nun alle die, welche auf eine oder die andere Weise bei den früheren Regierungsacten mitgewirkt hatten, entgegen; sie vermeinten: von der Gesandtschaft ausgeschlossen zu werden, würde einer Anklage gegen sie selbst gleichkommen; eine republikanisch gefärbte Mission würde derselben einen einseitigen und den in der Mehrzahl der Senatoren herrschenden Ansichten widersprechenden Charakter verleihen. So ließ sich besonders Eprius Marcellus vernehmen, der bei jenen Hinrichtungen betheiligt gewesen war, aber darüber nicht zur Rechenschaft gezogen werden zu können glaubte, da ja die Beschlüsse von dem Senat ausgegangen seien. Die andere Meinung vertheidigte Helvidius Priscus, Schwiegersohn des Thrasea und, wie dieser, von republikanischer Gesinnung und ein Anhänger der Stoa. Es ist bezeichnend, wenn ihm Marcellus zurief, er möge Brutus und Cassius in seinem Leben nachahmen, aber der Senat bestehe nicht aus deren Anhängern, sondern den Gegnern derselben; er seinerseits halte sich an den Senat, der bisher dem Principat unterworfen gewesen sei¹⁾. Diese Ansicht überwog nun auch im Senat; die

1) Denique constantia fortitudine Catonibus et Brutis aequaretur Helvidius: se unum esse ex illo senatu, qui simul servierit. Tacitus, H. V, 8.

Namen der Gesandten wurden durch das Loos gezogen; eine Demonstration zu Gunsten der Republik wurde ausgeschlossen.

Auf dem Einfluß der Senatoren dieser Partei werden die Bestimmungen beruht haben, die unter dem Namen der *Lex Regia* in allen folgenden Jahrhunderten berühmt geblieben sind. Bei denselben kam Alles darauf an, die Continuität des Regimentes gesetzlich auszusprechen. Das Urkundenstück definirt die wichtigsten Prärogativen des Imperiums in seiner Civilstellung.

Diese sind vor Allem unabhängige Verwaltung der auswärtigen Angelegenheiten, sodann die Initiative in der Gesetzgebung durch fortwährende Leitung des Senats, Anstellung der Magistrate in den zuletzt geübten Formen und ein absolutes Recht zu Verfügungen in religiösen, öffentlichen und privaten Angelegenheiten — umfassende Festsetzungen einer Prärogative, neben denen keine andere Autorität aufkommen konnte, die aber dennoch zugleich eine Beschränkung enthielten. Eine solche besteht, wenn ich nicht irre, darin, daß nur die Rechte, welche Augustus, Tiberius und Claudius wirklich ausgeübt hatten, erneuert und also die persönlichen Gewaltsamkeiten ausgeschlossen wurden, die sich Caligula und Nero hatten zu Schulden kommen lassen. Darin aber lag der wichtigste Moment der Staatsveränderung überhaupt. Die höchste Gewalt, welche dem Principat zugefallen war, sollte aufrecht erhalten, der Mißbrauch zu persönlichen Gelüsten und unterdrückenden Gewaltsamkeiten verhütet werden. Es könnte fast scheinen, als sei hierin ein Ausgleich zwischen den Gegensätzen im Senat selbst gefunden worden. Die Anhänger des Principats erreichten ihr vornehmstes Augenmerk, aber auch der Forderung der Philo-

sophen wurde Rechnung getragen. Auffallend ist, daß von der tribunicischen Gewalt, die doch noch bei Otho erwähnt wurde, hier Nichts vorkommt; man nimmt an, daß dieselbe in dem fehlenden Anfang erwähnt worden sei ¹⁾. Wer hätte jemals die schrankenlose Autorität einer Macht, die als absolute emporgekommen war, genau und sicher zu formuliren verstanden? Auch hier blieb man weit davon entfernt. Die in dem Senat vorherrschende Stimmung war und blieb dem Principat günstig. Aber das gehörte doch dazu, um einer solchen den allgemeinen Gehorsam zu verschaffen. Da nun Alles in Verhandlungen mit dem Senat festgesetzt wurde, der bei der ersten Erhebung gegen Nero die Initiative ergriffen hatte, so kann man nicht leugnen, daß dadurch in dem Senat jetzt wieder eine Macht anerkannt worden ist, welche auf eigenen Füßen stand. Die Uebereinkunft wurde in der begutachtenden Form eines Senatusconsults abgefaßt. Doch scheint es nachmals in den Comitien vorgelegt und so zum Gesetz erhoben worden zu sein. Leider sind wir über den Verlauf dieser Dinge nur sehr schlecht unterrichtet. Die eiserne Tafel, auf welcher die neue Festsetzung verzeichnet war, ist uns nur durch einen glücklichen Zufall, eigentlich durch ein Mißverständnis eines Volksführers im 14. Jahrhundert unserer Aera, erhalten worden. Man dürfte darin vielleicht den ersten Versuch einer legalen Constituirung der höchsten Gewalt sehen. Ich fürchte nicht, zu irren, wenn ich in derselben den Beginn einer neuen Epoche erblicke, durch welche sich das Kaiserthum zu regelmäßigen Formen verstand.

1) Mommsen, Römisches Staatsrecht II, 842.

Achtes Capitel.

Das Kaiserthum der Flavier und ihr Sturz.

Die Legionen hatten in Vespasian wieder einen Imperator, der Senat einen Princeps, Volk und Reich einen Cäsar. Die fortdauernde Bezeichnung des Inhabers der höchsten Gewalt als Cäsar wurde dadurch vermittelt, daß Galba, der zu dem augusteischen Hause in nahen Beziehungen stand, sie angenommen hatte; Vitellius wies sie zurück¹⁾, Vespasian aber wurde gleich bei seiner ersten Erhebung als Cäsar und Augustus begrüßt; sie ist dann die bleibende für alle Zeiten geworden. Doch waren die Unruhen, die mit dem Abgange Neros und des augusteischen Hauses überhaupt zusammenhingen, noch bei Weitem nicht gedämpft, als Vespasian die Zügel ergriff²⁾.

Selbst mit dem, was in Rom geschah, war der neue Cäsar nicht einverstanden. Zwischen denen, die nach dem Umschwung der Dinge die Macht theilten, zu welchen der jüngere Sohn des Vespasian, Domitian, gehörte, waltete kein rechtes Verständniß ob. Ueberall regten sich noch die Vitellianer. Auch anderwärts schien Alles aus den Fugen zu gehen; die Bande

1) Die Angaben der Schriftsteller hierüber werden durch Inschriften und Münzen bestätigt. Vergl. G. Wilmanns, *Exempla inscriptionum latinarum* I p. 295 nr. 916.

2) Titus Flavius Vespasianus vom Jahre 69—79 u. Ae. (822—832 d. St.).

lockerten sich, welche bisher das Reich und die Hauptstadt verbunden gehalten hatten, wie denn die Seefahrt im Mittelmeer dadurch unterbrochen wurde, daß sich im nördlichen Afrika ein selbständiges Oberhaupt erhob. Der erste Dienst, welchen Vespasian der Hauptstadt leistete, bestand darin, daß er Schnellsegler mit Korn beladen dorthin abgehen ließ, die nur wenige Tage vorher eintrafen, ehe die vorhandenen Lebensmittel verbraucht waren. Aus den wichtigsten Grenzgebieten vernahm man unerwünschte Bottschaften: die Sarmaten seien über die Donau eingedrungen, am Niederrhein gerathe Germanien in Bewegung. Gewiß ist, daß der Brand des Capitols in Rom an vielen Stellen als ein Vorzeichen betrachtet worden war, daß die römische Herrschaft zu Ende gehe — ein Gedanke, der eine Empörung unter den Batavern erregte. In ganz Gallien meinte man, das römische Joch könne noch abgeschüttelt werden. Man gab sich das Wort, wenn Rom sich entzweie und die Macht verliere, werde man die alte Freiheit wiederherstellen. Ähnliche Meldungen gingen von Britannien ein, und noch war der jüdische Krieg mit Nichten beendigt.

Bei dieser Lage inmitten mannichfaltiger Bewegungen ist es zu begreifen, wenn die Regierung, die entschlossen war, sie alle zu dämpfen, es ihren ersten Act sein ließ, das verbrannte Capitol wiederherzustellen. Nach der Anweisung der herbeigezogenen Haruspices wurden die Trümmer des zerstörten Tempels weggeführt und in Sümpfen begraben; auf der alten Grundlage sollte das neue Gebäude aufgeführt werden: denn der Wille der Götter sei, daß an der bisherigen Form Nichts verändert werde. Die Aera wurde nach dem ältesten Ritus durch *Suovetaurilia* d. h. das Opfer von

Stier, Schwein und Schaf eingeweiht; Jupiter, Juno und Minerva, und die anderen dem Reiche vorstehenden Götter wurden dabei angerufen. Priester und Magistrate, Ritterschaft und Senat und ein großer Theil der Plebs waren bei der Legung des Grundsteines gemeinschaftlich thätig ¹⁾.

Einen inneren Zusammenhang hat es doch, daß das römische Capitol, übrigens ganz in den alten Formen, nur höher als das frühere — denn nur diese Eine Abweichung gestattete die Religion — in demselben Augenblicke wiederhergestellt wurde, in welchem diese auch in Judäa die Oberhand behielt.

Vespasian hatte das Glück, die Heerführung in dem jüdischen Kriege seinem Sohne Titus anvertrauen zu können.

Die historische Combination war es überhaupt, daß die Kräfte von Syrien und Aegypten, durch deren Zwiespalt die letzte Epoche der Unabhängigkeit von Judäa herbeigeführt worden war, jetzt unter einem römischen Führer und dem Abzeichen der römischen Religion zusammenwirkten, um es von Grund aus zu verderben.

Die Juden waren nicht allein isolirt, sie wußten sich auch in dieser Gefahr unter sich nicht zu vereinigen. In Jerusalem stellten sich drei Factionen einander gegenüber, von denen die eine die Burg, die andere den Tempel, die dritte die untere Stadt dominirte; diese aber waren in offenen Feindseligkeiten gegen einander begriffen, die mit einer wilden Wuth ausgefochten wurden. Auf den Leichen der Gefallenen stehend, haben sie einander angegriffen und immerfort mit einander geschlagen. Nur so viel wurde erreicht, daß bei der

1) Sie fand am 21. Juni (XI. Cal. Jul. Tacitus, H. IV, 53) 70 u. Ae. Statt.

Annäherung der Römer sich zwei von ihnen vereinigten, zuweilen alle drei, aber eine Versöhnung kam darum doch nicht zu Stande, sondern nach abgewandter Gefahr brach der Kampf zwischen ihnen gleich wieder los.

Titus fand dennoch größeren Widerstand, als er erwartete: unter seinen eigenen Völkern hat sich einmal die Meinung geregt: Jerusalem sei unüberwindlich, so daß es auch Ueberläufer zu den Juden gegeben hat, von denen diese neue Kriegserfahrungen sich aneigneten. Mit nicht geringem Geschick bedienten sich die Juden minenartiger Gänge, die aus ältester Zeit stammten und ihnen Gelegenheit zu unerwarteten Ausfällen gaben. Titus entschloß sich endlich, auf römische Weise die ganze Stadt mit einer Circumvallation zu umgeben, welche jeden Ausgang und Eingang abschnitt und den Juden, die in ungeheurer Anzahl in der Stadt beisammen waren, das gräßliche Leiden einer Hungerstoth zuzog. Auch damit war die Widerstandskraft derselben noch immer nicht gebrochen. Dann und wann hatten sie kleine Erfolge, aber die Mauern und Bollwerke der römischen Circumvallation vermochten sie doch nicht zu überwältigen, und den Römern gelang es, das Bollwerk, auf das sie vor Allem zählten, die Burg Antonia, mit Sturm zu erobern. Dann aber war nicht mehr zu erwarten, daß der Tempel, der mit seinen äußeren Säulengängen eine Art Festung bildete, vertheidigt werden könne. Die Römer konnten bereits darüber berathschlagen, ob sie das herrliche Gebäude zerstören sollten oder nicht; Titus hätte das hochberühmte Gotteshaus gern geschont; er soll gesagt haben: er führe Krieg gegen die Menschen, nicht gegen Gebäude, aber der einmal in Wuth gesezte Soldat ließ sich durch diese Be-

denken der Civilisation nicht aufhalten¹⁾. Als der äußere Tempel ein Raub der Flammen geworden, hat Titus, so viel man weiß, selbst das Allerheiligste, wie einst Pompejus, noch betreten, aber das Innere und das Innerste wurde so gut verwüstet, wie das Aeußere. Was nicht durch die Flammen zu Grunde ging, verfiel der Plünderung. Noch hielt sich eine tapfere Schaar auf der Höhe von Zion: Titus ließ ihr Schonung anbieten, wenn sie sich ergeben wolle. Die Antwort war, sie hätten alle geschworen, sich niemals zu ergeben; wolle sie Titus ziehen lassen, so würden sie sich mit Weib und Kind nach der Wüste begeben, gleich als wären sie gesonnen, das unabhängige Leben, das ihre Aeltvordern einst vor der Eroberung des Jordanlandes geführt hatten, wieder zu erneuern. Titus hielt es für eine Art von Beleidigung, daß sie, vollkommen besiegt, wie sie waren, ihm doch noch Bedingungen machen wollten; er ließ den Angriff fortsetzen, der zu wilden und großartigen Scenen führte, gleichjam einem nationalen Selbstmorde. Einige stürzten sich in die Schwerter der Römer, Andere tödteten sich unter einander, noch Andere brachten sich selbst mit eigener Hand um, Manche sprangen in das Feuer. Sammt und sonders hielten sie es für ein Glück, gleichjam für eine Errettung, daß sie mit ihrem Tempel zugleich zu Grunde gingen²⁾.

1) J. Vernays sucht in seiner Schrift über die Chronik des Sulpicius Severus wahrscheinlich zu machen, daß dieser Autor, der ganz entgegengesetzte Mittheilungen macht, dabei aus den verlorenen Büchern des Tacitus geschöpft habe (S. 55 ff.). Möglich, aber nicht wahrscheinlich: denn wenn man die Stelle des Sulpicius (II, 30, 7) unbefangen liest, so ergibt sich daraus, daß die Zerstörung des Tempels zugleich daher geleitet wird, daß man die Christen habe vertilgen wollen, — Phantasien, die im Anfang des fünften Jahrhunderts verbreitet sein konnten. Ich glaube, man muß davon vollkommen abstrahiren.

2) τότε γὰρ ἔθελούσιοι, οἱ μὲν ξίφεσι σφας τοῖς τῶν Ῥωμαίων

So waren Ninive und Persopolis, Halikarnaß und Tyrus, Syrakus und Karthago untergegangen, keine von allen diesen Capitalen großartiger als Jerusalem ¹⁾. Jerusalem hatte noch mehr zu bedeuten, als die Heiligthümer anderer Nationalitäten. Das Volk war heldenmüthig, sein Untergang ist mit Heroismus gepaart. Aber das römische konnte nun einmal zwei Heiligthümer neben einander nicht dulden. Bei dem Triumph, den Vespasian und Titus im Jahr 71 unserer Aera miteinander feierten, hielt der Zug an den Schwellen des capitolinischen Jupiters inne. Die goldenen Tempelgeräte der Juden wurden in dem Tempel des Friedens niedergelegt, den man errichtete, ihr Gesetz im kaiserlichen Palast; die zum Unterhalt des Jehovahtempels bestimmte Steuer wurde dem Jupiter Capitolinus überwiesen ²⁾.

Indessen hatte man auch die Waffen gegen die gallische Bewegung gewendet. Sie hing mit dem Streite der Legionen unter einander insofern zusammen, als die Partei des Vespasian, die sich Italiens noch nicht bemächtigt hatte, eine Unterstützung gegen die germanischen Legionen des Vitellius in den Eingeborenen suchte, die eine gewisse Selbständigkeit in Anspruch nahmen.

In den Kriegen, in welchen diese den Römern dienten, hatten sie doch unter Anführung einheimischer Oberhäupter

περιέπειρον, οἱ δὲ ἀλλήλους ἐφόνεον, ἄλλοι ἑαυτοὺς κατεχρῶντο, οἱ δὲ εἰς τὸ πῦρ ἐσεπήδων. καὶ ἐδόκει πᾶσι μὲν, μάλιστα δὲ ἐκείνους οὐχ ὅτι ὄλεθρος, ἀλλὰ καὶ νίκη καὶ σωτηρία εὐδαιμονία τε εἶναι, ὅτι τῷ ναῶ συναπώλοντο. Dio Cassius LXVI, 6, 3.

1) Jerusalem wurde von Titus nach der auf Josephus, bell. Jud. IV, 9, 3 gestützten Berechnung am 2. September 70 erobert (Fabricius zu Dio p. 1018 l. 78; bei Sturz VI, p. 549, 41).

2) *φόρον. . τοῖς ὑποδηποτε οὖσιν Ἰουδαίοις ἐπέβαλεν, κελεύσας εἰς τὸ Καπιτώλιον φέρειν.* Josephus, bell. Jud. VII, 6, 6.

gestanden, die eben nicht bloß von den Römern abzuhängen vermeinten. Unter dieser doppelten Anregung erhob sich unter den Batavern Claudius Civilis, ein Mann von fürstlicher Herkunft, der aber wegen seiner selbständigen Haltung mit den Führern der Legionen in Entzweiung gerathen und nur mit Mühe dem Tode entronnen war; die Legionen selbst hatten seine Hinrichtung gefordert. Bei dem Versuch der Römer, eine regelmäßige Aushebung vorzunehmen, kam die allgemeine Antipathie gegen sie unter der Führung des Civilis zum Ausbruch, der dann nach allen Seiten um sich griff und die römischen Legionen in nicht geringe Bedrängniß brachte. Diese hielten noch immer an Vitellius fest, Civilis proclamirte Vespasian. Und ohne Zweifel hat seine Erhebung, welche die Kräfte der Vitellianer theilte und beschäftigte, viel dazu beigetragen, daß die zweite Schlacht bei Bedriacum zu Gunsten des Antonius Primus und des Vespasian ausfiel. Als nun aber nach derselben Civilis aufgefordert wurde, die Waffen niederzulegen, weil ja der Zweck erreicht sei, so verweigerte er es aus dem Grunde, der eine gewisse Wahrheit hatte, daß er sich an denen rächen müsse, die ihn hätten hinrichten wollen. Die Sache Vespasians war doch nur ein Vorwand gewesen; der Impuls der Bewegung entsprang aus den nationalen Gefühlen der Bataver, die Bundesgenossen zu sein meinten und nicht Unterthanen werden wollten.

Und schon hatte sich, wie berührt, auf die Nachricht von dem Brand des Capitols an allen Grenzen die Erwartung verbreitet, daß der Untergang des römischen Reiches bevorstehe. So verkündete den Germanen, die, wie man weiß, keine Seher hatten, ihre Seherin und Prophetin Velleda, die eine unbedingte Autorität genoß.

Was aber der Empörung ihren eigenthümlichen Charakter aufprägte, war die Verbindung mächtiger celto-germanischer und celtischer Völkerschaften in der Nähe: ein Fürstensohn aus einem hervorragenden alten Geschlechte unter den Trevirern, des Namens Clafficus, trat auf die Seite des Civilis. Das Schlachtgeschrei der Empörung war das Imperium Galliarum, was nicht grade eine Herstellung der alten Zustände, aber eine definitive Losreißung von Rom in sich schließt. Aber viel zu stark war die Macht des römischen Imperiums bereits in Gallien geworden, als daß es durch Empörung einzelner Völkerschaften, die sich unter einander selbst nicht verstanden, hätte gebrochen werden können, wenn sie nur in sich selbst wieder zur Consistenz gelangte. Sobald Vespasian in den festen Besiz der imperatorischen Macht gekommen war, schickte er Petilius Cerialis nach Gallien, einen seiner vornehmsten Gehülften bei dem endlichen Erfolg seiner Sache in Rom, der die noch bestehende imperatorische Macht repräsentirte und schon dadurch allein den größten Eindruck bei den Galliern machte. Er erinnerte sie wohl, daß sie wie vor Alters zwischen der Herrschaft Roms und der der Germanen zu wählen haben würden und die Herrschaft Roms das Beste für sie selbst sei. Auf einer großen Landesversammlung der Eingeborenen wurde dann für Rom entschieden. Schon hiedurch gerieth Civilis in eine beinahe unhaltbare Stellung. Er hatte im Bunde mit den Galliern zu kämpfen gedacht; die Gallier trennten sich von ihm, der Statthalter Vespasians rückte mit Heeresmacht gegen ihn an. Da ist er nun zweimal im offenen Feld geschlagen worden; er hatte keine andere Zuflucht als zu den Batavern und keinen andern Schutz als die deutsche Hülfe, welche der Einfluß der Wellede ihm noch

verschaffte. Aber Belleda wurde durch die Anmahnungen des Cerialis, dessen Erscheinung am besten bewies, daß Rom noch nicht untergegangen sei, anderen Sinnes gemacht. Auch die Bataver zeigten sich zum Abfall geneigt; Civilis mußte sich ergeben, und der alte Zustand wurde wiederhergestellt. Das von Augustus eingerichtete feste Lager, *Castra Vetera*, das von Civilis erobert worden war, wurde wieder besetzt. Und wie nun schon von jeher die britischen, nordgallischen und niederdeutschen Verhältnisse in einander verflochten waren, so warf sich auch jetzt, nachdem die Germanen bezwungen waren und die Gallier sich wieder unterworfen hatten, das Gewicht der römischen Macht gegen Britannien.

Hier trat noch unter Vespasian *Enaeus Julius Agricola* auf, den man aus dem gelungenen biographischen Denkmal kennt, das sein Schwiegersohn, *Cornelius Tacitus*, ihm gesetzt hat. Als Confularlegat im Jahre 78 nach Britannien gekommen, nahm er die Romanisirung des Landes energisch und glücklich in die Hand.

Seine ersten Handlungen bestanden darin, das einst Besessene und dann Verlorene wieder zu erwerben. Die Nation der *Ordrovices* hat er beinahe ganz vernichtet, die Insel *Mona*, welche durch die Briten eingenommen worden war, durch einen plötzlichen Anfall zurückerobert. Dort erschien er selbst an der Spitze einer geordneten Heeresmacht während des Sommers, welcher sonst den Römern zur Erholung diente; hier kam ihm die Seichtigkeit der Gewässer zu Statten, welche durchwatet und selbst durchschwommen wurden, was die Feinde niemals erwartet hatten ¹⁾.

1) *Obstupefacti hostes, qui classem, qui naves, qui mare expectabant.* Tacitus, Agr. 10. Die Worte *qui mare expectabant* deuten an, daß *Agricola* sich der Ebbe bediente.

Mit der Autorität, die ihm diese Erfolge verschafften, schritt Agricola zu einer Reorganisation des römischen Dienstes: er ließ an geeigneten Plätzen Burgen anlegen, sodaß auch benachbarte, noch freie Völker nicht ablehnten, Geißeln zu stellen; sie wurden nicht mehr durch Gewaltthätigkeiten der römischen Truppen aufgereizt, und die guten Anordnungen hielten sie in Schranken. Um die zerstreut wohnenden und rohen und deshalb zum Kriege geneigten Bevölkerungen an Ruhe und Behaglichkeit zu gewöhnen, mahnte er sie an und unterstützte sie dabei, Tempel, Versammlungsplätze, Häuser zu erbauen: er brachte eine Art von Wett-eifer in ihnen hervor, der in der veränderten Lage begründet war. Die Kinder der Vornehmsten wurden in den Künsten unterrichtet; in Kurzem erlebte man, daß die, welche soeben sich gegen die römische Sprache gesträubt hatten, jetzt nach der römischen Beredsamkeit verlangten. Sie hielten die Kleidung der Römer in Ehren und trugen häufig die Toga. Bald folgten Säulengänge, Bäder und elegante Gastmähler.

Agricola ist der Gründer der römischen Colonisation von Nordbritannien. Mit der Befestigung der römischen Herrschaft hing aber auch eine Erweiterung derselben zusammen. Als Agricola bis zu der Landenge, an welcher die Fluthen des Oceans und der Nordsee branden, zwischen Clyde und Forth, vorgedrungen war, meinte er die Briten gleichsam nach einem anderen Eiland zurückgeworfen zu haben. Allein die Bevölkerungen waren doch durch ihre Verwandtschaft allzu enge verbunden, als daß er nicht hätte versuchen müssen, auch nach dem inneren Caledonien vorzudringen.

Da trafen noch einmal die römischen Waffen und die celtische Unabhängigkeit auf einander. Bei dem Berge

Graupius, den man oft für die Grampianberge gehalten hat, hörte man dem Geschichtschreiber zufolge die Reden der Heerführer, auf der einen Seite von der Macht des römischen Reiches, welche hier an ihre äußersten Grenzen gelange, auf der andern von der Nothwendigkeit des Widerstandes gegen diese Räuber des Erdkreises. Auch hier aber ersocht das Schwert der Römer und ihre anderen Angriffswaffen über die kleinen Tartischen der Caledonier und ihre Schwerter ohne Spitze den Sieg. Agricola nahm sein Quartier bei den Foresti, also mitten in Schottland. Indessen umschiffte seine Flotte das nördliche Schottland, so daß nun zuerst die sichere Kunde in die Welt kam, daß Britannien eine Insel sei. Zur festen Begründung der römischen Herrschaft hätte vor allen Dingen die Eroberung von Irland gehört, und es schien nur Einer Legion zu bedürfen, um die gesammte Insel zu bewältigen und alsdann zu romanisiren. Wahrscheinlich wäre Agricola der Mann gewesen, auch das nördliche Schottland, sowie Irland zu unterwerfen, allein eine so große Autorität wollte der jüngere Sohn Vespasians, damals Imperator, Domitian, in diesen entfernten Landstrichen nicht zu Stande kommen lassen; er berief Agricola von seinem großen Wirkungskreise ab.

Aber auch ohne weiter zu gehen, haben doch die Flavier die große Aufgabe erfüllt, die ihnen zunächst oblag. Wie den Orient, so haben sie auch den Occident den capitolinischen Göttern wieder unterworfen und die Grenzen des Reiches, wie sie unter den Claudier-Cäsa ren bestanden, wiederhergestellt, in Britannien selbst erweitert. Die Aufmerksamkeit wendet sich wieder nach dem Verhältniß des Imperators in Rom.

Trotz der mit dem Senat getroffenen Uebereinkunft stieß

doch Vespasian im Schooße desselben auf einen mächtigen Widerstand. Die republikanische Partei, die im Allgemeinen zurückgedrängt worden war, regte sich immer aufs Neue. Als ihr Führer trat Helvidius Priscus auf.

Daß dem Imperator selbst der endliche Triumph dieser Partei nicht unmöglich vorkam, scheint die Aeußerung anzudeuten, die man einst bei dem Herausgehen aus einer Sitzung von ihm vernahm: entweder werde ihm sein Sohn nachfolgen oder gar Niemand, das heißt doch, wenn er nicht eine Gewalt gründe, in der seine Kinder ihm nachfolgen könnten, so werde die Republik wiederhergestellt werden¹⁾.

Die Rücksicht auf seine Familie und das Reich überhaupt bewog ihn, wenigstens in Einem Falle zu einer Härte, die sonst nicht in seiner Natur lag, zu schreiten. Da Helvidius Priscus in seiner oppositionellen Stellung verharrete, so ist er ins Exil geschickt und dort nicht lange darauf hingerichtet worden. Vespasian soll das schon gefällte Urtheil zurückgenommen haben, aber diese seine Weisung zu spät eingetroffen sein, um dem Helvidius das Leben zu retten. Weiter aber vergoß er kein Blut.

Wir werden versichert, er habe sich um den standhaften Widerspruch der Philosophen wenig bekümmert²⁾ und habe Versuche, die gegen ihn gemacht wurden, mehr übersehen, als bestraft. Er hütete sich, die, welche gegen ihn gewesen waren, oder ihre Anhänger zu verfolgen. Schon genug, wenn

1) So versichert Dio LXVI, 12. Ich nehme Anstand, den Wortwechsel zwischen Vespasian und Helvidius, von dem Arrian erzählt, aufzunehmen: er sieht sehr — wie eine in den stoischen Schulen fortgepflanzte Sage aus.

2) Aurelius Victor, Epitome c. 9 . . . (cum) causidicorum obliqua dicta et philosophorum contumaciam contemneret . .

er die im Raume hielt, welche auf seiner Seite gestanden hatten. Im Anfang nahm sich besonders Mucianus viel heraus. Vespasian wies ihn mit dem einfachen Worte, daß der Cäsar ein Mann sei, wie Mucian ja wisse, in seine Schranken. Einer seiner Gesichtspunkte tritt darin hervor, daß er die Ausgaben des Reiches im Allgemeinen berechnete. Er soll die Summe, deren er bedürfe, auf 40,000 Millionen Sesterzien, zehn Milliarden Francs, angegeben haben¹⁾. Ich finde in den Ziffern nichts Unglaubliches; die Hauptsache ist, daß er die Bedürfnisse des Gemeinwesens im Allgemeinen überschlug, und nicht die zufälligen Erträge, die nach Rom gelangten, sondern eine bestimmte Summe zur Grundlage der Verwaltung machte. Wie so oft später, so war es auch bei Vespasian die Erhaltung des Kriegsheeres, wovon er ausging: denn ohne das Heer konnten die an den Grenzen eingenommenen Stellungen nicht behauptet werden, konnte überhaupt weder das Imperium noch der Imperator bestehen. Wie sehr treten hiebei die Anekdoten, die man von dem Geize Vespasians erzählt, in den Hintergrund! Die Sparsamkeit, deren er sich befleißigte, kam dem ganzen Reiche zu gute. Das monumentale Bauwerk, zwar nicht das schönste, aber das größte und umfassendste in der Hauptstadt, welches soeben eine neue Restauration erfährt, hat das Andenken an ihn alle Zeit lebendig erhalten. Das durch den Brand und die Kriege zerstörte Rom wurde wieder erneuert.

Eine ähnliche Sorgfalt widmete er den Städten im ganzen Umfang des Reiches. Er bot zu dem Wiederaufbau des Zerstorten allenthalben hülfreiche Hand. Er stellte die

1) Nach der Berechnung bei Champagny Les Antonins I, S. 36.

unterbrochenen Communicationen her — jene Kunststraßen, welche die Einheit des Reiches unentbehrlich machte, — und stiftete sich dadurch ein rühmliches Gedächtniß. Allenthalben nahm man seine fördernde Fürsorge wahr.

Ein späterer römischer Geschichtschreiber ¹⁾ hat es als eine besondere Gnade der Götter bezeichnet, daß das Gemeinwesen nach so vielen Gewaltthaten wieder einen Imperator erhielt, der es verstand, es wieder haltbar und lebensfähig zu machen. Vespasian erkannte die Pflichten, die ihm als Vorsteher des großen Gemeinwesens oblagen, und lebte darin, sie zu erfüllen. Schon vor Tage stand er auf, um die eingegangenen Briefe und Berichte zu lesen, die schleuniger Erledigung bedurften. Dann empfing er im kaiserlichen Schmuck die Freunde; hierauf stieg er zu Pferde und widmete sich den Beschäftigungen des Tages. Abends jah er Freunde bei sich, mit denen er vertraulich verkehrte. Vespasian war eine durchaus praktische Natur, die die Pflicht der Herrschaft noch mehr als ihren Genuß zur Anschauung brachte. Tacitus versichert, daß sein Beispiel auf die Verbesserung der Sitten im Allgemeinen zurückgewirkt habe; so meinte er auch selbst: das Beispiel wirke mehr als Strafe. Er war strenge durch und durch, aber doch fern von willkürlichen Gewaltschritten, mannhaft bis in den Tod ²⁾. Von ihm ist das Wort: ein Kaiser müsse stehend seinen letzten Augenblick erwarten.

Das Charakteristische seiner Regierung kann man darin sehen, daß das Imperium unter ihm ein Amt geworden war, zu dessen Verwaltung aber die persönlichen Qualitäten ge-

1) Aurelius Victor, Epitome c. 10.

2) Vespasian starb am 23. Juni (IX. Cal. Jul. Suet., Vespasian c. 24) 79 u. Ae.

hörten, die er befaß. Eine Voraussetzung dabei war, daß es auf seine Erben übergehen werde, wie es dann geschah.

Wie in dem jüdischen Krieg, so hatte Vespasian auch in dem Principat seinen älteren Sohn Titus zum Nachfolger ¹⁾, welcher auch seinerseits den Grundsatz aussprach, Allem abzusagen, woran er bisher besonderes Vergnügen gefunden hatte, sowie er den Thron bestieg, und sich nur den Pflichten seines Amtes zu widmen. Er vermied die Härten seines Vaters und machte sich dessen allgemeine Gesichtspunkte zu eigen: in dem besten Vernehmen stand er mit den Senatoren, die seinen Tod wie ein ihrer Familie zugestoßenes Unglück beklagten; sie versammelten sich ungerufen in der Curie und sprachen dem Verstorbenen lebhafter ihren Dank aus, als jemals bei Lebzeiten geschehen war ²⁾. Denn schon sah man andere Zeiten kommen.

Domitian, der jüngere Sohn Vespasians, war bei dem Wechsel der Dynastie in Rom anwesend gewesen und schrieb es seiner Einwirkung auf die großen Angelegenheiten zu, daß sein Vater zum Imperium berufen worden war. Im Getümmel jener Tage aber war ihm aus dem Gedächtniß gekommen, woher denn eigentlich die Unruhen entsprungen waren, in deren Mitte sein Vater emporstieg. Er schlug eben die Wege ein, die zu denselben geführt hatten ³⁾.

Auch er hatte eine persönliche Liebhaberei für poetische Studien, wie Cajus für die Redekunst. Was schon Nero

1) Titus Flavius Vespasianus, vom Jahre 79—81 u. Ae. (832—834 d. St.).

2) Der Todestag des Titus sind die Idus des September (Sueton, Titus c. 11), der 13. September 81 u. Ae.

3) Titus Flavius Domitianus, vom Jahre 81—96 u. Ae. (834—849 d. St.).

versucht hatte, nahm er mit besserem Succesß wieder auf. Er richtete auf dem Capitol die quinquennialischen Wettstreite wieder ein, bei denen auch um den Preis in griechischer und lateinischer Prosa gerungen wurde. In purpurnem, halb griechischem Ornat, mit einer Art von Krone geschmückt, auf welcher Jupiter, Juno und Minerva prangten, präsidirte er denselben, nicht ohne die Assistenz seiner flavianischen Priesterchaft, die er nach dem Muster der augusteischen eingerichtet hatte. Es war ohne Zweifel als Schmeichelei gemeint, nimmt sich aber beinahe wie eine Satire aus, wenn Quintilian von den poetischen Arbeiten des Domitian sagt: den Göttern sei es nicht genug gewesen, ihn zum größten Poeten zu machen: denn sie hätten ihm die Regierung der Welt vorbestimmt.

Zu dem Wesentlichen der imperatorischen Macht besaß Domitian nur geringe Fähigkeiten. Nach Kriegsrhm trug er wenig Verlangen. Wenn er als Sieger erscheinen wollte und Triumph hielt, so setzte sich die Meinung fest, daß sie erdichtet und eigentlich den unbefiegten Feinden abgekauft seien. Das auf das Mühevollste eingerichtete Gleichgewicht der Finanzen mußte er nicht zu behaupten; er vergrößerte den Sold der Truppen; aber da die Einkünfte hiezu nicht hinreichten, so verminderte er ihre Zahl, obgleich sich doch an allen Grenzen längs der Donau und des Rheines Völkerbewegungen zeigten. Da man, um den Geldmangel zu ergänzen, zu dem alten System von Gewaltthaten schritt, bei dem auch die Erbschaften angetastet wurden, so trat eine allgemeine Unsicherheit des Besitzes ein, die eine Gährung, wie unter Cajus, veranlassen mußte. Noch war die Schule des Thrasea und Helvidius keineswegs vernichtet. Domitian trug kein Bedenken, jede Regung derselben mit Gewalt zu unter-

drücken. Man nennt eine Reihe ausgezeichnete Männer, die er aus der Hauptstadt verbannte. Von seinen Gewaltthaten sahen sich eben die am meisten bedroht, welche in gesellschaftlicher oder literarischer Beziehung am höchsten standen.

An sich war es nun ein Unterschied, ob ein Abkömmling des augusteischen Geschlechtes sich seiner Macht überhob oder der Sohn des Mannes, der dazu berufen worden war, den Excessen des ersteren ein Ende zu machen. Und wenn man durch die *Lex Regia* den neuen Herrscher durch einige Bestimmungen hatte beschränken wollen, so ist es auffallend, daß gerade die Cäsaren, deren Namen in der Urkunde absichtlich nicht als autoritative genannt worden waren, von Domitian nachgeahmt und copirt wurden. Bleiben wir aber nicht bei einem einzelnen Artikel stehen; die Gesammtlage war eine solche, daß der Senat, von dem augusteischen Hause wiederhergestellt und in Unterwerfung gehalten, dem flavischen Hause gegenüber von Anfang an eine selbständigere Stellung einnahm. Vespasian hatte mit ihm einen Vertrag geschlossen, sodas die Beachtung des Senats ein wesentliches Moment der Verfassung bildete. Aber Domitian übte das Recht des Schwertes so gewaltiam aus, wie einer der ersteren Cäsaren, bei denen es doch auf der aus den Bürgerkriegen überkommenen militärischen Gewalt des Siegers über die Besiegten beruhte.

Die Senatoren haben einmal den Gedanken gehabt, dem Kaiser das Recht über Leben und Tod der Senatoren zu beschränken, die ja selbst keine Kollegen seien; ein Todesurtheil sollte nur unter Theilnahme des Senats selbst verhängt werden können. Aber Domitian war weit entfernt, sich einem Widerspruch von Seiten des Senats oder einer Freisprechung aussetzen zu wollen: er bestand auf dem unbeschränkten Rechte

des Schwertes über Alle. Die Folge war, daß die Senatoren, für ihr Leben zitternd, nicht mehr zu reden wagten.

Plinius schildert einmal, wie es bei den Senatsbeschlüssen herging. Eigentliche Berathungen fanden nicht statt. Nur einige Wenige wurden gefragt, diese aber waren im Voraus über den Inhalt ihrer Antwort instruirt. Sie sprachen aus, was sie vielleicht selbst mißbilligten. Niemand hätte dagegen den Mund aufzuthun gewagt, — nicht grade aus Dienstbesessenheit, sondern aus Furcht. Sie schlossen sich der schon gegebenen Antwort an.

Die Autorität des Senats diente nur dazu, die tyrannische Gewalt des Fürsten zu verstärken, wenn man ihr folgte, oder sie herauszufordern, wenn man ihr widersprach.

So fern Domitian dem genealogischen Anspruch der Cäsaren auf die Abkunft von den Göttern stand, so erneuerte er doch die Divinität der höchsten Gewalt. Aber die Serilität des Senats war nicht mehr eine in der Lage begründete, mehr oder minder freiwillige. Die thatkräftigen Männer aus angesehenen Geschlechtern, die jetzt zur Knechtschaft unter einem Imperator von viel geringerer Herkunft, als die ihre war, verurtheilt waren, knirschten vor Wuth. Und dieser Imperator genügte der vornehmsten Amtspflicht nicht mehr, die ihm oblag: Domitian war, wie berührt, kein Kriegsmann. Aber überdies: er wußte auch das kriegerische Verdienst nicht zu schätzen. Den hochverdienten Agricola rief er aus Britannien zurück, weil er nirgends einen Mann aufkommen lassen wollte, dessen Ansehen dem seinen gefährlich werden konnte: er meinte wohl, in anderen Beziehungen verdunkelt werden zu können, nicht aber in der Kriegsführung, die das eigenste Geschäft des Imperators sei. Mit der Gewaltthätigkeit, die ohne alles Verdienst war, verband sich die

Eifersucht auf fremdes Verdienst. Agricola wurde bei seiner Ankunft in Rom mit einer frostigen Umarmung abgefertigt und hielt sich seitdem in einer Art von Verborgenheit, die ihm selbst zur Last gelegt wurde, in der ihn aber, wenn wir Tacitus glauben, geheime Nachstellungen erreichten ¹⁾. Tacitus preist seinen Schwiegervater glücklich, daß er das Schlimmste nicht habe erleben müssen: denn immer wilder sei die Gewaltsamkeit Domitians geworden. Nero hatte doch seine Augen von den blutigen Executionen abgewandt, Domitian wohnte ihnen bei. Der Ausdruck von Grausamkeit in Blick und Miene gab dem hochrothen Antlitz des Gewalthabers das Gepräge des Schreckens. Plinius versichert: wo er sich gezeigt habe, sei Jedermann zurückgewichen, eine einsame Dede habe sich in seiner Nähe gebildet.

Domitian hat einmal gesagt, daß man die Realität von Verschwörungen erst glaube, wenn sie zu ihrem Ziele gelangt seien. Aber indem er sich gegen Gefahren zu schützen vermeinte, wurde er von einer Verschwörung erreicht, die er nie geahnt hatte. Seine allervertrautesten Hausgenossen, denen die unbedingte Gewalt, die jeden Augenblick auch über ihr eigenes Leben verfügen konnte, unerträglich wurde, haben sich vereinigt, ihn umzubringen. Ein Libertus versetzte ihm den Todesstoß. Daß seine Gemahlin selbst daran Antheil gehabt, ist wenigstens nicht bewiesen. Der Oberkammerherr Parthenius leitete Alles. Doch hat er sich im Voraus ein Verständniß verschafft, das ihn für den Fall sicher stellte, wenn der gegenwärtige Herr weggeschafft sein würde. So wurde der Herrschaft des vor Kurzem emporgekommenen flavischen Hauses ein Ende gemacht (September des Jahres 96).

1) Agricola wurde im Jahre 85 abberufen und starb 93 u. Ae.

Neuntes Capitel.

Das Imperium des Marcus Ulpius Trajanus.

Jene Uebereinkunft, die man als *Lex Regia* bezeichnet, hatte ihren Zweck allerdings zum Theil erreicht. Die Continuität der höchsten Gewalt, der Umfang des Reiches waren erhalten worden, das Imperium bestand. Aber wenn jede Verfassung eines Landes auf der Tendenz beruht, eine höchste Gewalt mit einem solchen Ansehen zu schaffen, daß sie die für die Gesammtheit nothwendige Autorität zur Geltung zu bringen vermag, so steht ihr doch auch immer die andere zur Seite, das provinzielle, corporative und individuelle Leben, das in dem der Gesammtheit nicht aufgeht, in dem Bestand seiner Besonderheit zu erhalten. Diese beiden Bestrebungen stehen einander unaufhörlich gegenüber; auf der einen beruht die Macht, auf der anderen das innere Gedeihen. In dem römischen Reiche nun war die Macht des Oberhauptes aus den bürgerlichen Kriegen erwachsen und mit factischen Prärogativen ausgestattet, deren Ausübung jedes andere lebendige Dasein unmöglich machte oder doch gewaltsam niederhielt.

Man darf das römische Kaiserthum nicht als eine Staatsform ansehen, wie Monarchie, Aristokratie oder De-

monarchie nach griechischem Begriff; es ist eine, weder einer früheren noch einer späteren gleichartige Institution; wie der Name, so die Sache. Das Wort schon ist der Ausdruck der durch Kriege errungenen und durch die Gewalt des Schwertes begründeten höchsten Macht, von der Niemand leugnen kann, daß sie für die Erhaltung des öffentlichen Friedens unentbehrlich war, die aber in ihrer Verbindung einer unbedingten Autorität mit persönlichen, von einer vermeinten Divinität hergeleiteten Ansprüchen nicht für alle Zukunft bestehen konnte. Man darf die Excesse der Gewalt, die vorkommen, nicht allein aus den Eigenschaften der Individuen, welche sie besaßen, herleiten; sie entspringen aus der Natur dieser Gewalt selbst, für welche ein unmittelbar göttlicher Ursprung angenommen wurde, kraft dessen sie die allgemeine unbedingte Unterwerfung forderte. Durch Gesetze konnte sie nicht beschränkt werden: denn dazu hätte eine gesetzlich über ihr stehende Macht gehört, die es eben nicht gab. Sie konnte nicht beschränkt, sondern nur umgebildet werden. In diesen Umwandlungen liegt die spätere Geschichte des Reiches. Die erste Umbildung, welche sie erfuhr, lag darin, daß das Geschlecht, welches sie ausübte, zu Grunde ging, woraus dann folgte, daß das zweite Geschlecht, wenn es zu einem ähnlichen Verhalten sich fortreißen ließ, den Grund seines Bestehens aufhob.

Nero und Domitian sind eigentlich einer inneren Unmöglichkeit, ihre Position zu behaupten, erlegen. Nero tödtete sich, als er sich von allen Anderen verlassen sah; Domitian, der diesen Tod selbst an dem Gehülfen desselben rächte, der doch nur den Willen des Kaisers vollzogen, ist durch seine nächste Umgebung umgebracht worden.

Nun aber hatte das Kaiserthum in Folge der Umstände,

aus denen es hervorging, republikanische Institutionen, namentlich den Senat, den es beherrschte und brauchte, ohne jedoch vollkommen mit ihm einverstanden zu sein, übrig gelassen. Schon der sterbende Tiberius hatte sich zu einem erneuerten Kampfe mit dem Senat angeschickt. Bei dem Sturze Caligulas waren einige angesehenere Senatoren betheiligt, und nach dessen Tode erhob sich im Senat einen Augenblick der Gedanke, die höchste Gewalt an sich zu bringen oder doch mit dem Kaiserthum zu theilen. Bei dem Sturze Neros hat der Senat, wenn nicht geradezu die Initiative ergriffen, so doch die entscheidenden Beschlüsse gefaßt. Nach der Erhebung Vespasians war eine Art von Pakt zwischen dem Senat und dem neuen Imperator zu Stande gekommen, durch welchen man die Extreme der Gewaltthätigkeit zu vermeiden hoffte. In dieser Hinsicht war jedoch die *Lex Regia* ohne allen Erfolg geblieben. Niemals war der Gegensatz zwischen Senat und Princeps stärker gewesen, als beim Tode Domitians. Wir wissen, wie tief die Senatoren durch die Knechtschaft empört waren, welche Domitian ihnen auflegte. Schon waren einige der angesehensten Männer unbegründeten Anklagen erlegen. Die Delatoren, welche ihr Unglück veranlaßt hatten, gelangten selbst zu den wichtigsten Stellen, auch zu dem Consulat; sie wurden in die Priesterschaften aufgenommen¹⁾. Die Senatoren sahen sich mit dem Untergange bedroht, besonders wenn sie Reichthümer besaßen und wichtige Stellungen bekleideten oder solche ausgeübt hatten. Viele wurden zum Exil verdammt; manches Felseneiland wurde mit dem Blut von Verbannten

1) Tacitus, H. I, c. 2: nec minus praemia delatorum invisa quam scelera, quum alii sacerdotia et consulatus ut spolia adepti, procurationes alii et interiorem potentiam.

besleckt¹⁾. Da war nun einer der angesehensten Senatoren, Marcus Coccejus Nerva, der aus einem Geschlechte stammte, das unter Augustus und Tiberius große Dienste geleistet, und der selbst die höchsten Aemter verwaltet hatte, in ein Verständniß mit der Umgebung des Domitian getreten, durch welche dieser getödtet worden ist. Nerva war, soviel man weiß, nicht in der Verschwörung, aber dieselbe würde doch ohne ihn nicht stattgefunden haben: denn es kann kein Zweifel sein, daß er sich eventuell zur Annahme des Principats bereit erklärt und den Mördern sichernde Versprechungen gemacht hat.

Ein Augenblick trat ein, wo noch einmal Alles zweifelhaft erschien. Das Gerücht erscholl, Domitian sei seinen Mördern entronnen. Man sah Nerva blaß werden, erzittern und beinahe zusammenbrechen: denn noch war er Nichts als ein rebellischer Privatmann. Auf die Nachricht, daß Domitian wirklich umgekommen, ermannte er sich wieder. Nerva, der auf Veranstaltung des Oberkammerherrn und des mit ihm einverständenen Präfectus Prätorio Petronius Secundus zum Imperator ausgerufen worden war, begab sich in die Curie, wo er als solcher anerkannt wurde, ohne daß man von hierüber gepflogenen Berathungen Etwas vernähme. Einer der Vornehmsten soll dem Eintretenden gedankt haben, daß er in dieser gefährlichen Krisis die höchste Gewalt anzunehmen den Muth besitze²⁾. Alle sahen in dem Morde Domitians ihre eigene Errettung. Unverzüglich wurden Leitern herbeigebracht und in der Curie selbst die Bilder und Abzeichen des Verstorbenen herabgerissen. Statt der üblichen Vergötterung faßte man den an das

1) plenum exsiliis mare; infecti caedibus scopuli.

2) Aurelius Victor, Epitome c. 12.

ägyptische Alterthum erinnernden Beschluß, daß sein Name aus seinen Denkmalen ausgemeißelt und sein Gedächtniß auf immer vertilgt werden sollte.

Um Imperator zu werden, hat jedoch Nerva dem Senat, wenn der Ausdruck erlaubt ist, sogleich einen Preis für seine Anerkennung zahlen müssen: er mußte schwören, daß er keinen Senator umbringen lassen werde¹⁾. Den Tag seiner Erhebung hat man in einer capitolinischen Inschrift als den Tag gefeiert, an welchem die Freiheit wiederhergestellt worden sei²⁾.

Die ersten Schritte der neuen Regierung waren Acte heftiger Reaction. Die goldenen und silbernen Bildsäulen Domitians wurden herbeigeschafft und in Geldmünzen verwandelt. Man nahm aus seinem Nachlaß, was man vorfand, und gab es denen zurück, welchen es entrisen war. Auch neue Ackervertheilungen wurden vorgenommen; vornehmlich aber: die Delatoren, denen man die allgemeine Unsicherheit zuschrieb, wurden der öffentlichen Rache preisgegeben. Die allgemeine Aufregung, die hiedurch entstand, wurde durch eine Kundgebung der Prätorianer verdoppelt. In dem Lager derselben war man keineswegs mit dem Präfecten Petronius einverstanden. Man machte einen Unterschied: man nahm den einmal ausgerufenen Nerva zum Imperator an, aber man forderte die Bestrafung derer, die an der Ermordung Domitians theilgenommen hatten, des Parthenius selbst und des mit ihm einverständenen Petronius. Nerva weigerte sich: denn wie

1) Dio LVIII, 2: ὤμοσε δὲ καὶ ἐν τῷ συνεδρίῳ μηδένα τῶν βουλευτῶν φονεύσειν, ἐβεβαίωσέ τε τὸν ὄρκον, καίπερ ἐπιβουλευθεῖς.

2) Corp. inscr. lat. VI, 1, p. 90, nr. 472 nach der Restitution Mommsens.

könne er Leute zur Strafe ziehen, durch welche ihm der Weg zu seiner Autorität gebahnt worden sei. Aber die Prätorianer bestanden auf ihrem Ansinnen und Nerva war nicht stark genug, ihnen zu widerstehen. Die beiden Angeklagten wurden umgebracht, und der Kaiser selbst mußte dem Volke erklären, es sei ein Verdienst der Prätorianer, die Urheber des abscheulichen Attentats gezüchtigt zu haben¹⁾. Man begreift es, wenn der damalige Consul Fronto sagte, es sei schlimm, unter einem Kaiser zu stehen, der Alles verbiete, aber schlimmer noch, unter einem solchen, der Alles erlaube.

Der Senat und der neue Kaiser waren keineswegs Meister der Situation. Das Kaiserthum war überhaupt auf die militärische Macht, Legionen und Prätorianer, gegründet. Wenn schon die Prätorianer dem Kaiser ihren Willen auflegten; was ließ sich erwarten, wenn die Legionen sich demselben widersetzten? Es war Nichts dringender, als die Legionen, die bei den letzten Unruhen ihrer Macht sich sehr bewußt geworden waren, zu befriedigen, um sie vor eigenmächtigen Erklärungen zurückzuhalten. In diesem Gefühl und gleich damals wieder von einer Verschwörung bedroht, faßte Nerva den Entschluß, der ihn unsterblich gemacht hat; er stieg zu dem Capitol hinauf und ernannte, wie er sagte, zum Heile des Senats, des Volkes und zu seinem eigenen den berühmtesten und angesehensten unter den damaligen Heerführern Marcus Ulpius Trajanus zu seinem Adoptivsohne²⁾.

Trajan gehörte nicht zu seinen Freunden. Er war kein geborner Römer; er stammte aus einer, noch von dem älteren Scipio gegründeten militärischen Ansiedlung in Spanien.

1) Aurelius Victor, Epitome c. 12.

2) Ende October 97 u. Ae.

Aber die Verhältnisse forderten einen Mann, der das allgemeine Vertrauen besaß. Trajan galt als der beste Soldat seiner Zeit; er war der Mann der Legionen, mit den würdigsten persönlichen Eigenschaften ausgestattet. Dadurch erst bekam die neue Wendung der Dinge Haltbarkeit; man konnte Vertrauen auf die Zukunft fassen.

Unbedenklich darf man annehmen, daß auf Alles, was dem voranging und folgte, die bisher so oft und so gewaltjam reprimirte Partei der Philosophen und Republikaner Einwirkung ausgeübt hat. Mit der Natur der großen Hauptstadt, in der sich alle Ideen repräsentirten, hing es zusammen: daß sich jetzt und vielleicht zum ersten Male in den an der höheren Cultur Antheil nehmenden Klassen eine öffentliche Meinung bildete und zu maßgebendem Einfluß gelangte. Selbst die Ernennung Trajans hing mit demselben zusammen: denn wie oft war schon unter Domitian von der Unerträglichkeit seines Regimentes und der Möglichkeit, zu einem anderen zu gelangen, die Rede gewesen! Wir vernehmen mit zuverlässiger Gewißheit aus Tacitus, der eines intimen Gespräches, das er mit seinem Schwiegervater Agricola hatte, gedenkt, daß schon damals die Augen auf Trajan fielen, denselben, den Nerva jetzt erwählt hatte, und der allein dazu fähig schien, eine neue Aera zu inauguriren.

Von dem Umschwung, der sich vollzog, haben wir ein unvergängliches Denkmal in den historischen Schriften des Tacitus. Denn in den Historikern, namentlich in ihren politischen Anschauungen, reflectirt der Geist der Epoche, in der sie schreiben. Die taciteischen Schriften haben den Widerstreit der unbedingten Herrschaft mit den noch obwaltenden Gefühlen der republikanischen Freiheit zu ihrem vornehmsten

Gegenstand; Tacitus stellt denselben in dem Sinne der neuen Aera dar. Die Schriften des Tacitus sind wie ein zwischen den verschiedenen Epochen aufgerichteter Markstein; in dem Genuß der neuen Freiheit wird die eben vergangene Zeit mit moralischer Verwerfung geschildert und dem Abscheu preisgegeben. Gewiß läßt sich gegen die objective Gültigkeit der taciteischen Darstellung Manches einwenden, und ein großer Irrthum würde es sein, Ansichten in der allgemeinen Historie zu adoptiren, die eben nur in einer entgegengesetzten Strömung der Anschauungen wurzeln. Aber auch darin liegt eine Aufgabe, daß die Schattenseiten hervorgehoben und zur Kunde der künftigen Jahrhunderte gebracht werden. Niemals ist dies großartiger geschehen, als in den taciteischen Werken. Nochmals traten die echtrömischen, altrepublikanischen Gesinnungen auf; man erkannte das Principat an, jedoch unter dem Vorbehalt der Bedingung der individuellen Freiheit. Anschaulich und ergreifend werden die Abweichungen von der moralischen Grundlage alles Gemeinwesens, welche sich die früheren Imperatoren hatten zu Schulden kommen lassen, geschildert. Tacitus trägt die Gewaltthätigkeit der Machthaber und das Recht der Unterdrückten mit einer Wärme der Sympathie vor, die wieder Sympathie erweckt. Von diesem Gegensatz rührt die große Wirkung seiner Darstellung auf alle späteren Epochen her. Auf unmittelbare Popularität aber war es dabei nicht abgesehen. Die Sprache selbst ist von dem Gedankenreichtum angehaucht, in welchem der Autor lebt; sie ist nur für ein einsames Nachdenken recht verständlich.

Tacitus beruht zum Theil auf Seneca und knüpft an ihn an; doch ist er weit entfernt, die allgemeinen poli-

tischen, religiösen und moralischen Tendenzen Senecas und seiner Zeit zu theilen. Er glaubt an die alten Götter und hält an der Idee der römischen Weltherrschaft fest. Aber er hat vor allen classischen Autoren den Vorzug, daß er den Eigenthümlichkeiten der Nationen, mit denen die Römer kämpften, aufmerktsame Beachtung widmet. Mit seinem Absehen vor einer Alles dominirenden Gewalt im Gemeinwesen hat das einen inneren Zusammenhang. Denn wie er einmal selbst sagt: in den Formen der Civilisation wurde die Knechtschaft fortgepflanzt. Die Tugenden, die er an den Germanen rühmt, sind eben die, die er an den Römern vermißt; er stellt seinen Römern die Barbaren zum Muster auf. Doch genug hievon; die taciteischen Werke sind nicht allein Geschichtsbücher, sie sind selbst eine historische Erscheinung.

Auch die äußeren Verhältnisse des römischen Reiches haben bei der Erhebung des Trajan mitgewirkt.

Fast der vornehmste Ruhm Trajans ist es, daß er das unter Domitian zweifelhaft gewordene Uebergewicht der Römer über die benachbarten Völker wiederherstellte, wodurch dann zunächst die abge sonderte Entwicklung der beiden europäischen Hälften möglich wurde.

Senes Vorhaben des Augustus, den Weltkreis gleichsam zur See zu umfassen und Germanien zu einer römischen Provinz zu machen, war aufgegeben. Man sprach nicht mehr von der Elbe und den östlichen Gewässern. Nur davon war noch die Rede, die Position, die man inne hatte, auf eine Weise zu gestalten, daß sie sich behaupten ließ. Am Niederrhein war durch den Untergang des Civilis die Scheidung zwischen den freien Germanen am rechten Rheinufer und den

in Abhängigkeit von den Römern gerathenen am linken neu begründet worden. Die letzteren mußten sich den Römern eben in Folge ihrer Niederlage noch mehr anschließen und noch unterwürfiger werden als bisher. Der Bestand von Colonia Agrippina und die Erneuerung der anderen Castelle schloß jeden Angriff aus. Dagegen waren am Oberrhein und der oberen Donau deutsche Stämme in steten Konflikten mit den Römern, deren Ausgang Niemand absehen konnte, wenn die Grenzen nochmals überschritten wurden.

Trajan stand als Legat in Obergermanien¹⁾, als er die Nachricht von seiner Adoption durch Nerva erhielt.

Das erste Werk, das er angriff, war die Fortführung der von Moguntiacum her bereits begonnenen Grenzbefestigung, des Limes, der sich vom Odenwald nach der Wetterau hinzog und unter dem Namen Pfahlgraben eine große Wichtigkeit für die nächste und alle folgenden Epochen gehabt hat. Der eigenste Gedanke Trajans scheint es gewesen zu sein, den Limes der Rheingegenden mit dem zu vereinigen, der die Landschaften an der oberen Donau sicherte, deren Mittelpunkt Regensburg war. Man braucht diese Namen nur zu nennen: Köln, Mainz, Regensburg, um inne zu werden, welche Bedeutung diese Grenzbefestigungen für das innere Leben von Europa überhaupt gehabt haben. Aber eine Sicherung des Reiches innerhalb dieser Grenzen war doch unmöglich, solange nicht auch die mittlere und untere Donau in der Gewalt der Römer standen.

1) Die frühere Meinung, daß er sich damals in Köln befunden habe, wird durch Spartians bestimmte Versicherung (*vita Hadriani* c. 2), sowie durch eine Inschrift zu Ehren Hadrians, die man zu Athen gefunden hat (*Senzen in den Annali del istituto archeologico* 1862 p. 146. *Corp. inscr. lat.* III, 1, p. 102, nr. 550) widerlegt.

Schon zur Zeit Cäsars war dort ein ausgedehntes Reich entstanden, welches bei den Griechen als ein getisches, bei den Römern als ein daciisches erscheint und dem römischen Reiche selbst gefährlich zu werden drohte: Cäsar soll die Absicht gehabt haben, den Kampf mit demselben aufzunehmen. Seitdem war es nun aber wieder in kleinere Reiche zerfallen, von denen damals das des Decebalus am meisten bedeutete. Es hatte seinen Mittelpunkt in Siebenbürgen, von wo es sich westlich nach der Theiß, östlich nach dem Pruth und der Dniesterbiegung, südlich nach der Donau hin erstreckte; 250 geographische Meilen weit und breit. Decebalus, streitbar und oftmals siegreich, zog die Feindschaft der Römer auf sich, sodaß Trajan, der indeß durch den Tod Nervas wirklich Imperator geworden war¹⁾ und die Regierung in einem die Zeitgenossen befriedigenden Sinne begonnen hatte, den Entschluß faßte, einen großen Kriegszug gegen ihn zu unternehmen. Im Jahre 101 ging er auf zwei Brücken, bei Ujpalenko und bei Orsova, über die Donau; die beiden Heere vereinigten sich unfern des eisernen Thores, des Passes nach Siebenbürgen; vor Sarnizegethusa, der Hauptstadt des damaligen Daciens, das man nach Barhely setzt, schlug er die Feinde. Decebalus schickte hierauf eine Gesandtschaft, die aus den Vornehmsten seines Landes bestand; nachher erschien er selbst und warf sich dem Cäsar ohne Waffen zu Füßen. Er versprach, seine Eroberungen herauszugeben und

1) 27. Januar 98. Diese Zeitbestimmung folgt aus der Angabe Suetons, nach welcher Domitian am 18. September (XIV Cal. Octobres) ermordet wurde, und der Dios (LXVIII c. 4), der zufolge Nerva 1 Jahr 4 Monate 9 Tage regierte. Trajan war Imperator vom Jahre 98—117 u. Ae. (851—870 d. St.).

ferner römische Krieger und Kunstverständige nicht mehr in seinen Dienst zu nehmen ¹⁾).

Allein zwei Jahre darauf brach der Krieg wieder aus. Jetzt (104) baute Trajan eine steinerne Brücke über die Donau, von der noch einige Pfeiler in der Gegend von Kladowa in Serbien im Fluß nahe am Ufer bemerkt werden. Leider sind die Commentarien verloren, welche Trajan selbst nach Cäsars Beispiel über diesen Krieg verfaßt hatte. Auch andere Nachrichten haben wir nicht, die Abbildungen der trajanischen Säule müssen als eine historische Urkunde dienen; wenigstens erläutern sie die Schriftsteller. Dio sagt, daß viele Dacier zu Trajan übergegangen seien; so sehen wir auf der Säule eine Anzahl Dacier mit dem römischen Schwert, während andere das sichelförmige tragen.

Man überschritt jetzt die drei siebenbürgischen Pässe, das eiserne Thor, den Paß Wolka und den rothen Thurmpaß, und rückte in das Gebirge vor. Die Darstellung der Säule zeigt, daß da besonders Germanen auf Seite der Römer Antheil nahmen.

Als Decebalus Alles verloren sah, tödtete er sich selbst ²⁾. Die Säule stellt dar, wie auch die vornehmen Dacier den Ruin ihres Landes nicht überleben wollten und bei dem Feuer ihrer brennenden Häuser einander den Giftbecher zustranken.

Dacien ward nun als Provinz eingerichtet. Noch nennen die Eingeborenen die Straße, die durch die Walachei nach Siebenbürgen führt, Kalea Trajanului; und das Thor jenseit

1) 102 unserer Aera. Im Ausgange dieses oder des folgenden Jahres erhielt Trajan den Beinamen: Dacicus.

2) 106 unserer Aera.

des rothen Thurmes Quarte Romanilor. Sie sind die Nachkommen der Menschen, welche Trajan aus allen Ländern der römischen Herrschaft dahin verpflanzte.

Sarmizegethusa verwandelte sich in Ulpia Trajana ¹⁾. Es ist wohl eigentlich der letzte Kriegszug, durch welchen die Römer eine ansehnliche Provinz unterwarfen und mit römischen Colonnen besetzten, historisch deshalb von großer Wichtigkeit, weil sie damit den halbnomadischen Bewegungen in den Regionen jenseit der Donau eine feste Grenze entgegensetzten. Eben an dieser Grenze aber haben sich dann in Folge der Actionen der Eingeborenen neue Kämpfe entwickelt, welche dort militärische Einrichtungen hervorriefen, die für die Nachwelt auf beiden Seiten die wichtigsten Folgen herbeigeführt haben.

Wenden wir nun aber unseren Blick auf das Innere des römischen Reiches zurück, für welches es an historischen Documenten ebenfalls mangelt, so bietet sich uns doch ein anderes Document dar, das zugleich die Regierungsweise Trajans und die öffentliche Stimmung bezeichnet, die ihm dabei zu Hülfe kam: der Panegyricus des jüngeren Plinius.

Es ist eine Anrede, durch welche Plinius als Consul im Jahre 100 dem Kaiser im Namen des Senats seinen Dank aussprach, jedoch erst später als ein kleines Werk gearbeitet.

Wir können das Charakteristische der Regierungsweise Trajans daraus mit Sicherheit abnehmen. Den größten Werth legt Plinius darauf, daß Trajan sich nicht den

1) Aus einer bei Vahely gefundenen Inschrift (Corp. inscr. lat. III, 1, p. 232, nr. 1443) ergiebt sich, daß der legatus pro praetore Marcus Scourianus die Colonie (Colonia Dacica) gründete.

Göttern gleich stelle: er betrachte sich als ein sterblicher Mensch, der über Menschen herrsche. Bei seinem Einzuge sei er nicht auf einem Biergespann gefahren, noch wie frühere Imperatoren von Menschen getragen worden, sondern zu Fuß sei er einher geschritten, alle Anderen durch seine hohe Gestalt überragend, sodaß auch die Frauen gesehen, wer der Mann sei, dem ihre Söhne im Frieden gehorchen und im Kriege dienen sollen. Weiter hebt er dann das Verhältniß hervor, in welches sich Trajan zu dem Senat gesetzt hatte. Von anderen Fürsten seien die Senatoren von der Sella curulis her mit kalter Gleichgültigkeit begrüßt worden; Trajan habe sie mit einem Kusse bewillkommnet und sich mit einem Kusse von ihnen verabschiedet. Unter den früheren Regierungen habe der Gedanke vorgewaltet, bei dem Senat seien die in Gunst, die der Fürst hasse; er hasse die, die der Fürst liebe. Jetzt erhebe der Fürst die zu den höchsten Stellen, die der Senat ihm empfohlen habe; es herrsche ein Wettstreit zwischen Fürst und Senat zu Gunsten ausgezeichneten Männer. Die Aelteren genießen Bevorzugungen, die den Jüngeren zum Antriebe dienen. Was vom Senat gebilligt wird, gewinnt dadurch die allgemeine Beachtung. Der Fürst sieht seine Ehre darin, daß die, welche im Vergleich mit ihm zurückstehen, doch auch ihrerseits Geltung haben.

Die öffentlichen Spenden vertheile er nicht mit der Absicht an das Volk, wie manche seiner Vorgänger, die damit den Haß desselben zu beschwichtigen versucht haben, sondern aus wirklichem Wohlwollen, und so werde es auch aufgenommen. Zwischen diesen Geschenken und dem Donativ an die Truppen beobachte er das Gleichgewicht: denn alle seien Bürger.

Höchlich rühmt er die alimentaren Einrichtungen, die, von

Nerva begonnen, von Trajan in größerem Umfange ins Werk gesetzt wurden. Es waren hypothekarisch mit aller möglichen Sicherheit in den Communen angelegte Capitalien, deren Zinsen zur Erziehung junger Leute beiderlei Geschlechts verwandt werden sollten. Ein Relief stellt Italia mit ihren Kindern dar, der der Kaiser die Hände entgegenstreckt. Plinius sagt: die tausende von jungen Leuten, denen diese Stiftungen zu Gute kommen — er giebt wahrscheinlich bloß die Zahl der in Rom unterhaltenen auf 5000 an¹⁾ — werden ihr Vaterland lieben, nicht bloß, weil es ihr Vaterland ist, sondern weil es sie ernährt²⁾, sie werden das Heer und die Tribus füllen. Bei der Erwähnung der Annona gedenkt Plinius der aus der Art, wie Trajan sie einrichtete, für das ganze Reich entspringenden Vorthteile. Bei dem Handel und Wandel, Kauf und Verkauf, wie er jetzt stattfindet, habe man nirgends Hungersnoth zu befürchten. Aegypten selbst, das sich gerühmt habe, die Hauptstadt zu ernähren, sei durch die Fürsorge des Fürsten bei einer Hungersnoth, die daselbst eingetreten, gerettet worden. Der Begriff, nach welchem die Versorgung der Hauptstadt der Zweck aller Einrichtungen war, tritt hiebei zurück. Die Provinzen lernen die Vorthteile kennen, die aus der Unterwürfigkeit unter Rom für sie entspringen. Was die Natur in jeder Provinz hervorbringt, gereicht allen zu Nutzen. Unter der Verwaltung eines weisen Fürsten kommen sie einander zu Hülfe, sodaß das Reich sich selbst als ein zusammengehöriges Ganze zu begreifen anfängt.

1) Hirschfeld, Untersuchungen auf dem Gebiete der römischen Verwaltungsgeschichte I, S. 115, N. 3.

2) Panegyricus c. 28.

Mit besonderer Freude begrüßt Plinius die Vorkehrungen gegen die Delatoren, welche die Kinder gegen ihre Eltern, vor Allem auch die Sklaven gegen ihre Herren aufgewiegelt hätten. Es sei wie ein Sklavenkrieg gewesen, der von der höchsten Gewalt selbst in Gang gesetzt worden sei. Dem aber habe Trajan ein Ende gemacht. Die Sklaven haben wieder gelernt, ihren Herren zu gehorchen, was für sie selbst das Beste sei. So habe auch das Aerar aufgehört, bloß einen Tummelplatz für geraubtes Gut zu bilden. Der Fiskus gestatte, daß man mit ihm rechte. Der Fürst und der freie Bürger haben dasselbe Forum. Und so könnte es fast scheinen, als sähe Plinius in dem Imperator nur eben einen Vorsteher des Gemeinwesens, welcher sonst Anderen gleich sei. Doch ist das nicht sein Sinn. Er vindicirt demselben eine höhere Autorität, wie eine solche der gesetzlichen Macht gebühre.

Das Principat erkennt er auf seine Weise an, nicht aber die Dominatio, kraft deren der Fürst Herr und Meister im Staate sein würde, wie ein Hausherr in seinem Gehöfte. Er sagt, der Fürst habe das, was Allen gehöre; er habe ebensoviel, wie alle anderen zusammengenommen. Es kommt sogar vor, es wäre wünschenswerth, der Fürst legte über den Aufwand, den er etwa bei den Kriegen machen müsse, in aller Form Rechenschaft ab. Das ganze Reich erscheint bei Plinius als eine Einheit, in deren Mitte der Fürst zu dem allgemeinen Besten waltet — im Ganzen so, wie das einst Seneca als das Wünschenswürdige ausgesprochen hatte. Mehr als einmal geschieht der Tugend der republikanischen Zeiten Erwähnung, für welche jetzt wieder die Zeit gekommen sei. Offenbar ist es, daß wir uns hier in Vorstellungen bewegen, die einer neuen Epoche angehören. Es ist ein Schritt in der

Entwicklung des Kaiserthumes, daß die Ideen der allgemeinen, durch die Geschichte hervorgebrachten Einheit und der persönlichen Freiheit sich mit demselben ausgleichen. Nur so konnte es geschehen, daß die historische Nothwendigkeit zugleich die Fortentwicklung der Welt in einem von dem absoluten Willen freien Gebiete möglich machte. Auch der Schluß der Schrift ist bemerkenswerth. Es ist ein Gebet an Jupiter Capitolinus, der als die leitende Gottheit erscheint. Er wird angefleht, den bereits empfangenen Wohlthaten die der Perpetuität derselben hinzuzufügen, und nach einer langen Reihe von Jahren, wenn ein Nachfolger nöthig werde, möge er denjenigen bezeichnen, der auf dem Capitol adoptirt zu werden verdiene.

Mit diesen Schlußworten berührt Plinius die größte Schwierigkeit, welche bei dem Fortbestand des Reiches nothwendig eintreten mußte und wirklich eintrat.

Der kriegerische Trajan hielt es für seine Pflicht, das Ansehen des römischen Reiches auch nach einer anderen Seite hin, wo es unter Nero geschädigt worden war, wiederherzustellen.

Im Orient hatte Nero einen Arsaciden auf dem Throne von Armenien anerkannt, was dann das Uebergewicht der Parther in diesen Landstrichen herbeiführte, dem Trajan ein Ende machen zu müssen glaubte.

Ich sehe nicht, warum man es ableugnen will, daß aus dem entfernten Asien Aufforderungen an die Römer gelangt seien, um ihre Hülfe gegen den Arsacidenkönig Chosroës in Anspruch zu nehmen¹⁾. Dazu nun machte sich Trajan wahr-

1) Chosroës war der Nachfolger Pacorus II. seit 111 (Congpérier, Mémoires sur la chronologie et l'iconographie des rois Parthes Arsacides p. 134 ff. Schneiderwirth, Die Parther S. 147). Die ältere An-

scheinlich im Jahre 114 auf. Wenigstens besitzt man eine Münze von diesem Jahre, in welcher die Abreise des Augustus verherrlicht wird, und in dem folgenden finden wir Trajan mit überlegener Macht in Armenien vorrückend. Denn darin lag die erste Frage, ob Armenien von den Römern oder von den Parthern abhängen sollte.

Parthamasiris, Neffe des Chosroës und von diesem in Armenien eingesetzt, war doch nicht gemeint, seine Krone in einem Kampf auf Leben und Tod gegen die Römer zu vertheidigen; er erschien in der ersten armenischen Stadt, welche Trajan eingenommen und legte sein Diadem in dem versammelten Heereslager vor Trajan, der auf seinem Suggestus saß, nieder, in der Erwartung, dieser würde ihm dasselbe zurückgeben. Nicht so aber verstanden die Legionen die Demüthigung des Arjaeiden, sie begrüßten dieselbe als ein Zeichen völliger Unterwerfung mit militärischem Jubel. Betroffen von diesem Geschrei, aber nicht erschreckt, verlangte Parthamasiris ein Zwiegespräch mit dem Imperator, das aber zu Nichts führte: denn der Imperator konnte nichts verfügen, was das Heer mißbilligt hätte. Trajan behandelte Armenien als ein den Römern von Rechtswegen unterworfenen und nun wiedergehöriges Land¹⁾. Auch in den benachbarten Gebieten erneuerte sich nun der alte Einfluß der Römer. Der Fürst von Edessa ergab sich unter Vermittelung seines Bruders, der in der Umgebung des Imperators eine gewisse Rolle spielte; anderwärts erhoben sich die den einheimischen Fürsten zugesendeten,

nahme, daß Chosroës schon um 108 auf den Thron gekommen sei (bei Richter, Historisch-kritischer Versuch S. 126), ist irrig.

1) Ich folge der Erzählung von Dio; Fronto (p. 209 Haber) hat eine für Trajan bei weitem ungünstigere Auffassung: *Trajano caedes Parthamasiri regis supplicis haud satis excusata.*

aber nicht allein unthätig gebliebenen, sondern von diesen aus Furcht in einer Art Gefangenschaft gehaltenen römischen Truppen unter der Führung eines muthigen Centurio. Der Zug des Imperators war zugleich unaufhörliche Kriegsübung: er selbst war zu Fuß wie die Legionen: er durchwatete mit ihnen die Flüsse. Zuweilen ließ er sie durch falsche Nachrichten allarmiren, um ihre Streitfertigkeit zu erproben. Feste Orte wie Nisibis wurden mit Gewalt genommen. Mit den freilich keineswegs unzweifelhaften Berechnungen der Jahre stimmt es überein, wenn man annimmt, daß Trajan nach diesen Vorbereitungen nach Antiochia zurückging, wo er sich zu dem Unternehmen gegen Parthien selbst gerüstet hat, das entscheidend werden sollte. Der Senat hatte ihm die Titel *Optimus* und *Parthicus* votirt ¹⁾; Trajan machte kein Hehl daraus, daß ihm der erste am besten gefiel: der andere war erst noch zu verdienen. Dem setzten sich jedoch größere Schwierigkeiten entgegen, als man ahnen konnte. Mitten in den Kriegsrüstungen traf ihn zu Antiochia, wo sich alle militärischen, administrativen, mercantilen Interessen vereinigten, eines der entsetzlichsten Erdbeben, welches die alte Welt verwüstet hat. Er selbst gerieth dabei in persönliche Gefahr; die Berichte der Zeit, die auch das Kaiserthum gern mit Wundern umgeben, erzählen von einer übermenschlichen Gestalt, die den Kaiser aus den zusammenstürzenden Gemächern gerettet habe: Mit möglichster Anstrengung schritt man hierauf zu dem großen Unternehmen.

Der Imperator eroberte Seleucia und Ctesiphon ²⁾, er

1) *Optimus* im Jahre 114, *Parthicus* 115.

2) Im Sommer 116. Vergl. Dierauer: Beiträge zu einer kritischen Geschichte Trajans in den von Büdinger herausgegebenen Untersuchungen zur römischen Kaisergeschichte I, S. 172, N. 3.

nahm die Landschaft, in welcher einst Alexander den Darius Codomanus besiegt hatte, in Besitz: Schiffe, die von den Mündungen der Flüsse nach Indien abfuhren, riefen in ihm die Erinnerung an Alexander auf. Diese wurde in der Epoche überhaupt aufs lebendigste im Gedächtniß erneuert. Trajan soll gesagt haben, er würde nach Indien gehen, wenn er nur jünger wäre. Die Parther leisteten damals keinen nachhaltigen Widerstand; der goldene Stuhl der Arsaciden fiel in die Hände des römischen Imperators. Aber nun auf dem Wege Alexanders des Großen weiter vorzudringen, war schon deshalb unmöglich, weil die nächsten Provinzen keineswegs einen sicheren Rückhalt darboten. Die Parther wurden durch eine Empörung gerettet, welche in den eben eroberten Städten Seleucia und Misibis ausbrach. Auch die alten Freunde der Parther, die Juden, haben sich in diesem Augenblick nochmals erhoben, und zwar zugleich in Afrika und in Asien. Dort haben sie die Römer und Griechen, die in ihre Hände geriethen, gräßlich zu Grunde gerichtet. Und an den Grenzen selbst leisteten die Orientalen, in denen sich eigenthümliche Regungen Bahn machten, einen hartnäckigen Widerstand. Vor dem geheimnißvollen Sonnenpalast in Hatra wich Trajan, ohne etwas ausgerichtet zu haben, zurück. Es blieb dabei, was schon das Resultat der Niederlage des Crassus gewesen war: dem römischen Reiche waren dort unübersteigliche Schranken gezogen. Der tapfere Trajan selbst ward bei dem Rückzug von einer Krankheit ergriffen, der er im August 117 erlag ¹⁾.

1) Nach Dio Cassius (LXVIII, 33) regierte Trajan 19 Jahre 6 Monate 15 Tage, woraus sich als sein Todestag der 11. August 117 ergibt. Denselben Tag (tertio iduum Augusti) giebt Spartian (v. Hadr.

In den Conflitten der Zeit nicht allein, sondern für die allgemeine Entwicklung war dieser Todesfall ein großes Ereigniß. Trajan muß als der Imperator betrachtet werden, dem es am Besten gelang, die beiden großen Zweige seines Amtes gut zu verwalten. Nur sehr außerordentliche Umstände hatten es möglich gemacht.

Trajan hatte den Krieg selbst noch glücklicher geführt, als Vespasian. Er hatte die Grenzen des Reiches erweitert und zuletzt auch die Schmälerung desselben im Orient, welche unter Nero vorgefallen war, wettgemacht. Und zugleich war es ihm gelungen, auch im Inneren eine neue Aera der Gesetzlichkeit und einer mit der Monarchie vereinbarten Freiheit anzubahnen. Den Ruhm, der beste der Kaiser gewesen zu sein, verdient er bei Weitem eher, als Titus, dessen Einwirkung nur eine vorübergehende und flüchtige gewesen ist. Trajan hat die äußere Macht und innere Freiheit auf unwandelbaren Grundlagen befestigt. Da trat nun die inhaltsschwere Frage ein, ob er einen Nachfolger haben würde, der den doppelten Anforderungen auf eine ähnliche Weise, wie er, genügen würde. Schon Plinius hatte diese Frage, indem er sie erhob, gleichsam an die Götter gerichtet. Soviel sich urtheilen läßt, hat noch Trajan in seinen letzten Augenblicken seinen Nachfolger bezeichnet. Aber so nahe ihm dieser stand, so schlug er doch unverzüglich eine andere Richtung ein; er schickte sich nicht an, den Krieg fortzusetzen, sondern den Frieden wiederherzustellen.

c. 4) als den Tag an, den Hadrian als den ersten seines Imperiums (natalis imperii) betrachtete.

Behntes Capitel.

Zeiten des äußeren Friedens und inneren Gedeihens.

Von den römischen Eroberungen war keine in so enge Beziehungen zu der Hauptstadt getreten, als die pyrenäische Halbinsel. Sie war eher römisch, als das obere Italien, und das selbst entschiedener, als das untere, in welchem die Griechen allezeit einen besonderen Bestandtheil bildeten. Aus den in Corduba angesiedelten vornehmen Römern entsprang Seneca, der erste Römer, der eine eigenthümliche Weltanschauung in die griechisch-römische Philosophie brachte. Noch entscheidender vielleicht war Italica, welches Scipio aus den Veteranen seines Heeres gebildet hatte, wo dann — man kann daran nicht zweifeln — die Erinnerungen an die altrömische Tapferkeit und der geistige Schwung, den ihr Scipio eingehaucht hatte, fortwirkten; von da stammte der größte Kriegsmann dieses Jahrhunderts. Das mag wohl damit zusammenhängen, daß sich in Colonien überhaupt der Geist freier von den engen Beziehungen des Herkommens zu entwickeln vermag, ohne doch die eingeborene Eigenthümlichkeit zu verlieren, wie man im Alterthum an einigen griechischen Colonien — z. B. Syrakus — bemerkt und in neueren Zeiten in Amerika erlebt hat.

In Rom nimmt man eine eigenthümliche literarische Rückwirkung schon damals auch von Afrika her wahr, wo sich Autoren ersten Ranges und große Juristen hervorthaten, wie sich einige Zeit später gallische Culturelemente und eine militärische Ausbildung von der größten Bedeutung für die Welt in Syrien unterscheiden lassen. Alles wirkte auf die Capitale zurück. Entfernen wir uns aber nicht aus den Zeiten, in denen wir stehen.

Corduba war die älteste aus Römern und vornehmen Provinzialen zusammengesetzte Colonie, die, soviel man sieht, keine militärische Besatzung hatte; die epigraphischen Denkmale, die von derselben übrig sind, beweisen aber ein ausgebildetes municipales Leben¹⁾. Der Sitz des Legaten der Region war Italica²⁾. Noch in dem sechzehnten Jahrhundert trugen die Ruinen den Namen La Talca.

In den Inschriften von Italica finden sich zuweilen die Ulpier, von denen Trajan abstammte, häufiger die Aelier³⁾, aus denen Hadrian hervorging. Dieser Name selbst erinnert an den Ursprung aus Italien, indem sich das Geschlecht von einem Stammvater herleitete, der aus Hadria in Picenum gebürtig gewesen sei. Die beiden Familien waren auf das Engste verbunden; eine Waterichwester Trajans war mit einem Aelier vermählt, dessen Enkel Publius Aelius Hadrianus war.

Der Vater Hadrians war früh gestorben; dieser selbst war in Rom aufgezogen worden, dann aber wiederum

1) Vergl. Hübner: Corp. Inscr. II, p. 145 ff.

2) Hübner a. a. O. p. 307 und die Inschriften nr. 1225—27.

3) Ulpier Corp. Inscr. II. nr. 1157. 1158, Aelier nr. 1130. 1138. 1139.

zu seiner Mutter nach Gades zurückgekehrt. Dort ergab sich der junge Mensch, der vom ersten Augenblick an die mannichfaltigsten Fähigkeiten an den Tag legte, dem Vergnügen der Jagd. Trajan wollte ihn nicht dabei verkommen lassen: er beschied ihn zu sich und behandelte ihn als seinen Sohn. Durch seine Gemahlin Sabina trat der junge Hadrian in eine noch engere Verbindung mit der Familie der Ulpier: sie war die Enkelin einer Schwester Trajans¹⁾. Trajan war wenigstens nicht dawider. Hadrian wurde hierauf noch mehr in die Dienste des Kaisers gezogen: er hat die Reden desselben im Senat vorgelesen; dabei geschah ihm aber, daß er durch seinen provinziellen Dialect unangenehm auffiel, worauf er sich befließ, diesen Fehler abzulegen. Er folgte dem Kaiser in seine Feldzüge und verfehlte nicht, dabei auch die Enthaltbarkeit und Strenge desselben nachzuahmen. Er erwarb in Bezug auf den Dienst im Lager einen guten militärischen Namen. Der Kaiser hatte ihm wohl einen Diamanten geschenkt, der ihm selbst vom Senat verehrt worden war. Daß er ihn nun aber auch für den besten Oberanführer gehalten hätte, läßt sich nicht nachweisen. Mehrere Andere werden genannt, wie Palma, Celsus, Quietus, die ihn in der Heerführung übertrafen. Auch keinen von diesen erkannte Trajan: denn wer überläßt nicht am liebsten die Zukunft ihr selber? Erst in den letzten Augenblicken seines Lebens, unter der Einwirkung seiner Gemahlin Plotina, ist die Adoption Hadrians geschehen, wenn sie überhaupt geschehen ist. Die syrischen Legionen, an

1) Spartian, v. Hadr. c. 2: nepte per sororem Trajani uxore accepta. Die Belege aus Inschriften und Münzen über die Abstammung der Sabina sind in den von Büdinger herausgegebenen Untersuchungen über die römische Kaisergeschichte, I, S. 49, zusammengestellt.

deren Spitze Hadrian stand, begrüßten ihn als Imperator¹⁾; er wies das nicht zurück — weil ja das Reich einen Imperator haben müsse; dann aber entschuldigte er sich darüber beim Senat — denn anders sei es in einem gefährlichen Moment des Krieges nicht möglich gewesen. Erwägt man seine Lage, so konnte sie ihn nicht zur Fortsetzung des Krieges animiren. Denn was hätte wohl daraus erfolgen können, als daß er von den größeren militärischen Talenten anderer Heerführer in Schatten gestellt worden wäre? Und überdies: die Absichten Trajans waren zu weit ausgreifend gewesen, als daß sie von einem Anderen hätten aufgenommen werden können.

Hadrian begann seine Regierung mit einem Entschluß, in dem sich seine geistige Selbständigkeit manifestirte. Er hielt für nothwendig, die Grenzen im Orient zu pacificiren, was ohne einen Rückgang in dem soeben erworbenen Uebergewicht der Römer nicht möglich war. Um die Parther zu befriedigen, hatte Trajan einen nationalen König aufgestellt, dem sie aber den Gehorsam versagten²⁾. Hadrian willigte in die Absetzung des Schütlings der Römer durch die Parther, zufrieden damit, daß dieser von einigen kleinen Völkerschaften anerkannt wurde. Auch durch andere Nachgiebigkeiten hat er sich der Freundschaft der Parther zu versichern gewußt. Er zog die römischen Truppen an den Euphrat zurück. Aus einem Schriftsteller, der eben hier aus den eigenen Aufzeichnungen Hadrians geschöpft haben

1) Hadrian, der als Augustus Trajanus Hadrianus genannt wird, 117—138 u. Ae. (870—891 d. St.).

2) Die Münzen des Chosroes führen bis zu dem Jahre 127 herab, wodurch die Annahme Richters (S. 130), daß er spätestens 121 u. Ae. gestorben sei, widerlegt wird; nach Longpérier (a. a. D. p. 143 ff.) hat er bis zum Jahre 162 u. Ae. regiert.

wird, Aelius Spartianus, entnehmen wir sein Motiv, welches darin bestand, daß an vielen Stellen des Reiches, namentlich in Judäa und Aegypten, Empörungen ausgebrochen und die Nachbarn an den von Trajan erweiterten Grenzen allenthalben in Bewegung waren. Hadrian säumte nicht, das sich unaufhörlich regende Judenthum zu unterdrücken; an die Stelle des Jehovahtempels trat die römische Aelia Capitolina. Das System Hadrians war nun, mit den benachbarten Fürsten freundschaftliche Verhältnisse einzugehen, wie mit den Iberern und Albanern im Orient, an der Grenze von Mösien mit den Roxolanen, denen er die Zahlungen, welche sie nach dem Herkommen forderten, unverkürzt weiter leistete, und mit den germanischen Stämmen, unter denen er angesehenere Oberhäupter zu Königen ernannte. Doch geschah das nicht ohne Verstärkung und Uebung der an den Grenzen lagernden Legionen, mit denen der Kaiser auch nachmals, wenn er sie besuchte, alle Beschwerden und ihre frugale ländliche Kost theilte, indem er so zugleich die Magazine und die Provinzialkassen in guter Ordnung hielt. Er duldete keine zu alten, wollte aber auch keine zu jungen Soldaten. Zu den Befehlshaberstellen nahm er Männer im Vollbart, erfahren, aber noch kräftig, die sein Vertrauen besaßen, ohne daß er sich viel darum gekümmert hätte, ob sie beliebt waren oder nicht. An dem Limes zwischen Rhein und Donau traf er so gute Anstalten, daß das Land vor plötzlichen Einfällen gesichert wurde. So gab er auch dem britannischen Wall eine haltbare Erweiterung und Befestigung. Dieser bildete eine zusammenhängende Reihe von Wällen, Gräben, Thürmen und Castellen zu Schuß und Truß von Meer zu Meer, deren Ruinen man dort mit Bewunderung wahrnimmt. Appian ver-

sichert, man habe nicht weitergehen wollen, weil das Land Nichts einbringen würde. Der Limes sprang nun von Nordbritannien an den Niederrhein über, erreichte dann bei den alten Castellen des Drusus jenen Sinus Imperii, dessen Grenze in Germanien der Pfahlgraben ist, und der sich dann längs der Donau fortsetzte. Durch eine doppelte Befestigung, die der britannischen ähnlich war, wurden Mösien und die untere Donau geschützt. An dem schwarzen Meere hielten die bosporanischen Könige, die im Clientelverhältniß zu den römischen Kaisern standen, die Wacht. An den asiatischen Küsten erhob sich Trapezunt zu einer großen Metropole des Handels und der Cultur; es war mit einem wohlbefestigten Hafen versehen. Die Binnenbefestigung in Asien wurde durch Bündnisse mit den benachbarten Völkern gesichert; zuweilen erscheinen die Könige der Iberer in Rom ¹⁾. Für den Besitz Vorderasiens war es von größter Wichtigkeit, daß Armenien in Abhängigkeit von den Römern erhalten wurde, was man dadurch erreichte, daß man es einem König von arfacidischem Stamme anvertraute. In Mesopotamien wurden die alten griechischen Ansiedlungen durch römische Einzöglinge verstärkt. Ueberall finden wir römische Legionen. Im oberen Mesopotamien erhielt sich das aus syriisch-griechischen Elementen erwachsene mirobarbarische, kleine Reich der Abgare von Edeffa, die soeben durch ihr Schwanken zwischen Parthern und Römern sich das schwerste Schicksal zugezogen hatten. Der Euphrat bildete unter Hadrian im Osten die Grenze des römischen Reiches. Seleucia und Ctesiphon waren noch zwischen den beiden Welten, der orientalischen und occidentalischen streitig. Palmhyrene wurde von Hadrian mit der Pro-

1) Wie Bharasmanes unter Antoninus Pius (Dio LXVIII, 15).

vinz Syrien vereinigt¹⁾. Das System beruhte darauf, daß die Beschränkungen doch nicht erzwungen, sondern mit einer Ueberlegenheit der römischen Waffen verbunden waren. Wir vernehmen, daß die Anträge mancher benachbarten Völkerschaften sich den Römern anzuschließen, von diesen abgelehnt; andere aber, welche in das römische Gebiet feindlich einzudringen die Begierde hatten, durch den Anblick der militärischen Tüchtigkeit der ihnen gegenüber lagernden Legionen abgeschreckt worden seien.

Von diesen unbefiegbaren Bollwerken umgeben, durch das atlantische Meer und durch die afrikaniſche Wüste gesichert, genoß nun das römische Reich eines Friedens, in welchem für den Fortschritt einer ruhigen Entwicklung Raum gemacht wurde. Sobald als möglich eilte Hadrian nach Rom, wo er mit einem Triumph begann, wohlverstanden jedoch im Namen Trajans, nicht in seinem²⁾. Er bewirkte, daß das Andenken Trajans die herkömmliche Sanction erhielt, und wurde alsdann als Imperator begrüßt. Man darf das nicht unbemerkt lassen, weil darin doch wieder eine Rückkehr zu einem die Nachfolge bestimmenden Familienverhältniß lag, das sich dann auch weiter fortgesetzt hat. Nach Ereignissen, welche einen Umsturz der bestehenden Gewalt, wie beim Untergang der Claudier und Flavier herbeiführten, sind immer wieder Successionen eingetreten, die eine Zeit lang vorgehalten haben. Doch ist der erste Eintritt Hadrians nicht ohne Gewaltthaten geschehen. Als seine wirksamsten Gehülfen dabei werden die beiden Präfecti Prætorio Attianus, ebenfalls einst sein

1) Als römisches Gebiet erscheint es dann auch bei Ptolemäus. (Mannert, Geographie der Griechen und Römer VI, 1, S. 538.)

2) 118 unserer Aera.

Vormund, und Sulpicius Similis genannt; mit deren Unterstützung habe er sich der vornehmsten seiner Nebenbuhler, die ihn, sei es bei einer Jagd oder bei einem Opfer hätten umbringen wollen, entledigt: es waren Cornelius Palma und Publius Celsus, die schon vorher nach der höchsten Gewalt getrachtet hatten, und Nigrinus, den er selbst zu seinem Nachfolger bestimmt hatte. Hadrian hat behauptet, sie seien eigentlich gegen seinen Willen auf Befehl des Senats umgebracht worden¹⁾. Auch er erwies dem Senat die Rücksicht, deren sich derselbe unter Trajan erfreute. Für einen durch die Legionen erhobenen Imperator hat es doch eine große Bedeutung, daß er den Schwur Nervas erneuerte, gegen keinen der Senatoren das Recht des Schwertes geltend zu machen. Erhebung in den Senat erklärte er für die höchste Ehre, die er überhaupt erweisen könne. Nie versäumte er eine Sitzung des Senats, wenn er sich in der Nähe befand. Die, welche ihn besuchten, empfing er mit der Ehrerbietung, die sie in Anspruch nahmen. Die Ritter zog er hervor und beschäftigte die, die dessen bedurften, in seinem Dienst. Er nahm sie in das Consilium von Senatoren und Rechtsgelehrten²⁾ auf, welches bei der Berathung schwieriger Rechtsfälle ihm zur Seite stand und jetzt erst eine feste Gestalt erhielt³⁾. In der Verwaltung übertrug er ihnen einige der wichtigsten Aemter, die bisher in den Händen von vertrauten Freigelassenen gewesen waren. Doch wollte er den Rittern keinen Antheil an den gerichtlichen Verurtheilungen der Senatoren gestatten. Das Volk von

1) Spartian, v. Hadr. c. 7.

2) Spartian, c. 8: erat mos, ut cum princeps causas cognosceret et senatores et equites Romanos in consilium vocaret.

3) Mommsen, Römisches Staatsrecht II, 2, S. 948 ff. Geib, Geschichte des römischen Criminalprocesses S. 420 ff.

Rom mußte er durch eine Freigebigkeit, welche mit der der julisch-claudischen Cäsaren wetteifern konnte, zu befriedigen. Was unter Nerva und Trajan begonnen: die Herstellung des Gleichgewichts zwischen beiden Gewalten, bestand auch fortan. Für die allgemeine Regierung hielt Hadrian den Grundsatz fest, daß die Fehler seiner Vorgänger hauptsächlich daraus entsprungen seien, daß sie ihren Freigelassenen zu viel Spielraum gelassen hätten¹⁾. Sueton, der Geheimschreiber Hadrians, hat in seinen Lebensbeschreibungen der vorangegangenen Kaiser diesem Gesichtspunkt einen besonders durchgreifenden Ausdruck gegeben.

Für Hadrian hatte das die Folge, daß er der Organisation des Reiches eine neue, von der Hofhaltung unabhängigere Gestalt gab, die seinen Nachfolgern zum Muster gedient hat. Allgemein verrufen sind die Unordnungen, welche durch die Rückstände bei der Steuerzahlung eingerissen waren. Hadrian hat dieselben mit Einem Schlage für ungültig erklärt²⁾ und für die Folgezeit eine alle fünfzehn Jahre wiederkehrende Revision der Steuerreste und des gesammten Steuerwesens angeordnet; eine Einrichtung, auf die sich die späteren Indictionen zu begründen scheinen.

Genug, indem Hadrian in der politischen Richtung, welche bei dem Tode Domitians hervorgetreten war, weiter fortschritt, den Ansprüchen der senatorischen Geschlechter

1) Spartian, Hadrian c. 21 in.

2) Die Maßregel wird außer von Schriftstellern auch auf einer freilich nur in einer Abschrift erhaltenen Inscription vom Jahre 118 (Corp. inscr. lat. VI, 1. p. 117, nr. 967) und auf einer Münze (Echel, *Doctrina nummorum* vol. VI, 478) erwähnt. Champagny, *Les Antonins II*, S. 17, N. 1 berechnet die erlassenen Rückstände auf 228 Millionen Francs.

Rechnung trug und den persönlichen Rückwirkungen der Hofhaltung Einhalt that, hielt er doch an der berechtigten Pflicht der Imperatoren fest, den allgemeinen Interessen zu dienen. Wir werden sogleich des Antheils gedenken, den er an der Gründung einer festen Rechtspflege hat. Hier werde noch zweier anderer Anordnungen gedacht, die ihn unvergeßlich machen. Er verfolgte die Menschenopfer, die man noch hie und da in punischer Weise vollzog. Und zugleich machte er dem Mißbrauche, daß das Leben des Sklaven von dem guten Willen des Herrn abhing, ein Ende; er verbot den Herren, ihre Sklaven umzubringen¹⁾. Dadurch zuerst kamen die Sklaven in eine unmittelbare Beziehung zu dem Staate und zu dem Rechte. Hängt aber nicht das Eine mit dem Andern genau zusammen? Es liegt eine Idee angeborener Menschenrechte hiebei zu Grunde, die sich allmählich Bahn bricht.

Hadrian scheint es ganz gefühlt zu haben, was es hieß, der erste Mann unter alle den Bevölkerungen zu sein, die das Mittelmeer umgaben, und welche die Cultur der Menschheit in sich schlossen.

Er hat sein Reich unaufhörlich durchzogen. Er hat den Aetna und den Mons Casius bestiegen, um sich an dem Anblicke des Sonnenaufgangs zu weiden. Er hat seinen Namen auf der Memnonssäule in Aegypten eingraben lassen. An dem Eise der Donau und in der Gluth der afrikanischen Sonne ist er mit unbedecktem Haupt einhergegangen. Allenthalben hat er die Denkmale der Kunst in Augenschein genommen. Doch war das nicht etwa sein einziger Zweck.

1) Spartian, Hadrian c. 16.

Aus einem Privatbriefe, der von ihm übrig ist¹⁾, ersieht man, daß er nicht allein das alte Aegypten aufsuchte, sondern das damals gegenwärtige in Augenchein nahm. Von der beweglichen Stimmung der Einwohner war er nicht erbaut. Die Betriebsamkeit der Alexandriner schildert er mit einer gewissen Ironie. Er hat dieser Stadt aber einige Privilegien gewährt und nicht ohne Befriedigung erwähnt er den Dank, der ihm dafür zu Theil geworden sei. Die Villa unsern Rom, auf der Hadrian die letzten Jahre verlebte, bildete, wenn wir so sagen dürfen, eine Centralhalle für die bedeutendsten Denkmale, an denen Hadrian sich auf seiner Reise erfreut hatte, besonders aus Athen. Tibur war vielleicht die schönste Kunstschöpfung oder wenigstens die reichste; alle Museen Europas sind aus den Ruinen derselben mit Bildsäulen versehen worden.

Wir haben ein Denkmal dieser Zeiten übrig; Jedermann kennt es; es ist das Mausoleum Hadrians, welches freilich später ganz anderen Zwecken gedient hat.

In unmittelbarer Nähe des Flusses, welcher nun einmal der Mittelpunkt der Welt geworden war, erhob sich auf einer mit parischem Marmor bekleideten viereckigen Basis ein Rundbau von colossalen Dimensionen. Wie in den Pyramiden der ägyptischen Könige, entdeckt man auch in jenem ursprünglichen Grundbau Grabkammern für Urnen und für Sarkophage. Dem Baumeister schwebten aber nicht allein ägyptische, sondern auch die altrömischen Denkmale vor.

Wenn von den früheren Imperatoren einer ein Redner, ein anderer ein Musiker, ein dritter ein Dichter gewesen war,

1) Aus einer Schrift Phlegon's, des gelehrten Freigelassenen Hadrians, mitgetheilt von Vopiscus, vita Saturn. c. 8.

so war Hadrian in allen Wissenschaften und in allen Künsten bewandert. Er war recht ein Mann der allgemeinen Cultur, die niemals weiter verbreitet oder den Menschen wichtiger erschienen ist, als damals.

Man darf sich das römische Reich im zweiten Jahrhundert nicht als ein durchaus von Rom abhängiges Gemeinwesen denken. Denn überall im Umkreis desselben bestanden die alten landschaftlichen Cantone, vor Allem in Griechenland und Vorderasien. Hier blühten die philosophischen Schulen, aber noch mehr die Sophistik, d. i. die öffentliche Rede als Kunstübung betrachtet. Man wird in deren Beurtheilung nicht zu hart sein dürfen. Die Redekunst hatte ihren vornehmsten politischen Zweck verloren. Nur in den Gerichtsverhandlungen, namentlich in denen, die vor dem Kaiser stattfanden, war sie nicht ohne Werth. Aber auch abgesehen von einem unmittelbaren Zweck gewährte sie dem griechischen Geiste eine seiner Natur analoge Beschäftigung, selbst als sie Deklamation geworden war und Gegenstände mehr des allgemeinen Wissens aus der Geschichte der alten Republik behandelte. Der Scharfsinn, mit dem Alles erwogen wurde, und die Form des Vortrags erregten die Aufmerksamkeit der gebildeten Menge. In Rom selbst fanden die Redekünstler eben unter Hadrian Eingang und Beifall. Hadrian hat wohl einen derselben, den namhaftesten von allen, Herodes Atticus, zu den höchsten Ehren erhoben, einen anderen, Polemon, mit reichen Geschenken bedacht, einem dritten große Räumlichkeiten zu seinen rednerischen Leistungen eröffnet. Die Sophisten waren Schauspieler, aber ihre Vorträge beschäftigten die Zuhörer mit Gedanken und Erinnerungen, die etwas Ideales in sich trugen.

Im zweiten Jahrhundert finden wir rhetorisch-grammatische Schulen, für beide Sprachen bestimmt, in den großen Städten Galliens. Die Einrichtung besoldeter Lehrstühle in den vornehmsten Städten des Reiches, die Hadrian, wenn nicht zuerst, so doch systematischer als seine Vorgänger durchführte, hat zur Erhaltung der literarischen Cultur in dieser Epoche und zur Fortpflanzung derselben in eine spätere vorwiegend beigetragen. Wenn man erzählt hat, er habe sich gegen die Gelehrten und Künstler, die er um sich sammelte, doch nicht immer unparteiisch erwiesen, einen mißfälligen Widerspruch sogar auf das Härteste bestraft, so verräth das eine rücksichtslose, herrische Natur, aber sein Verdienst kann es an sich nicht schmälern.

Für Hadrian walteten nun, wenn er zu einer Adoption schreiten wollte, — auch er hatte keinen Sohn —, nicht dieselben Schwierigkeiten ob, wie für Trajan; denn eines bewährten Kriegsmannes bedurfte er nicht. Dennoch waren mit diesem letzten Act seiner Regierung ähnliche Gewaltthaten verknüpft, wie mit dem Anfang. Hadrian konnte nichts weniger ausstehen, als wenn Jemand die Succession im Imperium, zu dessen sicherem Besiz es damals wünschenswerth erschien, daß kein bestimmter Nachfolger im Voraus anerkannt war, in Anspruch nahm. Die ziemlich durchsichtigen Andeutungen einer solchen Prätension, welche sein Schwager Servianus für seinen Enkel, nicht für sich selber — denn er zählte schon neunzig Jahre — sich erlaubt hatte, veranlaßten den Cäsar, beide, Großvater und Enkel, zugleich hinrichten zu lassen. Vor seinem Tode bezeugte Servianus vor den Göttern, denen er Weihrauch anzündete, seine Unschuld und flehte sie zugleich an, daß Hadrian, wenn er zu sterben wünsche, nicht

sterben könne: eine Erzählung, die damit zusammenhängt, daß Hadrian in eine unheilbare Krankheit fiel, von der er durch den Tod befreit zu werden auf das Ernstlichste herbeisehnte. Er forderte seine Sklaven auf, ihn umzubringen, und seinen Arzt, ihm Gift zu geben. Niemand aber hätte es wagen dürfen, der geheiligten Person des Cäsar ein Leid anzuthun; denn nach seinem Tod standen ihm göttliche Ehren bevor. Hadrian rief zähneknirschend aus: Andere könne er tödten, aber nicht sich selber.

Statt des Schwagers hatte er sich den Lucius Cejonius Verus zum Nachfolger ausersehen¹⁾, gleich als wolle er das Unrecht wieder gut machen, das er einst an Nigrinus, seinem gefährlichsten Nebenbuhler, begangen hatte; denn dessen Schwiegersohn war der Erwählte. Hadrian sparte keine Kosten, die Anerkennung dieser Adoption bei Volk und Senat durchzusetzen. Cejonius, dem er bereits den Namen Aelius gegeben hatte, starb aber noch vor ihm²⁾. Hierauf nun wandte Hadrian sein Augenmerk auf Titus Aurelius Antoninus, der aus einer römischen Colonie stammte, wie Hadrian, dem an der Straße nach Spanien gelegenen gallischen Nemausus. Er gehörte der ursprünglich sabinischen, mit sacralen Vorrechten ausgestatteten Familie der Aurelier an. Antonin hatte sich nicht im Krieg, wozu keine Gelegenheit war, aber in der Verwaltung einen guten Namen gemacht und überhaupt den Ruf eines moralisch vortrefflichen und zu den Geschäften tauglichen Mannes erworben. Hadrian soll ihn den Sena-

1) Zu seinem vollständigen Namen gehört noch: Aurelius (Spartian, v. Aelii Veri c. 2). Im Jahre 137 ist ihm den Inscriptionen zufolge (bei Drelli p. 197 ff., nr. 827. 829) die tribunicische Gewalt verliehen worden. Nach der Adoption führte er den Namen Lucius Aelius Cäsar.

2) 1. Januar 138 unserer Aera (Spartian, v. Aelii Veri c. 4. fin.).

toren mit der Reflexion empfohlen haben, daß es zweierlei Söhne gebe, solche, welche man der Natur oder, wie er sagt, dem Dämonion verdanke, die dann leicht mit allerlei unliebsamen Fehlern behaftet sein könnten, und solche, die man sich selbst nach ihrem Verdienst und ihren Eigenschaften aussuche. Einen Mann dieser Art erblickte er in Antoninus¹⁾. Hadrian legte ihm die Pflicht auf, zwei Männer zu adoptiren, durch die er gleichsam auf seine erste Adoption zurückkam; der eine war der Sohn des Cejonius, Aelius Verus²⁾, und der andere Marcus Annius, welcher durch Adoption den Namen Aurelius Antoninus empfing³⁾; es ist der so berühmt gewordene Marc Aurel.

Hadrian fügte also seinen übrigen Verdiensten auch das hinzu, daß er dem Gemeinwesen die beiden durch ihre Tugenden berühmtesten Kaiser, Antoninus Pius und Marc Aurel, verschaffte. Nicht minder hoch darf man anschlagen, daß beide Senatoren waren und ihr Ansehen dem guten Verhältniß verdankten, das zwischen dem Imperator und dem Senat überhaupt bestand. Von dem Großvater Antonius wird

1) Sein vollständiger Name ist Titus Aurelius Fulvus Bojonius Arrius Antoninus; nach der Adoption, die am 25. Februar (Julius Capit. v. Ant. Pii c. 4) 138 u. Ae. stattfand, führt er den Namen Titus Aelius Cäsar Antoninus; als Augustus von 138—161 u. Ae. (891—914 d. St.) Titus Aelius Hadrianus Antoninus Pius (auf Münzen und Inschriften). Vergl. Untersuchungen zur Römischen Kaisergeschichte, herausgegeben von Bübinger II, S. 296 ff.

2) Capitolin (v. c. 1) nennt ihn Lucius Cejonius Aelius Commodus Verus Antoninus, indem er hinzufügt: ex Hadriani voluntate Aelius appellatus, ex Antonini conjunctione Verus et Antoninus.

3) Als Cäsar heißt er auf einer Inscription: Marcus Aelius Aurelius Verus (Wilman's, Exempla I, nr. 947). Die Gemahlin des Antoninus Pius, Galeria Faustina, war die Schwester des Vaters von Marc Aurel, also dessen Tante.

erzählt, er habe Nerva bedauert, als derselbe das Imperium annahm: der Enkel that es nun selbst, aber unter glücklicheren Umständen. Das Reich befand sich in vollkommenem Frieden; er bedurfte keines Gehülfen, wie Nerva: nirgends war ein Widerstand zu befürchten; Antonin konnte seine friedliche Autorität in vollem Umfang ausüben. Er war der erste Imperator, der aus dem Senat unmittelbar hervorging. Bald nach vollzogener Adoption ist Hadrian gestorben (am 10. Juli des Jahres 138 u. Ae. ¹⁾); Antonin verdiente sich den Beinamen Pius hauptsächlich dadurch, daß er dem Widerstand zum Trotz, der sich im Senat regte, dem Adoptivvater göttliche Ehren decretirte. Man erzählt: der Senat habe gezögert, die Acta Hadriani im Allgemeinen zu bestätigen; Antonin habe darauf erwidert, er könne dann nicht Princeps sein: denn seine Adoption gehöre zu den Acta Hadriani.

Antonin war eine von Hadrian durchaus verschiedene Natur, weit entfernt von dessen heftigem, rücksichtslosem Wesen. Er besaß jene freundliche Milde, welche die Herzen gewinnt. Er war nüchtern und fleißig, unter Anderem auch beim Landbau, ohne jedoch einen Ehrgeiz darin zu suchen. In allen häuslichen Verhältnissen hat er sich musterhaft betragen; auch durch die Fehler seiner Frau ließ er sich darin nicht beirren. Dieser selbst sagte er: indem er die Regierung übernehme, gewinne er doch Nichts für sich selbst dabei; vielmehr müsse, was sein Eigen gewesen, jetzt der Republik zu gute kommen. Schon bisher war er an der Regierung wesentlich betheilig gewesen. Man bemerkte, daß er bei den Berathschlagungen, die

1) Die Bestimmung seines Todestages beruht auf der Angabe Eutrops über die Dauer seines Imperiums: 21 Jahre 10 Monate 11 Tage (VIII, c. 7) und der Spartians (v. Hadr. c. 1 und 26) und Dios (LXIX, 23) über seine Lebenszeit.

dann vorkamen, immer für die mildere Meinung gestimmt habe. Von seinem Proconsulat in Asien, einem Amte, das leicht zu Eigenmächtigkeiten und Bereicherungsgelüsten Anlaß gab, war das allgemeine Urtheil, er habe es nicht allein mit Würde, sondern mit einer gewissen Heiligkeit verwaltet. Nachdem er jetzt der Nachfolger Hadrians geworden, beließ er alle, die dieser mit höheren Aemtern bedacht hatte, in denselben. Er hat, worin ihm Tiberius vorangegangen war, die Vorsteher der Provinzen sieben, selbst neun Jahre lang in ihrem Amte gelassen. In den Staat, der erst von den republikanischen Parteien und dann von der Gunst oder Ungunst der Kaiser und ihrer Liberti in steter Gährung erhalten worden, kam dadurch endlich die Stabilität einer wirklichen Monarchie. Wie Hadrian, so war auch Antonin streng gegen seine Freigelassenen und Hausgenossen. Er erwies jedem Senator die Ehre, die er selbst in Anspruch genommen hatte, als er Senator war. Es kam nun wirklich dahin, daß unter dieser Regierung kein Senator hingerichtet wurde. Einen, dem ein todeswürdiges Verbrechen nachgewiesen wurde, hat der Senat selbst auf eine Insel verwiesen. Seine Procuratoren hielt Antonin in strenger Zucht, indem er ohne Schwierigkeit die anhörte, welche sich über dieselben beklagten. Wir erinnern uns, wie hoch man es dem Trajan anschlug, daß er Beschwerden gegen seinen Fiscus annahm. Es war der Weg, den Trajan gebahnt und Hadrian innegehalten hatte, dem auch Antonin folgte.

Dabei aber vermied Antonin doch Manches, was man Hadrian zur Last gelegt hatte. Es war neidlos gegen Talent und Wissenschaft: allen denen, welchen eine spezifische Wissenschaft beiwohnte, gab er gerne nach, namentlich denen, welche die Kunde der Gesetze besaßen. Die Anstellungen in den

rhetorischen Lehranstalten der Hauptstädte des Reiches gewannen größere Festigkeit. Alle die philosophischen Schulen, welche damals blühten, hatten ihre Lehrer: wir lesen bei Lucian, wie hoch diese Stellungen angeschlagen wurden, wie man sich darum stritt und beneidete. Antonin hielt darüber, daß ein jeder seines Amtes wartete; Niemand sollte eine Besoldung beziehen, ohne einen Dienst zu leisten. In der Veranstaltung von Schauspielen und anderen Vergünstigungen an das Volk beobachtete er die größte Mäßigung. Er bekümmerte sich nicht um die Acclamationen der Menge. Nur die Sache selbst, so rühmt sein Nachfolger, habe er vor Augen gehabt; er habe die Dinge kommen sehen und für das Geringsste Aufmerksamkeit gezeigt; niemals habe er Etwas mit Leidenschaft ergriffen: er habe Nichts im Schweiße seines Angesichts gethan, aber auch Ueberdruß habe er niemals empfunden, weder gegen Personen, noch in Bezug auf die Sachen; an seinen Freunden habe er allezeit festgehalten. Oftmals sei er von Kopfschmerz heimgesucht worden; nachdem er denselben überstanden, sei er mit vollkommener Heiterkeit an die Geschäfte gegangen. In Antonin erscheint die Monarchie in ruhiger und sicherer Fassung, selbstgenügsam und stark. An die Stelle der Tyrannei, welche das Principat ausübte, sieht man eine väterliche Gewalt treten, welche doch nicht ohne Strenge war. Einige Bewegungen sind auch unter Antonin entstanden — es kam zu Empörungen in Achaja und Aegypten —; sie wurden aber sofort unterdrückt. Der Friede, den Hadrian an allen Grenzen herbeigeführt hatte, wurde ein paar Mal gestört, aber ohne viele Mühe wiederhergestellt, auch in Folge der Ehrerbietung, welche man an allen Grenzen gegen die kaiserliche Autorität in dieser Gestalte empfand. Antonin brauchte sich nicht selbst in Be-

wegung zu setzen; er blieb möglichst ununterbrochen in Rom, wo die Nachrichten von allen Seiten her einliefen, und dann die Beschlüsse gefaßt, die Befehle erlassen wurden. Das System der Posten, welches Augustus eingerichtet hatte, war von Hadrian erweitert; es war durch ihn recht eigentlich eine Sache des Fiscus geworden. In Rom war die Stelle, von der aus das Ganze geleitet wurde; früher war die Verwaltung meist Freigelassenen anvertraut worden; Hadrian hatte sie in die Hände der Ritter gegeben ¹⁾. Diese Einrichtung diente zur Entwicklung einer centralen Gewalt, die jetzt mit der Autorität der Macht und der Befähigung ausgeübt wurde. Wenn sich von Antonin keine Biographie von einigem Werthe findet, so rührt das wohl auch daher, daß von einer ruhigen administrativen Thätigkeit, die sich in Geschäften bewegt und die eingefahrenen Bahnen inne hält, nicht viel zu sagen ist ²⁾. Wie Trajan, so hielt auch Antonin darüber, daß er immer zugleich als Privatmann erschien. In seinem Hause sah man ihn kleine Dienste selbst verrichten. Er liebte das Schauspiel, vergnügte sich an Jagd und Fischfang, hielt vergnügte Weinlese; er besuchte die Gelage seiner Freunde und verstand Scherz. Die Macht des Imperiums erscheint unter ihm gleichsam in bürgerlicher Gestalt. Von seinem Tode erzählt man, nach einem kurzen Fieberanfall habe er die goldene Fortuna, welche in den Gemächern des Kaisers zu stehen pflegte, in die des Nachfolgers hinübertragen lassen und ihm die Republik, sowie seine Tochter empfohlen ³⁾.

1) Hirschfeld a. a. D. S. 98. S. 105. 6.

2) Wir haben nichts als Julius Capitolinus, der doch etwas besser redigirt ist, als Sparrianus, aber um nichts mehr unterrichtend.

3) Antonin starb am 7. März 161 u. Ae.

Man ſieht, wie die politiſchen Ideen ſo ganz andere geworden waren, als in den Zeiten der Cäſaren und ſelbſt der Flavier.

Hauptſächlich zwei Männer hatten die Nothwendigkeit eines gemäßigten Regiments in der Literatur zum Ausdruck gebracht.

In ſeinen Schriften bezeichnet Dio Chryſoſtomus den Fürſten, der die Geſetze nicht achtet, nur ſeinem eigenen Vergnügen nachhängt, für die Unterthanen keine Sorge trägt und, anſtatt ſie vor Gewaltthaten zu ſichern, ſelbſt ſolche begeht oder veranlaßt, unverhohlen als Tyrann und Räuber, wobei er jedoch die Verwaltung durch einen einzigen Willen, in welchem ſich Verſtand und Tugend vereinigen, jeder anderen Verfaſſung vorzieht.

Dio gehört zu denen, welche, von Domitian aus Rom verbannt, nur in tieffter Niedrigkeit ihr Leben friſten konnten.

Gar nicht auszusprechen iſt es, wie viel die niederen Klaffen, die durch die Sklaverei in eine unmittelbare Berührung mit den höheren gelangten, zur Entwicklung des allgemeinen Geiſtes beigetragen haben. Es gehörte eben Alles zuſammen: das Leben der Weltmetropole in ſich ſelbſt, die Einwirkung der aus den Colonien nach derſelben zurückkommenden Römer von unabhängiger Stellung, ihre Vermischung mit den übrigen, die Ausdehnung des Bürgerrechtes an entfernte Communen, welche dann ein gewiſſes Recht der Selbſtändigkeit erwarben und ihren Angehörigen mittheilten, ferner aber der Einfluß der aus allen Regionen dahin geſührten Sklaven, die ſich zu emancipiren trachteten und, wenn ihnen das gelang, in dem Verhältniß zu ihren Patronen ver-

harrten, oder auch im Ganzen einen Stand bildeten, der zwar nicht am Bürgerrecht, aber doch an der Freiheit theilnahm. In dem kaiserlichen Palast haben die Liberti an der Ausübung der Gewalt, zuweilen am Sturze derselben entscheidenden Einfluß gehabt. In ihrer Mitte ist der Gedanke der allgemeinen Freiheit gefaßt worden, so entschieden und kräftig, wie er bis zum Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, bis Fenelon, nicht wieder ausgesprochen ist.

Epictet, der als Sklave nach Rom gekommen war, bildete die stoische Lehre, welche der erwähnte Hymnus des Kleantes enthielt, zu dem Postulat allgemeiner Freiheit aus. Denn die Seele, lehrt er, sei ein Theil des göttlichen Wesens, das dem Menschen mitgetheilt ist. Dieses innere Leben könne keinem Zwange unterworfen werden; die Götter würden nicht mehr Götter sein, wenn das Göttliche gezwungen werden könnte. Auch die Furcht vor dem Tode dürfe darauf keinen Einfluß haben, kein Verlust irgend einer Art; denn er betreffe das, was die Seele nicht sei. Von alle dem, was nicht in der Macht der Seele sei, müsse der Mensch sich entfernt halten, selbst von großem Ansehen und hohen Stellen. In dieser individuellen Unabhängigkeit liege die Freiheit. Mancher sei Consul, alle seine Vorfahren seien frei gewesen. Waren sie aber, so fragt Epictet, darum wirklich frei? Bei einer Ansicht, wie diese, verlieren die Sklaverei, die bedrückenden Einrichtungen des Staates, die höchste Gewalt selbst ihre Bedeutung für das Individuum; die Bedingungen des socialen Lebens haben keinen wahren Werth mehr; nur das Selbst des Philosophen in seinen Beziehungen zu gut und böse, in seiner Herrschaft über sich selbst, ist das Lebendige. Diese Anschauungen, in dem niedrigsten Stand entsprungen,

aber durch einen Lehrer, der sich allgemeinen Eingang verschaffte, verbreitet, erreichten nun die höchste Stelle.

Ich möchte behaupten: auf den beiden Elementen, die sich aus den individuellen Anforderungen Epictets und den socialen Dios ergeben, beruht Philosophie und Regierung Marc Aurels.

In der philosophischen Schrift, die wir von ihm übrig haben, und die man als „Selbstgespräche“ bezeichnen könnte, erwähnt Marc Aurel einige Grundzüge der Gesinnung, die er von Vater, Mutter und Großvater überkommen habe: Gemüthsruhe, frei von aller Hitze, Männlichkeit, mit Bescheidenheit gepaart, Gottesfurcht, Milde und Wohlthätigkeit. Die letzte Weisung verdankt er seiner Mutter Domitia Lucilla, die ihm die Lehre gegeben hat, nicht allein nichts Böses zu thun, sondern auch nichts Urges in Gedanken zu fassen, und sich eines einfachen Wandels zu befleißigen, entfernt von der Lebensweise reicher Leute; dem Uelternvater schreibt er die Weisung zu, sich nicht durch öffentliche Vorträge, sondern durch gute Privatlehrer ohne Rücksicht auf die darauf zu verwendenden Kosten unterrichten zu lassen. Die Familie gehörte zu den vornehmsten und meistbegüterten. Um so mehr fällt es ins Gewicht, daß es gleichsam eine erbliche Sinnesweise in derselben war, mit allen männlichen Eigenschaften die Tugend der Mäßigung, Einfachheit, Milde und Zurückgezogenheit zu verbinden. Marc Aurel erwähnt dann die Unterweisungen seiner Lehrer; sie bestehen hauptsächlich in Warnungen vor den Factionen des Circus, vor Verleumdungen, vor angeblichen Erscheinungen und Gaukeleien, der eiteln Anwendung, in dem Wettstreit der Sophisten zu glänzen, vor aller tyrannischen Mißgunst, Veränderlichkeit und Heuchelei,

sowie vor der den vornehmen Herren eigenen Lieblosigkeit. Der Philosoph Junius Rusticus, der ihm in der ganzen Zeit seiner Regierung zur Seite stand, hat ihm die Schriften des Epictet eingehändigt, die, wie das ganze Buch zeigt, die mächtigste Wirkung auf ihn hervorbrachten, ihn mit sich forttrissen und gleichsam seine eigene Ueberzeugung bestimmten. Manche gute Lehren werden gegeben, wie sie auch anderen Fürsten eingeschärft worden sind. Was aber am höchsten anzuschlagen sein wird, ist die durch seinen Bruder oder — denn die Lesart ist zweifelhaft — durch einen anderen Lehrer vermittelte und durch die Weisung, immer die Wahrheit zu lieben, unterstützte Bekanntschaft mit Thrasea, Helvidius, Cato und Brutus, wodurch er den Begriff von einem Staate erhalten habe, in welchem Isonomie und Isogorie herrsche, und die Idee von einem Königthum, welches die Freiheit der Beherrschten über Alles liebt ¹⁾. Die oppositionelle Gesinnung, welche sich unter Kaisern wie Nero und Domitian ausgebildet hatte, gelangte hiedurch zu maßgebendem Einfluß auf den Inhaber der höchsten Autorität, die doch noch auf ihren alten Grundlagen beruhte und unter den damals obwaltenden Umständen eine Hervorbringung mächtig förderte, die als die bedeutendste geistige Leistung der Römer in der ihnen eigenthümlichen Richtung angesehen werden muß. Das Imperium trat in die engste Beziehung zu der Rechtswissenschaft, in welcher diese zu einer Durchbildung gelangte, durch welche sich der römische Geist seine Wirkung auf alle folgenden Jahrhunderte gesichert hat.

1) *φαντασίαν λαβεῖν πολιτείας ἰσονόμου, κατὰ ἰσότητα καὶ ἰσηγορίαν διοικουμένης, καὶ βασιλείας τιμώσης πάντων μάλιστα τὴν ἐλευθερίαν τῶν ἄρχομένων. Εἰς ἑαυτόν, lib. I. c. 14.*

Ausbildung des Römischen Rechts.

Die Rechtswissenschaft hat sich in enger Verbindung mit dem Staate selbst entwickelt. Ursprünglich war das Civilrecht mit dem Jus Sacrum beinahe identisch. Es gab Decrete der Pontifices, welche bei der späteren Rechtsentwicklung zu Grunde lagen: an dieselben war die Rechtssprechung gebunden, wiewohl diese selbst von den Magistraten ausgeübt wurde; die Magistratur, welche ebenfalls aus der unvordenklichen Vorzeit stammte, hatte zwar das Recht der Jurisdiction, aber sie war an ein bestimmtes Herkommen geknüpft: denn sonst würde sie der von den politischen Bewegungen unzertrennlichen Willkür verfallen sein. Alles dies athmet den Geist der ursprünglichen Verfassung, in welcher patricisch-pontificale Ideen und Antriebe vormalteten; an diese Gewalten war noch Alles gefesselt.

Wenn nun das Emporkommen des plebejischen Elementes eine Losreißung der römischen Staatsentwicklung von dem Patriciat in sich schloß, so mußte die Veränderung, welche hierin lag, auch die Rechtsverfassung ergreifen, sobald es gelang, das Pontificat von den Patriciern zu trennen. Der erste plebejische Pontifex Maximus, Tiberius Coruncanius ist auch zugleich als der Begründer des Systems der Wirksamkeit der eigentlichen Rechtsgelehrten zu betrachten¹⁾. Man hat oft der Ursache nachgefragt, weshalb das Civilrecht bei den Griechen bei weitem nicht zu der Ausbildung gefördert wurde, welche es in Rom erhielt. Schon Cicero hat dieselbe darin gefunden, daß bei den Römern nicht Männer von untergeordneter Stellung den Parteien zur Seite standen, sondern nur solche,

1) 502 d. St., 252 v. u. Ae.

die auf die höchsten Aemter Anspruch hatten und zu den ersten Männern der Republik gehörten. Das war nun schon immer geschehen, doch hatte es mehr den Charakter eines freundschaftlichen Dienstes; erst seit Coruncanus trat ein, daß diese Thätigkeit anerkannt wurde. Es war niemals erforderlich, daß der fungirende Magistrat Rechtskunde besaß: zu seiner Seite aber erschienen Rechtsgelehrte, an deren Ausspruch er sich nothwendig halten mußte. Die Pontificalbücher waren und blieben die Grundlage der Gesetze; die Thätigkeit der Rechtsgelehrten stützte sich darauf, daß keine Forderung anerkannt wurde, sie wäre denn auf ein schon bestehendes Recht begründet gewesen; und eben darin bestand der vornehmste Beruf der Rechtsgelehrten, alle Actionen an ein schon gegebenes Gesetz anzuknüpfen und daraus abzuleiten. Die Jurisprudenz gewann nun einen auf das Leben tief eingreifenden Einfluß, der um so mehr wachsen mußte und wuchs, als die inneren Entzweiungen der Republik einen Rechtsschutz nothwendig machten. In den Verwirrungen der marianischen Zeiten ist dann der erste große Jurist, Lehrer und Meister aller späteren, Mucius Scävola emporgekommen.

In der Entwicklung des Rechts lag also eine doppelte Nothwendigkeit: die eine der Befreiung von den Beschränkungen der alten Zeiten durch wissenschaftliche Deduction, welche dem veränderlichen und immer veränderten Zustand der Republik entsprach, auf der anderen Seite aber auch die Pflicht, den Willkürlichkeiten der durch die inneren Stürme zur Gewalt erhobenen Männer zu widerstehen. Freiheit und Consequenz der Rechtsentwicklung bedingten einander. In diesen Zeiten der größten politischen Entwicklung im Innern und nach Außen, die zwar zu einer Weltherrschaft, aber auch zum Im-

perium führte, hat sich nun die römische Jurisprudenz in ihrem eigenthümlichen Charakter ausgebildet. Daß sie in sich nicht ohne Widerspruch war, versteht sich von selbst: wie hätte sie sich sonst wissenschaftlich entwickeln können? Damit waren mancherlei Unbequemlichkeiten verbunden; aber auch überhaupt stellte sich die Frage heraus, wie sich das Principat zu der Rechtskunde verhalten werde. Cäsar soll den Gedanken gehabt haben, ein umfassendes Rechtssystem als Gesetz zu proclamiren; Augustus stand von diesem Neuffersten ebenso ab, wie er es in vielen anderen Dingen that. Mit dem sicheren Tact, mit dem er überall verfuhr, verband er die wissenschaftliche Jurisprudenz mit der höchsten Gewalt dadurch, daß er das Recht, Gutachten zu ertheilen, an eine Verleihung des Principats knüpfte, wodurch Beides vereinigt war, die Freiheit der Wissenschaft und die Autorität des Principats. Die Responsa waren bisher frei hinsichtlich der Personen, ihrer Form und ihrer Wirkung; Augustus ordnete an, daß die Responsa schriftlich und zwar versiegelt eingegeben werden sollten.

Unter den Rechtsgelehrten gab es, wie sich denken läßt, auch eine republikanische Schule, welche die Gewaltthätigkeiten der Triumvirn verwarf und sich den Neuerungen des Augustus entgensetzte, wie Antistius Labeo, dessen Vater als Anhänger des Brutus gestorben war¹⁾, und der die Hälfte seines Lebens, die Hälfte jedes Jahres, zu wissenschaftlichen juridischen Arbeiten anwendete, welche den Sinn der alten Festsetzungen — denn Labeo war auch ein guter Grammatiker — weiter zu entwickeln bestimmt waren. Denen aber trat eine andere Schule gegenüber, die sich den einmal geschehenen Um-

1) Appian, b. civ. IV. c. 135.

wandlungen in der Republik in Bezug auf Besitz und Gewalt unterwarf und auf diesem Grunde fortbaute, als deren Oberhaupt in der gleich darauf folgenden Zeit Massurius Sabinus erscheint, der das Recht, Gutachten zu geben, von Tiberius erhielt, aber in seinen drei Büchern über das bürgerliche Recht den wissenschaftlichen Charakter behauptete, was ihm dann auch wieder Ungunst zuzog. Diese Bücher haben den Späteren vielfach vorgelesen und sind von ihnen herübergenommen worden. Für die Entwicklung des Rechtes war nun aber das Principat auch insofern von Wichtigkeit, als es alle Streitigkeiten, die in den Bereich der höchsten Gewalt fielen, abschchnitt. Aus dem taciteischen Dialogus erfährt man, daß die vornehmste öffentliche Thätigkeit der Privaten sich bei den verschiedenen Gerichtshöfen, welche fortbestanden, einer vor dem Kaiser selbst, entwickelte. In Rede und Antwort konnte man dabei sehr weit gehen. Nur mußte man sich hüten, die Linie zu überschreiten, die sich aus dem Begriff des Principats ergab. Gewaltthätige Kaiser, wie Caligula und Nero, waren mit beiden Schulen unzufrieden: Caligula hat wohl gesagt, ihm selbst sollte eigentlich das Recht, Gutachten zu geben, allein zustehen ¹⁾. Nero verbannte einen der vornehmsten Rechtslehrer der sabinianischen Schule ²⁾. Auch darin liegt eine der rühmlichen Handlungen Vespasians, daß er beide Schulen in seinen Schutz nahm: er hat ihre Oberhäupter in das Consulat befördert. Der damalige Meister der labeonisch-republikanischen Schule, Juventius Celsus, war in die Verschwörung gegen Domitian ver-

1) se mehercle effecturum, ne qui respondere possint praeter eum. Sueton, Caligula 34.

2) Cajus Cassius Longinus Tacitus, Ann. XVI, 7 ff. Suet. Nero c. 37. Vergl. Zimmern, Geschichte des römischen Privatrechts I, 1, S. 318.

wickelt: der Kaiser Nerva war selbst ein Enkel jenes Marcus Coccejus Nerva, der als der vornehmste Schüler Labeos gegolten hat, desselben, der den Tiberius nach Caprea begleitet hatte. Unter Hadrian besaß ein Sabinianer, Salvius Julianus, das meiste Ansehen, ein geborener Afrikaner, der aber zu den größten nicht allein, sondern auch zu den wirksamsten Rechtsgelehrten aller Zeiten gehört. In den Pandekten sind mehr als fünfthalfhundert Sätze aus seinen Schriften aufgenommen. Das Bedeutendste, was er leistete, ist sein Antheil bei der Aufstellung eines unveränderlichen prätorischen Edicts. Es erinnert doch sehr an die republikanischen Zeiten, wenn der Prätor ursprünglich nur an das von ihm selbst erlassene Edict in den bürgerlichen Rechtshändeln gebunden war. Wohl hatte sich allmählich eine solche Form dieses Edicts eingeführt, die von einem Prätor auf den anderen übergehen, jedoch auch wieder von demselben abgeändert werden konnte. Der hierdurch eintretenden Unsicherheit des Rechtsverfahrens that nun Hadrian dadurch Einhalt, daß er ein prätorisches Edict promulgirte, welches für keine momentane Abänderung Raum ließ, nur für Erweiterung in solchen Fällen, die in demselben nicht berührt seien¹⁾. Auch das sollte dann unter der höchsten Autorität zu erfolgen haben, die er selbst bekleidete. Er griff damit nicht in die juridische Thätigkeit ein. Durch den ausgezeichnetsten Rechtsgelehrten, welcher lebte, wurden die Ergebnisse der alten Jurisprudenz zusammengefaßt und durchgearbeitet. Aber das Edict, das durch ein Senatsconsult bestätigt wurde, gab nun für die Zukunft eine bestimmte Norm

1) Justinian. Cod. L. II (const. tanta) § 18 C. de veteri jure enuel. (1, 17). Die Ausführungen des gelehrten und geistvollen Buchta, Institutionen I, § 114 sind, denke ich, für jeden Unbefangenen überzeugend.

an die Hand, deren Inhalt unveränderlich sein sollte und auch später, nur wenn es nöthig wäre, durch die höchste Autorität ergänzt werden könnte.

Wie es jetzt von Hadrian promulgirt wurde, sollte es der Hauptstadt und den Provinzen zur Richtschnur dienen. Die höchste Gewalt trat in die engste Verbindung mit der Rechtspflege, ohne die Fortbildung des Rechtes auf dem Wege der Rechtsgelehrsamkeit zu verhindern.

Antonin folgte auch darin dem Vorgang Hadrians nach, daß er die großen Juristen, deren Antworten den Gerichtshöfen zur Richtschnur dienten, in seine Nähe zog, sodaß Legalität und Recht umsomehr die Norm des ganzen Gemeinwesens wurden.

Marc Aurel hatte die juristische Schule ebenfalls durchgemacht; er war ebensowohl Jurist als Philosoph. Die allgemeine Stellung der Juristen hat eine Analogie mit der Stellung der Philosophen. In beiden repräsentirte sich der unabhängige Geist der Wissenschaft im Zusammenhang, aber auch im Gegensatz mit der Alleinherrschaft des Kaiserthums.

Unter Marc Aurels Regierung hat Gajus seine Institutionen geschrieben: eines der merkwürdigsten Rechtsbücher, die überhaupt abgefaßt worden sind, inwiefern durch dasselbe die Ausbildung des römischen Rechtes zu einem allgemeinen angebahnt wurde und zum Ausdruck gelangte. Eingeleitet war das freilich schon längst; denn das römische Recht, welches die Entwicklung einer original römischen Idee enthielt, konnte schon in den republikanischen Zeiten nicht schlechtthin auf die Fremden angewendet werden, die zahlreich nach ihren verschiedenen Völkerschaften nach Rom strömten. In den Streitigkeiten zwischen Römern und Peregrinen bildeten sich Modi-

ficationen des römischen Rechtes aus, die dem Geiste desselben nicht eben Eintrag thaten. Denn bei aller seiner Einseitigkeit und Strenge entwickelte der römische Geist in dem Laufe der Jahrhunderte doch eine große Flexibilität. Er modificirte sich den veränderten Verhältnissen gemäß, ohne sich doch zu verlieren. Sehr gut spricht Gajus dies Verhältniß aus. Er geht davon aus, daß alle Nationen ihre besonderen Rechte haben, welche aus der natürlichen Auffassung der Dinge durch die Vernunft entspringen. Jede Nation hat ihr eigenes, aus ihren besonderen Zuständen hervorgegangenes Recht; alle diese Rechte aber werden durch die natürliche Auffassung der Vernunft bedingt: so hat auch das römische Recht einen Bestandtheil, der dem allgemeinen Rechte angehört¹⁾. Dieser Bestandtheil ist es nun, der zu einem allgemeinen Rechte führt, dem sich alle Völker unterwerfen können, zu dem, welches die Vernunft als ein gemeinschaftliches erscheinen läßt. Auf das positive Recht der Ausländer wird dabei wenig Rücksicht genommen: das Recht der Völker ist römisches, auch auf die Fremden anwendbares Recht. Wie die Weltherrschaft eine römische war, so erhebt sich in ihr und durch sie ein allgemeines, auf alle Unterthanen fremden Ursprungs anwendbares Recht. Die Arbeiten der Rechtsgelehrten dienten dazu es vorzubereiten: durch die Constitutionen der Kaiser wurde es ein allgemeines, das den römischen Erdkreis umfaßte.

Die Epoche, welche auf die Antonine folgte, weit entfernt das Verhältniß der Rechtsgelehrten zur obersten Gewalt in Frage zu stellen, bildete ihre Verbindung vielmehr noch enger aus.

1) quod ratio inter omnes gentes constituit, id apud omnes populos peraeque custoditur vocaturque jus gentium. Gaii Institutiones I, 1, 1.

Die Rechtswissenschaft ist das edelste Produkt des römischen Geistes. Das römische Recht erscheint als eine Institution des Kaiserthums und der höchsten Gewalt, wiewohl auf uralten Grundlagen, wie das Reich selbst, dem es entsprach. In dem Staat war das Lebendige der Civildienst, der vom Begriff des Rechts durchdrungen war und dadurch, man möchte sagen, geedelt wurde, daß er mit dem persönlichen Dienst den Dienst der Idee verband.

Die Rechtsgelehrsamkeit entsprach einem praktischen Bedürfnis und war zugleich eine wissenschaftliche Leistung, welche die Gegenwart mit Vergangenheit und Zukunft verband. Ähnliche Arbeiten hat das Zeitalter auch in einigen anderen Zweigen hervorgebracht. Es ist dadurch gleichsam zur Herrschaft über die folgenden Epochen gelangt. An dem Hofe Marc Aurels lebte Galenus, auf dessen Wirksamkeit die Medizin eine lange Reihe von Jahrhunderten beruht hat. Nicht allein auf die Sammlung des Stoffes kam es dabei an, sondern auf eine geistige Durchdringung desselben, die auch anderen ein Verständnis möglich machte. Das schöpferische Talent, welches Galenus in der Physiologie bewährte, befähigte ihn, auch eine Pathologie und Therapie aufzustellen, die in den folgenden Jahrhunderten beibehalten worden ist.

Das größte wissenschaftliche Verdienst erwarb sich ohne Zweifel Claudius Ptolemäus, der zur Zeit der Antonine im Serapeum zu Alexandrien den gelehrten Ruhm dieser Schule erneuerte. Sein Hauptwerk, der sogenannte Almagest, beruht vornehmlich auf den umfassenden Beobachtungen, wie sie bis in die Mitte des zweiten Jahrhunderts fortgesetzt waren, und ist auch deshalb unschätzbar. Ptolemäus bildete

sie dadurch zu einem System aus, daß er die Bewegungen der Himmelskörper mit mathematischer Genauigkeit berechnete. Gewisse Ungleichheiten in der Bewegung des Mondes hat er zuerst entdeckt. Er beschreibt die Planeten mit einer Kunde, die noch heute Jedermann in Erstaunen setzt; die Milchstraße lernt man bei ihm fast am besten kennen. Die Erde betrachtet er als den unbeweglichen Mittelpunkt des Universums; doch kennt er die sphärische Gestalt derselben, und die Messungen der Schatten setzen ihn in den Stand, die Erdoberfläche in verschiedene Zonen zu theilen und geographische Ortsbestimmungen in großem Umfang zu verzeichnen; Alles auf eine Weise, welche den Reiz der fortgehenden Forschung mit der Genugthuung verbindet, die ein gefundenes Resultat gewährt. Das Weltsystem des Ptolemäus hat eine lange Reihe von Jahrhunderten die Vorstellungen der Menschen über die kosmischen Verhältnisse beherrscht und ist für die orientalische Cultur eben so wichtig geworden, wie für die occidentalische; Ptolemäus ist einer der großen Lehrmeister der Menschheit. So verhält es sich auch mit seinem geographischen Werke. Er knüpft an die Verlässlichkeit der Phönicier an, geht aber weit über die bisherige Erdkunde hinaus, selbst wie sie bei Strabo erschien. Indem er die völlige Abgeschlossenheit des kaspischen Meeres nachwies, zerstörte er den Wahn, daß dasselbe in das Weltmeer münde, und die Meinung von dem die Erde im Osten umfluthenden Ocean. Er benutzte Nachrichten, die ihm der Karawanenhandel zuführte; in seiner geographischen Nomenclatur finden sich Namen, die aus Sanscrit und Zend stammen. Ebenso eröffnet seine Beschreibung der Länder jenseit der Donau und des Rheines gleichsam eine neue Welt. Seine Geographie ist, wie seine

Astronomie das Handbuch der folgenden Jahrhunderte gewesen; daran haben die großen Entdeckungen der neueren Zeit angeknüpft. Außer Alexandrien behauptete sich Athen als ein lebensvoller Mittelpunkt für die literarische Cultur. In dieser Stellung wurde es durch die Fürsorge der Kaiser welche besondere Lehrämter einrichteten, befestigt.

Aber auch die anderen Sitze der alten Studien waren in hoher Blüthe. Niemals hat die Literatur einen größeren Schauplatz gehabt, als die damalige, niemals ein größeres Publikum von gleicher Theilnahme, gleicher Befähigung und gleichem Verständniß. Alles aber, was getrieben und gedacht wurde, beruhte auf den Hervorbringungen der alten classischen Zeiten, deren Denkmale eine unmittelbare Continuität des geistigen Lebens erhielten.

Wie mächtig diese Gegenwart von der Vergangenheit umfaßt wurde, sieht man, wenn man sich an der Hand des Pausanias in Griechenland umherführen läßt; sein Buch ist die beste Fundgrube für die Antiquitäten des Göttercultus. Noch immer herrschte der Polytheismus. Die griechische Philosophie hatte denselben in seinen Wurzeln erschüttert; aber zu ersetzen vermochte sie ihn doch nicht. In den productivsten und gelesensten Autoren des zweiten Jahrhunderts treten die Gegensätze hervor, welche die Geister beschäftigten.

Plutarch hat für die Religion ein tiefes Gefühl; er sucht sie in den geheimnißvollen Diensten, welche aus Asien und Afrika nach Europa gedrungen waren, zu begreifen; er verehrt die Götter im Allgemeinen und glaubt ihre Wirkksamkeit im Laufe der Ereignisse zu erkennen. Apulejus, eines der glänzendsten schriftstellerischen Talente, das die Epoche hervorgebracht hat, verfolgt eine ähnliche Tendenz. Die lächerlichen

und zugleich verabscheuungswürdigen Erscheinungen, welche der Dienst der Magna Mater herbeiführte, vergegenwärtigt er auf das anschaulichste. Aber dabei hält er doch an dem Dienst der Isis fest und läßt sich darüber mit Bewunderung und Feierlichkeit vernehmen. Wie ganz anders Lucian! Er leugnet die Unterwelt und überschüttet die Götter, an welche die Menschen glauben, mit Spott. Die Immoralitäten, welche die Mythologie ihnen Schuld giebt, bringt er zu einer Evidenz, welche die vernichtende Wirkung der Komödie hat. Die Abscheulichkeit der Opfer stellt er in starken Zügen vor Augen, im Gegensatz zu dem Glauben des Volkes, den er für eine Thorheit hält. So wenigstens konnten die religiösen Meinungen und Dienste nicht überliefert werden. Denn der Mensch bedarf eines sicheren Gottesbewußtseins, welches die Grundlage seines geistigen und moralischen Lebens ausmacht. Und schon war, wie wir wissen, eine Religion in der Welt erschienen, die ihm ein solches darbot.

Anfänge der christlichen Kirche.

Wenn man die Völkerelemente, die sich in dem römischen Reiche vereinigten, und ihre damalige Entwicklung wieder scheidet, so repräsentirte sich der griechische Geist in der allgemeinen Cultur, die jetzt vom Osten her auch den Westen umfaßt hatte, der spezifisch römische in dem Kriegswesen, der Verwaltung und der Rechtsgelehrsamkeit; die gegenseitige Durchdringung des griechischen und römischen Geistes bildete die vornehmste Aufgabe der damaligen Zeitgenossenschaft. Aber noch ein anderes Element gab es in derselben, das semitische, welches in den allgemeinen Verband entweder freiwillig oder gezwungen aufgenommen, jetzt zwar niedergeworfen

und beinahe vernichtet, in seinem Kern eine Transformation erfahren hatte, die eben in der Annäherung an die übrigen Nationen bestand und dadurch eine nicht zu ermessende Wirkung in Aussicht hatte, da es zugleich das Princip der ältesten Religion behauptete und so zum Gemeingut der Welt machte.

Wir haben oben den Ursprung des Christenthums zu schildern versucht; wir begleiten seine weitere Entwicklung Schritt für Schritt.

In den ältesten nachapostolischen Schriften waltet der Geist der Absonderung von dem Judenthum vor, den Paulus angeschlagen hatte.

Noch entschiedener als der Apostel selbst knüpfte seine Nachfolger an die älteste Tradition der Menschheit an, welche durch das Judenthum nur verdunkelt worden sei. In den Ignatianischen Briefen wird sehr ausdrücklich betont, daß das Christenthum dem Judenthum geistig vorangehe. Der Christianismus hat nicht an den Judaismus geglaubt, sondern der Judaismus an den Christianismus; das Wahre des Judenthums gehörte im Voraus schon nicht dem Judenthum, sondern dem Christenthum an, wie die Propheten des Alten Testaments; die Juden, die noch vor Christus auf seine Ankunft gehofft haben, waren bereits damals nicht mehr Juden, sondern Christen. In dem Briefe des Barnabas wird dem Judenthum alle geistige Realität abgesprochen; es erscheint als Nichtwissen, das Christenthum als das Wissen. Im Hirten des Hermas ist weder von Beschneidung, noch von den für die Proselyten gemachten Vorbehalten die Rede. Im Hebräerbriefe wird Melchisedek, Priester Gottes des Höchsten, ausführlich erwähnt; an dessen Stelle ist Jesus durch die Kraft Gottes Hohepriester auf immer und zugleich Gott.

Diese Bestrebungen einer Emancipation von dem Judenthum verloren aber ihre prägnante Nothwendigkeit durch den Untergang des Restes der Selbstständigkeit, welchen die Juden noch besaßen. Die Eroberung Jerusalems kam insofern den Christen zu gute, als der Tempel, an den sich zu halten ihnen angemuthet worden war, zerstört wurde; die Beschneidung, außer welcher die Juden keine an Jehovah anknüpfende Religion anerkennen wollten, wurde denselben von Kaiser Hadrian verboten.

Wenn nun hiedurch der Gegensatz zum Judenthum, der dem werdenden Christenthum verderblich zu werden gedroht hatte, aus dem nächsten Gesichtskreise verschwand, so trat dagegen die Idee des römischen Imperiums, an welches sich die Christen anfangs angeschlossen hatten, ihnen um so feindseliger entgegen.

Un intensiver Macht hatte die römische Religion durch die über die Gegner erfochtenen Siege gewonnen; in den Gemüthern war sie festwurzelt.

Es war kein Zufall, wenn eine römische Militärcolonie mit einem Jupitertempel an die Stelle Jerusalems trat; es entsprach vielmehr dem Princip, welches den Sieg erfochten hatte und durch denselben aufs Neue bestätigt worden war, der ausschließenden Geltung der römischen Religion im Umkreis des Reiches.jene ersten Annäherungen, wie sie zwischen Paulus und Seneca stattgefunden, verschwanden; es wurde als ein Verbrechen betrachtet, sich dem Dienste der römischen Götter zu entziehen. In diesem Widerstreit nun hat sich allmählich die christliche Kirche gebildet. Auf dem von den Aposteln gelegten Grunde hatte sie sich auf eine nicht mehr nachweisbare Weise — denn mit der Apostelgeschichte bricht,

wie gesagt, jede glaubwürdige Kunde ab — ausgebildet und ausgebreitet. Das Bedürfniß der Religion, das durch keine andere Form der Verehrung erfüllt wurde, und der sittliche Kern, den die neuen Formen des Lebens und Glaubens athmeten, ist ihnen dabei ohne Zweifel wesentlich zu Statten gekommen.

In einem Briefe des Clemens wird der Inbegriff der christlichen Tugenden geschildert, wie sie in einer großen Gemeinde wirklich vorhanden waren. Sie sind: Gehorsam gegen Vorsteher und Magistrate, wohlthätige Fürsorge des Einen für den Andern, tadellose Reinheit des Hauswesens, dem die Frauen mit heiliger Gewissenhaftigkeit vorstehen, sittlich-mäßiges Verhalten der Jugend. Oft wurden den Christen ihre besonderen Versammlungen im Namen ihres Stifters zum Vorwurf gemacht. Wenn man aber denselben nachforschte, so fand man doch nichts weiter, als daß sie sich in der Frühe des Tages gemeinschaftlich zu all den Tugenden verpflichteten, die das römische Gesetz voraussetzte oder forderte.

Wohl kam es auch schon zu gehässigen Streitigkeiten in Bezug auf die Verfassung der Kirche. Diese war, wie oben berührt, ursprünglich von einer sehr patriarchalischen Natur; die ersten Bekenntenen, an die sich dann die übrigen Gläubigen aggregirten, waren die Stammväter der Gemeinde nicht allein, sondern ihre Vorsteher geworden, Älteste oder auch Bischöfe ¹⁾. Allein bei dieser primitiven Verfassung konnte es doch bei der Zunahme der Mitglieder verschiedener Art und Gesinnung sein Verbleiben nicht haben. In jenem Briefe rügt Clemens den in der Gemeinde Corinth herrschenden Ehrgeiz in

1) Sie heißen im ersten Corintherbriebe 16, 15 und im ersten Briefe des Clemens 42 *ἀπαρχαί*.

Bezug auf diese Vorsteherchaft. Er nimmt für das Ansehen der Bischöfe Partei, deren Autorität von den Aposteln stamme. Diese mehr gewachsene als gemachte Verfassung der Gemeinde, welche ihre innere Einheit erhielt und überall die vorwaltende blieb, gab nun der Genossenschaft der Christen eine gewisse Uniformität, die sie von der übrigen Population unterschied. Und nicht ohne alle Einheit war diese Genossenschaft und könnte sie sein, da der Glaube, den sie bekannte, von ungleichartigen Elementen, welche einzudringen drohten, gnostischer oder neoplatonischer Natur, reingehalten werden mußte. Eine selbständige Autonomie des Geistes gab sich kund, die Alles untereinander verband.

Nothwendig wurde nun durch die Erhebung einer durch die Gemeinsamkeit des Bekenntnisses verbundenen und in sich geschlossenen Genossenschaft die dem Polytheismus ergebene Population der römischen Provinzen und die Imperatoren an ihrer Spitze in Aufregung gesetzt und zu einer Gegenwirkung veranlaßt.

Von den Gewaltthaten der neronianischen und der domitianischen Zeiten wurden die Befenner des neuen Glaubens besonders betroffen; sie wurden in der einen und in der anderen noch nicht recht von den Juden unterschieden und mit ihnen verwechselt¹⁾.

Die römischen Magistrate in der Hauptstadt und den Provinzen sahen in ihnen gefährliche Widersacher. Daß die Christen durch besondere, ausdrücklich gegen sie gerichtete Gesetze verdammt gewesen seien, möchte ich nicht wiederholen. Gesetze dieser Art sind nie zum Vorschein gekommen. Der

1) In der Zeit des Claudius heißt es bei Sueton c. 25: *Judaeos impulsore Christo assidue tumultuantes Roma expulit.*

Gegensatz, in welchen die Christen zur römischen Staatsverwaltung standen, konnte keinen Augenblick verborgen bleiben.

Jene Fragen, welche einst zu Thessalonich den Apostel Paulus und seine Begleiter bedroht hatten, erhoben sich aufs Neue. Der Glaube, den die Christen bekannnten, hinderte sie, dem Imperator die Ehrerbietung zu erweisen, welche die andern Unterthanen des Reiches ihm bezeugten. Die Delatoren, die eben den Feinden der Ansprüche des Kaiserthums nachspürten und dabei ihr Glück machten, richteten ihre eigensüchtige und verderbliche Betriebamkeit auch gegen die Christen. Hätte das Regiment des Domitian bestanden, so würden sie von dem Kaiser und seinem geheimen Rath ebenso wenig Schonung erfahren haben, als einst von dem Hohenprieester und dem Synedrium zu Jerusalem. Da kam nun den Christen jene Thronveränderung, die mit dem Tode Domitians eintrat, mächtig zu Hülfe. Nicht als ob sie nun den Beifall der republikanisch gesinnten Schaar der Philosophen, welche die Oberhand erhielten, erlangt hätten. Wie wenig das der Fall war, sieht man aus den Worten des Tacitus, der mit Wegwerfung von ihnen spricht. Die Veränderung des Systems kam ihnen hauptsächlich dadurch zu Statten, daß die Delatoren, die der Gegenstand allgemeinen Hasses wurden, fortan so wenig gegen die Christen Gehör fanden, als gegen Andere.

Wir haben Dokumente übrig, die über diesen Sachverhalt keinem Zweifel Raum lassen. Es sind die allbekanntten Correspondenzen zwischen dem jüngeren Plinius und dem Kaiser Trajan. Plinius, damals Proconsul von Bithynien und Pontus, fand bei der Verwaltung seines Amtes eine besondere Schwierigkeit darin, daß man die in diesen Provinzen sehr zahlreich gewordenen Christen bei ihm doch eigent-

lich eben deshalb anklagte, weil sie von den Formen der Religion, die als Gesetz galt, abgefallen seien. In seiner vollen confessionellen Ausbildung war jedoch das Christenthum nur von den Wenigsten angenommen. Es scheint fast, als hätten die Meisten sich damit begnügt, die einst von der apostolischen Versammlung in Jerusalem festgesetzten Pflichten zu erfüllen; sie weigerten sich nicht, den Bildnissen der Götter und des Kaisers zu huldigen. Nicht Wenige aber gab es, welche an dem Begriffe des Christenthums streng festhielten. Plinius fragte bei dem Kaiser an, wie er sich gegen diese verhalten solle. Die Antwort Trajans, nicht ganz entschieden, athmet doch Milde und Schonung. Man soll den Neuen verzeihen, wenn sie zu den römischen Göttern beten. Auffuchen soll man die Christen nicht, und ohne Angabe des Anklägers keine Untersuchung anstellen. Die Ideen, die bei der im römischen Reiche vorgegangenen Staatsveränderung vorwalteten, kamen den Anhängern der neuen Religion durchgreifend zu Statten.

Trajan wollte das Unwesen der Delatoren auch insofern nicht dulden, als es sich gegen die Christen wendete. Das zu gestatten, sagt er, würde dem Geist der Zeit entgegenlaufen ¹⁾.

Diesen Standpunkt hat dann auch Hadrian, der Adoptivsohn Trajans, mit Entschiedenheit festgehalten. In einem Edicte Hadrians ²⁾, dessen in einigen folgenden Aktenstücken

1) *conquirendi non sunt; si deferantur et arguantur, puniendi sunt. . . sine auctore propositi libelli in nullo crimine locum habere debent, nam et pessimi exempli nec nostri saeculi est. epp. XCVII = XCVIII.*

2) Rescript Hadrians an den Proconsul von Asien, Minucius Fundanus. Die Einwendung gegen die Echtheit, welche von den in dem Edict vorkommenden Namen von Proconsuln von Asien hergenommen ist, wird dadurch gehoben, daß dieselben Namen in authentischen Denkmalen

v. Kanke, Weltgeschichte. III. 1. 1. u. 2. Aufl.

Erwähnung geschieht, sodaß an seiner Echtheit nicht gezweifelt werden sollte, wird den Christen zwar nicht ausdrücklich Duldung gewährt, aber die Weisung ausgesprochen, auf die Angebereien der Delatoren in Bezug auf sie nicht zu hören. Der Kaiser ist eifriger gegen die Angeber als gegen die Christen. Jene sollen unbedingt bestraft werden; diese sind nur dann straffällig, wenn sie die Gesetze übertreten.

Hadrian scheint selbst noch weiter gegangen zu sein; in einem Schreibens Antonins wird eines Rescripts Hadrians gedacht, nach welchem die Christen erst dann bestraft werden sollen, wenn sie etwas gegen die oberste Gewalt der Römer unternehmen.

Unter dieser Stimmung, die dem gemäßigten und duldsamen Sinn des Kaiserthums überhaupt entsprach, konnten sich die Christen, gestützt auf den frischen Hauch, den ihr religiöses Leben athmete, weiter entwickeln. In dem wohlgesinntesten und friedfertigsten dieser Kaiser, Antoninus Pius, erweckte der religiöse Schwung der Christen sogar eine gewisse Sympathie.

Unter dem dritten Consulat des Kaisers Antonin, welches in das Jahr 140 fällt, wurde Asien von einer Erderschütterung heimgesucht, die vielen Schaden anrichtete. Die Einwohner der betroffenen Provinzen gaben dies Unglück der

wieder erscheinen. Denn daran läßt sich doch nicht zweifeln, daß Serenius Gravianus in dem im Anhang zu Justins Apologien (ed. Otto I, p. 162) und Eusebius (H. eccles. IV, 9, vergl. Rufinus IV c. 9) erhaltenen Text nur aus (Quintus Vicinius) Silvanus Gravianus verstorben sei. Ich stimme hier mit Wieseler, Die Christenverfolgungen der Cäsaren S. 18 mehr überein, als mit Aubé, Histoire des persécutions de l'église II, S. 263 ff., der aus der Abweichung in den Namensformen die Unechtheit des Rescripts folgert.

Anwesenheit von Christen im Lande Schuld, über welche die lokalen Gottheiten erzürnt seien.

Die Christen wurden in der Provinz wie Landesfeinde behandelt.

In unsern Tagen hat man ein Motiv Antonins, sich hiegegen zu erklären, darin sehen wollen, daß er die reichen Asiaten um seiner eigenen Autorität willen zu Grunde richten zu müssen geglaubt habe. Die Spuren einer solchen Absicht, wenn es deren giebt, sind mir verborgen geblieben. Ich kann nichts anders finden, als daß Antonin alles Ernstes entrüstet war. Der Begriff, den er von den göttlichen Dingen hegte, lief einer solchen Ansicht schnurstracks entgegen. Wie könne man, sagt er, den Göttern zutrauen, das Eigenthum der Landes-
eingeborenen zerstören zu wollen, weil sie über die Christen erzürnt seien; sie würden ja diese selbst züchtigen, wenn sie es vermöchten. Der Imperator verwirft die Meinung von der Macht der Localgötter, die ein ganzes Land verderben, weil darin einige Abtrünnige wohnen. Er mißbilligt die hieraus entstehenden Unruhen, welche er nur daher leitet, daß man das Wesen der Gottheit nicht kenne¹). Eine mono-

1) *Ἀντωνίνου ἐπιστολὴ πρὸς τὸ κοινὸν τῆς Ἀσίας* (bei Otto I. p. 207). Wie viele andere Zeitgenossen, so haben auch vor Kurzem unter den Deutschen: Reim, Aus dem Urchristenthum S. 185 und unter den Franzosen Aubé, *Histoire des persécutions de l'église* I, p. 303 ff., die Authentie des Schreibens bestritten. Der vornehmste Grund dafür ist, daß Antoninus selbst Christ gewesen sein mußte, wenn das Schreiben von ihm herrühren sollte. Davon kann aber nicht die Rede sein, wenn man diejenige Form des Schreibens berücksichtigt, in welcher es im Anhang zu Justins erster Apologie vorliegt. In der Fassung, welche bei Eusebius (H. IV, 13, 5) als aus der Apologie Melitos entnommen mitgetheilt wird, werden die Christen allerdings genannt, nicht aber in der ersten; es heißt nur: *θρησκείαν τὴν περὶ τὸν θεὸν οὐκ ἐπίστασθε. ὄθεν καὶ*

theistische Idee liegt hier ohne Zweifel zu Grunde; es ist die stärkste Annäherung des philosophischen Monotheismus an das Christenthum, aber keineswegs das Christenthum selbst, welchem nur eben in dem vorliegenden Falle der Vorzug gegeben wird.

Diesem milden Verfahren von Seiten der höchsten Staatsgewalt entsprach es nun aber, daß auch die Christen ihrerseits eine friedliche Haltung bewahrten, nicht grade aus unmittelbarer Rücksicht auf diese Beziehung, sondern in Gemäßheit der in ihnen lebenden Ueberzeugung überhaupt.

Bezeichnend hiefür ist ihr Verhalten in den montanistischen Streitigkeiten.

Der Phrygier Montanus überbot noch die schon eingeführten ascetischen Grundsätze und Gewohnheiten. Er wollte die Fasten über die Beschränkung derselben auf die Osterszeit ausdehnen. In einer das ganze Leben umfassenden Frömmigkeit erblickte er den Zweck des menschlichen Daseins und sah es als ein Glück an, wenn ein Christ der in den Provinzen dann und wann hervorbrechenden Verfolgung erliege. Ueberdies wollte er auch von den Wissenschaften Nichts hören und verdamnte den militärischen Dienst, — Principien, welche die ganze christliche Genossenschaft in eine mönchische Sekte verwandelt haben würden. Er ist der erste jener Schwärmer, welche sich einem übertriebenen religiösen Begriffe zu Liebe der in sich

τοὺς θρησκευόντας ἐξηλώκατε nicht, wie in der Fassung des Eusebius: *τοὺς Χριστιανούς θρησκευόντας*. Nach der pariser Edition hat das Chron. Paschale p. 260 A. *τοὺς θρησκευόντας* ohne den Zusatz *Χριστιανούς*. Der Kaiser hat die Christen vielleicht im Sinn, aber genannt hat er sie nicht; er spricht sich als Imperator aus, der, obgleich er an den gewöhnlichen Heiligthümern festhält, keinen Begriff davon hat, daß die localen Götter Erberschütterungen hervorbringen können.

selbst fortschreitenden ruhigen Entwicklung der menschlichen Zustände entgegensetzten. Grundsätze wie diese würden die Gemeinde mit der Gewalt des Imperiums in unmittelbarem Conflict gebracht und wahrscheinlich ihren Ruin herbeigeführt haben. Auch um ihrer selbst willen durften die Gemeinden einen Mann nicht dulden, der sich für den Parakleten ausgab, also eigentlich eine neue Offenbarung mittheilen zu können den Anspruch erhob. Welches Mittel aber konnten sie gegen ihn anwenden? Das einzige, in welchem sich zugleich ihre Selbständigkeit manifestirte, lag darin, daß sie ihn von ihrer Gemeinschaft ausschlossen. Man hat immer angenommen, daß dies in einer Kirchenversammlung zu Hierapolis um das Jahr 170 geschehen sei. Unzweifelhaft ist das nicht. Aber soviel ergibt sich aus unverwerflichen Ueberlieferungen, daß die asiatischen Gemeinden mehr als Ein Mal zusammenkamen, um die Meinungen des Montanus zu prüfen, und sie schließlich verwarfen. Sie konnten und mußten, wenn sie von einer Verfolgung betroffen wurden, sie mit aller Standhaftigkeit über sich ergehen lassen, aber das diesseitige Leben um des jenseitigen willen zu verschmähen, den Tod in der Verfolgung zu suchen, soweit ging ihr Glaubenseifer nicht. Alles hatte Grenze und Ziel; das Maßlose und Ungeheure wurde vermieden.

Und noch nach einer anderen Seite hin waren die christlichen Gemeinden in einer Abwehr des Fremdartigen begriffen, durch welche für die Entwicklung der Religion überhaupt eine feste Grundlage geschaffen worden ist. Vornehmlich die gnostischen Meinungen waren es, gegen welche die christgläubigen Gemeinden eine Schutzwehr in der Sammlung der Evangelien und der Schriften der Apostel suchten,

welche in dem neutestamentlichen Canon zusammengefaßt wurden. Es war eben um diese Zeit, daß sich Marcion unter der Einwirkung eines befreundeten Gnostikers zu einem Aufbau christlicher Lehre verstieg, welcher sich theoretisch in abenteuerliche Philosopheme verliert und dabei doch praktisch an Montanus anlaute. So hatten auch Basilides und Valentin das Geheimniß des Christenthums mit gnostischen Lehren verjezt und dadurch den Charakter desselben verändert. Alle diese Lehren wurden nun von den Christen verworfen.

Nicht sowohl ein doctrinärer Zweck war das leitende Moment bei der Festsetzung des Canon, sondern ein polemischer. Das Eindringen fremdartiger Lehren in die christlichen Gemeinden sollte dadurch verhindert werden¹⁾. Abweichenden Ansichten hat es seitdem immer die größte Schwierigkeit gemacht, sich mit dem Canon auseinanderzusetzen.

Aber indem die Christen nach der einen Seite feindselige Elemente abwehrten, um ihre religiöse Selbständigkeit zu erhalten, geriethen sie nach der anderen eben in Betreff ihres äußeren Bestehens doch wieder mit dem Kaiserthum in Conflict. Die Rücksichten, welche man nahm, hatten ihren Grund mehr in der inneren Lage der höchsten Gewalt, als darin, daß die Selbständigkeit der Christen wirklich anerkannt worden wäre. Alles beruhte doch nur auf momentanen Erlassen der Imperatoren, ohne daß sie deshalb von der Idee der mit dem römischen Götterdienst verknüpften Gewalt zurückgetreten

1) Das sogenannte Muratorische Fragment ist für diese Entscheidung unschätzbar. Von Bedeutung sind besonders die Worte: *arsinoi . . . seu valentini . . . vel mitiades (l. Miltiadis) nihil in totum recipemus (l. recipimus) qui etiam novū psalmorum librum marcioni conscripserunt una cum basilide assianom catafrigorem (l. asianorum cataphrygorum) constitutores.*

wären. Diese Idee, die in dem Dienste des capitolinischen Jupiter ihren Mittelpunkt hatte, war eben die einzig vorwaltende geblieben. Man hat das Verfahren gegen die Christen oft von dem Verbot nicht anerkannter Genossenschaften (*Collegia illicita*) hergeleitet; in älteren Zeiten setzte man ein förmliches Verbot des Christenthums voraus¹⁾. Ich kann darüber nicht entscheiden; daß aber das Christenthum mit den in dem römischen Reiche herrschenden juridischen sowohl wie religiösen Begriffen in Widerspruch stand, springt in die Augen. Es hat eine gewisse Analogie, daß in derselben Zeit das römische Recht fixirt zu werden anfing und die Urkunden des christlichen Glaubens gesammelt wurden; in der That aber steht doch das Eine mit dem Anderen in prinzipiellem Gegensatz. In dem Recht war der eigenste Geist des römischen Wesens ausgesprochen; wenn es auf eine Weise ausgebildet wurde, daß es auch bei anderen Nationen Eingang finden konnte, so war dabei doch die Idee der römischen Weltherrschaft festgehalten worden. Das Christenthum dagegen war ein dem römischen Reiche trotz aller Annäherungen in tiefstem Grunde fremdes Institut. Das römische Recht ward durch die Constitutionen der Imperatoren fixirt; die christliche Religion trug eine über das Imperium hinausreichende Idee an der Stirn. Es gab einen inneren Gegensatz zwischen der imperatorischen Allgewalt und dem Reiche Gottes auf Erden. Und so sehr die erste Idee durch Bildung, die andere durch vernünftige Mäßigung einander genähert worden, so bestand doch kein eigentlicher Friede zwischen ihnen; unaufhörlich wurden die

1) Die Frage ist in letzter Zeit eingehend von Le Blant: *Sur les bases juridiques des poursuites dirigées contre les martyrs* in den *Comptes rendus de l'Académie des inscriptions*. Nouvelle série t. II. 1866, S. 358 ffg. erörtert worden.

Christen im Namen der öffentlichen Autorität beunruhigt und gemißhandelt.

In diesem Widerstreit tritt uns die ernste Gestalt eines Märtyrers entgegen, Justinus ebendeshalb genannt Martyr, der seinen Philosophenmantel beibehielt, als er Christ geworden war. Er billigt die Sittenlehre der Stoiker und schließt sich den Speculationen Platos an. Er erklärt die Philosophie für das Gott Wohlgefälligste und nimmt, wie Epiktet, einen göttlichen Geist an, der durch alle Vernunft gehe. Alles aber, was sie vortrage, mache doch nur einen Theil der Wahrheit aus, die erst in Christus vollständig erschienen sei. Denn das, sagt er, sei die Pflicht wirklicher Philosophen, nur nach der Wahrheit zu forschen, ohne Rücksicht auf althergebrachte Meinungen¹⁾. Was er als eine Pflicht bezeichnete, hielt er auch für ein unbestreitbares Recht; und da Herkommen und Rechtsübung diesem Grundsatz gradezu entgegenliefen, so wandte sich Justinus an die imperatorische Gewalt und forderte sie auf, die Christen gegen die ungerechten Gesetze zu beschützen. Er ermahnt den Kaiser — es war Antoninus Pius — ohne Voreingenommenheit, ohne Vorliebe für die Abergläubischen, ohne Rücksicht auf verläumderrische Gerüchte über die Christen zu richten: denn es sei die Pflicht eines Imperators, nicht der Gewalt und der Tyrannei, sondern nur der Philosophie und Frömmigkeit Raum zu geben, wenn er sein Urtheil spreche²⁾.

Darin liegt nun aber doch, daß die Regierung von

1) 1. Apologie c. 2. Die Abfassung der ersten Apologie setzt Aubé, *Histoire des persécutions de l'église* (I, p. 316, N. 3) in die Jahre 142—150; Wieseler (a. a. O. S. 106) in das Jahr 141/2.

2) Cap. 3: *τοὺς ἄρχοντας μὴ βία μηδὲ τυραννίδι ἀλλ' εἰσεβεία καὶ φιλοσοφία ἀκολουθοῦντας τὴν ψῆφον τίθεσθαι.*

tyrannischen Gesetzen abzusehen die Befugniß und den Willen habe. Von Dem, was wir politische Ideen nennen, sind die Christen weit entfernt. Sie forderten eine höchste Gewalt, durch welche die Ungerechtigkeit, die bisher dem Gesetz gemäß im Schwange gegen sie gewesen war, abgeschafft würde. In dem Gedanken, daß nur die Offenbarung die Wahrheit enthalte und daß die höchste Gewalt denen Sicherheit gewähren müsse, die sich zu ihr bekennen, liegt wohl eine Conception von größter Tragweite für den Staat. Die Christen waren keineswegs Gegner der Imperatoren; sie verlangten vielmehr eine Ausdehnung ihrer Gewalt, selbst im Gegensatz mit dem Begriffe, der das römische Reich constituirte. Man sieht wohl, was das bedeutete.

Bald im Anfang der Regierung des Marc Aurel kam es nun aber vor, daß Christen eben, weil sie das waren, hingerichtet wurden. Den Anlaß hat eine Ehescheidung auf den Wunsch einer Frau, die über das zuchtlose Leben ihres Mannes empört, Christin geworden war, gegeben. Nicht gegen diese selbst wurde ein gerichtliches Verfahren eingeschlagen, aber der Stadtpräfect Lollius Urbicus zog denjenigen zur Strafe, der sie bekehrt hatte. Dieser selbst und zwei andere wurden ohne Weiteres hingerichtet. Zu ähnlichen Scenen kam es in Kleinasien, namentlich in Ephesus und Pergamum, wo die höchsten Beamten in ihrem eigenen Namen die Verfolgungen der Christen erneuerten. Wenn Justinus durch den ersten Vorfall veranlaßt wurde, sich in einer zweiten Apologie an Marc Aurel zu wenden, so bewirkte der andere, daß auch ein entfernter Bischof, Melito von Sardes, dessen Hülfe anrief ¹⁾.

1) Daß die zweite Apologie Justins an Marc Aurel gerichtet sei, wie Eusebius ausdrücklich angiebt, nicht, wie Andere meinen, an Antoninus Pius, nimmt auch Wieseler (p. 117) an.

Das Schreiben des Melito ist vor Allem dadurch merkwürdig, daß er das Christenthum in einer Weise dem Kaiserthum näher bringt, in welcher dies sich mit demselben vereinigen konnte: dem philosophischen Kaiser gegenüber bezeichnet er das Christenthum als Philosophie. Diese Philosophie, d. h. doch Weltanschauung, so führt Melito aus, habe schon früher unter barbarischen Königen bestanden; sie sei aber unter Augustus im römischen Reiche wieder aufgeblüht. Sie habe diesem nur Glück gebracht: denn große Verluste hätten sich seitdem nicht ereignet. Nur Nero und Domitian seien durch die Vorstellungen böser Menschen bewogen worden, den Verläumdungen gegen die Christen Gehör zu geben. Denen aber hätten sich die frommen Väter des Kaisers entgegengesetzt und die Neuerer durch Rescripte zurechtgewiesen. Jetzt würden die Frommen in Asien durch neue Verordnungen bedrängt¹⁾. Auf deren Grund würden die Unschuldigen mehr als je durch Sykophanten, welche nach ihrem Besitz trachten, belästigt und verfolgt.

Melito leugnet nicht geradezu, daß diese Verordnungen vom Kaiser selbst stammen können. Der Gehorsam, den die Christen der höchsten Gewalt schuldig zu sein glauben, drückt sich in den Worten aus: wenn er das wirklich befohlen habe, so werde es wohl gerecht sein, denn der gerechte Fürst werde nichts Ungerechtes thun. Wenn aber das Edict, von welchem man härter betroffen werde, als Barbaren, nicht von ihm stamme, so möge der Kaiser es zurücknehmen.

Die beiden Schriftstücke, die Apologie des Philosophen

1) *καινοῖς δόγμασιν κατὰ τὴν Ἀσίαν*. Daß dies kaiserliche Decrete, sagt er nicht. Das Original hat bloß *διατάγματα*, die lateinische Uebersetzung des Rufinus: *imperialia praecepta*, Valesius: *edicta imperialia*.

und das Gesuch des Bischofs sind von univervaler Bedeutung. Man lernt die Frage kennen, von welcher die Zukunft des Christenthums überhaupt abhing. Es war eine solche Constituirung der Autorität des Kaisers, durch welche dem Herkommen der Verfolgungen, zu denen Gerichte und Populationen zusammenwirkten, ein Ziel gesetzt würde.

Welchen Eindruck nun auch immer diese Vorstellungen auf Marc Aurel gemacht haben mögen, unleugbar ist, daß die Christen unter seiner Regierung die schwersten Widerwärtigkeiten zu bestehen hatten; Justinus wurde eben unter ihm Märtyrer ¹⁾. Den schlimmsten Ruf haben dem Kaiser die Verfolgungen gemacht, die in Gallien vorfielen ²⁾. In den größten Städten, namentlich in Lugdunum und Vienne, hatten sich christliche Gemeinden gebildet, in denen Männer und Frauen von starker Ueberzeugtheit erscheinen. Aber sie erregten den Widerwillen des Volkes; man stellte sie eigentlich deshalb, weil sie Christen seien, vor Gericht, was sie dann ohne Weiteres bekannnten. Der Präses hatte kein Mitgefühl für sie; er verhehlte seine religiösen Antipathien keinen Augenblick. Man verbrannte ihre Leichen und warf die Asche in die Rhone, um die Hoffnung der Christen auf Auferstehung zu Nichte zu machen.

Daß Marc Aurel, in dessen Zeiten man diese Verfolgung verlegt, daran Schuld gehabt habe, erhellt aus dem Schreiben nicht. Die Provinzialverwaltungen folgten hierin ihrem eigenen Impuls. Dieser Impuls beruhte doch wahr-

1) Aubé (I, S. 346 ff.) setzt seinen Tod in das Jahr 163 u. Ae.

2) Wir lernen sie aus einem Briefe der christlichen Gemeinden in Gallien an die asiatischen kennen, den Eusebius (Hist. eccl. V, 1 ff.) aufbewahrt hat, und der den Stempel der Echtheit trägt.

ſcheinlich auch auf der Veränderung der allgemeinen Lage, welche die Verehrung der das Reich ſchützenden Gottheiten wieder in Aufnahme brachte. Von dem Kaiſer läßt ſich nicht ableugnen, daß er demſelben nachgegeben hat. Auf eine Anfrage hat er ſogar erklärt, daß die Chriſten, die ſich als ſolche bekennen, mit dem Schwerte hingerichtet werden ſollten¹⁾. Dabei erfahren wir doch durch ein unverwerfliches Zeugniß, daß er die Chriſten vielmehr in ſeinen Schutz nahm. Tertullian, deſſen Jugend noch in dieſe Zeiten gefallen iſt, bezeichnet ihn als einen Protektor der Chriſten — welches ſeien denn die Kaiſer, von denen die Chriſten verfolgt worden? nur ſolche, von denen verfolgt zu werden eine Ehre geweſen ſei. Die übrigen, unter ihnen namentlich Marc Aurel, ſeien Protektoren der Chriſten geweſen. Und wenn die Kaiſer nicht ſelbſt gegen die Chriſten waren, ſo konnten dieſe durch den Druck der Provinzialbehörden nicht unterdrückt werden. Tertullian erzählt von einem Proconſul, der kurz nach Marc Aurel die Provinz Aſia verwaltete, er habe Anſtalt getroffen, die äußerſte Strafe über die Chriſten zu verhängen, aber eine ſo große Anzahl von Menſchen habe ſich offen zu dem Chriſtenthum bekannt, daß er ſich begnügt habe, die angebrohte Strafe nur an Wenigen zu vollſtrecken, alle Andern habe er freigelaffen. Der Erfolg konnte kein anderer ſein, als daß eben dieſe in ihrem Bekenntniß um ſo eifriger wurden. Ihre Anzahl ſelbſt machte es unmöglich, ſich an ihnen zu vergreifen. Wir finden ſie in unaufhörlichem Wachſthum und in der lebendigſten inneren Entwicklung begriffen, die noch im zweiten Jahrhundert zu großen Erſcheinungen inmitten der werdenden Kirche geführt hat.

1) τοὺς ὁμολογούντας ἀποτυπανισθῆναι.

In Alexandria bildete sich eine Schule aus, recht eigentlich dazu bestimmt, die Zweifel der Heiden zu beseitigen, und daher genöthigt, wie einer der Lehrer es ausdrückt, Vieles zu lernen und das Nützliche überall auszulernen, den Hellenen den Glauben auf hellenische Art zu erweisen. Der Hauptbegründer der Schule, Clemens, ist zugleich einer der größten Kenner der alten Philosophie, dem es gewiß ist, daß die göttliche Vorsehung die Heiden ebenso bedacht habe wie die Juden, so daß er die griechischen Philosophen als Werkzeuge der göttlichen Vorsehung ansieht; es hat eine historische Wahrheit, wenn er sagt: durch das Gesetz und durch hellenische Bildung werden die nach dem Glauben sich Sehenden zusammengeführt zu Einem Volk. Und auch bei denen, die sich der Philosophie nicht mit unterschiedener Hinneigung näherten, sondern von ihr abwichen, war doch ihr Einfluß nicht zu verkennen.

In dem Abendlande finden wir zuerst den aus einer kleinasiatischen Gemeinde nach Gallien versetzten Irenäus; eben die Städte, in denen kurz vorher die erwähnte Verfolgung stattgefunden hatte, Lyon und Vienne, sind der Schauplatz seiner Thätigkeit. So sehr er gewisse philosophische Lehrsätze verwirft, aus denen er den Gnosticismus ableitet, so ist er doch unaufhörlich bemüht, für die historisch-gebildete kirchliche Ueberlieferung Gründe der Vernunft zu entdecken. Allenthalben verräth er einen wissenschaftlichen Trieb, der von der Einwirkung der griechischen Philosophie ausgeht.

Das wichtigste Moment liegt darin, daß sich die christlichen Lehren von den abenteuerlichen Phantasien des Morgenlandes abwandten und an die gesunden Gedanken der gräco-romanischen Welt anzuschließen suchten. Der Widerstreit

zwischen der Philosophie und dem Christenthum trat dabei doch auch jeden Augenblick in helles Licht; ob derselbe jemals völlig geschlichtet werden könne, war eine Aufgabe für alle folgenden Jahrhunderte. Noch eine andere, unmittelbare aber war die von Justinus Martyr aufgestellte: die höchste Gewalt zu einer Anerkennung des Christenthums bei seiner Absonderung von dem öffentlichen Dienst zu vermögen. Diese schloß dann wieder eine andere, noch allgemeinere in sich ein. Wenn das römische Reich in der Weltstellung verharrte, die es eingenommen, so konnte das Christenthum doch in dem Umkreis desselben kaum bestehen. Denn die Imperatoren waren ja selbst an die römische Religion gebunden und mußten sie handhaben. Auf eine eigentliche Toleranz konnten die Christen bei der obwaltenden Lage der Dinge nicht rechnen. Man darf es unbedenklich aussprechen: die Weltherrschaft der Römer und die Ausbreitung des christlichen Glaubens liefen einander in der Idee entgegen; nur eine Erschütterung des römischen Kaiserthums konnte dem Christenthum Raum zu einer inneren Entwicklung verschaffen. Hätte die Idee, auf welcher die Weltherrschaft zur Zeit des Augustus beruhte, sich behaupten und durchführen lassen, so würde von der Ausbreitung der christlichen Religion nicht mehr die Rede gewesen sein. Das universalhistorische Verhältniß liegt darin, daß die Ausdehnung des Reiches nicht mehr möglich war und aufgegeben wurde. In dem Grade, daß das zum Bewußtsein kam, gewann das Christenthum die Zukunft für sich.

Elftes Capitel.

Uebergang des Imperiums von dem Hause Marc Aurels
auf das Haus des Septimius Severus.

Niemals hat es ein lebensvolleres Reich gegeben, als das römische, in welchem die Elemente der durch Eroberung zusammengebrachten Nationalitäten zu einem Ganzen vereinigt waren, ohne daß ihre Besonderheiten in der Tiefe unterdrückt worden wären. Nicht einmal von dem gräcoromanischen Geist, der in der Welt die Oberhand behalten hatte und in Rom dominirte, ließ sich behaupten, daß er die Herrschaft allein und unbedingt ausgeübt hätte. Wir sahen soeben, wie sich aus dem niedergeworfenen Gemeinwesen der Hebräer eine Religion erhob, welche den Ursprüngen derselben entsprach, aber die im Laufe langer Zeiträume erwachsenen stammesartigen Beschränkungen vermied und ausschloß. Was gehörte nun Alles dazu, diese Elemente zu pflegen oder wenigstens neben einander zu erhalten! Das Imperium versuchte es, den Reizgeschmack der Gewalt, durch die es zu Stande gekommen war, von sich abzustreifen und eine Monarchie patriarchalischer oder vielmehr väterlich-fürsorgender Art, wie sie die alten Philosophen als Ideal hingestellt hatten, zu realisiren. Eine der bewunderungswürdigsten Erscheinungen in der Weltgeschichte bildet die Reihe dieser Imperatoren, die durch

successive Adoption zur Regierung gelangt waren, aber doch als eine einzige Familie betrachtet wurden. Einer der vertrautesten Freunde und Beamten Marc Aurels, Fronto, bezeichnet Antonin als den Vater, Hadrian und Trajan als den Großvater und den Uelternvater desselben, gleich als wären sie Alle durch Geburt aus demselben Geschlechte entsprossen. Wir finden Inscriptionen, welche bis auf Nerva zurückgehen¹⁾. Eben daraus ergab sich jedoch auch für die Fortsetzung des Imperiums eine große Schwierigkeit. Alles beruhte auf dem über untergeordnete Differenzen erhobenen Geiste der damaligen Imperatoren. Wie ließ es sich denken, daß derselbe auch in den Nachfolgern vormalten würde. Es gab keine Successionsordnung, und jene Adoptionen konnten doch nicht immer dauern. Marc Aurel hatte einen Sohn, von dem es nicht zweifelhaft war, daß er die Nachfolge in Anspruch nehmen würde. Dann aber mußte leicht die oberste Gewalt wieder zum Kampfspreis der Parteien werden, welche eben ausgeschlossen werden sollten. Dazu kam noch eine andere, vielleicht noch größere Schwierigkeit, die aus der allgemeinen Lage entsprang. In der Mitte der Welt emporgekommen, hatte das römische Reich allenthalben mächtige Feinde zu seinen Nachbarn. Man darf die Epoche der durch Adoption erhobenen Kaiser insofern als eine entscheidende ansehen, als das Reich, bisher durch glückliche Waffen und Siege begründet, zwar provozirt, aber doch immer vor-

1) So werden Marc Aurel (Aurelius Antoninus nach unzweifelhafter Restitution) und Aelius Verus auf einer in der Umgegend von Jerusalem gefundenen Inscription vom Jahre 162 als D(ivi) Antonini filii, D. Hadriani nepotes, D. Trajani pronepotes, D. Nervae abnepotes bezeichnet (Corp. inscr. lat. III, 1, p. 21, nr. 117).

dringend, zu seiner Stellung gelangt war; diesem Vordringen aber war damals Einhalt geschehen und ein friedliches Verhältniß zu den Nachbarn hergestellt worden: die Epoche des Friedens hatte dazu gehört, um jene Zustände hervorzubringen, die wir eben schilderten. Doch nur etwa die Frist eines halben Jahrhunderts war dazu gewährt worden; dann brachen die Feindseligkeiten wieder aus. Sie trugen einen von den bisherigen ganz verschiedenen Charakter. Früher war die Sicherheit in fortwährender Eroberung gesehen worden; da hatten sich die Männer gebildet, welche dann die oberste Gewalt in dem Gemeinwesen ausübten. Jetzt dagegen lag die große Aufgabe in der Vertheidigung allein. Welch ein Unterschied jedoch, fortzuschreiten oder nur abzuwehren! Und wie nun dann, wenn beide Momente zusammentrafen, die Erfolge zweifelhaft wurden und zugleich das Imperium auf eine ungeeignete Persönlichkeit überging?

Noch unter Marc Aurel begann sich das zu entwickeln.

I. Erneuerung der Kriege.

Unter Marc Aurel erhob sich ein zwiefacher Anfall, von der Donau und von dem Euphrat her, welcher große und dauernde Anstrengungen erforderte, um bestanden zu werden.

Während seiner ganzen Regierung war Marc Aurel genöthigt, bald nach der einen, bald nach der anderen Seite hin Front zu machen.

Der so oft unternommene, immer wieder unterbrochene, niemals recht zu Ende geführte Krieg mit den Parthern, der eigentlich die Zukunft von Asien umfaßte, brach wieder in hellen Flammen aus. Von den ihnen von Hadrian gemachten Zugeständnissen waren die Parther nicht befriedigt; sie ver-

langten Armenien, wo die Römer zwar einen Arsaciden, der aber doch von ihnen abhängig war, eingesetzt hatten, wieder in unmittelbaren Besitz zu erhalten. Und wenn sie bisher noch durch das Ansehen Antonins zurückgehalten worden waren, so nahmen sie von dem Thronwechsel Veranlassung, den alten Krieg wieder aufzunehmen. Unerwartet brach Vologeses III. ¹⁾, der als den Römern besonders feindselig geschildert wird, in Armenien ein, verjagte den dort eingesetzten Fürsten, bezwang eine gegen ihn vorrückende Legion und drang dann in Syrien vor, wo er ebenfalls Vortheile erfocht und das Land überfluthete.

Um den verderblichen Anfall zurückzuweisen, entschloß sich Marc Aurel mit Beistimmung des Senats, den Lucius Verus, der durch die Adoption Antonins als sein Bruder betrachtet und von ihm zum Mitaugustus ernannt worden war, nach dem Orient zu schicken ²⁾.

Man hat allgemein angenommen, Verus habe sich unthätig und nachlässig erwiesen. Aus einem zufällig aufbewahrten Schreiben desselben an Fronto sieht man doch, daß die Schuld der ersten Unfälle meist an den des Krieges entwöhnten Legionen gelegen hat; von sich selbst rühmt Verus,

1) Mit dieser Zahl bezeichnen Richter, Historisch-kritischer Versuch über die Arsaciden- und Sassaniden-dynastie S. 133 und Schneiderwirth, Die Parther S. 158 den parthischen König. Longpérier, Mémoires sur la chronologie et l'iconographie des rois Parthes p. 147 ff. führt ihn als Vologeses IV. auf, der nach ihm von 148—190 u. Ae. regierte. Die abweichende Zählung beruht darauf, daß Longpérier nach den auf den Münzen vorkommenden bildlichen Darstellungen dem Vologeses I. einen von den Schriftstellern nicht erwähnten König in den Jahren 62—77 u. Ae. folgen läßt, den er den zweiten Vologeses nennt (p. 114 ff., vergl. Schneiderwirth p. 138).

2) Im Jahre 162 u. Ae.

daß er sie wieder dazu gebracht habe, den Feind zu bestehen; er habe unter glühender Sonne eine Heerschau gehalten und die Truppen in ihren Zelten besucht, um sich ihrer gehörigen Verpflegung zu versichern ¹⁾.

Unter seinen Auspicien, wenngleich nicht unter seiner Führung wurden dann auch große Erfolge erfochten.

In Armenien brachte Statius Priscus den parthischen Kataphrakten eine entscheidende Niederlage bei; die verlorenen Städte wurden wiedererobert, der verjagte König zurückgeführt ²⁾. In Mesopotamien erfocht Avidius Cassius große Erfolge, sodaß Bologesēs, dem sich seine Bundesgenossen nicht eben treu erwiesen, über den Tigris zurückgehen mußte. In diesem Kampfe ist die herrliche Metropole, welche Seleucus Nicator gestiftet hatte, Seleucia, zu Grunde gerichtet worden; sie war bestimmt gewesen, Oberasien und die Euphratländer vereinigt zu halten; in dem Kriege zwischen Römern und Parthern zuletzt auf die Seite der Parther getreten, wurde sie von den Römern zerstört: denn die Stätten der allgemeinen Cultur lassen sich in den großen Völkerkämpfen nicht behaupten. Marc Aurel und Lucius Verus, der nun nach Rom zurückkam, feierten einen prächtigen Triumph ³⁾.

Aber indessen hatte sich von einer anderen Seite her

1) Frontonis Epistolae ed. du Rieu et Naber p. 206.

2) Auf dem Revers einer Münze aus dem Jahre 164 u. Ae. ist dargestellt, wie Verus dem unter ihm stehenden König (Soämus) das Diadem auf den Kopf setzt; die Legende ist Rex Armeniis Datus (Schäfel VII. S. 91, vergl. Richter S. 137).

3) 166 u. Ae. (Julius Capitolinus, v. Veri c. 8 und die Münzen bei Schäfel VII, p. 51 ff.). Dieser Kampf scheint den Gegenstand mannichfaltiger historischer Versuche damaliger Literaten gebildet zu haben. Man ersieht das aus der Schrift Lucians: *πὼς δὲ ἱστορίαν συγγράφειν*. Man sollte nur wünschen, daß sich auch jene Bücher erhalten hätten

der alte Widerstreit mit den Germanen zu einer für Rom noch dringenderen Gefahr entwickelt.

Von der mittleren Donau her waren die Marcomannen und Quaden, germanische Stämme, die dem Völkercomplex angehörten, der aus dem Reiche des Marbod hervorgegangen war, über die Grenze des römischen Reiches vorgedrungen; sie forderten, wie einst jene Nipeter und Tenschterer von Cäsar, Landabtretungen zu ihrer Ansiedelung von dem Imperator.

Es waren, wie damals Reibungen der germanischen Stämme mit einander und mit ihren Nachbarn, was dazu Anlaß gab, und die römischen Grenzbefestigungen zeigten sich nicht fähig, ihrem Andrang zu widerstehen. Pannonien und Mösien wurden von den Germanen überfluthet; wäre Aquileja in ihre Hände gefallen, so würden sie nach Italien gedrungen sein, wo sie nur geringen Widerstand gefunden hätten. Wie sehr man das bereits fürchtete, erkennt man daraus, daß Marc Aurel alle religiösen Ceremonien, die in Rom beim Eintritt großer Gefahren vorgenommen zu werden pflegten, sorgfältig vollzog, gleich als stünde ein gallischer oder ein cimbrisch-teutonischer Anlauf bevor. Sein Bruder Verus begleitete ihn ins Feld. Die beiden Imperatoren legten die Toga ab und nahmen den Kriegsmantel um: so begaben sie sich zu den Truppen¹⁾. Noch schwebte die Autorität des römischen Namens schützend oder schreckend über den Ablern der Legionen: die Völkerstämme, die doch kein Gefühl von Einheit oder Gemeinsamkeit hatten, scheuten davor zurück, den

oder wenigstens die Auszüge Lucians ausführlicher wären. Wir sind jetzt ohne alle sichere Kunde.

1) Im Jahre 167 u. Ae. (Capitolinus, v. Anton. phil. 13: Dum Parthicum bellum geritur, natum est Marcomannicum).

Kampf mit Entschiedenheit aufzunehmen. Wir finden unter ihnen Könige, die sich fügen. Ein Fall wird erwähnt, in welchem ein Volk bei einer entstandenen Vacanz einen König nur deshalb annimmt, weil die Römer ihn approbiren. Der drohende Sturm wurde auf diese Weise beschworen, und Verus, der die Genüsse der großen Städte, im Orient Antiochiens, im Occident der Reichshauptstadt selbst, mit Begierde in sich schlürfte, war sehr der Meinung, daß man sich damit begnügen und den Feldzug für beendet ansehen könne. Marc Aurel wußte jedoch recht wohl, daß die Ruhe nur von einer vollen Entwicklung der Uebermacht abhängt. Die Sicherheit der Marken von Italien und Illyricum, die jetzt wiederhergestellt war, genügte ihm noch nicht; er wollte Pannonien, Dacien, Mösien beherrschen, wie Trajan und Hadrian. Ein Verlust war es nicht, wenn auf der Rückreise nach Rom, die doch nur eine momentane Waffenruhe in sich geschlossen haben kann, Verus plötzlich umkam¹⁾. Es gab Leute, welche in gewohnter Weise Marc Aurel selbst als den Urheber dieses Todes betrachteten. Aber so groß war der Ruf von dessen moralischer Vortrefflichkeit, daß ein solcher Verdacht nicht Wurzel schlug. Mit seinen eigenen Aeußerungen über den Bruder würde derselbe in schneidendem Widerspruch stehen. Er war nun in dem alleinigen Besitz der höchsten Gewalt und konnte den unternommenen Krieg weiter führen, wo er es denn seiner körperlichen Schwäche zum Troß an persönlicher Theilnahme nicht fehlen ließ.

In allgemeiner Erinnerung ist die Schlacht geblieben, durch welche dem Vordringen der Quaden Einhalt geschah.

1) 171 u. Ae. (Eutrop VIII, 11 und Aurelius Victor, Epit. c. 16 undecimo imperii anno, vergl. Julius Capitolinus, v. Aelii Veri c. 11).

Ein römisches Heer, von denselben in die Mitte genommen und durch die in der Balkanhalbinsel oft sehr empfindliche Hitze bedrängt, wurde durch einen plötzlichen Regenguß erfrischt und gerettet. Der Kaiser und seine Römer schrieben denselben dem Jupiter Pluvius zu — so ist er auf der antoninianischen Säule abgebildet — die Christen ihren Gebeten; das Beste that wohl der Aberglaube der Quaden, die in dem Ungewitter ein von den Göttern über sie verhängtes Unglück sahen; sie wurden durch ein Naturereigniß besiegt, wie einst Ariovistus. Die Sage ist nur deshalb merkwürdig, weil wir sehen, daß die Christen thätigen Antheil an dem Feldzug und der Landesvertheidigung nahmen ¹⁾.

Eine andere Schwierigkeit hatte der Kaiser selbst dadurch zu bestehen, daß seine Legionen besondere Belohnungen für ihre Dienste forderten. Marc Aurel gab ihnen zu bedenken, daß Alles, was er ihnen geben würde, von dem Vermögen der Provinzialen genommen werden müsse, dem Blute ihrer eigenen Brüder. Wurde es ihm doch schon ungemein schwer, nur den wirklich verdienten Sold aufzubringen. Man weiß, daß er in Rom die Kostbarkeiten des kaiserlichen Schatzes zu Gelde gemacht hat, um den Truppen den verdienten Sold zahlen zu können ²⁾. Es war eine Art von Rückkaufsgeschäft, ohne

1) Auf Anlaß dieses Sieges wurde Marc Aurel zum siebenten Mal als Imperator begrüßt (Dio LXXI, 10). Die Münzen aus dem Jahre 174 u. Ae. haben sowohl Imp. VI., wie Imp. VII. (Eckhel VII, p. 62), woraus folgt, daß die Begebenheit in dieses Jahr gehört.

2) in foro Divi Trajani auctionem ornamentorum imperialium fecit, von denen sich jedoch nicht ergiebt, daß sie von Verus stammen, wie man angenommen hat; vielmehr werden auch gemmae genannt, quas multas in repostorio sanctiore Hadriani repererat. Julius Capitolinus, v. Anton. phil. 17.

Zinsen jedoch, zu dem er sich herbeiließ; als die dringende Noth vorbei war, löste er die Kostbarkeiten um die Summe wieder ein, die man ihm gezahlt hatte: eine der ersten großen Staatsanleihen auf Hypothek, welche vorkommen, allerdings in rohester Form. Genug: weder die Erschöpfung der Staatskasse, noch auch der Abfall der schon gewonnenen Völkerschaften, noch auch die Unzuträglichkeit des Klimas hielten den militärisch geschulten Philosophen ab, die Ehre des Reiches mit Nachdruck und Erfolg zu vertheidigen. Wir erfahren, daß er die Marcomannen, welche als die vornehmsten Urheber der Völkerbewegung bezeichnet werden, bei ihrem Uebergang über die Donau überwältigte und ihnen den Raub abjagte, den sie aus der Provinz zusammenschleppt hatten ¹⁾; doch hat er dann auch glimpflichere Mittel gegen sie angewendet: er ist selbst so weit gegangen, einen Theil von ihnen in Italien anzusiedeln. In diesen Anordnungen begriffen, wurde er genöthigt, seine Blicke nach dem Orient zu richten, wo in Folge der erfochtenen Siege selbst eine Bewegung ausbrach, wie sie die Imperatoren von siegreichen Feldherren von jeher zu fürchten hatten.

Das Beste in dem erwähnten Feldzug gegen die Parther hatte Avidius Cassius geleistet, an ihn war dann der Oberbefehl übergegangen. Dieser verstand es, die ihm anvertrauten Legionen durch die strengsten Maßregeln, bei denen selbst der Würde der römischen Bürger gespottet wurde, in Ordnung zu halten und zum Siege zu führen.

1) Die Feststellung der einzelnen Kriegsbereignisse hat die größten ethnographischen und topographischen Schwierigkeiten, deren Erörterung ich dem Forscher der deutschen Geschichte um so eher überlassen kann, da sie auf den Gang der allgemeinen Weltverhältnisse einen entscheidenden Einfluß zunächst nicht ausgeübt haben.

Es erinnert an die altrömische Disciplin, wenn er Cohorten, welche siegreich von dem Feinde zurückkamen, deswegen zur Verantwortung zog, weil sie ohne seinen Befehl angegriffen hatten. Das ganze Heer gerieth darüber in tumultuarische Aufwallungen: er trat in dessen Mitte ohne irgend eine Schutzwaffe; er rief aus, man möge ihn tödten, wenn man der Verletzung der Disciplin noch ein schwereres Verbrechen hinzufügen wolle. Hierauf fügte sich Alles. Und nicht ohne guten Grund waren die strengen Strafen, die er verhing: er wollte die Truppen nöthigen, von dem Raub abzustehen, und ein ander Mal sie von den verderblichen Vergnügungen, von Antiochia zurückhalten.

Alein diese Erfolge erregten in Cassius höchstrebende Pläne. Er gehörte dem Geschlecht des letzten Republikaners, Cassius an ¹⁾ und sprach sich auch seinerseits in republikanischem Sinne aus. Das Imperium, sagte er, könne jedoch aus dem Gemeinwesen nicht wieder hinweggeschafft werden, außer durch einen andern Imperator, der er selbst zu werden gedachte. Auf die falsche Nachricht, Marc Aurel sei gestorben, stellte er sich ohne Rückhalt als Herrn und Meister auf; er bezeichnete Marc Aurel als Divus, sich selbst als Imperator ²⁾.

Aber Marc Aurel lebte noch und fühlte sich kräftig genug, um auch gegen die Parther den Krieg zu unternehmen. Wir lernen seine Sinnesweise aus einem Briefe kennen, in welchem er auf eine Warnung gegen die Anschläge des Cassius antwortet: er fürchte das nicht; denn das Imperium werde

1) Vulcatius Gassicanus, Vita Avidii Cassii c. 1: Cassius per matrem ex familia Cassiorum, qui in C. Julium conspiraverant.

2) Im Frühjahr 175 u. Ae. (nach Dio LXXI, 22. Lampridius, v. Commodi c. 12).

doch in die Hände des Mannes gerathen, den die Götter dazu bestimmt hätten; ob das seine Kinder seien oder vielleicht Cassius und dessen Kinder, kümmere ihn wenig, wenn es nur zum Heile des Gemeinwesens gereiche.

Aber indem Marc Aurel sich nun anschickte, mit Cassius zu schlagen, wurde dieser selbst von seinem Heere getödtet¹⁾.

Dem philosophischen Kaiser gelang es, die Autorität des Reiches und seine eigene im Osten und Westen aufrecht zu erhalten. Marc Aurel konnte noch einmal nach der Donau zurückkehren; er besiegte die Grenzvölker, vornehmlich durch den Präfectus Prätorio Paternus; zu pacificiren vermochte er sie nicht. Auf einem dieser Feldzüge ist er am 16. März des Jahres 180 gestorben²⁾.

Ich möchte nicht an alle die Lobeserhebungen erinnern, die ihm immer aufs Neue gespendet worden sind, aber er nimmt doch eine sehr ehrentwerthe, sehr außerordentliche Stellung ein. Im Vollbesitz der Cultur der Epoche hat er das Imperium, welches der Mittelpunkt derselben war, nach den Seiten hin, von denen es am meisten gefährdet wurde, zu vertheidigen gewußt; ein schwacher Mann, der im Feldlager philosophische Betrachtungen niederschrieb, bald mit seinem Mitaugustus zu streiten, bald seine Legionen in Ordnung zu halten und endlich einen aus der Mitte derselben emporstrebenden Nebenbuhler zu bekämpfen hatte, und dabei immer eine großartige, dem Gemeinwesen hingeebene Gesinnung bewährte, an der Niemand zweifeln konnte, sodas alle seine Feinde vor ihm zerstoben. Das aber die oberschwebenden Gefahren von ihm nicht beseitigt waren, am

1) 3 Monate 6 Tage nach seiner Erhebung (Dio XXI, 27).

2) Dio Cassius LXXI, 33.

wenigsten die germanische, liegt auf der Hand. Und zugleich trat mit seinem Tode die zweite der oben berührten Fragen in volle Evidenz.

II. Commodus.

Marc Aurel hatte die Verbindung seiner letzten Vorgänger mit dem Senat auf das sorgfältigste gepflegt. Er hatte seine Töchter in senatorische Geschlechter verheirathet, auch seinen Sohn Commodus¹⁾ mit der Tochter eines Senators. Daher aber kam es nun wieder, daß der neue Fürst sich beschränkt fühlte und sich dieser Beschränkungen des aristokratischen Regiments, das hiedurch in die Regierung kam, wieder zu entledigen suchte. Gegen den Willen der Senatoren, die in dem Feldlager waren, schloß er eine Abkunft mit den Feinden und eilte nach Rom zurück, um sich des Genußes der Gewalt zu erfreuen. Er war nicht grade bössartig von Natur, aber er wollte die höchste Gewalt vollkommen in seinem Besiß haben. Er säumte nicht, eine durchgreifende Veränderung in den wichtigsten Aemtern vorzunehmen; die gewohnten Freunde stieß er von sich oder beschimpfte sie. Da geschah dann, daß sich eben in den höchsten Kreisen Widerwille gegen ihn regte, der sofort zum Ausbruch kam.

Alles beruhte auf einer Verbindung der Schwester des Commodus, Lucilla, mit Ummidius Quadratus, ihrem Schwager. Die Quadrati, früher unter Hadrian verfolgt, waren in die engsten Beziehungen zu den Antoninen getreten. Einer

1) Bis zum Tode Marc Aurels führt er die Namen: Lucius Aurelius Commodus; dann Marcus Commodus Antoninus bis zum Jahre 191; seitdem Lucius Aelius Aurelius Commodus (Eckhel VII, p. 127a, vergl. ein Schreiben des Commodus bei Dio LXXII, 15) bis zu seinem Tode 192 u. Ae. (945 d. St.).

von ihnen hatte die Schwester Marc Aurels geheirathet¹⁾, was ihm dann Antheil an der Erbschaft der reichen Familie verschaffte. Dessen Sohn, Nefte Marc Aurels, Marcus Ummidius Quadratus, war zugleich Schwiegersohn desselben geworden. Sein Name erscheint mit dem seiner Gemahlin Annia Faustina auf Töpferarbeiten, die aus der Ziegelerde eines ihnen angehörigen Grundstücks gebrannt wurden²⁾: Ummidius ist auch einmal Consul gewesen³⁾. Mit diesem nun verband sich Lucilla im Einverständniß mit dem Präfectus Pratorio Paternus, der das ganze Vertrauen Marc Aurels genossen und das Kriegstheater, das ihm Ruhm verschaffte, nur ungern verlassen hatte. Sie scheinen die Absicht gehabt zu haben, die alte Regierungsweise unter dem neuen Fürsten möglichst aufrecht zu erhalten und noch zu verstärken. Der Schwiegersohn der Lucilla, Claudius Pompejanus, der mit Commodus in jugendlicher Vertraulichkeit gelebt hatte, wurde bewogen, die Hand dazu zu bieten⁴⁾. Er drang eines Tages, ein bloßes Schwert in der Hand, auf Commodus ein, mit dem Wort: dies schickt dir der Senat, allerdings ohne ihn zu verletzen. Aber, wie zu erwarten, erregte er damit dessen Ingrimm; das nur halb vollbrachte Attentat hatte die Folge, daß eine Anzahl bedeutender Männer, die als einverstanden betrachtet wurden, unter ihnen auch Paternus, mit dem Tode dafür büßten⁵⁾. Zunächst kam dann die Gewalt, die mit

1) Annia Cornificia.

2) Marini, Atti dei fratri arvali p. 514.

3) Im Jahre 167 unserer Aera.

4) Lucilla war in erster Ehe mit Verus, dem Mitaugustus des Marc Aurel, nach dessen Tod mit Pompejanus vermählt. Der Gemahl ihrer Tochter Lucilla war ein Claudius Pompejanus.

5) Im Jahre 183 u. Ae. Absichtlich vermeide ich in der Erzählung

dieser Stellung verbunden war, in die Hand des neuen Präfectus Prätorio Perennis. Historisch kommt wohl nicht viel darauf an, ob er, wie die einen sagen, Commodus darin be-
 stärkt habe, sich seinen Lüsten hinzugeben, um selbst an dessen
 Stelle zu regieren, oder ob er durch die Ausschweifungen des
 Commodus genöthigt wurde, die Geschäfte zu besorgen. Ge-
 nug, er übte die Regierungsgewalt aus. Die Haushaltung,
 welche Commodus einführte, hat schon ein sehr orientalisches
 Ansehen. Perennis war der Wesir des Kaisers, der gleichsam
 seinem Harem lebte. Der Präfectus Prätorio aber gelangte
 doch nicht zu der umfassenden Macht eines Wesirs: denn die
 Legionen, die sich als die natürlichen Träger der höchsten
 Gewalt betrachteten, waren nicht geneigt, sich von dem Führer
 der in der Hauptstadt stationirten Leibwache nach seinem Be-
 lieben regieren zu lassen. Perennis zerfiel mit den britan-
 nischen Legionen, indem er Befehlshaber senatorischen Ranges
 entfernte und andere von ritterlichem anstellte. Diese Legionen
 beschloffen, sich an den Kaiser selbst zu wenden und schickten
 ihm eine starke Deputation — sie wird auf 1500 Mann an-
 gegeben — nach seinem Hoflager. Commodus würde sie
 leicht haben überwältigen können, da seine Prätorianer ohne
 Vergleich stärker an Zahl waren, wenn er darin einen Aufruhr
 gesehen hätte; die Handlung war aber mehr eine Appellation
 von dem Präfecten an den Imperator. Und in der Um-
 gebung des Kaisers gab es Männer seines intimen Ver-
 trauens, welche sich ebenfalls des Perennis zu entledigen

nicht allein die ausgespinnene Novelle des Herodian, sondern auch die
 Notizen, die sich in dem grade an dieser Stelle mangelhaft überlieferten
 und in sich widersprechenden Texten Dios finden. Ich folge den Nachrichten,
 die Aelius Lampridius mittheilt.

wünschten: Commodus opferte den Präfectus Prætorio den Legionarien auf; Perennis wurde auf das Grausamste umgebracht ¹⁾. Die Verwaltung der höchsten Gewalt kam nun an Commodus selbst zurück, der sie jedoch auch jetzt nicht in die eigene Hand nahm. Kleander aber, ursprünglich ein phrygischer Sklave, der, in persönlichem Dienste emporgekommen, jetzt zur höchsten Stelle gelangte, war unfähig, die Autorität würdig auszuüben. Hinrichtungen und Beraubungen, die ersten oft zum Zwecke der letzteren, waren an der Tagesordnung und selbst dem Imperator wurde das zuweilen zu viel. Eine allgemeine Entrüstung erregte die Hinrichtung eines auch in Rom beliebten Proconsuls von Asien aus dem Hause der Antonine. Zugleich auf den Anlaß der mangelnden Zufuhr in der Hauptstadt kam es zu einem Volkstumult, welchem Kleander aufgeopfert wurde ²⁾, wie vor kurzem Perennis; denn Commodus war leicht zu erschrecken, zugleich zügellos und furchtsam. Erst nach dem Tode Kleanders trat seine Natur in voller Nacktheit heror. Er hatte nicht musikalische oder poetische Anwandlungen, wie Nero oder Domitianus, sondern den Ehrgeiz eines Gladiators. Er wollte als der neue römische Hercules verehrt sein; er betrachtete sich als den stärksten von allen Menschen; Beweise dieser Stärke seiner Muskeln nahm er unter seine Titel auf. Im Gebrauch der Wurfgeschosse erwies er sich ungemein geschickt: man hat aufgezeichnet, wie gut er zielte und traf; unzählige Bestien erlagen seiner Geschicklichkeit und seiner Begierde, Blut zu

1) Nach dem Tode des Perennis nahm Commodus den Beinamen Felix an (Cassiodorus, v. Commodi c. 8 in.). Dieser Beinamen begegnet auf den Münzen zuerst im Jahre 185 u. Ae. (Cæstel VII, p. 114b).

2) 189 unserer Aera.

sehen. Einst kam er im Theater mit einem soeben abgeschlagenen Straußenkopf vor die Tribüne der Senatoren und zeigte ihnen denselben nicht ohne Grinsen. Sie mußten sich in Acht nehmen, nicht darüber aufzulachen, doch noch näher lag ihnen die Furcht, daß der Kopf des Straußen eigentlich ihre Köpfe bedeute. Denn in der unbeschränkten, weder durch politische Gewalten, noch durch eine öffentliche Meinung gezügelten Herrschaft liegt zugleich eine Verführung für die, die sie besitzen; aber indem sie sich ihr hingeben, wird ihre Stellung in sich selbst unhaltbar. Commodus fühlte bereits den Boden unter seinen Füßen schwanken.

Er machte dieselbe Erfahrung, wie einst Domitian. Nicht da waren seine Feinde, wo er sie suchte, sondern in seiner unmittelbarsten Nähe. Commodus erlag einer Verschwörung der Personen, mit denen er am vertrautesten war, des Präfectus Prätorio Lätus ¹⁾, des Oberkammerherrn Eclectus, eines geborenen Aegyptiers, und der bevorzugten Concubine Marcia. Die über die Motive derselben in Umlauf gesetzte Erzählung ist eigentlich einer früheren abgeborgt; wir können sie übergehen. Das Ereigniß ist, daß der allwaltende Imperator plötzlich nicht mehr war; er ist am 31. Decbr. 192 ermordet worden. Damit trat aber auch die Frage von ehemals wieder hervor, wie die oberste Stelle ausgefüllt werden sollte.

Es ist eine Art von Naturgewalt, mit der Katastrophen dieser Art im römischen Reiche hervorbrachen. Die damalige aber hatte beinahe noch eine größere Nachwirkung als die früheren, inwiefern sie den inneren Zwiespalt der in Rom neben dem Kaiser bestehenden vornehmsten Gewalten, nicht

1) Quintus Aemilius Lätus.

allein des Senats und der Prätorianer, sondern auch des Volkes, zur Erscheinung brachte. In sich ohnmächtig kamen sie doch zu einer gewissen Selbständigkeit der Action, wenn es kein Oberhaupt mehr über ihnen gab.

Die Verschworenen hatten nicht unterlassen, auf die unverzügliche Ausfüllung der Lücke Bedacht zu nehmen. Sie riefen einen Mann, zwar von niedriger Herkunft aber von großem Verdienst in der Verwaltung und im Krieg, Publius Helvius Pertinax, zum Imperator aus.

Pertinax hatte sich in den orientalischen Provinzen wie in den Donauländern, in Germanien und endlich in Britannien durch die Herstellung der Zucht unter den Truppen Verdienste erworben. Er forderte eine größere Anstrengung, um den Krieg an den Grenzen zu bestehen, als Commodus darauf verwandt hatte; eines seiner ersten Worte war: Wir müssen Krieg führen. Aber damit erweckte er den Widerwillen der Mehrheit der Prätorianer, denen man die Vernachlässigung des Kriegswesens hauptsächlich zum Vorwurf machte, die doch von jeher bei dem Wechsel der Regierungen ein entscheidendes Wort mitzusprechen gewohnt waren. Eine Minderheit, die nach dem Vorgang des Praefecten Lätus sich an Pertinax angeschlossen, wurde niedergeworfen, eine bewaffnete Schaar drang nach dem Palaste vor; es war gleichsam das Gegenstück jenes Anfalls des Pompejanus auf Commodus, wenn die Prätorianer, indem sie das Schwert gegen ihn zückten, ihm die Worte zuriefen: Dies sende ihm das Heerlager.

Sie ermordeten Pertinax¹⁾ und schritten nun dazu, einen neuen Imperator zu setzen, wie sich versteht, nicht ohne Rück-

1) Am 28. März 193 (Capit. v. Pert. 15, womit Dio übereinstimmt, wenn er LXXIII, 10 die Dauer seiner Regierung auf 87 Tage angiebt).

sicht auf den pekuniären Vortheil, der ihnen daraus erwachsen würde.

In der Curie selbst ersahen sie sich einen Candidaten, Didius Julianus¹⁾, einen Enkel jenes großen Rechtsgelehrten, der bei dem Edictum perpetuum die Feder geführt hatte; er war ebenfalls Rechtsgelehrter und vor Allem einer der reichsten Männer, welche lebten. Dennoch fand er einen Concurrenten, der sehr ansehnliche Versprechungen machte; Julianus überbot dieselben bei Weitem. Ueberdies aber: zugleich versprach er das Andenken des Commodus, der bei den Prätorianern sehr beliebt war und dessen Namen er sogar annahm, vornehmlich auch die Prätogative der Prätorianer aufrechtzuerhalten. So wurde er als Imperator begrüßt, und der Senat, dem weniger an Pertinax gelegen gewesen war als an der Beseitigung des Commodus, nahm ihn ohne langes Bedenken an; denn auch von Julian war keine Wiederholung der Gewaltthätigkeiten des Commodus zu besorgen. Julian ward mit seiner Familie in den Palast aufgenommen, seine Gemahlin, die sich jedoch dabei nicht viel Gutes versprach, als Augusta begrüßt²⁾.

Ein Unterschied gegen die früheren verwandten Ereignisse lag darin, daß der Senat früher die Initiative ergriffen hatte, während er sich jetzt Alles willenlos gefallen ließ, die Ermordung des Commodus, sowie die des Pertinax. Damit aber war nun noch keineswegs die Herrschaft in der Hand des Julian befestigt.

Wenn früher das Volk den Beschlüssen des Senats

1) Marcus Didius Julianus Severus (nach den Münzen).

2) Diese sowohl, Manlia Scantilla, wie die Tochter Dibia Clara wird auf den Münzen (Eckhel VII, p. 150 ff.) als Augusta bezeichnet.

selbst zum Vortheil der Prätorianer immer beigetreten war, so erlebte man jetzt das Gegentheil. Schon seit einiger Zeit hörte man von selbständigen Regungen im Volke, wie denn seinen Anforderungen und seinem Anstürmen der Fall des Kleander zugeschrieben werden muß. Es war damals zu Thätlichkeiten zwischen den Prätorianern und dem römischen Volke gekommen, bei denen Blut geflossen war: eben deshalb hatte das Volk Pertinax mit Freuden begrüßt, weil er mit den Prätorianern nicht durchaus einverstanden war. Daß diese nun den Mann ermordeten, von welchem sie eine Repression ihres Uebermuths erwarten mußten und dagegen einen andern an seine Stelle setzten, von dem sich Nichts als eine Begünstigung derselben voraussehen ließ, brachte eine allgemeine Aufregung hervor. Bei dem ersten Opfer, welches Julian darbrachte, wurde er durch einen Volkstumult gestört; denn man befürchtete beinahe, er möchte die Gunst der Götter für sich gewinnen. Auf seinem Wege nach dem Capitol erfolgte ein Auflauf, der nur durch die bewaffnete Macht auseinandergetrieben werden konnte. Aber die Menge begab sich dann eigenmächtig in den Circus; die allgemeine Meinung erklärte sich gegen Julianus. Zum Schutze gegen die Prätorianer beschloß man sogar einen der vornehmsten Anführer der großen Armeen, die im Felde standen, den Legaten in Syrien, Cajus Pescennius Niger, herbeizurufen. Das Wesentliche des Ereignisses liegt darin, daß bei dem Abgang des Commodus, mit welchem die Succession der letzten großen Imperatoren abbrach, das damalige Rom sich über den Nachfolger nicht vereinigen konnte. Dem prätorianischen Imperator setzte sich das Volk mit Entschiedenheit entgegen.

Wenn nun aber die Hauptstadt selbst sich nicht vereinigte,

wie sollten die Heerführer und die Provinzen den Imperator anerkennen, den die Prätorianer einseitig aufgestellt hatten?

Wörtlich ist es nicht wahr, was später erzählt worden ist, daß sich dem prätorianischen Imperator gegenüber drei andere in den Provinzen zu Imperatoren hätten ausrufen lassen, Pescennius Niger im Orient, Albinus in Britannien und Gallien ¹⁾, Lucius Septimius Severus in Syrien und Pannonien. Aber thatsächlich verhält es sich doch so, daß die drei großen Befehlshaber die Prærogative der Prätorianer nicht anerkennen wollten, weder sie selbst, noch ihre Legionen. Der erste, der zum Imperator ausgerufen wurde, — soviel man weiß, mehr durch den Wunsch der Legionen als auf eigenen Antrieb —, war der Befehlshaber in Pannonien, Septimius Severus ²⁾. Ein persönliches Mißverständnis war es nicht, was ihn zum Gegner Julians machte. Auch Septimius war ein Zögling der Rechtsschulen; und man erinnerte sich, daß er dem Julian in einem Rechtshandel persönlichen Dank schuldig geworden sei. Allein über solche Beziehungen reichte der vorliegende Fall weit hinaus. Die Legionen meinten, keineswegs verpflichtet zu sein, sich einem durch die Gewaltthätigkeiten der Prätorianer erhobenen Imperator zu unterwerfen; hatten sie doch von jeher das Recht in Anspruch genommen, ihre Feldherren zu Imperatoren auszurufen. Die Ermordung des Pertinax erweckte ihr Selbstgefühl, da dieser ihnen gleichsam angehörte. Sie forderten Septimius Severus auf, sich mit

1) Sein voller Name ist Decius Clodius Septimius Albinus (nach Münzen bei Eckhel VII, p. 162 ff.).

2) Wahrscheinlich am 13. April 193, da bei Spartian, v. Severi c. 5 statt idibus Augustis vielmehr Aprilis gelesen werden zu müssen scheint.

ihnen zu erheben, um Pertinax an den Prätorianern zu rächen. Eben das geschah, was bei dem Eintritt Vespasians geschehen war: die Legionen der Provinz riefen ihren Führer Septimius Severus zum Imperator aus. Dieser trug kein Bedenken, sich unverzüglich aufzumachen, um die Prätorianer und ihr Geschöpf zu bezwingen.

Nicht ohne allgemeines historisches Interesse ist der Kampf, der sich nun entspann.

Julian regte sich nach Kräften: er bot sein prätorianisches Kriegsheer auf; die Mauern, selbst der Palast, wurden in Vertheidigungsstand gesetzt; der Senat vermocht, Septimius für einen Feind des Gemeinwesens zu erklären und die Truppen aufzufordern, sich bis auf einen bestimmten Tag von ihm zu sondern. Der Befehl wurde erlassen, Septimius hinzurichten. Aber indem gelang es diesem, die Flottenstation von Ravenna, die der Hauptstadt zur Sicherheit diente, einzunehmen, so daß Rom sogleich in die größte Gefahr gerieth. Daß die Prätorianer, deren militärische Erscheinung beim ersten Blicke ihre Ungeübtheit verrieth, einer Vereinigung der illyrischen und pannonischen Legionen, die dort fast immer Krieg führen mußten und sich bereits aus tapferen Landeseingeborenen ergänzten, würden widerstehen können, glaubte von Anfang an kein Mensch. In dieser Krisis meinte Julian, das Prästigium der Hauptstadt für sich aufzurufen; die vestalischen Jungfrauen und die andern Priesterchaften sollten den Truppen entgegenziehen, um sie an die Hoheit von Rom zu erinnern. Dabei aber stieß er auf einen Widerspruch, welcher die Lage, in der er sich befand, recht eigentlich charakterisirt. Ein Augur erhob sich und erklärte, daß ein Mann, welcher Rom nicht zu vertheidigen

vermöge, auch nicht Imperator sein könne. So ganz wollten die Priesterchaften die Sache der Götter mit der jedesmaligen des Imperators nicht identificiren: dieser selber sollte die Tempel und die Götter vertheidigen. Julian hat noch zu erotischen Gottheiten und Diensten seine Zuflucht genommen, aber seine Beschwörungen fielen gegen ihn aus; er verfügte eine Anzahl von Hinrichtungen, selbst die der Marcia: er hatte die Absicht, seine Truppen gegen den Senat heranzuführen. Davon hielt ihn aber wieder die Betrachtung zurück, daß ja der Senat es sei, durch den Septimius zum Feind erklärt worden war. Er meinte einen Augenblick, Septimius werde auf eine Theilung der Gewalt, die er ihm wirklich anbot, eingehen, aber Septimius war kein Mann, den Versuch zu machen, das seiner Natur Widersprechende vereinigen zu wollen. Den Eifer und die Kraft der Prätorianer lähmte er durch das Versprechen, ihnen nichts zu Leide zu thun, wofern sie nur die Mörder des Pertinax ausliefern wollten. Die Prätorianer, die keineswegs alle für die Ermordung des Pertinax gewesen waren, nahmen dies an; sie verhafteten die Mörder desselben. War nun Julian eben durch die, welche an der Ermordung Schuld hatten, zum Imperium erhoben worden, so lag in diesem Beschluß ein Abfall der Prätorianer von seiner Sache. Julian hatte sich in dem Palast eingeschlossen; man gab vor, er habe sich selbst vergiftet, und erhob nun Septimius zum Imperator. In der That aber ist Julian auf Senatsbeschluß hingerichtet worden ¹⁾: ein Mann, nicht gerade so schlecht, wie man ihn dargestellt hat, aber schwach von Natur, der es kaum verdient, unter

1) 2. Juni 193 u. Ae. nach einer Regierung von 66 Tagen (Dio LXXII, c. 17; 2 Monaten 5 Tagen, Spartian, v. Didii Jul. c. 8).

den Imperatoren genannt zu werden, ein Abenteuerer des Machtbesizes, nur eben ein Geschöpf der Prätorianer, die er doch zum Theil erkauft hatte, ein Vorsehter ihrer Sache, die aber mit ihm zu Grunde ging.

Noch ehe Septimius nach Rom kam, ließ er die Prätorianer vor sein Tribunal im Lager beschneiden, machte ihnen Vorwürfe über das Attentat, das sie an ihrem Herrn und Kaiser begangen, befahl ihnen dann, ihre Waffen und ihre Pferde auszuliefern, und verbot ihnen, jemals wieder in Rom zu erscheinen. Es war das Ende der alten Prätorianer. Septimius selbst zog unter den Waffen in Rom ein und begab sich mit bewaffnetem Geleit nach dem Capitol: seine Truppen nahmen die Tempel zu ihrem Quartier.

Unleugbar ist es, daß die Entzweiungen in Rom zwischen dem Palast, dem Senat, den Prätorianern und dem Volke den illyrischen Legionen und ihrem Führer den Weg gebahnt und den Sieg bereitet haben. Aber Herr und Meister des Reiches war Septimius damit keineswegs geworden¹⁾. Den Legionen, die er befehligte, standen die orientalischen und die britannischen mit gleicher Befugniß gegenüber. Es mußte zwischen ihnen zu einem ähnlichen Kampfe kommen, wie einst nach dem Tode Neros. Septimius war so glücklich, die Gegner nicht auf Ein Mal, sondern nach einander bekämpfen zu können. Albinus soll er durch eine Mission, in der er ihm dereinstige Theilnahme an dem Reiche versprach, für den Augenblick gewonnen haben. Er konnte alle seine Kräfte gegen den Orient wenden. Pescennius Niger war bei weitem mehr Kriegsmann als Septimius Severus. Marc Aurel hat ihm nachgerühmt; er führe ein würdiges Leben und habe einen tapferen

1) Lucius Septimius Severus 193—211 u. Ae. (946—964 d. St.).

Arm: er sei noch mehr als Soldat¹⁾. Eine Menge von Beispielen werden zum Beweis dafür angeführt, daß er die Truppen, denen er alle Schwelgereien verbot, der Strenge des römischen Lagers zu unterwerfen mußte. Er ließ also eine zugleich gemäßigte und kriegsmännische Regierung nach dem Muster der besten Kaiser erwarten. Und damals besaß er im Orient ein unbedingtes Ansehen. Die römischen Beamten und die Bevölkerungen hingen ihm an. Er beherrschte Aegypten und Libyen, was ihm schon der Zufuhr wegen die Beachtung der Römer verschaffte; mit den Parthern unterhielt er freundschaftliche Verhältnisse und selbst mit den Hatrenern stand er in gutem Vernehmen.

Dennoch vermochte er sich gegen Septimius, der nach einem kurzen Aufenthalt in Rom mit seinen Legionen gegen ihn heranzog, nicht zu behaupten. Diesem kam hiebei vor Allem zu Statten, daß er die Capitale innehatte, durch deren Besitz die Familien der in Asien verweilenden Legaten und Prätores in seine Gewalt geriethen, was dann auf diese selbst naturgemäß zurückwirkte. Gleich bei dem ersten Zusammentreffen der beiderseitigen Heere in der Gegend von Cyzikus wurden die Truppen Nigers geschlagen, wovon man die Schuld dem vornehmsten Führer auf dessen Seite beimaß, der durch seine Kinder, die sich in den Händen des Severus befanden, abgehalten worden sei, diesem so nachdrücklich, wie er wohl sonst vermocht hätte, Widerstand zu leisten. Sowie dann der Besitz der höchsten Gewalt zweifelhaft wurde, erhoben sich in dem griechischen Orient die gewohnten Reibungen der Communen gegen einander; denn noch immer hatten diese

1) manu strenuum, vita gravem et plus quam militem dixit. Spartian, Pesc. Nig. c. 4.

eine gewisse Freiheit der Selbstbestimmung¹⁾. Doch werden wir versichert, daß dabei nicht Vorliebe für den einen oder für den andern der Prätendenten entscheidend gewesen sei, sondern nur gegenseitige Eifersucht. Daß Antiochien sich mit Wärme an Pescennius Niger anschloß, veranlaßte Laodicea und selbst Tyrus, sich auf die entgegengesetzte Seite zu schlagen, worauf Niger seine Mauretaniumer, die schon unter Trajan das Beste im Kriege geleistet hatten und eine eingeborene Wildheit an den Tag legten, gegen die beiden Städte losließ, durch welche sie beinahe vernichtet wurden²⁾. Aber der innere Krieg in der Provinz selbst konnte doch die Autorität Nigers nicht befestigen; im Felde wurde er von den illyrischen Legionen noch zweimal besiegt; sie nahmen die Engpässe im Taurus, auf die er sich vorzüglich verließ, und brachten ihm — denn auf eine angebotene Abkunft mochte er nicht eingehen — bei Issus in einer Schlacht, bei der man um so mehr an Alexander den Großen erinnert wurde, weil Pescennius selbst sich diesem gleichgestellt hatte, eine Niederlage bei, durch welche Severus Meister des Orients wurde³⁾. Niger flüchtete darauf nach Antiochien, das ihm aber keinen Rückhalt mehr darbot, und wurde daselbst getödtet.

Von seinen Truppen war eine ansehnliche Zahl über den Tigris geflüchtet, wo ihnen die mit Niger verbündeten Fürsten eine gute Aufnahme gewährten: Severus rief sie zurück,

1) In Asia Proconsularis besaßen ungefähr dritthalbhundert Städte das Recht, Curien zu haben und Münzen zu schlagen. Vergl. Kuhn: Verfassung des römischen Reiches II, p. 273.

2) Herodian III, 3, 3 ff. Vergl. Hübner, Zur Geschichte des Kaisers Septimius Severus I. S. 165 ff., der die Münzen nachweist, durch welche die Ausgaben Herodians bestätigt werden.

3) 194 u. Ae.

aber wir vernehmen, daß ihre dortige Anwesenheit auf die Organisation des parthischen Heeres nicht geringen Einfluß ausgeübt habe. Wenn es bei dem Sturze des Commodus auch auf die bessere Vertheidigung der Grenzen abgesehen war, so brachten die Siege des Septimius Severus dem römischen Gemeinwesen in dieser Beziehung keinen Vortheil¹⁾. Für die römische Herrschaft war es in der That kein Gewinn, wenn empörerische Schaaren sich als Verbündete des Severus darstellten, weil sie die demselben feindselige Partei unter den Römern selbst bekämpften. Und als ein Unglück für das Reich konnte es betrachtet werden, daß Byzanz mit Gewalt bezwungen und dabei seiner festen Mauern beraubt wurde²⁾; es hatte bisher das beste Bollwerk des römischen Reiches gegen die von den Ufern des schwarzen Meeres vordringenden Barbaren gebildet. Von denen, welche sich an Nigers gehalten und an seiner Regierung theilgenommen hatten, gleichviel ob sie ihm treu geblieben waren oder nicht, entgingen nur wenige dem Tode durch das Schwert des Siegers. Die Senatoren von Nigers Partei, die in seine Hände fielen, wurden zwar nicht hingerichtet, einen ausgenommen, aber ihres Vermögens beraubt und auf entfernte Inseln verwiesen.

Nach den orientalischen Siegen ließ Septimius seine Waffen gegen seinen Nebenbuhler im Occident, Clodius Albinus, richten³⁾.

1) Auf den Münzen des Septimius und auf Inschriften aus dem Jahre 195 erscheinen die Beinamen Parthicus Arabicus Adiabenicus (vergl. Spartian c. 9).

2) In den ersten Monaten des Jahres 196 u. Ae. nach Tillemont in Note XIII zur Geschichte des Severus.

3) Aus dem Orient kehrte Severus im Jahre 196 nach Rom zurück; noch in demselben Jahre brach er gegen Clodius Albinus auf,

Schon Commodus hatte, als er sich gefährdet sah, Albinus zu seinem Nachfolger ausersehen und mit dem Titel eines Cäsar hervorzuheben gedacht. Albinus hatte sich aber nicht dem Schicksal des Commodus anschließen wollen, und Septimius hatte ihn durch die Ernennung zum Cäsar und Mitregenten entschädigt¹⁾. Albinus war von vornehmer Herkunft und einer der besten Männer der Zeit: man hat ihn sowohl dem Niger als dem Septimius vorgezogen. Nicht allein die britannischen Legionen, sondern auch die gallischen und einige germanische waren auf seiner Seite; in ihm erscheint zuerst ein Imperator Galliarum, wie in Niger ein orientalischer. Nachdem aber Niger bezwungen war, konnte auch Albinus neben Septimius nicht länger bestehen. Man hat noch einen der freundlichsten Briefe, die sich denken lassen, von Septimius an Albinus, aber die allgemeine Annahme ist, Albinus habe durch das Schreiben nur getäuscht und vielmehr von denen, die mit Ueberreichung desselben beauftragt worden, umgebracht werden sollen. Albinus verließ Britannien, machte sich zum Meister von Gallien und rückte gegen die Alpen vor, um nach Italien vorzudringen.

Noch einmal vernehmen wir hier die Stimme des römischen Volkes, in welchem der Gedanke, daß Rom die Hauptstadt der Welt sei, die Königin von allen, festgewurzelt war. Die circensischen Spiele sind einmal durch Ausrufungen in diesem Sinne unterbrochen worden, was der gleichzeitige Geschichtschreiber Dio gleichsam einer göttlichen Inspiration zu-

wie sich aus den Münzen mit den Legenden: *Adventus Aug. Profectus Aug.* (Cästel VII, p. 174) ergibt.

1) Es sind aus den Jahren 193 und 194 Münzen übrig, in denen Albinus als Cäsar bezeichnet wird (Cästel VII, S. 162).

schreibt, zumal da die Spiele nach diesen Ausrufungen wieder ihren gewohnten Verlauf genommen hätten. Ein Mann von untergeordneter Lebensstellung, ein Schulmeister, machte sich nach Gallien auf und brachte, indem er sich für einen Senator ausgab, eine Truppe ins Feld, die mit den Soldaten des Albinus nicht unglücklich schlug.

Daß der Senat hierin der Meinung des Volkes beipflichtete, darf man nicht annehmen. Wir erfahren, daß Albinus höher in der Gunst der Senatoren stand, als Septimius selbst. Nur in offenem Kampf konnte der Streit ausgemacht werden; und wenn der blutige Krieg in Asien bereits nicht mit Unrecht als eine Erschütterung der römischen Macht betrachtet worden ist, so trat das noch stärker hervor, als bei Lugdunum zwei mächtige römische Heere, jedes 150 000 Mann stark, feindselig auf einander trafen¹⁾. Severus, der hier, wie man erzählt, zum ersten Male an einer offenen Feldschlacht theilnahm, war in Gefahr, geschlagen und selbst gefangen zu werden, was auch daher rührte, daß der Praefectus Praetorio Lätus, der alte Freund des Pertinax, der ebendeshalb zu Septimius übergegangen war, lange Zeit zögerte, an der Schlacht theilzunehmen: er that dies erst, als sie bereits entschieden war; was dann Septimius, indem er ihm das Leben nahm, zu rächen nicht verfehlte.

Septimius erschien nun als wirklicher Imperator und Augustus des römischen Reiches. In ihm repräsentirt sich das afrikanische Römerthum, wie in Trajan und Hadrian das spanische — er gehört einer Familie ritterlichen Ranges der Colonie Leptis an — und einige Züge seiner Herkunft hat

1) Am 19. Februar (Spartian, vita Severi c. 11) 197 u. Ae.

man immer an ihm beobachtet. An seiner wohltonenden Stimme bemerkte man bis in sein Alter eine Rauheit, die man seinem afrikanischen Ursprung zuschrieb. Was an ihm auffiel, war eine gewisse Bedürfnislosigkeit: er lebte nach dortiger Landessitte mehr von Gemüsen, als von Fleisch; er kleidete sich immer einfach, beinahe ärmlich: eine große würdige Gestalt mit grauem lockigem Haupthaar, langem Bart und Gesichtszügen, welche Ehrfurcht einflößten.

Durch die Stellung, die er nunmehr einnahm, wird man an Vespasian erinnert. Aber Vespasian hatte an den Konflikten im Innern doch keinen direkten Antheil genommen; er erschien erst, als der Kampf zwischen den Legionen und den Faktionen der Hauptstadt bereits entschieden war. Dank trat er in Folge eines Compromisses mit dem Senat die Verwaltung der höchsten Gewalt an. Dagegen hatte Septimius damit begonnen, sich der Hauptstadt zu versichern und dann in großen und blutigen Schlachten die Alleinherrschaft in seine Hände gebracht. Septimius hatte in Albinus den Senat zum zweiten Male besiegt und verhäng ein schweres Blutgericht über die, welche von ihm abgefallen waren. Eine nicht geringe Anzahl von Senatoren wurde hingerichtet, nach dem Verzeichniß bei Spartian mehr als vierzig. Vespasian hatte die alten Prätorianer wieder hergestellt; Septimius vernichtete die, welche er vorfand und setzte eine neue, aus allen Legionen auserlesene Truppschaar an ihre Stelle¹⁾. In den Verzeichnissen finden wir eine Anzahl Namen aus

1) Die verschiedenen Landsmannschaften scheinen jede ihre besonderen Heiligthümer gehabt zu haben. Henzen, *Bullet. d. Commissione arch. municipale* 1874, p. 61 ff., vgl. Marquardt, *römische Staatsverwaltung*, Bd. II, S. 463.

Dalmatien, Pannonien, Dacien, Möſien und Thracien, viele andere aus dem Orient, aus Phönicien und Paläſtina, Galatien und Bithynien, Cappadocien und Syrien — eine buntfarbige, aus verſchiedenen Nationalitäten, die bereits in den Namen erſcheinen, zuſammengeſetzte Truppe. Septimius trat dem antoninianischen Rom bei Weitem ſtärker gegenüber, als Veſpaſian dem auguſteiſchen. Von jenem Gleichgewicht zwiſchen Imperium und Senat, welches die frühere Epoche charakteriſirt hatte, war nach alledem, was in dem Thronwechſel und den inneren Conſflikten vorgefallen war, nicht mehr die Rede.

Und wenn die Chriſten nur von einer Reform in der Idee des Kaiſerthums ihr Heil erwartet hatten, ſo war eine ſolche faktiſch eingetreten. Der Gedanke, den noch Marc Aurel aufrecht erhielt, konnte nach dem Umſturze, der ſeitdem durch den Gang der Ereigniſſe eingetreten war, nicht mehr behauptet werden. Die Verehrung der göttlichen Roma im Verein mit dem Imperator und ſeinem Genius hatte durch die Niederlage des Didius Julianus, dem der hierarchiſche Dienſt nicht mehr zu Statten kam, den ſchwerſten Schlag erlitten. Damit hängt es dann zuſammen, daß unter Septimius Chriſtenverfolgungen, wie ſie damals von Marc Aurel zugelassen waren, nicht mehr vorkamen. Septimius Severus duldete die Chriſten an ſeinem Hofe und ſuchte nur ihrem Uebergewicht vorzubeugen.

Unter Septimius, der urſprünglich ſelbſt zu ihnen gehörte, gelangten die Rechtsgelehrten zu den höchſten Stellen der Verwaltung. Dieſe concentrirte ſich größtentheils in dem Amt des Präfectus Prätorio. Schon unter den Kaiſern des zweiten Jahrhunderts war den Präfecten ein großer Antheil an der Ausübung der kaiſerlichen Jurisdiction, der civilen ſowohl

wie der Criminaljustiz zugefallen¹⁾. Eine Neuerung von der höchsten Bedeutung war es ohne Zweifel, wenn es sich einführte, daß unter den Praefecti Praetorio immer ein Rechtsgelehrter sein mußte. Es leuchtet ein, welchen Werth das für die Praxis und Stellung der Rechtsgelehrten überhaupt hatte. Das Rechtsbewußtsein, das alle Privatverhältnisse regelte, erstärkte dadurch zu einer fortwährenden Thätigkeit, sodaß es den administrativen und militärischen Bedürfnissen nicht gradezu erlag. Die Administration gerieth vielmehr selbst in die Hände des Praefecten.

Der Praefect, der die kaiserlichen Gesetze zu promulgiren hatte, bekam dadurch auch einen Antheil an der Legislation; er wurde gleichsam Genosse der kaiserlichen Autorität selbst. Septimius Severus schien es nicht ungern zu sehen, daß ein Praefect neben ihm aufkam, der die Last der Geschäfte ihm abnahm. Es war Plautianus²⁾, der eine Macht, einen Reichthum und ein Ansehen erwarb, durch welches der Kaiser selbst in Schatten gestellt wurde. Der Kaiser vermählte seinen Sohn Bassian, dem er den Namen Antoninus gegeben hatte³⁾, mit Plautilla, Tochter Plautians; Jedermann erstaunte über die

1) Schon unter Hadrian erscheinen sie als Beisitzer des Kaisers bei der Rechtssprechung.

2) Sein voller Name ist Cajus Fulvius Plautianus.

3) Die Beilegung des Namens Marcus Aurelius Antoninus fand bei der Erhebung Caracallas zum Cäsar statt, in der ersten Hälfte des Jahres 196. Auf den Münzen des Jahres 198 wird er als Augustus bezeichnet. Septimius Severus selbst nannte sich Sohn des Marc Aurel, Bruder des Commodus (Dio LXXV, 7); Sohn des Marc Aurel heißt er auch auf Münzen (Eckhel VII, p. 173) schon im Jahre 195; und in Inschriften, z. B. einer spanischen (Corp. inscr. lat. II, p. 622, nr. 4655) wird die ganze Reihe der Adoptionen von Nerva abwärts angeführt, als dessen adnepos Severus erscheint.

Pracht der Ausstattung, die über die öffentlichen Plätze nach dem kaiserlichen Ballast getragen wurde¹⁾. Die Autorität Plautians erschien unerschütterlich, Jedermann schwur bei seinem Glücke, Alles war ihm zu Diensten: man wollte wissen, Severus habe ihn als den Träger der effectiven Gewalt zu seinem Nachfolger bestimmt; man hat den Kaiser wenigstens sagen hören, er wüßte eher zu sterben, als Plautian. Mit der Zeit aber tauchte auch hier der natürliche Gegensatz des Fürstenthums und der ministeriellen Autorität auf. Der Kaiser empfand es doch als einen Uebergrieff der letzteren, wenn Plautian nicht allein veranlaßte, daß ihm überall Bildsäulen errichtet wurden, selbst mehr an Anzahl als Severus, sondern sein Bildniß auch unter die Bilder der Mitglieder des kaiserlichen Hauses aufnehmen ließ. Besonders legte auch die Gemahlin des Kaisers, Julia, ihr Mißvergnügen hierüber an den Tag: sie war für die Regierung des Severus von vieler Bedeutung, diese Julia. Sie stammte aus einem der vornehmsten syrischen Geschlechter; und für ihn selbst war diese Verbindung insofern von Werth, als die syrische Bevölkerung, noch immer so mächtig im Orient, dadurch für ihn gewonnen wurde. Man sagte, durch einen Traum sei ihr die Vermählung mit einem Könige verheißen worden; eben wegen der Vorbedeutung, die in diesem Traume lag, hatte Severus ihr seine Hand angeboten: sie empfand es, daß sie vor dem Glanze, mit dem Plautians Gemahlin umgeben war, zurücktreten mußte: sie soll sich

1) Die Vermählung fand im Jahre 202 nach der Heimkehr der beiden Imperatoren aus dem Orient und nach der Feier der Decennalien des Severus statt (Edhel VII, p. 180 ff. p. 202 ff.). Plantilla wird auf den Münzen als Augusta bezeichnet. Die Münzen, auf welchen sie und Caracalla zugleich dargestellt sind, haben auf dem Revers die Legende: *propago imperi*.

selbst darüber zu philosophischer Abgeschlossenheit verurtheilt haben. Bei weitem gefährlicher aber als die Gemahlin war der Sohn des Kaisers dem großen Gewalthaber, eben dessen eigener Eidam, der aber die Gemahlin nicht so hoch stellte, wie ihr Vater es wünschte. Wir werden den gewaltsam aufstrebenden Antoninus noch näher kennen lernen; er war trunken von der Vorstellung der höchsten Gewalt. Plautian wurde mitten in seinem Glück von der Anklage betroffen, daß er dem Kaiser und den Söhnen desselben nach dem Leben stehe: daß der Präfect wirklich diesen Gedanken gehegt habe, ist ein später ausgesonnenes Märchen. Der Kaiser beschied ihn vor sich, und in seiner Gegenwart kam es zu einem Wortwechsel zwischen Antoninus und Plautian; der Eidam ließ den Schwiegervater vor den Augen des Severus, ohne daß dieser es anbefohlen hätte, ermorden¹⁾. Er sprach darüber in dem Senat, jedoch ohne Plautian anzuklagen; nur sich selber klagte er an, daß er dem Präfectus mehr Gewalt eingeräumt habe, als ein Mensch leicht ertragen könne. Dann wurden die Zeugnisse gegen Plautian verlesen; aus dem Verhalten des Kaisers meinte man abnehmen zu dürfen, daß er selbst an das Verbrechen Plautians nicht glaubte²⁾.

Eine Verwaltung im Sinne des Pius und Marcus war es nun eben nicht, was sich Severus angelegen sein ließ: er schloß sich, wie er auch in jener Rede an den Senat erklärt hatte, mehr an Commodus an. Nur das ließ er nicht auf sich kommen, was man diesem Schuld gab, daß er den Krieg in den Grenzlanden verabsäume. Er selbst begab sich in die

1) 22. Jan. 203 u. Ae. (nach der Angabe im Chron. Pasch. p. 266 B).

2) *ἴν' ἐκ τοῦ μηδὲν διηγῆσασθαι ἐνδέλεξται, ὅτι οὐ πάντ' σφίσιν (τοῖς μηνύουσι τὴν ἐπιβουλὴν) πιστεύει.* Dio Cassius LXXVI, 5, 2.

beiden damals am meisten gefährdeten Grenzgebiete, an den Euphrat und an die britannische Mauer. Dort war eigentlich der Kampf gegen Niger noch zu vollenden, mit dem die Parther in einem Verständniß gestanden hatten, das freilich erst nach seinem Fall in Wirksamkeit trat. Severus warf sie aus Mesopotamien zurück; durch einen unerwarteten Handstreich gelangte er in den Besiß von Resiphon und meinte nicht wenig ausgerichtet zu haben, da er das Bollwerk an den Grenzen, Misibis, nochmals befestigte¹⁾. Es wurde zu einer römischen Colonie erhoben und dem Commando eines römischen Ritters anvertraut²⁾. Er wandte sich dann gegen den reichen Sonnentempel von Hatra, wo ihm die Araber großen Widerstand leisteten. Man erzählt, er habe bereits einmal einen Theil der Mauern niedergeworfen, dann aber den vordringenden Truppen den Befehl gegeben, inne zu halten; denn die Einwohner würden ja aus Furcht vor den Greueln einer Eroberung sich auf Unterhandlungen einlassen, so daß die Reichthümer des Sonnentempels ungeschmälert in seine Hand fallen müßten. Aber er hatte hier die Anbeter der Sonne zu bekämpfen, die es vorzogen das Neufferste zu erwarten: sie stellten ihre Mauern wieder her, so daß sich Severus zurückziehen mußte. Der Eindruck des Feldzuges war nicht, daß er etwas Bleibendes erreicht hätte; in Kurzem sah man die Parther wieder in Armenien.

1) Im Jahre 198 u. Ae. Severus und Caracalla hatten sich im Jahre 197 nach dem Orient (Münze aus diesem Jahre bei Eckhel VII, p. 176 b mit der Legende: *profectio Aug.*) begeben und blieben daselbst bis in den Beginn des Jahres 202 (Spartian, v. Severi c. 16).

2) Die Stelle bei Dio LXXV, 3 ist merkwürdig, weil er Misibis in diesem Zustande kannte, und der Stadt die Bedeutung absprach, die Septimius ihr beimaß.

Bei diesen zweifelhaften Erfolgen wundert man sich nicht, wenn Severus das Innere des Reiches nicht recht im Zaume zu halten mußte: in Italien trat ein Räuberhauptmann, Namens Bulla, auf, dessen Thun schon den Charakter des späteren Räuberhandwerks athmet, und obgleich Severus seines Amtes als Richter wartete, so kamen doch die größten Ungerechtigkeiten vor. Die Mannszucht im Heere verfiel; selbst die Söhne des Kaisers zeigten sich unbotmäßig.

Obgleich mit Gewißheit voraussehend, aus Wahrsagungen nämlich, daß er nicht wieder zurückkommen werde, ging Septimius Severus doch nach Britannien und erneuerte den Krieg gegen Caledonier und Mäater ¹⁾. Er durchzog, freilich in einer Sänfte — denn er litt an Podagra — ganz Schottland und nöthigte die Feinde, die nirgends Stand hielten, ihm einen Theil des Gebietes abzutreten. Welch ein Zustand aber! Indem der Imperator des Reiches der Cultur die einfachen Naturkinder des Nordens demselben zu unterwerfen suchte, geschah ihm, daß sein eigener Sohn ihn ermorden zu wollen in begründeten Verdacht gerieth. Severus ließ ihn zu sich bescheiden; auf dem Tische lag ein bloßes Schwert. „Nimm das“, sagte er, „und tödte mich; es wird dir nicht schwer werden; denn du bist stark, und ich bin schwach“. Severus starb, indem er sich zu einem neuen Feldzuge rüstete ²⁾.

Wenn man ehemals die Reliquien des alten Roms in dem neuen suchte, so fiel Nichts so sehr auf, als der Triumphbogen des Septimius Severus am Abhang des capitolinischen

1) Im dritten Jahre vor seinem Tode (Dio Cassius LXXVI, 11), also 208 u. Ae. Die Chronographen geben das Jahr vorher, 207, an (vergl. Clinton, Fasti Romani I. 3. 3. 208).

2) Am 4. Februar (Dio Cassius LXXV, 12) 211 u. Ae.

v. Ranke, Weltgeschichte. III. 1. 1. u. 2. Aufl.

Hügels. In der Inschrift desselben werden seine Siege über Parther und Araber und seine Verdienste um die Wiederherstellung des Gemeinwezens gepriesen. So verhält es sich auch im Allgemeinen. Durch die Anmaßungen der alten Prätorianer hätte leicht eine Scission der verschiedenen Provinzialheere, die sich ihnen nicht unterwerfen wollten, herbeigeführt werden können; einer solchen Auflösung des Reiches aber beugte Septimius durch seine Siege vor.

Doch können dieselben nicht als eine Verstärkung des römischen Reiches betrachtet werden; im Westen hat man immer die blutige Schlacht von Lyon als den Moment betrachtet, in welchem die militärische Kraft der Römer sich selbst zu Grunde richtete; in dem Osten wurden doch die Anhänger des Pescennius Niger ebenfalls nur durch Unternehmungen bekämpft, welche die Vertheidigung gegen barbarische Anfälle schwächten und die parthische Macht zu einer neuen Erhebung ermutigten. Und wenn man in Rom selbst an die Epoche der Antonine dachte, so war der Unterschied, der durch Septimius eingetreten war, ein überaus bedeutender. Das alte Rom hatte sein Prästigium verloren; der Senat, die alten Prätorianer, welche seit den augusteischen Zeiten den Imperatoren in der Stadt selbst einen militärischen Rückhalt gegeben hatten, waren vernichtet und durch andere Schaaren von provinzieller Farbe ersetzt worden. Der Senat hatte seine Theilnahme für die Gegner des Septimius durch eine lange Reihe blutiger Hinrichtungen büßen müssen. Die Selbständigkeit, deren sich derselbe in den Zeiten der Antonine erfreut hatte, war, wenn nicht vernichtet, so doch tief herabgewürdigt worden; den Legionen war die Entscheidung über das Kaiserthum vollständiger als je anheimgefallen.

Zwölftes Capitel.

Erste Einwirkung des Orients auf Rom und ihre Zurückweisung.

Severus pries sich glücklich, daß er zwei Söhne hinterließ, nicht wie Antoninus Pius zwei Adoptivöhne, sondern Leibeserben¹⁾. Er gab ihnen sterbend den Rath, sich vor allem andern auf die Macht der Legionen zu stützen. Sein Abschiedswort, das Dio als ganz unbezweifelt mittheilt, war: „Seid einig; macht die Soldaten reich; über alle Anderen setzt euch hinweg“²⁾.

Grade darin aber lag nun eine beinahe unüberwindliche Schwierigkeit, daß er eine Macht von so entschieden mili-

1) Spartian (v. Severi c. 20). — Sehr auffallend ist die Behauptung Spartians (v. Sev. c. 21 und v. Carac. c. 10), daß Caracalla nicht ein Sohn Severs von der Julia, sondern in einer früheren Ehe desselben erzeugt sei; er berichtet sogar, Caracalla habe seine Stiefmutter geheirathet. Von Aurelius Victor (Caes. 21) und Eutrop (XI, 26) wird das wiederholt. Die Ungeheuerlichkeit schreibt sich wahrscheinlich daher, daß Julia unter Caracalla noch größere Autorität besaß, als unter Septimius Severus (Dio LXXVIII, 18). Sie wird auf Inschriften (z. B. Corp. inscr. lat. VI, p. 195 nr. 1035; auch in den Arvalakten vom Jahre 231 a. a. D. p. 577) als mater et castrorum et senatus et patriae bezeichnet; ebenso auf Münzen (Eckhel VII, p. 196 b). Mater castrorum war zuerst die jüngere Faustina, die Gemahlin Marc Aurels, nach den über die Quaden erfolgten Siegen auf Senatsbeschuß genannt worden (Dio LXXI, 10 und Münzen mit der Legende: Matri castrorum S. C. bei Eckhel VII, p. 79 a).

2) Ὁμοιοῦτε, τοὺς στρατιώτας πλουτίζετε, τῶν ἄλλων πάντων καταφρονεῖτε. Dio LXXVI, 15, 2.

tärischer Grundlage, welche die Einheit des Oberbefehls forderte, zwei Söhnen hinterließ. Der ältere von den Söhnen war Bassianus, genannt Antoninus, dem man von einer gallischen Kleidung, die er in Rom einführte, den Beinamen Caracalla gegeben hat¹⁾, der jüngere Geta²⁾. Beide gingen nach Rom mit der Urne, welche die Asche des Vaters enthielt: sie wurden mit Ehrfurcht und zugleich Glückwünschen empfangen und richteten sich nun jeder einen besonderen Hofhalt ein.

Aber die Natur des römischen Imperiums widersprach einer Theilung der Gewalt, die schon ein paar Mal in Aussicht genommen und einmal selbst versucht worden war. Caracalla, der seinen Schwiegervater umgebracht und seinen Vater selbst einmal mit dem Tode bedroht hatte, war nicht der Mann, einen jüngeren Bruder als Theilhaber der Gewalt neben sich zu dulden. Das Heer hatte Beiden geschworen; das hinderte aber Caracalla nicht, den jüngeren Bruder³⁾

1) Spartian hat die Form Caracallus, dem das dionische *Καράκαλλος* entspricht. — Marcus Aurelius Antoninus 212—217 u. Ae. (965—970 d. St.). Der Name Severus (M. Aur. Sev. Ant.) findet sich auf Münzen mit lateinischer Legende nicht, wohl aber auf Inscriptionen in dieser Sprache (z. B. Corp. inscr. lat. II, p. 133, nr. 1137) und auf Münzen griechischer Städte (Eckhel VII, p. 221). Wie sein Vater, so bezeichnete sich auch Caracalla als der Fortsetzer der seit Nerva durch Adoption begründeten Folge von Imperatoren. Corp. inscr. lat. II, p. 626, nr. 4689.

2) Geta's voller Name ist Lucius Septimius Geta; statt des Pränomens findet sich auch Publius und auf griechischen Münzen werden beide Pränomina verbunden.

3) Geta wurde in einem Alter von 22 Jahren 9 Monaten getödtet (Dio LXXVII, 2, 5). Da er nach Spartian, v. Getae c. 3 am 27. Mai geboren war, so fällt sein Tod in den Februar 212. Wenn der Chronograph von 354 sagt: imp. menses X, dies XII, was auf den 16. Dezember 211 führt; so bezeichnet er damit die Zeit, in welcher Caracalla den mißlungenen Mordversuch unternahm, von dem Dio berichtet, während der Saturnalien des Jahres 211.

umbringen zu lassen, wie man sagt, im Schooße der Mutter, zu der er geflüchtet war.

Hiedurch bekam die Regierung den Charakter gewaltthamer Unbeschränktheit. Auch die Freunde Geta's, unter ihnen der große Rechtsgelehrte, damals Praefectus Praetorio Papi- nian, mußten sterben: eine nicht geringe Anzahl hervorragender Persönlichkeiten in den Provinzen¹⁾; die Stadt Alexandria hat die Hinneigung, die sie für Geta an den Tag legte, mit einer Art von Verwüstung büßen müssen.

Wie Caracalla mit den Senatoren umging, hat einer derselben, der Geschichtschreiber Dio eingehend geschildert. Er berief sie wohl zu einer Gerichtssitzung, ließ sie aber, wenn sie erschienen, in den Vorhöfen des Palastes warten, während er sich im Innern mit Wettrennen und Gladiatorenspiel beschäftigte. Das alte Herkommen, Senatoren an seiner Tafel zu sehen, hob er auf; an den Urtheilssprüchen über Soldaten ließ er sie nicht theilnehmen: denn er wollte der Abhängigkeit der Milizen von dem Senat auf immer ein Ende machen. Auf seinen Zügen durch das Reich mußten die Senatoren Lieferungen herbeischaffen; sie mußten Absteigequartiere einrichten oder auch die Orte, wo er Aufenthalt nahm, mit Rennbahnen versehen, häufig auf ihre eigenen Kosten. Dann machte er doch nicht einmal Gebrauch davon. Es war ihm genug, die Senatoren durch die Dienste, die sie ihm leisteten, niederzuhalten²⁾. In seinen Anschriften an den Senat begrüßte er denselben zugleich im Namen seiner Mutter, der er

1) *Isdem diebus occisi sunt innumeri, qui fratris eius partibus faverant.* Spartian, Antoninus Caracalla 4, wofür er dann eine Reihe von Beispielen anführt.

2) *διὰ τοῦτο μόνον ἐγένετο, ἵν' ἡμεῖς ἐπιτροβῶμεν.* Dio LXXVII, 9, 7.

die Correspondenz anvertraut hatte, und der Legionen, die ihn umgaben. Nur für die Kriegstruppen schien er zu leben; die Communen wurden unter dem einen oder dem andern Vorwand zu ungewohnten Leistungen genöthigt; die Gebühren, die bei Freilassung der Sklaven gezahlt werden mußten, wurden auf das Doppelte erhöht; er vergrößerte die Ansprüche des Fiscus in Erbfällen und steigerte allenthalben die Zölle. Er war davon durchdrungen, daß er als Augustus, als Imperator über jede Rücksicht, jedes Herkommen erhaben sei.

Dabei hat er jedoch eine Handlung vollzogen, die ihm ein unvergängliches Andenken gesichert hat. Es war nun soweit gekommen, daß der Imperator nicht mehr durch Rom regierte und Rom durch ihn. Der Imperator war Meister von Rom; in Wahrheit waren die Römer seine Unterthanen. Dem entspricht es nun, wenn Caracalla den Hauptunterschied der bisher in der Bevölkerung des römischen Reiches obwaltete: zwischen römischen Bürgern und denen, die das nicht waren, geradezu aufhob. Man weiß, daß das bei ihm hauptsächlich dazu dienen sollte, die Hindernisse wegzuräumen, welche die Vorrechte der Römer gegen seine pecuniären Forderungen geltend machen konnten.

Aber dabei kommt doch auch die Idee einer von Rom unabhängigen Rechtseinheit noch mehr zu Tage, als das selbst unter seinem Vater geschehen war. Noch mehr als dem Vater war dem Sohne daran gelegen, alle Kräfte unbedingt zu dem Einen Zweck, der bewaffneten Macht und neuen Unternehmungen, zu vereinigen.

Für diese hat er nun aber sehr präcise Pläne ins Auge gefaßt. Den Krieg in Britannien wollte er nicht weiter führen; Caracalla wich aus dem zuletzt besetzten Landstrich

freiwillig zurück. An den deutschen Grenzen erhob sich eine neue, weitaussehende Völkerbewegung; längs des Limes verwandelten sich die Ueberreste der kriegerischen Völkerschaften, deren Tacitus gedenkt, Chatten, Usipeter, Tenchterer, in eine einzige große Völkerverbindung, die unter dem Namen Alemannen erscheint. Sehr verrätherisch behandelte sie Caracalla; er ließ ihre Jugend zusammenrufen, um sie, wie er sagte, als Auxiliartruppen in den Dienst zu nehmen; dann aber gab er seinen Römern, die ihn in überlegener Anzahl begleitet hatten, mit seinem Schild ein Zeichen und ließ die jungen Leute sämmtlich niedermachen.

Von einem andern germanischen Volke, welches Dio die Cennen nennt, erkaufte er sich den freien Rückzug mit Geld. Die gefangenen Weiber der Cennen¹⁾ und Alemannen wurden gefragt, ob sie es vorzögen, getödtet oder in die Sklaverei abgeführt zu werden. Sie wählten das erste; als das zweite dennoch erfolgte, tödteten sie sich selbst, einige sogar zugleich ihre Kinder. Durch Gewaltthaten gegen die Widerstrebenden und Geldgeschenke an die, die sich fügen wollten, blieb er Meister an diesen Grenzen.

Im Occident gesichert oder doch nicht gefährdet, sammelte er alle seine Kräfte zu einem großen Unternehmen nach dem Orient, wo sein Vater die Feindseligkeiten, die ihm aus dem Kampfe mit Pescennius Niger erwachsen waren, nicht hatte überwältigen können; wir sahen, wie er vor Hatra scheiterte.

In Parthien waren in diesem Augenblicke Entzweigungen

1) Im Excerptum Peirescianum werden nicht die Weiber der Cennen sondern der Chatten genannt, wodurch die Annahme, daß in dem Limes noch immer die Chatten, wie vor Zeiten, Widerstand leisteten, einen Anhalt findet. — Die Abreise Caracallas von Rom, zunächst nach Gallien, fällt wahrscheinlich noch in das Jahr 212 u. Ae.

ausgebrochen, die für die Römer günstige Hoffnungen erweckten. Dem Großkönig Artaban hatte sich dessen Bruder entgegengesetzt und die unabhängige Herrschaft über einige Provinzen erworben. Mit dieser Entzweiung wird es zusammenhängen, daß Caracalla Osrhoëne und Armenien vollkommen zu unterwerfen vermochte; er verfuhr dabei ungefähr wie gegen die Alemannen ¹⁾, gelangte aber an sein Ziel. Er dachte dann mit Artaban selbst in Verbindung treten zu können, wie eine solche schon oft beabsichtigt worden war. Die parthischen Herrscher aus arfacidischem Stamm waren doch nicht unverföhnliche Gegner der Römer. Auch die Herrschaft der Arfaciden beruhte auf der von Macedoniern und Griechen herstammenden Grundlage; Hefatompylos, die Hauptstadt von Parthylene, verdankte seinen Glanz, der aus der allgemeinen commerziellen Verbindung der asiatischen Länder entsprang, den Seleuciden. Der Streit zwischen Parthern und Römern war nicht ein Streit um die Existenz des einen oder des anderen Reiches: er betraf hauptsächlich den Besitz der Grenzprovinzen; jetzt hatten die Römer Armenien und Mesopotamien in ihren Händen.

Caracalla faßte den Plan, auf eine oder die andere Weise sich mit Artaban zu Schutz und Trutz zu verbinden. Er bewarb sich bei ihm um die Hand seiner Tochter, und es ist wenigstens nicht gewiß, daß ihm dieselbe gradezu verweigert worden sei. Damit aber hing noch ein anderer,

1) Im Jahre 214 hatte Caracalla sein Winterquartier in Nicomedien (acta frat. Arv. Corp. inscr. lat. VI, 1, p. 566, nr. 2103); auch die Feier seines Geburtstages beging er am 4. April des nächsten Jahres daselbst. Dann unternahm er den Feldzug. In der zweiten Hälfte des Jahres 215 hielt sich Caracalla in Alexandrien auf (Eckhel VII, p. 215). Vgl. Bodhoff, De M. Aurelii Antonini Caracallae expeditionibus p. 34 ff.

sehr merkwürdiger Vorschlag zusammen. Durch einen Handelsvertrag — denn gerade auf den Artikeln, die beide Reiche mit einander austauschten, beruhte der orientalische Handel — wollte Caracalla die Interessen beider Länder zu verschmelzen suchen. Die beiden Reiche, von denen das eine die beste Reiterei, das andere das beste Fußvolk besitze, sollten sich vereinigen, um Asien zu unterwerfen; und die Folge hat gezeigt, daß dies für die Parther selbst das Beste gewesen wäre. Denn das östliche Asien war in einer Gährung begriffen, die sich gleich darauf gegen sie selber richtet. Der Gesichtskreis wandte sich über Baktra und Indien, und wenn wir recht unterrichtet sind, bis nach China hinaus. Der verrufene Caracalla trug sich mit universalhistorischen Gedanken. Die syrische Herkunft seiner Mutter Julia scheint einen Hebel für dieselben bei ihm gebildet zu haben. Aber sie durchzusetzen, waren Zeit und Umstände doch nicht angethan.

Wir wissen, welche mächtige nationale Gegenwirkung den römischen Einflüssen allezeit unter den Parthern begegnete. Artaban wies zuletzt Alles von sich, worauf Caracalla ein doppeltes Recht zu haben glaubte, ihn mit Krieg zu überziehen¹⁾. Er setzte dann eine sehr glückliche Invasion ins Werk; die Parther wichen über den Tigris zurück. In einem überaus wilden und tumultuarischen Kampfe gegen einen Satrapen des Königs behielt der Kaiser die Oberhand; er zerstörte die Königsgräber in Arbela.

Durch diese Successse wurde Caracalla in seinem Ehrgeiz bestärkt; er meinte, als ein neuer Alexander der Große Ostasien selbst unterwerfen zu können; er rüstete sich zu einem

1) Im Jahre 216 u. Ae.

zweiten Feldzug, der für das Schicksal von Asien hätte entscheidend werden müssen, aber in diesem Augenblick wurde er ermordet ¹⁾. Es geschah unfern Carrhä durch einen Evocatus, den er nicht hatte befördern wollen. Dio findet gleichsam eine Nemesis darin, daß der große Beschützer des Soldatenstandes, der diesem Alles unterordnete, dann doch mitten in seinem Heere ermordet worden sei.

Man hat immer angenommen, daß der Præfectus Prætorio Macrinus ²⁾, ein Rechtsgelehrter und hauptsächlich in den bürgerlichen Angelegenheiten thätig, mit einigen anderen hohen Befehlshabern vereinigt, diese Unthat veranstaltet habe. Er selbst hat es auf das allerbestimmteste gezeugnet. Aber er wurde in dem Heere als Imperator anerkannt, nachdem ein anderer Præfect, der mehr militärischen Ruf genoß, die höchste Würde abgelehnt hatte ³⁾. Macrin gehörte zu den Anhängern Plautians, der auf den Befehl des jungen Caracalla getödtet worden war, und es ist ganz wahrscheinlich, daß er nicht auch ein ähnliches Schicksal, wie dieser, über sich kommen lassen wollte. So wenig man übrigens den wilden Caracalla und den großen Julius Cäsar mit einander vergleichen könnte, so ist doch unleugbar, daß man in Rom jetzt wie damals die Unterwerfung des parthischen Reiches durch den römischen Imperator unmöglich gern sehen konnte. Ein Caracalla, der auf den Fußstapfen Alexanders des Großen einhergegangen, wäre, würde für den Senat unerträglich geworden sein; den

1) 8. April 217 (Dio Cassius LXXVIII, 5).

2) Sein Name, wie er auf Inschriften erscheint, lautet: Marcus Opellius Macrinus (D. Hirschfeld a. a. O. S. 231, Nr. 62); als Augustus nahm er noch den Namen Severus an (Capitolinus, v. Macrini c. 3 und die Münzen bei Eckhel VII, p. 237 a).

3) 11. April 217 u. Ae. (Dio LXXVII, 11, 6).

Senatoren war Macrinus lieber. Sie waren glücklich, den Fürsten losgeworden zu sein, den man des Brudermordes und des Incestes beschuldigte, und der die Senatoren nur als reiche Leute ansah, deren Vermögen er durch ihre Hinrichtungen an sich ziehen könne, um damit seine Soldaten zu befriedigen.

Der Senat nahm Macrin als Imperator an. Aber in der Haltung des Heeres zeigte sich auf der Stelle, daß es damit nicht einverstanden war: nicht alle Legionen folgten dem Macrinus in den parthischen Feldzug, so daß eine Niederlage erlitten wurde, in deren Folge die Parther Mesopotamien und Armenien einnahmen. Dem Macrinus selbst setzte sich eine der seltsamsten Combinationen entgegen, welche jemals vorgefallen sind.

Wir gedachten oben der Vermählung Severus mit einer syrischen Fürstentochter, die schon unter ihm, noch mehr unter Caracalla den größten Einfluß ausgeübt hatte. Diese wurde durch den Tod Caracallas fast am Meisten betroffen: denn sie war es, durch deren Hände Caracallas Correspondenzen gegangen waren, was ihrem angeborenen Ehrgeiz Genüge that. Aber die Lage der Dinge in Syrien war so angethan, daß sie nicht zu verzweifeln brauchte. Sie hatte eine sehr angesehene Verwandtschaft in Syrien, als deren Oberhaupt ihre Schwester Mäsa auftrat. Die Verwandtschaft beherrschte den Sonnentempel zu Emesa; ein Enkel der Mäsa war daselbst in frühen Jahren zum Oberpriesterthum aufgestiegen; ein junger Mensch von schöner Gestalt, der sich in seinem gottesdienstlichen Aufzug prächtig ausnahm: noch so jung, daß ihn Mäsa für den Sohn Caracallas ausgeben konnte ¹⁾. Damit

1) Die Tochter der Julia Mäsa, Julia Soämis Bassiana, war mit Sertus Varius Marcellus vermählt. Auf einer bei Belletri ausgegra-

fand sie dann bei den römischen Legionen Eingang, in welche bereits, wie in alle Grenztruppen provinciale Elemente eingedrungen waren. Sie wurden leicht bewogen, in dem Knaben, der sich Elagabal nannte, den Sohn und Erben Caracallas anzuerkennen. Schon vor jener Schlacht in Mesopotamien war ein Theil des Heeres zu ihm übergegangen; jetzt folgte ein anderer nach: Mäsa erschien mit dem Knaben in dem Heerlager und er wurde zum Imperator ausgerufen ¹⁾, ohne doch darum seinen priesterlichen Charakter, der sein Ansehen vielmehr vermehrte, aufzugeben.

Emesa bildete eine religiöse Metropole für alle Nachbarländer; Caracalla hatte es dadurch mit Rom in Verbindung gebracht, daß er es als römische Colonie einrichtete. Er hatte auch deshalb in diesen Regionen Eingang gefunden, weil Pescennius Niger hier einst durch seine Mauretanier die wildesten Grausamkeiten hatte verüben lassen, denen dann sein Vater Septimius Einhalt gethan. Der außerordentliche Gedanke wurde gefaßt, das Priesterthum des Sonnengottes mit dem römischen Kaiserthum zu vereinigen. Der provincialen Bewegung, die hieraus entsprang, war Macrinus nicht gewachsen. Seine zum Angriff heranrückenden Truppen verloren allen Eifer in ihrem Dienst, als man ihnen zurief, ob sie denn gegen den Sohn ihres Wohlthäters fechten wollten.

benen Urne findet sich eine von seinem Sohne und seiner Frau ihm gewidmete Inschrift in griechischer und lateinischer Sprache (Drelli I, p. 217, § 15, Nr. 945. Wilman's I, p. 401, Nr. 1208).

1) Am 16. Mai 218 u. Ae. (Dio LXXVIII, 31, 4) — Elagabal (Heliogabalus), der früher den Namen Varius Avitus Bassianus führte, wurde von den Truppen mit dem Namen Antoninus begrüßt und nannte sich als Augustus Marcus Aurelius Antoninus — von 218—222 u. Ae. (971—978 d. St.).

Im Gebiete von Antiochia ist es darauf zu einem förmlichen Kampf gekommen; aber auch hier bewirkte der religiöse Enthusiasmus, der durch die Gegenwart Elagabals belebt wurde, soviel, daß seine Anhänger selbst in einem gefährlichen Moment Stand hielten, worauf die Truppen Macrins zu ihm übergingen¹⁾. Macrin war der erste, der den Muth verlor; er schickte noch seinen Sohn nach Parthien und machte sich, möglichst unkenntlich und in anderer Kleidung, doch ohne im Mindesten seine Sache aufzugeben, auf den Weg nach den westlichen Provinzen und nach Rom. Aber unterwegs wurde er erkannt und getödtet²⁾.

In Rom mußte das als ein schweres Geschick empfunden worden: der Senat hatte sich bewegen lassen, Elagabal für einen öffentlichen Feind zu erklären und Jedermann von ihm abzumahnern. Eben der stand nun jetzt an der Spitze einer großen siegreichen Armee. Aber wie hätte der Senat, von dem angeblichen Großvater des neuen Imperators seiner wirksamsten Mitglieder beraubt, in diesem Augenblick ohne Oberhaupt, den Muth fassen und woher hätte er die Kraft dazu nehmen sollen, ernstlichen Widerstand zu leisten!

Man glaubte in Rom, der junge Mann sei wirklich der Sohn Caracallas, und war erfreut, den Namen Antonin, den er angenommen hatte und der eine untwiderstehliche Anziehungskraft ausübte, wieder zu vernehmen³⁾. Der Senat erkannte den Hohenpriester von Emesa als Augustus und

1) 8. Juni (Dio LXXVIII, 39, 1) 218 u. Ae.

2) Nach dem Chronographen von 354 zu Archelais in Cappadocien; und zwar, wenn die Angabe desselben richtig ist: imp. anno uno mensis IV d. II., am 10. August 218.

3) Auf Inschriften wird er als Enkel des Septimius Severus, Sohn des Antoninus d. i. Caracallas, bezeichnet (Corp. inscr. lat. II, nr. 4805).

dessen Vetter Alexander, ebenfalls einen Enkel der Mäsa, als Cäsar an ¹⁾).

Ueberlegt man nun den Widerstreit der religiösen Meinungen unter einander, das Vordringen der orientalischen Götterdienste nach Westen, des Dienstes der Isis von der einen, des Mithras von der anderen Seite her, so muß es als ein Ereigniß betrachtet werden, daß die syrischen Dienste, wie sie sich aus der Religion der Babylonier entwickelt hatten, den Anlauf nahmen, durch einen neuen Imperator Rom zu überfluthen. Der Stein, von dem man in Emesa sagte, er sei vom Himmel gefallen, sodaß sich eben an ihn die dortigen Gottesdienste knüpften, — denn El Gabal ist der Gott des Steines — wurde selbst nach Rom übergeführt ²⁾); das vermeintlich von Troja stammende Palladium, das römische Ancile, trat neben ihm in Schatten. Der neue Kaiser dachte alle Dienste in seiner Person zu vereinigen und eine Dynastie zu gründen, welche beides, Hohenpriestertum und Imperium fortpflanzen sollte. Er hielt dafür, daß Samaritaner und Juden, soweit sie noch bestanden, auch die Christen, sich um dies neue Heiligtum vereinigen sollten ³⁾.

Rom sollte der Mittelpunkt aller Gottesdienste der gebildeten Welt noch in einem anderen Sinne werden, als es das schon war. In der Sache selbst aber lag eine unermessliche

1) Alexander war ein Sohn der jüngeren Tochter der Julia Domna, Julia Mammäa.

2) Auf einer von Eckhel VII, p. 249 beschriebenen Münze sieht man den Stein, über welchen ein Adler seine Flügel ausbreitet, auf einem Biergespann dahersfahren. Auf Münzen und Inschriften wird Elagabal als Sacerdos Dei Solis Elagab. bezeichnet.

3) Dicebat Iudaeorum et Samaritanorum religiones et Christianam devotionem illuc transferendam, ut omnium culturarum secretum Heliogabali sacerdotium teneret. Lampridius c. 3.

Schwierigkeit, die an Unmöglichkeit grenzt, einen Gedanken dieser Art auszuführen; denn das Imperium war mit der Religion und den alten Diensten auf das engste verknüpft. Man gerieth in Erstaunen, als man erfuhr, Elagabal sei in Nicomeden als Consul, ohne doch gewählt zu sein — denn dieser Schein wurde noch immer beobachtet — aufgetreten, habe aber dabei das gewöhnliche Prachtkleid anzulegen verschmäht. Am schroffsten stießen die Vorstellungen auf einander, als der neue Kaiser die Absicht verrieth, sich mit einer vestalischen Jungfrau zu vermählen; nach altrömischen Begriffen hätte er dafür den Tod verdient; aber er meinte — denn er sah sich gleichsam als die Erscheinung seines Gottes selbst an — diesem hierdurch eine unvergängliche Nachkommenschaft zu erwecken zur Herrschaft über die Welt. Auf Rom und die Römer nahm er keinerlei Rücksicht; er meinte, sie seien eben die Besitzer eines großen Grundstücks: die Senatoren bezeichnete er als Sklaven in der Toga¹⁾. Der Mäsa selbst, welche die ganze Combination eingeleitet hatte, schreibt man zu, daß sie die Incompatibilität des Dienstes der Religion, welcher orgiastischer Natur war, mit der eigentlichen Autorität eines Imperators eingesehen und dem älteren ihrer Enkel den Rath gegeben habe, dem jüngeren, welcher ebenfalls als ein Sohn Caracallas aus einer geheimen Verbindung mit einer Tochter der Mäsa betrachtet wurde, die Verwaltung der Regierungsangelegenheiten zu überlassen²⁾. Der Idee einer religiösen Herrschaft von Rom wäre so gleich die andere Idee

1) Lampridius c. 20.

2) Alexander sagt in einer seiner Constitutionen von Caracalla: *pater meus constituit* (Cod. Just. XII, tit. 35=36, § 4, vergl. II. tit. 1, § 8). In Inscripationen wird er als Sohn Caracallas, Enkel des Septimius Severus bezeichnet (s. B. Corp. inscr. lat. II, p. 208, nr. 1533).

einer von derselben getrennten weltlichen Autorität zur Seite getreten. Und dazu neigte man sich in Rom: der junge Cäsar genoß bereits die allgemeine Verehrung. Allein dem wollte sich Elagabal nicht fügen; er war gleichsam im legitimen Besiß des Imperiums, von dem Heere ausgerufen, von dem Senate anerkannt; und schon von Menschen umgeben, welche den wilden Enthusiasmus des Götzendienstes mit der Begier zu herrschen verbanden. Er schritt sogar dazu, die Erhebung seines Betters zum Cäsar für ungeschehen zu erklären und befahl, auf den Bildsäulen desselben seinen Namen zu vertilgen oder vielmehr mit Schmutz zu verdecken. Aber damit verletzte er doch das Selbstgefühl der Römer, auch wie sie damals waren. Die ersten, die ein solches kundgaben, waren die Prätorianer; dieselben, welche ihre Stellung dem Septimius Severus verdankten. Sie repräsentirten, mehr als die früheren, die Gesammtheit der Legionen, frei von den provinziellen Sympathien der orientalischen.

Man hatte in Rom dem Kaiser alle Laster nachgesehen, aber es gibt doch auch in der Immoralität eine Grenze dessen, was sich die Welt gefallen läßt. Diese wurde von Elagabal und seiner Umgebung überschritten und zugleich das religiöse Nationalgefühl beleidigt. Als die Inauguration der neuen Consuln vorgenommen werden sollte, weigerte er sich trotz der Warnungen seiner Großmutter und seiner Mutter, bei derselben neben Alexander einherzuschreiten. Da das aber unmöglich nachgegeben werden konnte, so zog er es vor, bei der Ceremonie nicht zu erscheinen und ihr überhaupt einen andern Charakter zu geben. Da sich nun zugleich das Gerücht verbreitete, er wolle seinen Beter umbringen und in der Stadt Anstalten getroffen wurden, die auf die Vorbereitung

eines solchen Vorhabens hindeuteten, so erhob sich ein Auf-
ruhr unter den Prätorianern, in welchem Elagabal umgebracht
worden ist¹⁾: er starb, von seiner Mutter Soämis um-
schlungen: Alexander, der bisherige Cäsar, wurde nun als
Augustus begrüßt²⁾.

Den Prätorianern darf man nicht Schuld geben, daß
sie hiedurch von ihrer eigenen Sache abtrünnig geworden
wären: das Haus des Septimius wurde vielmehr durch sie
gerettet, und zugleich die römische Religion. Auch der
Gott, dem man auf dem Palatin ein Heiligthum gegründet
hatte, wurde verbannt. Dem Unwesen, welches die Eunuchen
trieben, so daß Elagabal als Sklave dieser Sklaven betrachtet
wurde, machte man dadurch ein Ende, daß sie in der Nähe
der Person des neuen Fürsten überhaupt nicht geduldet
wurden. Alle die Anhänger, welche Elagabal in den Ge-
richten, in der Verwaltung, in dem Senat gefunden hatte,
wurden entfernt; das syrische Element wurde so gut wie voll-
kommen ausgestoßen, und eine neue Ordnung der Dinge be-
gann, welche an das rein römische Wesen anknüpfte.

Neben den Prätorianern trat nun auch der Senat wieder
wirksam hervor: er votirte dem neuen Fürsten von vorn-
herein alle die Befugnisse, durch welche die oberste Gewalt

1) Sed milites et maxime praetorianus vel scientes, quae mala in
Heliogabalum parant, vel quod sibi viderent invidiam, facta con-
spiratione ad liberandam rempublicam. Lampridius c. 16.

2) 11. März 222. Die Zeitbestimmung beruht auf der Angabe Dios
(LXXIX, 3), daß Elagabal 3 Jahre 9 Monate 4 Tage nach der Schlacht
bei Antiochien (S. 379, N. 1) ermordet worden sei. Clinton verwirft das
Zeugniß des wohlunterrichteten Zeitgenossen, dem auch Tillemont gefolgt
ist, und nimmt, auf die Subscription einer Constitution vom 3. Februar
222 (Cod. Just. IX, 1, 3) sich berufend, diesen Tag als denjenigen an,
an welchem Alexander als Augustus begrüßt worden sei.

damals constituirt wurde, nicht nach und nach, wie bisher gewöhnlich, sondern auf einmal. Eine sehr sonderbare Scene trat ein, als Alexander zuerst im Senat erschien. Der Senat begrüßte ihn als Antoninus; auch die letzten Imperatoren hatten diesen Namen getragen¹⁾: man meinte den neuen Kaiser in diese Reihe aufzunehmen, jedoch mehr mit der Rücksicht, daß er das wieder gut machen müsse, was der Vorgänger verdorben hatte. Alexander dankte für die ihm in rascher Folge gemachten umfassenden Bewilligungen. Den Namen Antonin verbat er sich, nicht als ob er fürchtete, diesen schönen Namen durch Laster und Unthaten ebenfalls zu beflecken, sondern weil er sich nicht genügend fühle, ihn mit voller Würde zu tragen. Er blieb dabei, nur den Namen Augustus — denn von Augustus stamme die höchste Würde des Imperiums — annehmen zu wollen; da er so standhaft war, so fügte sich der Senat, und Jedermann erkannte die Unabhängigkeit des Geistes an, mit welcher der junge Fürst das einmüthige Ersuchen der Senatoren abgelehnt habe.

Dabei waltete jedoch auch noch eine andere Rücksicht ob. Der Senat war zu seiner Nachgiebigkeit hauptsächlich dadurch bewogen worden, daß die von Septimius umgestalteten Prätorianer den Anspruch ihrer Vorgänger, selbständig über das Imperium zu verfügen, erneuern zu wollen schienen. Um einem solchen Beginnen zuvorzukommen, eilten die Senatoren, jene Bewilligungen zu machen, die sie doch nicht hätten versagen können. Den Namen Antonin anzunehmen, würde nun eine neue Vereinigung des Imperators mit dem Senat angekündigt haben; die Prätorianer gaben ihm den Namen des

1) Julius Capitolinus, v. Macrini c. 7.

Kaisers, von dem sie in ihrem damaligen Zustand begründet waren; demgemäß nannte sich Alexander nicht Antonin, wie der Senat, sondern Severus, wie die Prätorianer wünschten. So erscheint sein Name in der Geschichte ¹⁾.

Für die neue Regierung kam nun Alles auf das Zusammenwirken der Militärgewalt der Prätorianer und der civilen des Senats an; der neue Kaiser, zwar ein Syrer, wie sein Vorgänger, aber dem römischen Wesen doch wieder dadurch zugewandt, daß er durch eine Reaction gegen den priesterlichen Orientalismus seines Vorgängers zur höchsten Würde gelangt war, bewies überhaupt, daß er seine Stellung begriff. Er zeigte sich als einen Mann von Einsicht und einer gewissen Willenskraft. Im Senat wollte er kein Mitglied dulden, welches sich eines Mißbrauches der Autorität, besonders zum Zweck eigener Bereicherungen, schuldig gemacht hatte: er forderte ihre freiwillige Entfernung, damit er nicht ihr Verbrechen durch Hinrichtung an ihnen strafen müsse. Wenn er aber dann selbst einen neuen Senator ernennen sollte, so that er das nicht anders als auf den Beirath der erprobtesten seiner Umgebung und nach förmlicher Abstimmung des Senats darüber, welche durch das Zeugniß des einen und des andern der vornehmsten Mitglieder bekräftigt wurde. Der Senat gewann keineswegs seine unabhängige Stellung wieder, aber er behauptete doch den vornehmsten Rang in dem Gemeinwesen: wir hören, daß auch die Ernennung der Praefecti Praetorio und des Praefectus Urbi unter der Autorität und Mitwirkung des Senats geschah: die proconsularen Provinzen wurden nach dem Willen desselben vertheilt.

1) Marcus Aurelius Severus Alexander 222—235 u. Ae. (975—988 d. St.).

Was man als den Staatsrath Alexanders bezeichnet hat und bezeichnen kann, war eigentlich ein Ausschuß aus dem Senat, der dem Kaiser unmittelbar zur Seite stand, durch dessen Mitwirkung die Verwaltung, welche bisher willkürlich und einseitig gewesen war, geregelt wurde. Allmählich wurde das Consilium so zahlreich, daß die Gesetze und Verordnungen, die aus seinem Schooße hervorgingen, eben so viel Stimmen für sich haben mußten, wie vielleicht ein Senatusconsult. Jedes Mitglied wurde in den Stand gesetzt, sein Votum im voraus gehörig zu überlegen und zu motiviren. Auch in die Verwaltung der militärischen Angelegenheiten kam eine gewisse Ordnung und Regelmäßigkeit. Der Kaiser hatte genaue Listen der bewaffneten Macht und hielt sich immer vollständig unterrichtet: er duldete nicht, daß die gemeinen Leute von den Militärtribunen bei der Austheilung der Annona übervorthelt wurden: er bestrafte ein solches Verbrechen mit dem Tode: er fürchtete darum keinen Abfall oder Ungehorsam von ihnen. Auf diese beiden Stützen gelehnt, konnte Alexander seiner angeborenen Leutseligkeit, seinem Wohlwollen für Alle Raum geben, was ihm den besten Ruf bei Mitwelt und Nachwelt verschafft hat: seine Mutter Mammäa genoss ein unermeßliches Ansehen; auf einer Inschrift wird sie nicht nur als Mutter des Kaisers, sondern des Senats, des Lagers, des Vaterlandes und des gesammten Menschengeschlechtes bezeichnet¹⁾. Alexander folgte ihr jedoch nicht blindlings; sie

1) Ihr voller Name Julia Mamaea Avita und diese Bezeichnung: *Matri D(omini) n(ostri) sanctissimi Imp(eratoris) Severi Alexandri Pii Felicis Aug et Castrorum et Senatus et patriae et universi generis humani* erscheint auf der Basis einer ihr von dem *conventus Carthaginiensis* (in Spanien) gesetzten Statue. *Corp. inscr. lat. II, p. 465, nr. 3413.*

hat ihn einst erinnert, daß er durch sein Verhalten doch auch wieder die Achtung schmälere, welche der Imperator kraft seines Vorranges haben müsse; Alexander erwiderte, er vermehre doch dadurch seine Sicherheit. Man darf es als ein Glück des römischen Reiches betrachten, daß ihm nach allen heftigen Convulsionen, an denen es unter Septimius und noch mehr nach demselben gelitten hatte, noch einmal gleichsam ein Moment der Sammlung, eine Zeit der Ruhe gewährt wurde, in welcher die inneren Kräfte sich in einem gewissen Gleichgewicht bewegten.

Der Begriff der römischen Monarchie, wie er unter Trajan und den Antoninen gewaltet, kam in dem römischen Reiche wieder zur Erscheinung. Und auch in dieser Zeit war es voll innerer und schöpferischer Lebenskraft.

In der ersten Epoche des dritten Jahrhunderts lebten die Meister der Rechtswissenschaft. Noch unter Marc Aurel, zur Seite des späteren Kaisers Septimius Severus, hatte Papinian sich ausgebildet, der dann, durch Genossenschaft der Jugend und Familienverbindung empfohlen, in die Stellung eines Praefectus Praetorio gelangte. Papinian wird für den größten oder doch für einen der größten aller Juristen gehalten. Er verband, worauf zuletzt Alles ankommt, lebensvolle Anschauung der allgemeinen Rechtsgrundsätze und eingehende treffende Ansicht jedes einzelnen Falles. Allein mit Caracalla konnte er sich nicht vertragen; er galt, wie wir wissen, als ein Anhänger Geta's und wurde nach dessen Tode hingerichtet¹⁾.

Auch der Nachfolger Papinians, Julius Paulus, wird

1) 212 u. Ae.

als einer der größten Rechtsgelehrten gerühmt. An Fruchtbarkeit übertraf er noch seinen Vorgänger; an innerer Bedeutung kam er demselben nicht gleich; man räumt ihm die zweite Stelle ein. Wie hätte sich aber der römische Jurist mit dem eigenmächtigen Orientalismus Elagabals vertragen können? — er ist von demselben verbannt worden.

Mit der Rückkehr des Alexander Severus zu den alt-römischen Ideen hing es zusammen, daß ihm Domitius Ulpianus zur Seite trat, ebenfalls ein sehr fruchtbarer Autor, der zu den vornehmsten Begründern der Rechtswissenschaft gerechnet wird. Ihm wird ein großer Theil des Lobes gebühren, daß der Verwaltung des Kaisers in dieser und allen folgenden Zeiten gezollt worden ist. Allein der Kaiser war zu schwach, ihn zu behaupten. Wir kennen das Verhältniß Alexanders zu den Prätorianern, von denen der Sturz Elagabals ausgegangen war. Aber einen Praefectus Praetorio, dessen Ansehen in seiner Jurisprudenz wurzelte, wollten sie nicht ertragen. Sie ermordeten Ulpian, ohne daß der Kaiser es hindern konnte ¹⁾.

Papinian und Ulpian werden wie zwei Märtyrer der Rechtswissenschaft gefeiert; sie fielen dem Begriffe, den sie ihr Leben lang vertheidigt hatten, zum Opfer. Aber ihr Werk, die zum System gereifte Rechtswissenschaft, blieb bestehen, mochten sie leben oder nicht. Es ist allmählich immer mehr das Gesetz der Welt geworden. Man erinnert sich kaum daran, daß es aus dem Urgrund pontificaler Satzungen aufgewachsen ist; aber unter stetem Conflict mit den allgemeinen Ereignissen und den besonderen Vorgängen in Rom. Das

1) Im Jahre 228 u. Ae. Zum Praefectus Praetorio war er im Jahre 222 erhoben worden.

römische Recht ist wie ein Baum von tiefen Wurzeln, welcher die Welt überschattet.

Alexander Severus widmete auch den Christen mehr Anerkennung als irgend einer seiner Vorgänger. Er gestattete ihnen, wie sein Biograph sagt, zu sein, was sie waren. Man kann das doch nicht anders verstehen, als daß es nicht mehr als Verbrechen betrachtet wurde, Christ zu sein, wie früher das bloße Bekenntniß schon ein Todesurtheil in sich enthielt. Es würde damit zusammenhängen, daß Alexander Christus unter die Götter aufzunehmen gedachte, die in Rom überhaupt verehrt wurden.

Ein Zeitgenosse der großen systematischen Juristen war Origenes — ein Mann, der mit dem Hause des Alexander Severus in persönlicher Verbindung stand und in jenem herodischen Casarea, wo er seinen Sitz genommen, die christliche Lehre auf den Grund der apostolischen Schriften und der Glaubensregel mit Berücksichtigung der Gnosis, die er ausstieß, und der platonisch-stoischen Doctrin, der er nahe stand, zu einem System ausbildete. Sein Sinn war die Offenbarung als die Vollendung alles menschlichen Denkens zu erweisen; mit Recht ist bemerkt worden, daß man dabei nicht so sehr auf die Incohärenzen seiner Spekulation und die Widersprüche in seinen Annahmen Gewicht legen darf, als auf den Versuch im Allgemeinen, ein System zu bilden und es der philosophisch geschulten Welt der Epoche annehmbar zu machen ¹⁾.

In dieselbe Epoche fällt der große Lehrer der nordafrikanischen Kirche, Tertullian. Unter Septimius, der aus

1) Redepenning: Origenes. Bonn, 1842, 2. Abth. p. 453.

Afrika stammte und in einigen Städten derselben Bauwerke gegründet hat, deren Ruinen Theilnahme an der allgemeinen Bildung athmen, hatte auch die dortige Kirche einen großen Aufschwung genommen. Tertullian ist der erste von allen Lateinern, der originale philosophische Gedanken mit der Kirchenlehre in Verbindung gebracht hat, ein abgesagter Gegner der Philosophie, aber doch ganz auf dem Boden derselben erwachsen, heftig und schroff und besonders als Vorsechter der Rechte des Christenthums unerschöpflich und unwiderleglich. In dem Christenthum sieht er die ursprüngliche Vernunft, durch deren Herrschaft die Menschen zu einem Ganzen vereinigt werden sollen. In Tertullian möchte man die erste Manifestation des exclusiven Geistes der lateinischen Kirche sehen, die sich bald hernach um Rom her zu gruppiren anfang. Beide Richtungen aber, sowohl die griechische als die lateinische, setzten sich als selbständige Bildungen dem eindringenden orientalischen Element, dem Sonnendienste von Emesa und dem wiedererwachenden Parsismus als natürliche Bollwerke entgegen. Welthistorisch betrachtet bilden sie doch bereits als der Inbegriff des geistigen Lebens der römischen Welt ein untrennbares Ganze. Dieses aber erfuhr in diesem Augenblick einen Angriff, so systematisch und stark, wie er noch nie vorgekommen war.

An Stelle der Arsaciden, die doch, wie berührt, einen gewissen inneren Zusammenhang mit dem römischen Reiche hatten, erhob sich die einheimische Dynastie der Sassaniden, die nicht mehr an die Griechen anknüpfte, sondern an die Achämeniden und das rein asiatische Element des altpersischen Reiches wieder erneuerte ¹⁾. Der neuperfische König, Ardeschir Babegan,

1) Diesen Punkt hat Silvestre de Sacy, *Mémoires sur diverses antiquités de la Perse* p. 45 ff. hervorgehoben, indem er zugleich be-

behauptete als der rechte Nachfolger der Achämeniden einen Anspruch auf ganz Vorderasien, Jonien und Karien eingeschlossen, machen zu dürfen. Das römische Reich erfuhr eine Feindseligkeit, die sich darauf gründete, daß es einen Theil der Reiche der Nachfolger Alexanders des Großen an sich gebracht hatte, Landschaften, welche die Perser nun als einen alten Besitz revindicirten: ein in der universalhistorischen Verflechtung der Dinge hochbedeutendes Zusammenreffen, das sich aber wohl erklärt, da auf beiden Seiten die Erinnerungen an Alexander den Großen aufgefrischt wurden. Die Römer meinten noch unter Caracalla, dessen Unternehmungen wiederaufnehmen zu können; die Neuperser hielten es für ihre Pflicht, da sie nun wieder aus der ihnen vor einem halben Jahrtausend auferlegten Knechtschaft erwacht seien, die Erfolge des großen Eroberers rückgängig zu machen. Die Parther waren stark genug gewesen, sich gegen die Römer zu behaupten, der Wiedererhebung eingeborener orientalischer Elemente hingegen erliegen. Damit aber trat die Nothwendigkeit ein, die griechisch-römische Welt in Asien vor dem Eindringen eines neu hervorbrechenden Völkeresementes und neuer religiöser Ideen zu beschützen.

Im Jahre 231 setzte sich Alexander Severus mit einer nochmals nicht ohne Erinnerung an Alexander den Großen zusammengesetzten Armee in Bewegung, um den neuen Achämeniden zu bestehen. In dem römischen Heere sah man Gold-

merkt, daß die Arsaciden auf ihren Münzen sich häufig die Bezeichnung *Φιλέλλην* beilegen (zuerst findet sich dieselbe auf den Münzen Mithridates I. um 150 v. u. Ae. Longpérier p. 23. 25), auf denen der Sassaniden der Altar mit dem heiligen Feuer, neben ihm der König abgebildet ist. (Vergl. die Münzen bei Sacy p. 171 und bei Thomas, *Sassanian coins* p. 31 ff.)

Schildner, Silberschildner, Phalangiten: übrigens war es ein Muster römischer Manneszucht. Man erinnerte daran, daß Alexander Severus an dem Jahrestag geboren sei, an dem Alexander der Große gestorben war, und zwar in einem dem Andenken desselben gewidmeten Heiligthum. Alexander glaubte gleichsam vom Schicksal berufen zu sein, den großen Kampf der Nationen, welcher die Universalhistorie verknüpft, wieder aufzunehmen. Das römische Asien erblickte die Rettung seines bisherigen Daseins in den Erfolgen dieser großen Rüstung. Darüber aber, was durch dieselbe ausgerichtet worden ist, läßt sich nichts Bestimmtes sagen. In den Berichten, die in Rom selbst verlesen wurden, rühmte sich der Kaiser, einen vollständigen Sieg über die Perser davongetragen zu haben: er zählt die Elephanten, die er getödtet, die Streitwagen, die er genommen, mit einer Art von Siegestrunkenheit auf¹⁾. Dagegen weiß der einzige ausführliche Historiker der Epoche, Herodian, der gerade über Asien am besten unterrichtet ist, nur von verfehlten Unternehmungen und einem durch klimatische Einwirkungen veranlaßten Rückzuge zu erzählen, der einer Niederlage gleichkommt. Ich möchte urtheilen, daß Beides wahr sein könnte, eben in verschiedenen Momenten des beginnenden Kampfes: mit Bestimmtheit vernehmen wir doch, daß Alexander das römische Kriegsheer in einem erträglich guten Zustande zurückließ, so daß er hoffen konnte, in kurzem einen neuen Feldzug zu unternehmen oder wenigstens den Sassaniden, der sich eben, durch andere Vorfälle nach einer andern Seite hingezogen, von der Grenze entfernt hatte, sobald als er wieder erschiene, mit Nachdruck zurückzuweisen.

1) Auch die Münzen gedenken der Siege Alexanders und insbesondere seines Triumphes (Säbel VII, p. 274 ff.).

Die große Aufgabe und zugleich die größte Schwierigkeit des römischen Kaiserthums lag aber darin, die zur Behauptung des Orients erforderlichen Streitkräfte auch aus den entlegenen Provinzen aufzubieten und in Bewegung zu setzen. Alexander sah ein, daß dazu die Pacification der occidentalischen Grenzvölker gehöre; namentlich der Germanen, die indeß wieder zu Feindseligkeiten geschritten waren, und die Verstärkung der orientalischen Legionen durch die occidentalischen. Den Frieden hoffte Alexander durch Gewalt und Güte zu Stande zu bringen, wobei ihn seine Mutter unterstützte, in deren Händen die eigentliche Leitung der Geldgeschäfte war. Die occidentalischen Legionen jedoch setzten sich dem Vorhaben des Kaisers schroff entgegen; das ganze Kriegssystem war zugleich ein lokales und durch den Eintritt von Eingeborenen ein provinzielles. Sie wollten sich nicht verlegen lassen. Die Nachricht, daß Alexander ungehorsame Legionen aufzulösen und andere zu bilden, diese alsdann nach dem Orient zu führen beabsichtige, brachte die Gemüther gegen ihn auf. Aus guten Quellen schöpft man die Nachricht, daß die Hinneigung des Kaisers zum Christenthum den Haß der Legionen an den germanischen Grenzen gegen ihn verstärkt habe. Sie warfen dem Kaiser Furchtsamkeit und seiner Mutter Geldgier vor: die vornehmsten unter den Mißvergnügten waren solche, denen unter der Regierung Elagabals Zugeständnisse gemacht worden waren, die man jetzt zurücknahm. Diese nun sind es nach dem glaubwürdigsten Bericht gewesen, welche den Mord des Kaisers in dem Lager desselben durch plötzlichen Ueberfall vollzogen, ohne daß die Prätorianer, welche ja ebenfalls keine eifrigen Anhänger der Regierung mehr waren, noch auch die

unmittelbare Leibwache den Kaiser geschützt hätten: er wurde sammt seiner Mutter, zu der er floh, ermordet¹⁾.

1) Lampridius c. 60 giebt die Regierungszeit Alexanders auf 13 Jahre 9 Tage an, so daß sein Tod auf den 19. März 235 u. Ae. fallen würde. Wir müssen hier Zonaras zu Hilfe nehmen, obgleich ihm Dio nicht mehr vorgelegen hat. Bei ihm wird gerade auf die Verweigerung des Dienstes durch die Prätorianer (XII, 15) Werth gelegt. Bei Zosimus, der einige eigenthümliche Nachrichten hat, findet sich die, daß Alexander mit Maximin unterhandelt und als dies mißlungen, sich selbst als Schlachtopfer dargeboten habe. Grade bei diesem Ereigniß, dem Tode Alexanders, finden wir ebenso viele verschiedene Nachrichten wie Autoren. Tillemont III, 1, 373 ff. hat aus den fragmentarischen Nachrichten eine erträglich zusammenhängende Erzählung zusammengestellt.

Dreizehntes Capitel.

Imperatorischer Bürgerkrieg in der Mitte des dritten Jahrhunderts.

Wenn im römischen Reiche von Dynastien im eigentlichen Sinne des Wortes nicht die Rede sein kann, so constituiren doch die verschiedenen Reihenfolgen der Imperatoren ein ähnliches Verhältniß; die Katastrophen derselben bilden die Epochen der Reichsregierung. Nach dem Sturze des augusteischen Hauses unter Nero kamen die Flavier empor in Folge der allgemeinen Uebereinstimmung der Legionen und einer Abkunft Vespasians mit dem Senat. Der Sohn desselben, der sich um diesen Pact nicht kümmerte, wurde ermordet. Hierauf gelangten Männer von hohem persönlichen Verdienst nicht zwar auf den Grund einer erblichen, aber einer analogen Berechtigung, durch successive Adoption, deren Ursprung im Senat lag, zur höchsten Stelle; sie realisirten den Begriff einer friedlichen Monarchie und wußten eine Ausgleichung der Ansprüche des jeweiligen Imperators mit den Gerechtfamen des Senats durchzuführen. Die Katastrophe des Commodus war das Symptom einer neuausbrechenden Entzweiung zwischen dem Imperator und dem Senat, welche die Folge hatte, daß im Getümmel der Factionen der Hauptstadt keine haltbare Fortsetzung des Imperiums möglich wurde. Die Erhebung

des Septimius Severus ging von den Legionen aus, deren Uebergewicht zuerst noch mehr anwuchs, da sein Nachfolger Caracalla die militärische Allgewalt zum obersten Princip erhob, das aber von dessen vermeintlichen Söhnen nicht mehr festgehalten werden konnte. Der ältere ließ sich heikommen, orientalische Dienste und Ideen in Rom einführen zu wollen, dieser Versuch jedoch erweckte eine Reaction, in welcher der alte römische Geist noch einmal zum Bewußtsein seiner selbst erwachte und auch das Recht des Senats von Neuem zur Geltung gelangte; der jüngere Alexander versuchte dann wieder in den alten Formen zu regieren. Er sträubte sich gegen den Namen Antonin, war aber in der That der Nachfolger der Kaiser, die diesen Namen getragen hatten.

Nun geschah es, daß Alexander einer Bewegung unter den Legionen erlag, die seiner Autorisation durch den Senat zum Trotz ihm die Heeresfolge versagten. Ursache und Anlaß dazu gaben die Feindseligkeiten, in welche das römische Reich seit der Zeit Marc Aurels verwickelt worden war. Auf die erfolgreichen Unternehmungen des Lucius Verus im Orient, die Caracalla mit unerwartetem Glück wieder aufnahm, war im inneren Asien die Erhebung der Sassaniden gefolgt, welche für das römische Reich noch ernstlichere Gefahren herbeiführten, als jemals die Arsaciden.

Diesen zu begegnen und die Macht zu behaupten, schien Alexander Severus durch seine Herkunft — er war in Syrien geboren — und durch seinen natürlichen Ehrgeiz berufen zu sein. Der Tod Alexanders ist in mehr als Einer Hinsicht ein Epoche machendes Ereigniß für die römische Geschichte; nicht allein wurde die kaum wiederhergestellte Autorität des Senates von den Legionen verleugnet, sondern auch die Vertheidigung

des Reiches selbst wurde dadurch zweifelhaft. Wenn es für diese nothwendig war, den Nerv der Gesamtkräfte immer dahin zu richten, wo die größte Gefahr drohte, wie es denn in der Absicht Alexanders gelegen hatte, occidentalische Streitkräfte nach dem Orient zu führen; so trat in dem Widerstand, auf den er stieß, die Schwierigkeit hervor, welche die Reichsverteidigung an den verschiedenen Grenzen nothwendig haben mußte. Der vornehmste Grund davon lag in dem veränderten Verhältniß der Legionen. Es waren nicht mehr die altrömischen Legionen, die aus römischen Bürgern bestanden, welche in Rom ihren heimathlichen Mittelpunkt sahen. Dieses Verhältniß war durch die Gesetzgebung und durch die Zeit selbst aufgehoben; die Legionen hatten, was schon bei Septimius Severus zu Tage kam, einen provincialen Bestandtheil.

Man ermüßt, daß die Continuation des Imperiums, die doch in sich selbst unbedingt nothwendig war, durch diesen Gegensatz der Legionen gegen den Senat nicht allein, sondern auch unter einander doppelt schwierig wurde. Will man sich nun den Kampf, der darüber ausbrach, vergegenwärtigen, so wird man von den persönlichen Motiven bis auf einen gewissen Grad absehen können, um die allgemeine Verflechtung der Angelegenheiten im Auge zu behalten.

Die germanischen Legionen wollten und konnten vielleicht den ihnen anvertrauten Limes den Feindseligkeiten der allezeit freitbaren Germanen nicht überlassen. Aber sie begnügten sich nicht, den Gehorsam zu versagen; sie stellten vielmehr einen neuen Imperator auf, der diese Würde zur vollen Geltung zu bringen unternahm. Es war Maximin, genannt der Thracier ¹⁾.

1) Sein voller Name, wie er auf Inschriften erscheint, ist Cajus Julius Verus Maximinus; er regierte 235—238 unserer Aera (988—91 d. Stadt).

Wie in den letzten Nachkommen des Severus der syrische Orientalismus, den dieser in sein Haus eingeführt hatte, die vornehmste Grundlage ihrer Erhebung bildete, so kam in Maximin das barbarische Element, welches in den Kämpfen an der Donau und am Rhein, hauptsächlich den ersten, in die römischen Truppen eingedrungen war, zur Erscheinung. Er war von gothisch-alanischer Herkunft, sein Vater ein Gothe, seine Mutter eine Alanin; seine erste Schule hatte er als Hirte, der seine Heerden gegen bewaffnete Räuber vertheidigen mußte, gemacht; dann war er unter Septimius Severus in das römische Kriegsheer eingetreten. Ein Mann von außerordentlicher Körperstärke und Gewandtheit, mit dem sich in den Wettkämpfen des Lagers Niemand messen konnte und der immer die besten Preise davontrug. In dem Lager erzählte man Wunderdinge von seiner Tapferkeit und seinen niemals fehlenden Erfolgen. Die Römer sahen in ihm einen neuen Herkules oder Antäus. Dabei hatte er doch bisher eine ungewöhnliche innere Ehrenhaftigkeit an den Tag gelegt; von Macrinus, dem er die Schuld an dem Tode Caracallas beimaß, wollte er Nichts hören: er hielt sich an das Haus des Septimius Severus, selbst unter Elagabal, dem Naturen wie diese antipathisch waren, noch mehr unter Alexander Severus, der ihn im Dienste förderte und ihn als Lehrmeister und Führer einer neu angeworbenen Legion verwandte.

Man sieht nicht mit Bestimmtheit, ob er an den Bewegungen Antheil hatte, denen Alexander zum Opfer fiel¹⁾. Gewiß

1) Herodian erzählt ausführlich, daß Maximin schon vor dem Tode Alexanders ausgerufen worden sei. Bei Julius Capitolinus, v. Maximini c. 7 heißt es: Alexander interemptus est Maximino jam imperatore appellato.

nahm er daran Anstoß, daß Alexander nicht selbst dem Waffenhandwerk oblag; er meinte wohl, nur der könne Imperator sein, der die Waffen führe; und so war das ganze Heer gesinnt. Um seiner Waffentüchtigkeit willen wurde Maximin zum Imperator ausgerufen. Der nun fragte nicht lange, ob ihn der Senat anerkennen wolle; denn die Präension der Legionen war es ja, daß ihnen selbst das Recht zusteh, einen Imperator zu wählen. Sie hatten diesen Anspruch schon bei dem Tode des Augustus, nochmals bei dem Tode Neros erhoben; durch Septimius Severus war derselbe durchgesetzt worden. Die Besorgniß vor einer Erneuerung des vermeinten Rechtes war es, wie wir berührten, was den Senat veranlaßt hatte, Alexander unverzüglich zum Augustus zu ernennen. Nach dessen Ermordung trat nun aber dieser Anspruch stärker als jemals hervor. Ohne sich um die Bestätigung durch den Senat zu bekümmern, legte Maximin sofort Hand an, die militärische Pflicht des Imperators nach allen Seiten zu erfüllen. Obwohl Germane von Herkunft, zeigte er doch nicht die mindeste Sympathie für die Germanen: er verwüstete das Land, das er einnahm, schonungsloser als je ein anderer, und war eher der Meinung, Germanen und Sarmaten dem römischen Reiche vollkommen unterwerfen zu können. Die Gesamtmacht des Reiches schwebte ihm unaufhörlich vor Augen: er wußte selbst im Orient das Ansehen der römischen Waffen wieder emporzubringen; und wenn Alexander den Osten durch den Westen hatte verstärken wollen, so gelang es Maximin vielmehr, Hülfsvölker von Dsrhoene nach dem Occident herbeizuführen, gute Bogenschützen, denen die Germanen keine Schutzwaffe, wie sie erforderlich gewesen wäre, entgegensetzen konnten. Um nun aber die Kriege zu

führen, nahm er keine Rücksicht weiter auf die Rechte der Bürger. Den erwähnten Grundsatz des Septimius und Caracalla von der Nothwendigkeit, vor Allem den Militärstand zu schützen und zu fördern, hatte sich Maximin im vollsten Umfang zu Eigen gemacht. Wenn der Imperator keine andere Pflicht gehabt hätte, als die Vertheidigung des Reiches, so konnte es keinen besseren geben, als Maximin. Aber das war nur die Eine Seite seines Amtes¹⁾. Indem Maximin alles Andere vernachlässigte oder vielmehr durch seine Procuratoren diesem einen Zwecke gewaltsam dienstbar machen wollte, rief er doch mit Nothwendigkeit ein Widerstreben hervor, das sich gegen ihn selbst richtete. Das kam zuerst in Afrika zum Ausbruch. In der Furcht, durch die Beamten Maximins seiner Güter beraubt zu werden, erhob sich der junge Adel des Landes gegen dieselben. Damit er aber deshalb nicht in der Folge zur Strafe gezogen werden könne, bewog er den alten Proconsul Gordianus, der schon über achtzig Jahre zählte, das Imperium anzunehmen. Gordian wollte jedoch nicht Imperator und Augustus sein ohne Anerkennung des Senats. Bei der Meldung hievon wurde der Senat von freudigem Erstaunen ergriffen; auf der Stelle erkannte er Gordian als Augustus an und erklärte Maximin für einen öffentlichen Feind, einen Feind, wie das Decret mehrmals wiederholt²⁾. Wie, rief Maximinus aus, indem ich für sie fechte, sie beschütze, erklären sie mich für ihren Feind? Ohne vorbereitet zu sein oder

1) Auf den Erfolg seiner kriegerischen Unternehmungen beziehen sich die Beinamen Germanicus, Sarmaticus, Dacicus, von denen der erste (seit dem Jahre 236) auf Münzen und Inschriften vorkommt, die beiden letzten sich nur auf Inschriften (zuerst im Jahre 237) finden. (Schel, Doctr. Num. VII, p. 296).

2) Gordians voller Name ist Marcus Antonius Gordianus Africanus.

sich dazu vorzubereiten, schlug er die große Straße nach Italien ein.

In Afrika hatte indessen das Glück bereits für ihn entschieden. Mauretanium und Numidien waren ihm ergeben geblieben; im Kampfe mit ihnen erlag der jüngere Gordianus, der mit dem Vater zugleich den Purpur empfangen hatte. Hierüber von Schmerz ergriffen und überdies von der äußersten Gefahr bedrängt — denn das Land neigte sich jetzt auf die entgegengesetzte Seite ¹⁾ — machte der alte Gordianus seinem Leben ein Ende ²⁾. Hierauf sah sich die Hauptstadt selbst von der Macht Maximins bedroht. Um ihm zu widerstehen, entschloß sich der Senat nicht Einen, sondern zwei Imperatoren ihm gegenüber zu stellen.

Der eine derselben, Maximus, war ein tapferer Kriegsmann von niederer Herkunft, der andere, Balbinus ³⁾, ein einsichtiger Geschäftsmann von hohem Stande. Man wollte damit die Inconvenienz vermeiden, welche bei den letzten Imperatoren vorgekommen war, daß die gesammte Regierung sich in das Feldlager verlegt hatte. Diese sollte unter dem einen der Imperatoren ihren Sitz beständig in Rom haben,

1) Nach Julius Capitolinus: v. Gord. p. 16 sah man darin die alte fides Punica.

2) Nach der Angabe in der Edition von Jordan und Eysenhardt (II, p. 36) finden sich die Worte: (Gordiani) imperaverunt anno uno mensibus sex in dem Codex Bambergensis gar nicht, in dem Palatinus von zweiter Hand zugefügt (v. Gord. c. 16). Eine Inschrift zeigt, daß Maximin im Beginn des Jahres 338 noch in der Provinz Afrika anerkannt war.

3) Marcus Clodius Pupienus Maximus und Decius Caelius Calvinus Balbinus. Der Wunsch nach einem guten Einvernehmen beider Imperatoren findet seinen Ausdruck in den Legenden der auf ihren Namen geprägten Münzen: Amor mutuus, Caritas, Fides mutua Augg. (Cschel p. 305).

während der andere sich den Wechselfällen des Krieges aussetzte. Und anfangs nun schien es damit bestens zu gelingen. Maximus, der sich gegen Maximin wandte, hatte unerwartet gute Erfolge. Vor Allem kam ihm zu Statten, daß Aquileja, welches seit Marc Aurel die Hauptfestung gegen die germanischen Grenzvölker ausmachte, durch einige Consularen, welche noch zur rechten Zeit eintrafen, bewogen, dem heranstürmenden Maximin Widerstand leistete. Er schickte sich zu einer Belagerung an, wozu jedoch sein in der Eile zusammengebrachtes, wiewohl tapferes Heer nicht fähig war. Indem aber die Truppen nicht weiter vorrückten und durch Mangel an Lebensmitteln verstimmt wurden, regte sich in ihnen wieder das alte Gefühl der Abhängigkeit von Rom: einen Krieg gegen Rom zu bestehen, waren auch die Prätorianer nicht gemeint, deren Weiber und Kinder in den albanischen Standquartieren zurückgeblieben und so in der unmittelbaren Gewalt des Senats waren. In der allgemeinen Verflechtung zeigte sich doch, daß der Imperator sich von dem Senat nicht trennen durfte. Maximin ist in dieser Krisis von seinen eigenen Truppen umgebracht worden. Als Maximus sie wieder in Pflicht nahm, unterließ er nicht, ihnen vor allen Dingen den Gehorsam gegen den Senat einzuschärfen. In Rom war das Volk dadurch befriedigt, daß auf seinen Wunsch ein dritter Gordian, Neffe des zweiten, noch ein Knabe, zum Cäsar ernannt wurde ¹⁾.

Aber zwei Imperatoren und noch einen Cäsar zu haben,

1) Marcus Antonius Gordianus vom Jahre 238—244 u. Ae. (991—997 d. St.). In Inschriften (Corp. inscr. lat. VIII, p. 107, nr. 848) wird er bezeichnet als Divi Gordiani nepos, Divi Gordiani sororis filius. Die Angaben der Autoren über seine Abstammung (Capitolinus a. a. D. c. 1) differiren.

widersprach dem altrömischen Herkommen so entschieden, daß sich dieser Zustand nicht behaupten konnte. Die beiden Imperatoren wurden von den Prätorianern, die jetzt mit dem Volke verbunden waren, erschlagen. Der dritte Gordian erhielt nun das Imperium selbst¹⁾. Der aber war noch zu jung, als daß ihm die Verwaltung des Reiches hätte übertragen werden können. Die Auskunft, die man traf, war nicht unglücklich. Einer der angesehensten Männer in Rom, ausgezeichnet in der Literatur, der Verwaltung und zugleich im Kriege, Misitheus, trat dem jungen Kaiser zur Seite²⁾.

1) Da mit dem 16. Juli 238 eine ununterbrochene Reihe von Constitutionen beginnt, welche den Namen Gordians tragen, so muß man annehmen, daß er vor diesem Tage zum Augustus ausgerufen worden ist. Maximus und Balbinus waren 99 Tage (nach dem Chronographen von 354) Imperatoren. Dies führt auf den Anfang des April als die Zeit ihrer Erhebung; und man ist versucht, damit die von Capitolinus, v. Gord. c. 23 erwähnte Sonnenfinsterniß, welche nur die vom 2. April 238 (nicht die vom 12. April 237) sein kann, zu combiniren. Dann würde das Imperium der beiden älteren Gordiane, dessen Dauer auf 20 Tage angegeben wird, in den Monat März fallen; am 2. April die Erhebung des Maximus und Balbinus zu Augusti, des dritten Gordian zum Cäsar stattgefunden haben; um Mitte April die Ermordung Maximins (Eutrop. IX, 1: imperaverat triennio et paucis diebus), am 10. Juli die des Maximus und Balbinus erfolgt und gleichzeitig der dritte Gordian zum Augustus ausgerufen worden sein. Die von Anderen aufgestellten Berechnungen sind im Artikel Gordianus von Emil Müller in Ersch und Grubers Encyclopädie St. I, Bd. 74, S. 324, N. 35 angegeben.

2) Dies ist die Form des Namens in den Handschriften der Scriptorum hist. Aug.; bei Zosimus (I, 17) findet sich Timesifles; bei Zonaras (XII, 18, p. 623 D) Timesifles. In einer zu Lyon gefundenen Inschrift, in welcher die von dem Schwiegervater Gordians früher verwalteten Aemter aufgeführt werden, wird er genannt: Cajus Furius Sabinus Aquila Timesitheus (Wilman's, Exempla I. p. 435 nr. 1293); in einer anderen, die ihn als praefectus praetorio aufführt (Corp. inscr. lat. VI, 1, p. 349, nr. 1611. Hirschfeld a. a. O. S. 236, N. 82), Timesitheus. Da der Name Timesitheus auch sonst vorkommt, so wird diese Form, wie schon Eckhel (VII, p. 319 a) annahm, die richtige sein.

Das Verhältniß wurde dadurch vermittelt, daß sich Gordian mit der Tochter des Misitheus vermählte ¹⁾. Wir haben noch ein Bruchstück aus der Correspondenz zwischen ihnen übrig, das Beiden Ehre macht. Auf diese Weise waren die gewohnten Beziehungen des Imperators zu Senat und Volk wiederhergestellt; und es kam nun darauf an, ob sich diese Combination auch in der Bertheidigung der Grenzen bewähren würde, die soeben wieder in große Gefahr geriethen. Der zweite Sassanide, Schapur, hatte das römische Asien mit seinen Schaaren übersfluthet; er hatte nicht allein Misibis, sondern selbst Antiochia eingenommen; man fürchtete ihn in Italien ²⁾. Unter Gordian setzte sich nun ein ansehnliches Kriegsheer gegen ihn in Bewegung, das von Misitheus geführt wurde ³⁾. Wir vernehmen, daß es zuerst Thracien, in dem bereits die verschiedenen Völker-elemente auf einander trafen, zur Ruhe brachte; dort gesichert, schritt es glücklich im Osten fort. Die Perser wichen zurück und überließen die eingenommenen Städte den Römern aufs Neue, die alsdann zu einem Angriff auf Mesiphon fortzuschreiten gedachten. In diesem Augenblicke aber ist Misitheus gestorben ⁴⁾. Das Gerücht, es

1) Ihr Name, wie er auf einer zu Rom gefundenen Inschrift (Corp. inscr. lat. VI, 1, p. 227 nr. 1095) vorkommt, ist: Furia Sabinia Tranquillina; ihre Büste mit der Beischrift ihres Namens erscheint auch auf Münzen (Echel p. 318). Die Vermählung fand im Jahre 241 Statt (nach einer alexandrinischen Münze bei Echel VII, p. 318 a).

2) Schapur war König von 242—270 u. Ae. (Richter, Historisch-kritischer Versuch über die Arsaciden- und Sassanidendynastien p. 165 ff.).

3) Im Jahre 242 unserer Aera (nach der Angabe der Consuln bei Capitol. c. 26). Münzen aus eben diesem Jahre, mit der Legende *trajectus Aug.* beziehen sich auf den Uebergang des Heeres über den Sesselpont und über den Euphrat (Echel VII, p. 312).

4) 243 u. Ae. nach der Angabe der Consuln bei Capitolin, v. Gord. c. 29.

sei durch Gift geschehen, ist nicht eben wahrscheinlich. Daß aber der Mann fehlte, der bisher Alles geleitet hatte, konnte nicht anders, als eine verderbliche Rückwirkung auf das Kriegsheer ausüben, das nun dem unselbständigen Gordian oder vielmehr denen, die an seiner Seite sich der Geschäfte bemächtigt hatten, nicht gehorchen wollte. Der Präfectus Prätorio, Marcus Julius Philippus, genannt Arabs, verschmähte, von einem Kaiser wie dieser Befehle einzuholen; denn es sei besser, daß der, welcher die Truppen leite und das Gemeinwesen verstehe, auch selbst Imperator sei. Er unterscheidet sich insofern von Maximin, der von dem Imperator nur soldatische Qualitäten forderte, als er denselben noch staatsmännische hinzufügte. Aber dabei bleibt es doch, daß wieder ein Anführer der Armee ohne alle Rücksicht auf den Senat sich des Imperiums bemächtigte.

Ueberhaupt darf man Philippus, wenn wir so sagen dürfen, als das orientalische Gegenbild gegen Maximin ansehen. Philippus war in der arabischen Colonie Bosra aufgewachsen; man hielt oder erklärte ihn für einen Araber. Auch er hatte sich durch persönliche Thatkraft, freilich nicht in der Vertheidigung seines Besitzes, sondern als Bannführer hervorgethan. Wie Maximin dem Hause des Severus, so war er dem jungen Gordian ursprünglich ergeben, in deren Diensten sie Jeder an seiner Stelle emporgekommen waren — Naturen, die sich selbst Alles verdankten, in denen aber das provinziale Element der römischen Kriegsmannschaften gleichsam persönlich zur Erscheinung kam. Denn der Anspruch der Legionen, den Imperator einzusetzen, bekam dadurch noch eine

1) Imperator von 244—249 unserer Aera (997—1002 d. St.).

weitere Entwicklung, daß sie nicht mehr exclusiv römischer Herkunft waren, wie ehemals, sondern Eingeborene der Provinzen in sich schlossen, die sich dann in den Führern repräsentirten. Der Araber erscheint von Anfang an umsichtiger und verschlagener, als der Germane. Er entledigte sich des schon um seiner Jugend willen beliebten Gordian, aus der Rücksicht, daß derselbe die Liebe des Senats und des Volkes besitze, Sohn und Enkel von Imperatoren sei und leicht auch wieder eine Faction unter den Soldaten gewinnen könnte, wodurch für ihn selbst der Besitz der höchsten Gewalt sehr zweifelhaft werden würde¹⁾.

Noch nach Jahrhunderten hat man auf der Straße von Circesium nach Atesiphon in der Nähe der ersteren Stadt das prächtige Grabmal Gordians, bei dem man sich der römischen Größe erinnerte, bewundert²⁾. Philippus wollte nicht als der Gegner, sondern als der rechtmäßige Nachfolger desselben erscheinen; denn, woran Maximin wenig gedacht hatte, der Hauptstadt des Imperiums sich zu bemächtigen, das unternahm er. Es gelang ihm, einen Frieden mit den Persern abzuschließen, der, wenn auch Anfangs schimpflich für die Römer, später doch so umgestaltet wurde, daß sich

1) Rechnet man nach den Angaben bei dem Chronographen von 354 vom Tode des Alexander Severus ab, so ergiebt sich als Todestag Gordians der 25. April 244; von dem folgenden Tage (VII. Kal. Maj.) ist die letzte Constitution im Namen Gordians (Cod. Just. VI, 20, 6); da jedoch schon im März eine Constitution Philipps vorkommt, so nimmt Clinton an, daß Gordian im Februar getödtet worden sei.

2) Ammianus Marcellinus XXIII, 5. Das Grabmal Gordians befand sich nach Ammian bei Zaitha, nach Zosimus (III, c. 14) bei Dura. Da Zaitha nach Zosimus von Circesium nur 60 Stadien, etwa 7¹/₂ römische Meilen entfernt war; nach Eutrop aber (IX, c. 2) das Monument bei dem 20. Meilensteine von Atesiphon errichtet war; so würde die letztere Angabe eher mit der des Zosimus übereinstimmen.

diese nicht beklagen konnten¹⁾. In Rom hatte man ursprünglich die Absicht gehegt, in der Hauptstadt selbst einen neuen Imperator aufzustellen, und als der erste, den man erkoren hatte, unerwartet starb, ihm einen Nachfolger gegeben. Aber auch dieser überlebte seine Wahl nicht lange. Als Philippus erschien, wurde er, da er es nicht verschmähte, auf die leitenden Persönlichkeiten sich Einfluß zu verschaffen, als Imperator und Augustus anerkannt. Es war also wieder ein Heerführer, diesmal aus dem Orient, der eigentlich im Widerspruch mit dem Senat das Imperium erlangte.

Philippus säumte nicht, nun auch längs der Donau auf die Herstellung des Friedens und gesicherter Grenzen Bedacht zu nehmen.

An der unteren Donau spielten damals die Carpi, eine germanische Nation, die eine Zeitlang das Gebiet zwischen den Ausflüssen der Donau und des Dniepr beherrscht zu haben scheint, die größte Rolle. Sie waren in einer Art von Wettstreit mit ihren Nachbarn, den Gothen, um den Preis der Tapferkeit begriffen. Einen solchen sahen Beide in den Jahrgeldern, welche ihnen die Römer zahlten. Sie selbst betrachteten dieselben als einen Sold für die Erhaltung des Friedens; die römischen Befehlshaber wollten darin bloß eine Gnade sehen. Aber diese Reibungen führten zu offenem Krieg, den nun Philippus in die Hand nahm und glücklich beendigte, sodaß er als Germanicus und Carpicus mit dem Beinamen Maximus gefeiert wurde²⁾.

1) Darauf beziehen sich die Münzen mit der Legende Pax fundata cum Persis mit einer stehenden Frau, die in der rechten Hand einen Zweig, in der linken eine Lanze hält.

2) Diese Beinamen finden sich auf Münzen (aus dem Jahre 248,

In diesen Zeiten eines durch fortwährende Waffenthaten zuletzt doch behaupteten Friedens an den beiden vorzüglich gefährdeten Grenzgebieten war es, daß Rom das tausendste Jahr seines Bestehens feierte ¹⁾. Es hatte noch immer eine Stellung, welche die Welt dominirte. Bei den Festlichkeiten prangte eine große Anzahl orientalischer Elephanten, die zum Theil noch unter Gordian zum Behuf eines persischen Triumphs, mit dem er umging, herbeigebracht worden waren. Nicht mit Unrecht; denn die Schlachtordnung, die auf der Verwendung der Elephanten beruhte, hatte den Römern einst in Italien und dann in Libyen, endlich in Asien selbst den größten Widerstand geleistet; jetzt waren die Thiercolosse zur Verherrlichung der Geburtsfeier des Reiches nach Rom gebracht worden. Wir haben ein paar Münzen übrig, welche die Festlichkeiten in Erinnerung gehalten haben. Auf der einen Seite erblickt man den Circus Maximus und die in denselben einfahrenden Quadrigen, die Porta triumphalis und den in einen Palmbaum verwandelten Obelisken des Augustus, auf der andern die sich deckenden Brustbilder des Kaisers und seiner Gemahlin Marcia Otacilia Severa, jener mit dem Lorbeer, diese mit dem Diadem, ihnen gegenüber das ihres lorbeerbekränzten Sohnes, der schon zum Augustus erhoben worden war, mit einer Inschrift, welche die Eintracht der regierenden Familie rühmt: *Concordia Augustorum*. Auf einer andern Münze sieht man die beiden Kaiser verschleiert vor einem Altar opfernd mit einer Inschrift, die den Beginn einer neuen Epoche ankündigt mit den

Edhel p. 323) nicht jedoch auf Inschriften (Wilman's, Exempla I, p. 324 zu nr. 1013).

1) 248 u. Ae.

Worten: *Saeculum novum*¹⁾. Durch eine dritte Münze wird die älteste Vergangenheit mit der Zukunft verknüpft; auf der einen Seite erscheint die Wölfin mit den Zwillingen, auf der andern das strahlenbekränzte Haupt des jüngeren Philipp.

Die öffentlichen Belustigungen dauerten drei Tage und drei Nächte. Man darf wohl nicht vergessen, daß der Kaiser für diese Feier Veranstaltungen getroffen hat, um die trans-tiberinische Stadt mit Trinkwasser zu versorgen; denn Jedermann sollte befriedigt werden. Die Münzen lassen erkennen, mit welcher Bestimmtheit der Kaiser auf die Fortdauer des Imperiums in seiner Familie rechnete. Sie zeigen aber zugleich, daß er unmöglich, was man oft gesagt hat, ein Christ gewesen sein kann²⁾. Die constante Tradition hierüber ließe sich nicht erklären, wenn er sich den Christen nicht wirklich sehr geneigt erwiesen, wie denn auch mehrere Briefe vorhanden sind, die berühmte Kirchenlehrer mit seiner Gemahlin gewechselt haben sollen. Die Verwaltung des Imperiums in Asien übertrug Philippus seinem Bruder Priscus, die Heerführung an der Donau seinem Schwager Severianus. Was man von dem jungen Sohne Philipps erzählt, stellte wenigstens eine strenge Herrschaft in Aussicht; er war so

1) Aus Eckhel Bd. VII, p. 326 sieht man, daß die Münze in verschiedener Form zu Ehren bald des einen, bald des andern Augustus vorhanden ist. Die erste der hier berührten Münzen ist auch von Eckhel erwähnt, bei weitem besser in der Beschreibung des Berliner Münzkabinetts, p. 265 u. 366 (Nr. 1082).

2) Auf dem Revers einer Münze, deren Vorderseite den Kopf des Philipps und den seiner Gemahlin zeigt, findet sich die Legende: *Ex oraculo Apollinis*. Für Otacilia ist durch einige Inschriften der Cult der Magna Mater bezeugt (Drelli I, p. 224 nr. 895). Daß Philippus Christ gewesen sei, versichert Zonaras, *Annual. XII, 19* nach Eusebius, ebenso Drosius VII, 10.

ernsthaft, daß man ihn trotz seiner Jugend niemals hatte lachen sehen; er tadelte es vielmehr, daß sein Vater bei den Sæcularspielen einmal aufgelacht hatte¹⁾. Genug, in Rom meinte Philippus die Autorität fest in der eigenen Hand zu halten.

Unvermeidlich erweckte aber dieser Versuch, eine eben aus dem Nichts emporgestiegene Familie in der Herrschaft über das Reich zu befestigen, mannichfaltigen Widerstand. In Asien erschien der Druck der Auflagen, welche Priscus mit aller Strenge eintrieb, unerträglich; an der Donau regten sich die Legionarier gegen die durch die neue Regierung an ihre Spitze gestellten Anführer. An der einen wie an der anderen Stelle faßten die Mißvergnügten den Gedanken, Imperatoren ihrer eigenen Wahl aufzustellen. An Philippus trat nun die Aufgabe heran, das Imperium in der Capitale zu behaupten und in den Provinzen wieder zur Geltung zu bringen. Er ist hierüber mit dem Senat in Verhandlungen getreten. Darüber, was in denselben vorgekommen, weichen die Berichte von einander ab²⁾. In Einem Punkt aber stimmen sie zusammen: einer der vornehmsten Senatoren, Decius, ein Pannonier von Herkunft³⁾, der die Niederschlagung der Empörung in Pannonien für ein leichtes Unternehmen erklärt hatte, wurde selbst mit diesem Werke beauftragt und begab sich an Ort und Stelle. Es ist zu begreifen, wenn er nun bei den Legionen den Gehorsam herstellte, aber

1) Victor, Epitome c. 28.

2) Zonaras XII, 19, der hier dem continuirten Dio zu folgen scheint, und Zosimus (I, 21) ergänzen einander gegenseitig, ohne jedoch zusammenzustimmen.

3) Sirmiensium vico ortus Aurelius Victor, Caes. c. 29; e Pannonia inferiore, Bubaliae natus. Epitome.

zu seinen eigenen Gunsten. Denn daß der Senat, der in Decius seinen besten Vertreter fand, den Philippus, der sich ihm aufgedrängt hatte, gern gesehen hätte, darf man nicht voraussetzen. Decius nahm die Huldigung der Legionen, die ihn zum Imperator ausriefen, nicht allein an, sondern er führte sie selbst nach Italien, unter dem Vorgeben jedoch, dem Philipp die Abzeichen der Gewalt zurückgeben zu wollen, sobald er nach Rom komme. Philippus nahm ohne Zweifel mit Recht an, daß dies nimmermehr der Fall sein werde, und sammelte ein ansehnliches Heer, mit dem er dem Gegner an den Pforten der Alpen, bei Verona, begegnete. Hier trat er, ein schon bejahrter Mann, selbst in die vorderste Schlachtreihe ein, erlag aber dem Feinde, der die allgemeine Stimmung für sich hatte¹⁾; wie der glaubwürdigste Bericht meldet, zugleich mit seinem Sohne, der ihm zur Seite focht²⁾. Nun konnte Decius sich des Imperiums bemächtigen³⁾.

Kehren wir zu unserer Vergleichung mit Maximin zurück, so erlag der Araber wie der Germane dem wiederhergestellten Einverständnis des Senats mit einem Theile der Truppen. Die fremden Imperatoren wurden noch einmal ausgestoßen.

1) Aus den alexandrinischen Münzen erkennt man, daß Philipp noch am 29. August 249 lebte (Eckhel VII, p. 327); in einer in den Cod. Just. (X, 16, 3) aufgenommenen Constitution vom 16. October erscheint Decius schon als Augustus; die Schlacht würde demnach in den September oder Anfang October gesetzt werden müssen.

2) Zosimus I, 22 fin. Zonaras, Ann. XII, 19. Nach den anderen Autoren (Eutrop. IX, 3. Victor, Caes. 28) ist derselbe in Rom auf die Nachricht von der Niederlage des Vaters von den Prätorianern umgebracht worden. Das berichtet auch der Chronograph von 354, nach welchem die beiden Philippi 5 Jahre 5 Monate 29 Tage Imperatoren waren, so daß die Ermordung am 22. October 249 erfolgt wäre.

3) Gajus Messius Quintus Trajanus Decius von 249—251 u. Ae. (1002—1004 d. St.).

Mit dem Sturze des Philippus aber waren noch zwei andere Ereignisse verknüpft, durch welche zugleich die innere Ruhe gestört und das Uebergewicht an den Grenzen gefährdet wurde. Für den Frieden im Inneren kam hauptsächlich das Verhältniß zu den Christen, die unter der Connivenz des Alexander und Philippus zu festeren kirchlichen Einrichtungen als bisher gelangt waren, in Betracht. Das überwiegende Ansehen der Bischöfe in der Gemeinde hat sich ausgebildet, und es dürfte scheinen, als ob Philippus diese besonders in seinen Schuß genommen hätte. Er bekannte sich nicht zum Christenthum, aber er ließ die Christen gewähren. Der Senat dagegen war und blieb ihr Gegner. Die Autorität des Senats war zugleich die Autorität der alt-römischen Religion, die durch das Christenthum nicht grade angegriffen, aber aus den Gemüthern verdrängt wurde. Insofern waren Philipp und das Christenthum, der Senat und das Heidenthum Verbündete. Diese Verflechtung brachte es mit sich, daß der Untergang des Philippus ein Unglück für die Christen war. Decius schlug eine Politik ein, die eben das Gegentheil von dem bezweckte, was sein Vorgänger gewollt hatte; er trat als der abgesagte Feind der christlichen Bischöfe auf. In einer Krypta der Katafomben liest man den Namen des römischen Bischof Fabian, welcher der Verfolgung erlag¹⁾. Auch die Bischöfe von Jerusalem und Antiochia wurden getödtet²⁾. Während die sogenannten

1) In der sogenannten Papstkrypta bei San Callisto findet sich eine Inschrift *PABIANOC†EIII†MP*, welche sich ohne Zweifel auf diesen Papst bezieht und als ein Denkmal dieser Verfolgung angesehen werden kann (vergl. Kraus: *Roma sotterranea*. 2. Aufl. p. 154). B. Schulze, *Die Katafomben*, S. 70.

2) Alexander und Babelas (Eusebius H. eccles. VI, 39).

Christenverfolgungen früherer Zeit doch nur gleichsam sporadisch gewesen waren, nahm die decianische einen Charakter weit verbreiteter und unverföhnlicher Feindseligkeit an. Und wenn dieselbe sich dann vorzugsweise gegen Afrika wendete, so darf man dies vielleicht daher leiten, daß die Macht Philipps aus dem Kampfe gegen die Gordiane, die von dort ausgegangen waren und sich noch einmal an den Senat angeschlossen hatten, entsprungen war. Eine Vermuthung ist wohl entschuldigt, wo die Umstände spärlich und unverständlich überliefert sind. Sei dem wie ihm wolle, die Thatsache ist, daß die Verfolgung sich vornehmlich in Afrika entwickelte. Diese Provinz war von jeher durch entgegengesetzte Einwirkungen von Wahrsagern und Poeten zu Gunsten der alten Götterdienste in Aufregung gesetzt worden. Alle Christen, welche gewisse Worte, die als gottlos bezeichnet werden, auszusprechen sich weigerten, wurden mißhandelt und beraubt; sie sind zuweilen gesteinigt worden. Dann aber erst folgte das Gebot, Opfer zu vollziehen. Dionysius, Bischof von Alexandrien beschreibt¹⁾, daß viele von denen, welche sich dazu entschlossen, es nur zitternd thaten, gleich als sollten sie selbst geopfert werden. Viele haben sich gefügt; Manche gab es, welche ohne Schwierigkeit an die Altäre gingen, als wären sie niemals Christen gewesen. Aber wie weit blieb doch diese Verfolgung entfernt, ihr Ziel zu erreichen! Wir werden der unruhigen Bewegungen, die hieraus nach beiden Seiten hin, in den Beziehungen der Christen zu den Imperatoren und den Verhältnissen der Christen unter einander, entsprangen, noch öfter zu gedenken haben.

1) In einem Briefe an den Bischof Fabius von Antiochia bei Eusebius VI, 41.

Indem aber die Verfolgung eine allgemeine Aufregung im Reiche hervorrief, zeigte sich doch, daß die Entblößung der Grenzen, die durch die Erhebung gegen Philippus veranlaßt worden war, noch eine andere Wirkung hatte, durch welche der Bestand des römischen Reiches überhaupt gefährdet wurde. Zum ersten Male treten hier die Gothen, denen ein so großer Antheil an den Geschicken des römischen Reiches vorbehalten war, in voller Kraft und Stärke hervor.

Ich mache keinen Versuch, das Verhältniß der Gothen zu den Geten und Scythen oder ihre Wanderungen, durch welche sie der Sage nach von Skandinavien bis an den mäotischen See und die untere Donau vorrückten, zu erörtern. Ich bleibe nur dabei stehen, daß sich in dem Reiche des Marbod auch Gothen befanden, die freilich nicht zu den Sueven gehörten, und die dann das Meiste beitrugen, daß es zerstört wurde. Wie nach dem Fall Marbods viele andere Völkerschaften, die ihm gehorchten, selbständig erschienen, so traten auch die Gothen in voller Unabhängigkeit auf. So stießen sie an den Grenzen der von Trajan in Besitz genommenen transdanubischen Provinzen mit den Römern zusammen. Wir gedachten schon der Eifersucht, die zwischen ihnen und den Carpen über den Empfang römischer Jahrgelder ausgebrochen war.

Die Frage ist, wie sie dazu kamen, die römischen Grenzen zu überschreiten; ob sie, durch ihren Wanderungstrieb fortgerissen, über die Donau gegangen sind oder ob dies in Folge der unter den Römern ausgebrochenen Entzweigungen geschehen ist. Ich muß bei der Erörterung dieser wichtigen Frage um die Erlaubniß bitten, die Forschung selbst noch mehr, als ich es sonst für angemessen halte, in die Erzählung

zu verflechten. Das erste ist die Ueberlieferung eines Schriftstellers von germanischem Ursprung, des Jordanes, der die einheimische Sage mit den Notizen, die er aus römischen Quellen schöpfte, verbunden hat. Er behauptet: bisher seien die Gothen den Römern befreundet gewesen und durch Jahrgelder, die eine Art von Tribut waren, in diesem Verhältniß festgehalten worden; Philippus Arabs habe dasselbe gebrochen und hierüber entrüstet, seien die Gothen über den großen Strom gegangen; Philippus habe den Decius gegen sie geschickt, aber dadurch zu seinem eigenen Sturze Veranlassung gegeben. Es ist jedoch gewiß, daß Decius, noch ehe von den Gothen die Rede war, nach Dacien und Mösien geschickt worden ist, um den Parteiungen, die dort unter den Truppen ausgebrochen waren, ein Ende zu machen. Man kann nicht anders, als diese Angabe des Jordanes verwerfen. Dann aber bringt er andere Nachrichten bei, die ein durchaus römisches Gepräge tragen. Er berichtet, daß römische Truppen, die von Decius wider ihren Willen aus dem Dienst entlassen worden waren, sich an die Gothen gewendet und sie um Hülfe angerufen haben. Und da nun hiemit eine von einem wohlunterrichteten römischen Autor überlieferte Notiz übereinstimmt, daß der Statthalter von Macedonien, Lucius Priscus, der sich empörte und zum Imperator ausrufen ließ, dies mit Hülfe der Gothen gethan habe, so wird man auf die Annahme geführt, daß diese Entzweigungen der Römer unter einander es waren, was die Gothen veranlaßt hat, die Donau zu überschreiten, nicht, wie man sagt, entrüstet über Philippus, sondern vielmehr zu Gunsten der Partei, die sich nach seinem Sturze in seinem Sinne gebildet hat. So hatte sich auch ein Aufstand in Asien geregigt; Decius erlebte,

daß der Anführer getödtet und sein Kopf ihm überbracht wurde. Priscus wurde von dem Senat zum Feinde der Republik erklärt; und für Decius war dann nur noch übrig, dem Einfall der Gothen, auf die Priscus sich vor Allem stützte, mit offenen Waffen zu begegnen. Decius wird als ein durchaus tapferer Kämpfer für seine Sache geschildert. Als ihm nach dem ersten Zusammentreffen mit dem Feinde der Tod seines Sohnes gemeldet wurde, soll er gesagt haben: der Tod eines Soldaten sei für das Gesamtreich ohne Bedeutung; dann aber habe er sich, so erzählt man, doch mit verdoppelter Hefigkeit — denn auch seinen Sohn habe er rächen wollen — gegen den Feind gewandt¹⁾; dabei aber sei er, dahersprengend, in einen Sumpf gerathen, der ihn selbst sammt seinem Ross begraben habe²⁾. Das erledigte Imperium sei dann an Gallus, den Oberbefehlshaber des Limes übergegangen und der habe, nachdem er in Rom anerkannt worden, einen Frieden mit den Gothen geschlossen³⁾.

Bei den beiden griechischen Autoren, welche diese Verhältnisse berühren, wird das Unglück des Decius von der Verätherei des Gallus hergeleitet, der mit den Gothen, mit denen er eine Unterhandlung einzuleiten beauftragt war, viel-

1) Victor, Caes. c. 28.

2) Ammianus Marcellinus XXXI, 13, 13. Victor, Epitome c. 28. Den Angaben in den v. duor. Valer. in c. 1 zufolge war Decius am 27. October 251 u. Ae. noch am Leben; sein Tod würde demnach gegen Ende des Jahres 251 u. Ae., etwa in den November zu setzen, womit Victor, Caes. c. 29: exacto regni biennio (vergl. Eutrop. IX, 4) übereinstimmt. Nach dem Chronographen von 354 (Mommsen p. 647): Decius imper. annum unum, m. XI d. XVIII, würde der 10. October 251 der Todestag des Decius sein. Der Sohn des Decius, der in der Schlacht fiel, führte die Namen: Quintus Perennius Etruscus Messius Decius.

3) Cajus Vibius Trebonianus Gallus von 251—254 (1004—1007 d. St.).

mehr ein Verständniß gegen den Kaiser geschlossen habe, worauf dann durch ihn selbst an ungünstigster Stelle die Schlacht herbeigeführt worden wäre, in welcher Decius fiel ¹⁾).

Aber diese Erzählungen, die schon bei Jordanes als Verläumdungen bezeichnet werden, anzunehmen, ist schon deshalb unmöglich, weil Gallus in Rom zugleich mit einem Sohne des Decius ²⁾ und seinem eigenen ³⁾ anerkannt worden ist und ein paar Jahre die Regierung würdig und ruhig bekleidet hat. Die Gothen waren durch die inneren Parteiungen unter den Römern veranlaßt worden, über die Donau zu gehen; und nach deren Beilegung traten auch sie in friedliche Verhältnisse und zogen, nicht ohne daß ihnen ansehnliche Geldsummen bewilligt worden wären, wieder zurück. Aus diesen Vorgängen entsprang nun aber noch unter Gallus eine Feindseligkeit der Römer unter einander.

Der Oberbefehlshaber in Mösien, Nemilianus, ein Maure von Herkunft, der mit Auszahlung der Gelder an die Gothen beauftragt war, gewann einen Theil der Legionen dadurch für sich, daß er ihnen die Ueberweisung der den Gothen bewilligten Subsidien an sie selbst versprach, so daß sie ihm freudig folgten und den Sieg erfochten. In kurzem finden wir dennoch die Gothen in Thracien, sowie die Perser in Syrien. Nemilianus ⁴⁾, der von seinem Heerhaufen zum Imperator

1) Zosimus I, 23 und Zonaras XII, 20, p. 627 D. In der Erzählung des Dexippus bei Syncellus p. 376 A, wird des Verrathes des Gallus nicht gedacht.

2) Cajus Valens Hostilianus Messius Quintus.

3) Cajus Vibius Afinius Gallus Veldumianus Volufianus. — Der vorletzte Name kommt in mehreren abweichenden Formen vor: Voldumianus, Voldumnianus, Veldumnianus.

4) Nemilius Nemilianus; sein Pränomen ist nicht sicher, Cajus hat Eckhel nur auf Einer Münze gefunden; häufiger kommt Marcus vor

ausgerufen worden war, hielt sich Manns genug, um beide Feindseligkeiten zu bestehen, wenn ihn der Senat als Imperator anerkennen wolle. Er machte sich anheischig, nur als Heerführer des Senats zu handeln und diesem die höchste Gewalt in den inneren Angelegenheiten zu lassen.

Nemilianus wird als kampfbegierig, aber dabei vorsichtig, als ein Mann, der sich nicht überstürzt, geschildert.

Sein Gedanke war nicht schlecht, wäre er nur ausführbar gewesen. Aber wie hätte ein Imperator bestehen sollen ohne eine unbedingte Autorität auch in den inneren Geschäften, und wie hätte der Senat jemals den Anspruch der Legionen, einen Imperator zu ernennen, so entschieden anerkennen sollen, daß er dabei das Recht der Legalisirung eines solchen Actes aufgegeben hätte! Auf ihrem gegenseitigen Verhältniß beruhte die damalige Republik.

Nemilianus sah im Kampfe gegen Gallus seine nächste Aufgabe; er nahm keinen Anstand, nach Italien vorzudringen. Gallus, der nicht alle seine Truppen beisammen hatte, wurde von den übrigen, welche die Ueberlegenheit des Feindes empfinden mochten, verlassen und mit seinen Kindern umgebracht¹⁾. Hierauf entschloß sich auch der Senat, Nemilian, den er früher als öffentlichen Feind verurtheilt hatte, als Augustus zu begrüßen. Aber das reichte nicht hin, demselben den vollen Besitz der Gewalt zu verschaffen. Denn

Edhel VII, p. 372 b. Zum Imperator würde er nach der Auslegung, welche Clinton der Angabe des Dexippus bei Syncellus p. 376 B giebt, 18 Monate nach der Erhebung des Gallus, also etwa im Mai 253 ausgerufen (Clinton z. J.) worden sein.

1) Nach dem Chronographen von 354 war Gallus 2 Jahre 4 Monate 9 Tage Imperator, so daß sein Todestag der 19. Februar 254 sein würde. Sehr eingehend sind die chronologischen Schwierigkeiten von Edhel (VII, p. 361 ff.) erörtert worden.

noch gab es Legionen, die in einem andern Kriege gegen Germanen, dem alemannischen, der sich schon unter Alexander Severus wieder erneuerte, dadurch Ruhm erworben hatten, daß sie Rhätien vertheidigten. An ihrer Spitze stand Valerianus, der von Decius dahin geschickt worden war; die Legionen, welche gegen die Alemannen fochten, waren nicht gemeint, dem Besieger der Gothen die höchste Gewalt zu überlassen. Valerian wandte seine Kräfte von den Grenzen ab und gegen das innere Italien selbst. Jetzt standen zwei Heere in Italien einander gegenüber, während die Landschaften, welche sie verließen, den Einfällen der Gothen und Alemannen ausgesetzt blieben. Da hat sich denn doch in beiden römischen Heeren das Gefühl geregt, daß es nicht recht sei, noch mit der alt-römischen Religion übereinstimme, wenn sie unter einander schlügen und indessen den Fremden die Provinzen zur Plünderung überließen ¹⁾. Aemilianus wurde, als es zum Schlagen kommen sollte, von seinen Truppen verlassen; wahrscheinlich ist er von ihnen selbst erschlagen worden ²⁾, worauf Valerianus von den beiderseitigen Legionen als Imperator anerkannt wurde. Soviel wurde dadurch erreicht, daß der Senat wieder einen Imperator nach seinem Herzen erhielt.

1) οἱ γοῦν τῷ Αἰμιλιανῷ συστρατειόμενοι, οὐκ ἀξιομάχους ἑαυτοὺς ἐγνωκότες πρὸς τὴν τοῦ Οὐαλεριανοῦ στρατιάν, μηδὲ φθείρειν καὶ φθείρεσθαι Ῥωμαίους ὑπ' ἀλλήλων ὄσιον κρίναντες καὶ πολέμους συγκρατεῖσθαι ὁμογενῶν, . . . κτείνουσι τὸν Αἰμιλιανόν. Zonaras, Ann. XII, 23.

2) Nach Aurelius Victor: de Caesaribus c. XXXI wäre er an einer Krankheit gestorben; die anderen Autoren, auch der Verfasser der Epitome des Victor selbst lassen ihn erschlagen werden und zwar, wie Zosimus I, 29 angiebt, durch seine eigenen Truppen. Der Chronograph von 354 bestimmt die Dauer seines Imperiums auf 88 Tage, wonach der Todestag Aemilians der 18. Mai 254 sein würde.

Cajus Publius Licinius Valerianus gehörte einem der vornehmsten senatorischen Geschlechter an und besaß die volle Verehrung des Amplissimus Ordo, wie sich der Senat jetzt wieder bezeichnete. Einige Zeit früher, als die Rede davon war, in der Hauptstadt eine strenge Ordnung herzustellen und zu diesem Zwecke einen Censor zu ernennen, dem sehr ausgedehnte Rechte zugedacht waren, namentlich z. B. über die Formation des Senats selbst; ist er von dem Senat einstimmig zu dieser Magistratur vorgeschlagen worden: denn er sei der beste von allen; und einem solchen gebühre es über alle anderen zu richten. Der damalige Imperator, Decius, wäre damit einverstanden gewesen; aber Valerian sträubte sich dagegen, vornehmlich auch deshalb, weil Geschäfte dieser Art von dem Augustus verwaltet werden mußten. Mit dieser Würde sah er sich nun selbst bekleidet. Die Verehrung, die er genoß, bestimmte den Uebertritt des Heeres zu seinen Fahnen: darin lag Alles, was der Senat wünschen konnte.

Hiedurch wurde wieder eine centrale Macht in Rom gebildet, und Valerian war entschlossen, dieselbe nach allen Seiten hin geltend zu machen. Aber die Verhältnisse waren bereits so bedenklich geworden, daß dazu eine ungewöhnliche Thatkraft und Umsicht erforderlich gewesen wären. In der Combination der Dinge lag es, daß Valerian feindselig gegen die Christen gesinnt war, so wie der Senat selbst. Die allgemeine Aufmerksamkeit war auf das Verhältniß zu den Persern gerichtet, welche, durch die mit Philippus getroffene Abkunft keineswegs befriedigt, mächtig im Orient vordrangen. Diese Gefahr aber wurde durch eine große Bewegung der Gothen, die durch Valerianus zwar zurückgeworfen, aber keineswegs besiegt und nur aufs Neue aufgereizt worden waren,

verdoppelt. Ihre Herrschaft erstreckte sich bereits bis an das schwarze Meer; sie fanden die Mittel, über dasselbe zu setzen und die asiatischen Gestade des Pontus mit Raubzügen heimzuzuchen. Die bosphoranischen Könige hatten sich bisher an Rom gehalten; man kann es als einen Beweis davon, daß das Prästigium der römischen Größe und Unüberwindlichkeit schon gebrochen war, ansehen, wenn sie ihre Fahrzeuge den Gothen zur Verfügung stellten: die Gothen stiegen dann in der Gegend von Sinope ans Land. Ein wichtiger Moment liegt in der Verflechtung der beiden Kriege. Daß Valerian einen der besten Befehlshaber von der Küste, die er vertheidigte, abberief, um ihn in Antiochia den Persern entgegenzustellen, verschaffte den eingedrungenen Gothen freie Hand. Nicht einmal Trapezunt, schon damals eine Metropole für alle diese Landschaften, leistete den Gothen Widerstand: sie erstiegen die Mauern, die sie nicht hätten niederwerfen können. Einem andern zu Lande daher stürmenden Heerhaufen der Gothen gelang es, mit Schifferbarken, die sie aus ihren Verstecken hervorzo gen, über die Propontis zu gehen und Chalcedon einzunehmen.

Die Gothen eroberten auf diesem Zuge Nicomedien und brachten Bithynien in ihre Gewalt. Valerian hatte den Muth, allen diesen Feindseligkeiten die Spitze zu bieten. Mit ansehnlichen Streitkräften brach er nach dem Orient auf. Man erstaunt, ihn zuerst in Cappadocien zu finden; er hielt es aber für nothwendig, grade diese Provinz zu sichern, da sie sonst der einen oder der andern der feindseligen Mächte in die Hände zu fallen Gefahr lief. Dann begab er sich nach Byzanz, wo er in den Thermen einen großen Kriegsrath hielt, an welchem nicht allein der damalige Consul und der

Präfectus Prätorio theilnahmen, sondern auch der Präses des Orients, ferner die obersten Befehlshaber an dem scythischen Limes, an dem Limes orientalis, dem thracischen, illyrischen und rhätischen Limes, und der Statthalter, der für Aegypten bestimmt war ¹⁾. Welche Pläne etwa für den Krieg dort gefaßt worden sind, erfahren wir nicht. Doch darf man nicht bezweifeln, daß Maßregeln verabredet wurden, welche es möglich machten, den genannten Grenzbezirken eine besondere Vertheidigung angedeihen zu lassen und zugleich den Krieg gegen die Perser zu führen. Der Kaiser selbst behielt sich den Kampf gegen diese vor.

Wie hätte aber der weise, zwar in der Idee unbeschränkte, aber durch mannichfaltige Rücksichten gefesselte römische Imperator der ein trefflicher Censor gewesen wäre, sich mit dem durch große nationale Impulse angetriebenen Perserkönig messen können!

Es war die Epoche Schapurs des ersten, der seinen Vorgänger an Thatkraft und Erfolgen weit übertraf. In den persischen Geschichtsbüchern erscheint er als der Eroberer von Nisibis und Hatra, freilich nicht ohne den Schmuck der Sage. Dort läßt diese die Wälle bei dem Gebet seiner Truppen zusammenstürzen; Hatra geräth durch die Verrätherei der Königstochter, die den Helden von der Mauer erblickt und für ihn eine Leidenschaft gefaßt hat, in seine Hände ²⁾.

1) Im Jahre 258 u. Ae. nach der Angabe der Consuln bei Vopiscus, v. Aurel. c. 10.

2) Mirkhond bei Silvestre de Sacy, Mémoires p. 257 ff. Was die persischen Geschichtschreiber Nisbi ben Massud (im 13. Jahrhundert) und Mirkhond, wie der arabische Geograph Batui (zu Anfang des 15.) über die Einnahme von Hatra (Khadhr, Al-hadr) von Schapur erzählen, berichten die arabischen Historiker Euty chius (im 10. Jahrhundert) und Elmacin (im 13.) vielmehr von dessen Vater, Ardeschir.

Sicher ist, daß die beiden großen Bollwerke, um welche so oft geschlagen worden war, von den Sassaniden eingenommen wurden. Es war ein ebenso hochbedeutendes, wie zweifelhaftes Unternehmen, wenn nun Valerian mit römischen Truppen heranrückte, um sich Schapur entgegen zu setzen. Nirgends hatte der Weltoberungstrieb der Römer kräftiger zu wiederholten Malen nach dem Siege gerungen, aber nirgends auch schwerere Verluste erlitten, als in diesen Grenzgebieten. Jetzt aber wurden sie von dem schwersten von allen betroffen. Die Arsaciden hatten den Römern das Gleichgewicht gehalten; die Dynastie, durch welche die Arsaciden gestürzt wurden, ersocht den größten aller Erfolge. Der römische Kaiser gerieth in ihre Gefangenschaft¹⁾. Die einfachste Nachricht über diese Begebenheit ist, das römische Heer sei von einem weit überlegenen persischen in die Mitte genommen und Valerian genöthigt worden, sich kriegsgefangen zu ergeben²⁾. Andere erzählen, dem Heere des Kaisers habe es an Lebensmitteln gefehlt, so daß er genöthigt gewesen sei, den Feind um Vertrag anzugehen, indem er ihm zugleich reiche Geschenke zusandte; Schapur habe darauf Nichts gegeben³⁾; er habe eine Zusammenkunft mit dem Kaiser selbst gefordert, bei welcher dieser von den Persern umringt und zum Gefangenen gemacht worden sei.

1) Im Spätjahr 260 u. Ae. (Bernhardt a. a. D. p. 376 ff.).

2) Hierin stimmen im Allgemeinen Trebellius Pollio und Zonaras XII, 23, p. 630 A überein. Jedoch finden sich die Worte, die das bezeichnen, in den besseren Handschriften der script. h. Aug. nicht.

3) Soweit Petrus Patricius im Corpus scr. Byz. I. p. 13. ed. Bonn. Das Weitere erzählt Zosimus (c. 36), der hier Beachtung verdient, da die vorangegangene Stelle zuweilen wörtlich mit Patricius übereinstimmt.

Dem aber fügen nun noch Andere die anzüglichste von allen diesen Erinnerungen bei. Valerian sei, wie einst Gordian, von dem Heere selbst bedroht worden, und da er für sein Leben fürchten mußte, hätte er sich selbst überliefert ¹⁾. Sollte nicht der letztere Version eine gewisse Wahrheit zu Grunde liegen? Valerian wäre im Conflict zwischen den beiden Heeren, von denen das feindliche angriff und das eigene ihn bedrohte, zu Grunde gegangen.

Genug, der römische Kaiser fiel persönlich in die Hand des größten Nebenbuhlers seiner Macht.

In den sassanidischen Sculpturen, die sich erhalten haben, wird Nichts mehr gefeiert, als diese Gefangennehmung. Auf denselben sieht man Schapur hoch zu Ross; zu seinen Füßen liegen gefallene Römer, vor ihm Valerian um sein Leben bittend ²⁾. Aus dieser Auffassung mag sich die Ueberlieferung herschreiben, Schapur habe seinen Fuß auf den Nacken des Valerian gesetzt. Eine Darstellung solcher Art ist den ältesten Gräbern der Achämeniden hinzugefügt. Es ist, als ob die Perser darin eine Rache für die durch Alexander erfahrene Unbill erblickt hätten. Eine auch nicht eben verbürgte Nachricht findet sich: durch die gefangenen Römer sei auf Befehl Schapurs ein Imperator aufgestellt worden und durch diesen Antiochia in Schapurs Hände gefallen ³⁾; Schapur habe dann als Eroberer über ganz Asien gewaltet.

1) Syncellus p. 382 D und Zonaras in seinem zweiten Bericht.

2) Justi S. 183. Malcolm, Geschichte von Persien I, S. 556.

3) Bei Trebellius Pollio, trig. tyr. 2 wird er Tyriades genannt; seiner Erzählung zufolge wurde er, nachdem Antiochien durch die Perser eingenommen, zum Cäsar und Augustus ausgerufen war, und noch, bevor Valerian gegen die Perser heranzog, getödtet. Bei Ammian XXIII, 5 heißt er Marcades, und dieser Autor giebt ausdrücklich an, daß beide

Wie verhielt sich nun Rom in diesem Moment der größten Verluste und Gefahren. Noch einmal war in Valerian ein Imperator aufgetreten, in welchem die centrale Macht in Rom zur Geltung kam. Eben auf dieser Autorität beruhte die allgemeine Verehrung, die er genoß. Bei seiner Abreise nach dem Orient hatte er seinem Sohne Publius Licinius Egnatius Gallienus den Occident überlassen, indem er jedoch zugleich Sorge trug, die Provinzialverwaltung in die Hände der bewährtesten Männer zu legen. Man hätte nun meinen sollen, daß Gallienus, das Beispiel seines Vaters nachahmend, das gute Vernehmen mit dem Senat aufrechterhalten und die imperatorische Macht auf dasselbe gründen werde. Aber Gallienus war von einer ganz anderen Sinnesweise als sein Vater, von der dem Imperator innewohnenden Macht bis auf das Mark durchdrungen, nicht ohne eine gewisse Genialität, aber rücksichtslos und recht absichtlich grausam. Wenn der Vater zu den Imperatoren gehörte, die sich dem Senat anschlossen wie Gordian, selbst Decius, so erwuchs in dem Sohne einer der heftigsten Gegner des Senats. Er wollte denselben wieder auf seine friedlichen Geschäfte ausschließend zurückführen, und verbot gradehin, daß ein Senator an den kriegerischen Unternehmungen persönlich theilnehme. Er verschmähte es, ein System fortzusetzen, welches zu dem noch nie vorgekommenen Ereigniß der Gefangennahme des Kaisers durch die Fremden geführt hatte. Gallienus setzte sich in allen Dingen den von seinem Vater getroffenen Einrichtungen entgegen; er zerfiel mit denen, welche Valerian

Ereignisse zur Zeit des Gallienus sich zugetragen hätten. Malalas hat (XII, p. 296 ff.) eine ausführliche Erzählung darüber, aber die Zeitbestimmung ist bei ihm zweifelhaft; der Name lautet bei ihm Mariades, wie bei dem cont. Dionis Mariadnus (p. 276 ff.).

begünstigt und hervorgezogen hatte ¹⁾. Der Wechsel der Regierung kam vor Allem den Christen zu Gute.

Wenn Valerian, wie es im Sinne der mit dem Senat vereinigten Kaiser lag, den Christen beschwerlich geworden war, so war das unter dem Einfluß orientalischer Mächthaber geschehen, welche die Unvereinbarkeit der christlichen Anschauungen mit einem Unternehmen dieser Art betonten. Der an sich wohlwollende Fürst war veranlaßt worden, Edicte zu erlassen, die zu den härtesten gehören, die jemals gegen die Christen gegeben worden sind. Er erneuerte die Feindseligkeiten, mit denen Decius besonders die Bischöfe bedrängt hatte, noch in erweitertem Maßstab. Er verbot die Zusammenkünfte der Christen, zerstörte ihre Kirchen und wollte ihre Begräbnißplätze nicht dulden. Diese Verfolgungen aber hatten die Christen damals mit besonderer Standhaftigkeit ertragen und waren dadurch in sich selbst erstarkt. Sie sahen in dem Unglück des Kaisers nur eben die Strafe, die der Himmel wegen seiner Ungerechtigkeit über ihn verhängt habe. Auf die mit seinem Verhältniß zu dem Senat zusammenhängende, den Christen entgegengesetzte Haltung Valerians folgte in Gallienus, der sich von dem Senat abwendete, eine Begünstigung derselben. Der Sohn widerrief die Edicte des Vaters, gab den Christen ihre Kirchenvorsteher und Begräbnißplätze zurück und hatte Nichts dagegen, daß sie ihre Verfassung wiederherstellten ²⁾. Augenscheinlich ist, wie so ganz dies Verhalten dem zwischen dem Senat und dem Imperium wiederher-

1) Gallienus 261—268 u. Ae. (1014—1021 d. St.).

2) Die vom Bischof Hieronymus bei Eusebius bemerkten, auf das Geheimniß bezüglichen Motive sind von Mosheim in Abrede gestellt worden; sie kehren aber später in ähnlichen Formen wieder.

gestellten guten Einvernehmen entgegenließ. Die kaum begründete Einheit der Centralgewalt wurde dadurch wieder aufgelöst. Von Seiten der Anhänger Valerians traten die stärksten Gegenwirkungen hervor, welche die Autorität Galliens allenthalben zweifelhaft machten. Das geschah selbst im Occident. Zum Präses von Gallien hatte Valerian den Marcus Cassianus Latinus Postumus eingesetzt, als die geeignetste Persönlichkeit, die er zu dieser Stelle finden könne¹⁾; der werde die Rechtspflege in den Tribunalen und auf dem Forum aufrecht erhalten: er werde auch für die Truppen in ihren Standquartieren Sorge tragen. Nun aber ernannte Gallienus, als er die Provinz verließ, seinen noch sehr jungen Sohn zum Cäsar²⁾. Aber die Gallier, welche zu regieren schon damals eine feste Hand erforderlich war, wollten von einem Knaben nicht regiert sein: sie schlossen sich an Postumus an, der das allgemeine Vertrauen besaß. Postumus selbst trat als Imperator auf³⁾.

Gallien, Spanien und, wie es scheint, auch Britannien,

1) Valerians Brief bei Trebellius Pollio in den *triginta tyranni* c. 2: *transrhenani limitis ducem et Galliae praesidem Postumum fecimus.*

2) Publius Vicinius Cornelius Saloninus Valerianus Gallienus. Der Zeitpunkt, in welchem Gallienus sich aus Gallien entfernte, läßt sich nicht mit Sicherheit feststellen, da die Nachricht bei Aurelius Victor c. 33, er sei dazu durch die Erhebung des Ingenuus veranlaßt worden, kein Vertrauen verdient, weil damit die Angabe verbunden ist, dieselbe habe nach der Gefangennehmung Valerians stattgefunden, was mit der bei Trebellius Pollio (*trig. tyr.* c. 9) vorkommenden, genaueren Zeitbestimmung in Widerspruch steht.

3) Die Münzen des Marcus Cassianus Latinus Postumus verzeichnen eine zehnmahlige Erneuerung der *tribunicia potestas*; de Witte, *Recherches sur les empereurs de Gaule* p. 59; einige von ihnen haben die Legende: *VO. XX (vota vicennalia)*, Eckhel VII, p. 440 b, 444 a). Daraus ergibt sich, daß er bis in das zehnte Jahr hinein sich als Augustus behauptet hat. Denn die Annahme neuerer Forscher, daß Postumus die

schlossen sich ihm an¹⁾. Er war, wie einst Albinus, bereits ein Vorbild der späteren Imperatoren des Occidents. Man rühmt ihn, daß er die germanischen Nationen längs des Rheines in Zaum gehalten habe²⁾. Den Kampf gegen die Alemannen hatte Gallienus selbst in die Hand genommen; eine ganze Anzahl von Münzen rühmen die Siege, die er über sie erfochten habe, doch war er auch mit ihnen in Verbindung getreten: er soll die Tochter eines germanischen Königs als seine zweite Gemahlin heimgeholt und jenem dafür ein Stück Landes abgetreten haben.

In Mörien erhob sich ein Widersacher des Gallienus, des Namens Jngenuus, der ohne viele Mühe besiegt wurde³⁾. Ein Schreiben Galliens ist aufbehalten worden, in welchem

Jahre seiner Statthalterschaft, in denen er sich noch nicht zum Augustus erklärt hatte, zu denen seines Imperiums später hinzugezählt und auch Münzen mit Bezeichnung der ersten Jahre nachträglich ausgegeben habe (Hoyns, Geschichte der sogenannten dreißig Tyrannen, S. 8, Bernhardt S. 284), erscheint ebenso unzulässig (vergl. Dunder im Philologus XXVII, S. 347), wie die jetzt völlig verworfene Tillemonts, welcher die Münzen mit der Angabe des 7. bis 10. Jahres für unecht erklärte. Die Erhebung kann nicht später als 258 gesetzt werden, und fällt mit größerer Wahrscheinlichkeit in das Jahr 257.

1) Die Anerkennung des Postumus in Britannien wird durch eine bei Brechnock aufgefundenene Inschrift bezeugt (Corp. insc. lat. VII, p. 210, nr. 1160).

2) Seine Siege über die Germanen am Rhein werden durch seine Münzen bestätigt, mit den Legenden: Victoria Germanica (Trib. pot. V de Witte nr. 331), restitutor Galliarum (nr. 256 ff.), salus provinciarum (nr. 287, mit einer Darstellung des Rhein). Auf Münzen (Tr. P. V. Cos. III, Eckhel VII, p. 438. Friedländer in den Berliner Blättern für Münz-, Siegel- und Wappenfunde III, S. 159, nr. 1) und Inschriften (Corp. insc. lat. II, nr. 4943) führt er den Beinamen Germanicus Maximus. Ueber ihn und seine Unternehmungen gegen die Germanen finden sich in einer Abhandlung von Beder (Jahrbücher des Vereins der Alterthumsfreunde im Rheinlande, Bd. XXXIX S. 32 ff.) lesenswerthe Bemerkungen.

3) Seine Erhebung erfolgte im Jahre 258 u. Ae.; seine Niederwerfung ist in das Jahr 261 zu setzen.

er die schonungsloseste Rache an allen seinen Anhängern zu vollziehen, sie mit Weib und Kind zu vernichten befiehlt ¹⁾. Hiedurch erbittert schloß sich die dortige Bevölkerung an einen andern römischen Feldherrn, Cajus Publius Regalianus, an, der sein Geschlecht von Decebalus herleitete ²⁾. Denn in den Bewegungen der Legionen erscheint, wie angedeutet, immer zugleich ein provinZIALES Element, das nach Unabhängigkeit trachtet. Aber die Autorität des Kaisers zeigte sich nochmals siegreich und übermächtig. Aus Furcht vor dem Strafgericht Galliens fügten sich die mösische Legionen wieder in den gewohnten Gehorsam. Ohne sich um Postumus zu bekümmern, wandte Gallienus seine ganze Aufmerksamkeit auf den Orient.

Man besitzt einen Brief Valerians, in welchem er unumwunden ausspricht, daß er die militärischen Angelegenheiten dem Macrianus, dessen er mit hohem Lobe gedenkt, anvertraut habe ³⁾. Macrianus wird als der intellectuelle Urheber jener gegen die Christen gerichteten Anordnungen des Kaisers betrachtet ⁴⁾. Ihm schreibt man auch die Unfälle zu, welche den Kaiser betroffen hatten ⁵⁾. Jetzt ließ er sich zum Imperator

1) Trebellius Pollio, trig. tyr. c. 7.

2) Der Aufstand des Regalianus fiel nach Trebellius Pollio (v. Gall. c. 7. 9) in die Zeit der Decennalien des Gallienus, also in das Jahr 263.

3) Trebellius Pollio, trig. tyr. c. 12. Macrianus wurde nach der Angabe der Consuln bei Trebellius Pollio (Gall. c. 1) im Jahre 261, noch vor der Niederwerfung des Piso und Valens, also in der ersten Hälfte des Jahres zum Augustus anrufen. Die meisten Münzen, auf denen der Name Macrianus sich findet, müssen, da sie ein jugendliches, unbärtiges Gesicht zeigen, dem Sohne zugewiesen werden; aus einer zuerst von Sestini beigebrachten griechischen (Sichel VII, p. 467 a), auf der ein bärtiges Haupt erscheint, erkennt man, daß der volle Name des älteren Macrianus lautete: Caius Marcus Fulvius Macrianus.

4) Eusebius, Hist. eccl. VII, 10.

5) Eusebius, Hist. eccl. VII, 23.

ausrufen, unterstützt von dem Praefectus Praetorio Valista. Macrianus nahm dann sogleich eine Richtung nach dem Occident, um sich des allgemeinen Imperiums zu versichern. Aber auch Gallienus gebot über ansehnliche Streitkräfte; sein Heer, von dem bisherigen Befehlshaber der Legionen in Rhätien, Aureolus, geführt, erfocht einen Sieg über Macrian, welcher bereits nach Illyricum vorgeedrungen war ¹⁾; doch fehlte viel, daß damit die Autorität Galliens wiederhergestellt worden wäre. Vielmehr folgte Empörung auf Empörung. In Macedonien und Achaja erhob sich ein neuer Gewalthaber als Imperator, Valens, dem sich ein anderer aus dem alten Geschlechte der Pisonen in Thessalien entgegensetzte. Doch Piso wurde gestürzt und getödtet, bald darauf auch Valens von seinen eigenen Leuten umgebracht ²⁾.

Wir befinden uns in der Epoche, welche durch die seltsame, in der That absurde Anwendung eines Vorfalles in Athen als die der dreißig Tyrannen bezeichnet wird. Was hat es damit eigentlich auf sich? Es ist ein innerer Krieg, in den wohl auch die benachbarten Nationen gezogen wurden, der aber hauptsächlich sich zwischen denen vollzieht, die sich an der Spitze ihrer Heerhaufen zu Imperatoren aufwerfen, ohne gerade die Prätenſion zu haben, die höchste Gewalt im Reiche ausschließend zu erlangen. Ihr Beweggrund war, daß

1) Alexandrinische Münzen (bei Eckhel VII, p. 466 a) zeigen, daß Macrianus auch in Aegypten anerkannt wurde. Da eine aus dem zweiten Jahre des Macrianus sich findet, und nach Dionysius (bei Eusebius, H. eccles. VII, 23) Gallienus im neunten Jahre seiner Regierung sich Aegypten wieder unterwarf, d. i. in der Zeit von Anfang September 261 bis 262; so fällt in eben diese Zeit der Krieg gegen Macrianus.

2) Die Nachricht von dem Tode des Piso und Valens war am 25. Juni (septimo Kalendarum Juliarum, Treb. Poll., trig. tyr. c. 20) 261 in Rom bekannt.

der Führer einer Armee sich durch Annahme des Imperatorstitels der Gewalt des Schwertes, die einem allgemein anerkannten Imperator zustand, zu erwehren gedachte, die wohl gegen einen Legaten, aber nicht gegen einen Imperator in Anwendung gebracht werden konnte. Durch die Erhebung zum Imperator verpflichtete sich also ein Heer, seinen Führer gegen die Allgewalt desjenigen, der das Imperium wirklich besaß, zu behaupten, damit er nicht auf dessen einfachen Befehl umgebracht werden könnte. In der That ist es eine intime Verbindung zwischen dem Provinzialheere und seinem Führer, durch welche die Macht jedes andern Imperators ausgeschlossen wird. Der merkwürdigste vielleicht von allen ist ein zweiter Aemilianus, der, um sich vor einem Volksaufbruch zu retten, mit Einwilligung des ägyptischen Heeres, das gleichfalls von Gallienus nichts wissen wollte, sich zum Imperator erklärte. Er wird gerühmt, weil er die Thebais und ganz Aegypten durchzog und die Barbaren vertrieben habe. Erst als er sich zu einem selbständigen Feldzuge gegen Ostasien rüstete ¹⁾, ist er auf Anstiften des Gallienus ermordet worden.

Einen Anhänger hatte jedoch Gallien im Orient, der bedeutender war als alle seine Gegner: es war Odenatus, Fürst von Palmyra. Er wird als ein orientalischer Waidmann geschildert, der auf Bären und Löwen jagte und zu einer Körperstärke gelangte, welche die Sonne dieses Himmels zu ertragen vermochte.

Nach dem Unglück Valerians Anfangs sehr geneigt, mit Schapur einen Vertrag abzuschließen, soll er durch dessen Forderung einer unmittelbaren schimpflichen Unterwerfung

1) Trebellius Pollio, trig. tyr. 22: cum contra Indos pararet expeditionem.

bewogen worden sein, mit allen seinen Streitkräften die Sache der Römer zu unterstützen. Er bot dazu die Bevölkerung der Wüste auf und setzte sich mit den Ueberresten der Römermacht in dem Orient in Verbindung. Noch waren die von den Römern besetzten Städte in den Grenzgebieten widerstandsfähig. Zunächst auf diese gestützt, machte Odenat Einfälle in das von den Persern eingenommene Gebiet, die einen glücklichen Success hatten. Er drang bis nach Ctesiphon vor, so daß die römische Autorität im Orient durch ihn aufrecht erhalten wurde¹⁾. Seine Sache schien so sehr eine römische, daß Gallienus kein Bedenken trug, auf Grund der in seinem Namen erfochtenen Siege einen Triumph über die Perser zu halten. Odenat hatte sich bereits zum König erklärt, zugleich mit seiner Gemahlin. Gallienus erlaubte ihm — man kann es nicht bezweifeln — den Titel eines Imperators, in welchem die Machthaber damals ihre Sicherheit sahen, zu führen; er hat den Odenat sogar zum Mitgenossen des Reiches angenommen²⁾. Und wie nun gegen die Perser, so verfocht Odenat auch gegen die Römer, die von Gallienus abgefallen waren, dessen Sache. Ein Sohn Macrius, Quietus³⁾, ist, nachdem Aureolus über Macrian gesiegt hatte,

1) Eutrop IX, c. 10: per Odenatum Persae victi sunt, defensa Syria, recepta Mesopotamia usque ad Ctesiphontem Odenatus penetravit. Das Vordringen des Odenat nach Syrien und Mesopotamien setzt Hieronymus in das 10. Jahr des Gallienus, 262; Trebellius Pollio (Gall. c. 10) berichtet unter dem Jahre 264 von den Unternehmungen des Odenat — der Einnahme von Nisibis und Carrhä, und von seiner Anerkennung als Augustus durch Gallienus (c. 12).

2) Daß epigraphische Zeugnisse fehlen, kann doch nicht die positive Angabe, wie Sallet, Die Fürsten von Palmyra p. 55 meint, zweifelhaft machen.

3) Cajus Fulvius Quietus.

dem Odenat erlegen. Der vermeintlich wahre Imperator Odenat hielt sich berechtigt, dem Usurpator das Leben zu nehmen. Ein gleichzeitiger Geschichtschreiber behauptet, Odenat habe den Orient in gute Ordnung gebracht und würde die ganze Welt reformirt haben, wenn er am Leben geblieben wäre. Dem Gallienus selbst bot es für die Unterwerfung des Occidents eine günstige Aussicht dar, daß sein großer Nebenbuhler Postumus im Aufstand seiner Truppen, denen er die Blünderung von Mainz nicht hatte gestatten wollen, getödtet wurde. Es ließ sich denken, daß er, von Odenat im Orient und von Aureolus im Occident unterstützt, Herr und Meister im Reiche bleiben würde. Aber dem machte doch das allgemeine Getümmel der auf das Imperium gerichteten Ehrbegierde der Gewalthaber der Zeit ein unerwartetes Ende. Auch dem Odenatus erstand in einem seiner nächsten Verwandten ein Nebenbuhler, der sich selbst Imperator nannte. Von diesem ist Odenat in Emesa ermordet worden ¹⁾.

Nach dem Verlust des ergebenen Verbündeten dachte Gallienus den Krieg gegen die Perser selbst wieder aufzunehmen und ließ zu diesem Zweck einen namhaften Führer, Heraclianus, an der Spitze eines Heeres nach dem Orient vorrücken. Der aber fand an den bisher verbündet gewesenen Balmyrenern entschlossene Feinde und wurde aus dem Felde geschlagen, ein Ereigniß, durch welches der Orient für den römischen Kaiser so gut wie verloren ging.

Zu derselben Zeit nahm der Krieg gegen die Gothen eine unglückliche Wendung. Gallienus selbst erfocht einen Vor-

1) Im Jahre 267 u. Ae. (Sallet, S. 6). Nicht ohne Grund hat man auf Odenat zwei griechische Inschriften bezogen, in denen er als *λαμπρότατος συγκλητικός* bezeichnet wird.

theil in Ahyrien über einige Schaaren derselben; der Krieg wurde dann von Martian, der den Oberbefehl bekam, mit zweifelhaftem Erfolge aufgenommen, worauf alle Gothen ihre Waffen gegen die Römer richteten; auch die Alemannen wurden wieder unruhig; und nach dem Tode des Postumus erhoben sich andere unabhängige Gewalthaber in Gallien¹⁾. Diese Widerwärtigkeiten, gegen die Gallienus an sich ohne Zweifel hätte Stand halten können, hatten aber noch eine andere Wirkung. Gallien, der der Unterstützung des Senates entbehrte, besaß die persönlichen Eigenschaften nicht, durch welche er fähig geworden wäre, die mächtigen Führer, denen er seine Truppen anvertraute, in Pflicht zu halten. Zuerst haben sich, soviel man sieht, Aureolus, der das Beste für ihn gethan hatte, und jetzt in Ahytien gegen die Alemannen kämpfte, und Heraclian, der aus dem Orient zurückkam, gegen ihn verbunden. Gallienus, kriegsmuthig, wie er war, wandte

1) Um die Zeit der Erhebung des Claudius, März 268, war der Acclamation zufolge, mit welcher derselbe nach Trebellius Pollio (v. Claud. c. 4) begrüßt wurde, das Imperium in Gallien im Besiß des Tetricus, dem seit dem Tode des Postumus mehrere andere Gewalthaber, Lätianus, Marcus Aurelius Marius und besonders Victorinus vorangegangen waren. Victorinus wurde nach Eutrop IX, 9 im zweiten Jahre seines Imperiums ermordet; auf seinen Münzen wird das dritte Jahr seiner tribunicischen Gewalt angegeben (de Witte nr. 69). Danach kann der Tod des Postumus nicht später als 267 gesetzt werden; wahrscheinlich wurde er schon 266 ermordet. Diejenigen Autoren, welche sein Imperium auf 7 Jahre angegeben, scheinen von der Ermordung des Saloninus im Jahre 260 u. Ae. gerechnet zu haben. Victorinus und Tetricus wurden in Britannien, wie Inscriptionen (Corp. inscr. lat. VII, p. 210, nr. 1160; p. 208, nr. 1150) und Münzfunde beweisen, als Imperatoren anerkannt. Daß ihre Herrschaft sich auch über Spanien erstreckte, darf aus dem von Trebellius Pollio aufbehaltenen Briefe des Claudius (c. 7) geschlossen werden. Von beiden giebt es Consecrationsmünzen (des Victorinus bei de Witte nr. 17 ff.; des Tetricus nr. 16, 19, 22).

sich gegen Aureolus, der selbst den Purpur genommen hatte und schon im Vordringen nach Italien begriffen war; er nöthigte denselben durch eine Feldschlacht, sich nach Mailand zu werfen. Auch noch einige andere Heerführer gab es, die, an dem Aufstand des Aureolus nicht theilhaftig, doch die Vernichtung desselben durch Gallienus nicht wünschten. Die unbedingte Gewalt, die ein Imperator auszuüben vermochte, regte ihre Besorgnisse für sich selber auf, wenn es Gallienus gelingen sollte, seine Gegner niederzuschlagen und Aureolus zu vernichten. Es waren besonders Aurelian, der einst von Valerian als der tapferste von Allen bezeichnet worden war, und Claudius, der ebenfalls sein Emporkommen dem Valerian verdankte und sich in den letzten Kriegen gegen die Gothen Verdienste erworben hatte. In ihnen repräsentirten sich eigentlich die Anhänger Valerians, die von Gallienus hintangesetzt wurden. Es gelang ihnen, Heraclian und Martian für sich zu gewinnen. Man kann nicht bezweifeln, daß sie in eine Berathung mit einander traten, in welcher beschlossen wurde, sich des Gallienus zu entledigen und einen von ihnen an dessen Stelle zu setzen, wozu sie Claudius bestimmten¹⁾; denn durch Gallienus würde die Republik unter den Ergötzlichkeiten der Spiele, mit denen er das Volk ver-

1) Aus den Worten der Gallieni duo c. 14, möchte man schließen, daß in dem Rathe der Kriegsobersten Heraclian für Martian, dieser für jenen stimmte; von den übrigen aber, bei denen Aurelian ohne Zweifel die Oberhand hatte, Claudius den Vorzug erhielt. Die meiste Rücksicht unter den übrigen Schriftstellern verdient wieder einmal Zonaras, Ann. XII, 25, der aus der Fortsetzung des Dio schöpfte. Doch bleibt immer Vieles zweifelhaft, namentlich in Beziehung auf Heraclian, der Anfangs mit Aureolus einverstanden, nachher doch zu den Feinden übergehen konnte.

gnüge, zu Grunde gerichtet werden. Es erhellt nicht, ob sie mit dem Senat im Voraus einverstanden waren; aber nach der Lage der Umstände konnten sie auf denselben zählen. Die imperatorische Gewalt in der Hand eines rücksichtslosen und grausamen Machthabers war allen unerträglich. Nochmals liest man hier das schon öfters dagewesene Geschichtchen, durch ein unter der Hand verbreitetes Verzeichniß der von ihm zum Tode Bestimmten seien eben diese angeregt worden, sich gegen ihn zu erheben. Wahrscheinlich ist das so wörtlich niemals vorgekommen; man will damit nur erklären, daß sich die von dem Inhaber der höchsten Gewalt trennten, die am meisten von ihm abzuhängen schienen. Das waren aber jetzt nicht die Diener des Palastes, sondern die Führer der Armee.

Noch hatte Gallienus von dem getroffenen Einverständniß keine Ahnung, als man ihm eine Annäherung der Truppen des Aureolus von der Stadt her meldete; er machte sich auf, um ihnen persönlich entgegenzugehen. Da aber ereilte ihn sein Geschick. Er stieß auf die Reiterei Aurelians, die ihm die gewohnten Ehrenbezeugungen verweigerte. In dem Tumult, der hierüber entsprang, ist Gallienus umgekommen¹⁾. Man erzählt, er habe durch die Schnelligkeit seines Pferdes zu entrinnen gehofft, allein von einem tiefen Graben aufgehalten sei er erreicht und getödtet worden.

Noch manche andere Erzählungen von seinem Tode waren verbreitet: wir können sie übergehen. Das Charakteristische des Ereignisses liegt darin, daß Aureolus nicht

1) Die Nachricht von dem Tode des Gallienus und der Erhebung des Claudius traf am 24. März 268 in Rom ein (Trebell. Pollio, v. Claud. c. 4).

mit in dem Verständniß war; er mußte bei denen Frieden suchen, durch welche Gallien umgebracht worden war; diese aber versagten ihm denselben. Denn nur aus ihrer Mitte konnte der neue Imperator hervorgehen. Der Senat, der Gallienus immer als seinen Feind betrachtet hatte, nahm den Neuernannten mit Freuden an; die einseitig imperialistischen Tendenzen, welche Gallienus auch dem Senat gegenüber verfolgten hatte, schienen damit beseitigt zu sein.

In welcher Lage aber befand sich das Reich in diesem Augenblick! Sie wird in den Worten ausgedrückt, mit denen der Senat den neuen Kaiser begrüßte ¹⁾. „Dich, so lauten sie haben wir uns zum Fürsten gewünscht, Dich oder einen, der Dir gleich ist: Claudius Augustus, rette uns vor Aureolus und den Palmyrenern; befreie uns von Zenobia und Victoria“. In dem Lager des Aureolus wiederholte sich, was einst in dem Lager des Aemilian geschehen war: seine Truppen gingen zu dem in Rom anerkannten Imperator über: er selbst wurde getödtet. Nicht sowohl in Aureolus lag die Gefahr, als in den andern großen Feinden, den Persern, den Gothen, den Alemannen. Aus den Münzen, die einige Siege über die Alemannen feiern, nimmt man wahr, daß der Krieg unaufhörlich fort dauerte. Claudius wandte sich zuerst gegen einen Einbruch der Gothen. Wir haben ein Schreiben von ihm an den Senat, in welchem es heißt: „Erfahret die

1) Marcus Aurelius Claudius 268—270 u. Ae. (1021—1023 d. St.). — Die Namen Flavius und Valerius, welche die scriptores hist. Aug. ihm beilegen, kommen auf Inschriften und Münzen nicht vor; es sind Namen, die dem Constantius, dem Vater Constantins des Großen, zugehören und wahrscheinlich von diesem auf Claudius, dessen Nachkomme er war, von den zur Zeit Constantins schreibenden Historikern übertragen worden sind.

Wahrheit; 300 000 Barbaren haben einen Einbruch auf den römischen Grund und Boden gemacht. Wenn ich diese besiege, so werdet ihr mein Verdienst anerkennen; wenn ich sie nicht besiege, so werdet ihr euch erinnern, daß ich diesen Kampf nach vielen anderen Kämpfen, die noch Gallienus bestanden hat, und nach diesem selbst auf mich nehme. Die Republik ist ermüdet. Wir haben kaum Waffen mehr zum Schutz und zum Angriff. Die Streitkräfte von Spanien und Gallien hat Tetricus in seinen Händen, Zenobia beherrscht mit ihren Bogenschützen den Orient“.

Vierzehntes Capitel.

Restauration und Reform unter Aurelian, Probus,
Diocletian.

Man kann es nicht leugnen: unter dem Zusammenwirken innerer Verwirrungen und äußerer Mißerfolge war das römische Reich in eine wirkliche Gefahr gerathen: das westliche Europa in den Händen eines Usurpators; der Orient größtentheils verloren, an den germanisch-sarmatischen Grenzen überall die sogenannten Barbaren im Uebergewicht; Italien von den Alemannen unmittelbar bedroht und dabei in Rom keine festbegründete centrale Gewalt. Der Begriff des Imperiums, der in den dreißig Tyrannen zu Tage kam, war, wenn wir so sagen dürfen, durch die Niederlage Galliens zum Siege gelangt.

Wenn nicht die Existenz des Reiches, so war doch die Weltstellung der Römer in hohem Grade zweifelhaft geworden. Darin aber lag, wenn wir uns zu einer allgemeinen Anschauung erheben, ein Moment für die Geschichte der Welt überhaupt. Für die occidentalischen Länder wäre es verderblich geworden, wenn sie sich von Rom, welches das Centrum ihres Lebens war, losgerissen hätten. Hätten die lebenskräftigen Stämme, die am Rhein und an der Donau sich regten, keinen nachhaltigen Widerstand mehr gefunden; so

würden sie vielleicht für das germanische Leben neuen Boden gewonnen, aber die Culturwelt, ohne von ihr ergriffen zu sein, zersprengt haben. Der Orient würde der Herrschaft eines anderen politischen und religiösen Principes verfallen sein; die Achämenidenherrschaft hätte den Osten der Welt eingenommen, der cimbrisch-teutonische Schrecken würde im Westen erneuert worden sein. Noch war das Christenthum nicht zu einer hinreichenden Consistenz gelangt, um sich nach der einen oder der anderen Seite hin Geltung oder Einfluß zu verschaffen; unaufhörlich zunehmend, aber allenthalben bekämpft, vermehrte es vielmehr die allgemeine, in sich selbst gährende Verwirrung. Die christlichen Begräbnißstätten waren ein Kampfplatz der mit einander streitenden politischen Richtungen; in einem Cömeterium ist ein römischer Bischof erschlagen worden.

In dieser Krisis, welche die Resultate der Vergangenheit und die Aussichten für die Zukunft umfaßte, kam nun Alles darauf an, ob wieder eine haltbare oberste Gewalt zu Stande kommen würde, stark genug, um den inneren Frieden, welcher die Bedingung der Fortentwicklung war, aufrechtzuerhalten, die eingedrungenen feindseligen Elemente noch einmal auszustoßen und die alten Grenzen zu behaupten. Schon Claudius nahm einen Anlauf dazu, der einen glücklichen Erfolg hatte. Er war im Begriff, seine Waffen gegen die Nebenbuhler zu richten, die sein Imperium nicht anerkennen wollten, als die Nachricht von dem oben erwähnten Einbruche der Gothen eintraf. Sie waren diesmal von dem schwarzen Meere her durch den Bosporus nach den Küsten von Kleinasien und Europa vorgedrungen: ein Unfall, den sie bei der Seefahrt erlitten, hinderte sie nicht, ihre Fahrten nach

Rhodus und selbst nach Kreta auszu dehnen. Die mächtigste Schaar aber, bei der auch Weiber und Kinder sich befanden, landete an den alten Stätten des Kampfes zwischen den Griechen und Macedoniern, bei Heraklea und Thessalonike und wandte sich dann, da sie diese Orte nicht zu erobern vermochte, nach Macedonien und Mösien: sie schien es auf eine Germanisirung der Balkanländer abgesehen zu haben. Als nun diese Nachrichten in Rom erschollen, hat Claudius erklärt, ihm persönlich als Kaiser läge es näher, sich Galliens zu versichern, aber der Einbruch der Gothen bedrohe und gefährde das Reich selber: denen müsse er entgegengehen. Dahin also dirigitte er die gesammte römische Macht. Claudius hatte, wie die angeführten Worte zeigen, einen vollkommenen Begriff von der Wichtigkeit und zugleich von der Gefahr seines Unternehmens. Eben solche Gefühle aber sind es, die nicht selten den großen Successen vorausgehen.

In Begleitung Aurelians traf Claudius bei Naissus (Nisch) ¹⁾ mit den Gothen zusammen ²⁾. Man berichtet, auf dem Blachfeld seien die Gothen, die sich in ihrer Weise wahrscheinlich mit einer Wagenburg gesichert hatten, den Römern überlegen gewesen; diesen aber sei es gelungen — denn sie waren mit den Eingeborenen einverstanden — den Feinden an einer Stelle, wo diese sie nicht erwarteten, beizukommen und sie so zu schlagen. Claudius machte eine Menge Gefangene, die dann als römische Sklaven das Land bebaut haben. Mancher römische Soldat schleppte zwei oder drei gothische Frauen als gute Beute davon. Claudius rühmt

1) Den Ortsnamen erwähnt Zosimus I, 45.

2) 269 u. Ae. (Chron. Idat. Claudio et Paterno. His consulibus victi Gothi a Claudio).

sich der Erfolge, die er auch zur See gehabt, er habe tausende gothischer Schiffe vernichtet¹⁾. Er erwarb sich das Verdienst um das römische Reich, eine gewaltsame Einwanderung der Germanen nochmals zurückzuweisen. Nur dies Eine wissen wir von ihm, aber es genügt, um ihm ein großes Andenken zu sichern. Claudius bezahlte seine Handlung mit seinem Leben: in Folge der Kriege selbst brach eine Pestilenz aus, der auch er — es war zu Sirmium — zu Anfang des Jahres 270 erlegen ist²⁾.

Mit diesem Todesfall trat nun die innere zugleich mit der äußeren Frage wieder hervor. Wäre es auf den Senat allein angekommen, so würde an die Stelle des Claudius, den man schmerzlich vermißte, der Bruder desselben, Quintillus, getreten sein. Er wurde wirklich als Augustus ausgerufen. Aber indeß hatten die Legionen bereits eine andere Wahl getroffen. Mitten im Kampf mit den in immer neuen Schaaren herandringenden germanischen Völkerschaften richteten sie ihr Augenmerk auf einen Mann, der von allen Heerführern den meisten Ruf besaß und zugleich an den letzten Ereignissen entscheidenden Antheil genommen hatte³⁾. Es

1) Der Brief ist erhalten in Pollios Lebensbeschreibung des Claudius c. 7.

2) Eine Münze (Eckhel p. 471 b) verzeichnet das dritte Jahr seiner tribunicischen Gewalt, woraus sich ergibt, daß Claudius den Anfang des Jahres erlebt hat. Das wird auch durch eine Stelle des Trebellius Pollio, v. Claud. 11, an welcher die Consuln des Jahres 270 genannt werden, bestätigt. Nach dem Chronographen von 354 würde der 2. März 270 der Todestag des Claudius sein. Nach Eutrop (IX, 11) starb Claudius, bevor das zweite Jahr seines Imperiums zu Ende ging, also der gewöhnlichen Annahme zufolge vor dem 20. März 270.

3) Lucius Domitius Aurelianus von 270—275 u. Ae. (1023—1028 b. St.).

war Aurelian. Unter den Truppen führte er den Beinamen: „die Hand am Schwert“. Soldatische Gefänge waren im Umlauf, die, obwohl scherzhaft, doch Bewunderung seiner Tapferkeit und Kraft athmeten. Er war von männlicher Schönheit und hoher Gestalt, der von Jugend auf nichts Anderes gekannt hatte als Waffenübungen, denen er sich selbst an festlichen Tagen hingab. Damit aber verband er den strengsten Sinn für Manneszucht und Gehorsam im Lager; die Zuchtlosigkeiten, welche begangen wurden, strafte er so nachdrücklich, daß sie dann nicht weiter vorkamen. Man hat ein Schreiben von ihm an einen Tribun, in welchem er demselben die schonungsloseste Ahndung auch anscheinend geringer Vergehungen der Soldaten, namentlich gegen Eingriffe in das Eigenthum der Bevölkerung, anrath; denn nur dabei werde er selbst bestehen können. Bereichern müsse man sich von der Beute über den Feind, nicht mit den Thränen der Provinzialen. Dem Kaiser Valerian, der ihn ungemein hoch hielt, schien er doch darin zu weit zu gehen; denn eine solche Strenge sei nicht mehr an der Zeit. Allein in der Natur des Kriegshandwerks liegt es, daß der Soldat sich der Strenge, die er erfährt, unterwirft, wenn sie von Entschlossenheit und persönlichem Muth begleitet ist. Unter Claudius hatte Aurelian zu den Vortheilen, die man ersocht, das Meiste beigetragen: nach dem Tode des Kaisers, der ihn selbst als den würdigsten, um ihm nachzufolgen, bezeichnet hatte, wurde er von den Legionen zum Imperator ausgerufen. Zunächst standen nun zwei Imperatoren einander entgegen: der eine aus der Wahl des Senats, der andere aus den Acclamationen des Heeres hervorgegangen. Zu einem Kampfe zwischen beiden kam es aber nicht. Im Ge-

fühl, sich nicht behaupten und doch auch nicht als Privatmann leben zu können, nachdem er das Imperium besessen, öffnete sich Quintillus die Adern¹⁾.

Aurelian hat das Imperium, das ihm nunmehr unbestritten zufiel, nur fünf Jahre verwaltet. Aber seit Caracalla hat es keinen Imperator von größerer Thatkraft gegeben; und an Umsicht, die er mit Energie verband, war ihm vielleicht kein anderer seit Trajan zu vergleichen. Er verband mit großen Gedanken den Entschluß und die Geschicklichkeit, sie ins Werk zu setzen. Ein Denkmal von ihm ist der Ueberrest der Mauern, mit denen er Rom umgab und die seinen Namen tragen. Den Anlaß zu der Ummauerung gaben ohne Zweifel die äußeren Gefahren. Noch gefährlicher als einst die Cimbern wurden die Alemannen, welche unaufgehalten durch die Brustwehr der Alpen nach Italien vordrangen. Wir vernehmen, daß der römische Senat damals die sibyllinischen Bücher nachgeschlagen und, um den Schutz der Götter zu gewinnen, großartige Opfer veranstaltet habe²⁾, worauf dann auch die Barbaren auf wunderbare Weise in Verwirrung gerathen seien. Man erzählt dann von drei großen Schlachten, in welchen Aurelian den Sieg über sie davontrug. Diesen Besorgnissen mußte der Imperator, wenn er nicht selbst unaufhörlich aus seinen Bahnen herausgetrieben werden

1) Nach den meisten Autoren tödtete sich Quintillus am 17. (Trebellius Pollio, v. Claud. c. 17, Eutrop IX, c. 12, oder am 20. (Vopiscus, v. Aurel. c. 37) Tage seines Imperiums. Nach Zosimus I, 47 war Quintillus einige Monate im Besiß des Imperiums. Der Chronograph von 354 sagt: imp. dies LXXVII; nach ihm würde der 18. Mai 270 der Todestag des Quintillus sein. Die Numismatiker halten in Anbetracht der großen Zahl der von ihm erhaltenen Münzen eine längere Dauer seines Imperiums für wahrscheinlich (Cschel VII, p. 478).

2) Das Senatsconsult bei Vopiscus (v. Aurel. c. 19).

wollte, auf immer ein Ende machen. Noch war er nicht so ganz Meister, daß sein Wille das Gesetz für den Senat gewesen wäre. Nicht ohne Gewaltthatigkeit unterdrückte Aurelian die ihm widerstrebenden Senatoren. Einige der vornehmsten, gegen die doch nur zweifelhafte Zeugnisse vorlagen, wurden hingerichtet; die übrigen, die an ihm festhielten, vereinigten sich mit ihm zu dem Beschlusse, die Stadt mit Mauern zu umgeben, was dann sofort ins Werk gesetzt wurde ¹⁾. Die aurelianischen Mauern fügten das Marsfeld, den Mons Pincius, das Thal der Egeria bis an die antoninischen Thermen und den äußersten Mons Caelius dem bisherigen Umfang der Stadt hinzu. Dabei war sowohl auf den Werth dieser Stadttheile, als auf die Möglichkeit einer Befestigung gegen ernste Gefahr Rücksicht genommen. Die Mauern lehnten sich meist an Abhänge an, sodaß sie nach außen hin beträchtlich höher erscheinen. An der Außenseite der Mauer in ziemlich gleichen Entfernungen springen viereckige Thürme hervor; mit besondern Thürmen waren die Thore versehen, in welche die Landstraßen einmündeten; von innen her war alles Nöthige zu einer ungehinderten Verbindung und Communication vorgesehen. Ohne Zweifel ein fortificatorisches Werk von größtem Belang, welches die doppelte Bestimmung hatte, die Hauptstadt der Welt gegen äußere Angriffe und gegen innere Bewegungen sicher zu stellen ²⁾. Auf diese Weise wurde Aurelian zugleich der Beschützer und der Meister von Rom. In der

1) Die Errichtung der Mauern begann im Jahre 271 u. Ae. (nach der Fast. Idat.); vollendet wurde das Werk erst unter Probus (Zosimus I, 49).

2) Vergl. die Schilderung des Architekten Stier bei Bunsen, Beschreibung der Stadt Rom I, S. 651 und die übrigen in diesem Werke enthaltenen Bemerkungen.

Stadt bebte Alles vor seinem ungebändigten Willen; die Feinde, die Germanen, wurden zurückgedrängt durch den Schrecken der Waffen oder auch durch erneuerte Bündnisse gefesselt. Nicht viel minder bedeutende Rücksicht forderten die von der Donau her das Reich bedrohenden Gefahren. Aurelian nöthigte die Juthungen, die wahrscheinlich die Ueberreste der Marcomannen in sich schlossen, über die Donau zurückzugehen¹⁾. Ein griechischer Historiker hat Aeden, die hiebei vor dem Tribunal Aurelians von beiden Seiten gewechselt worden seien, ausgearbeitet, denen die Ansicht zu Grunde liegt, daß die Juthungen die Subsidien, welche sie bisher bezogen, nicht aufgeben, die Römer aber ihnen dieselben nicht aufs Neue zugestehen wollten. Um der Nothwendigkeit zu entgehen, diese Grenzen entweder durch Geldzahlungen oder durch Verwendung ansehnlicher Streitkräfte zu sichern, griff Aurelian zu dem unerwarteten Ausweg, die Eroberungen Trajans jenseit der Donau dem halbnomadischen Völkerleben der Nachbarstämme, trotz der Siege, die man über sie erfochten hatte, zurückzugeben. Diese Landschaften waren schon gutentheils romanisirt, wie man aus der heutigen Landessprache ersieht, die sich von jenen Zeiten her erhalten hat. Die römischen Truppen wurden aus der Provinz abgeführt und der Name Dacien auf die Landstriche übertragen, in denen sie nun ihren Aufenthalt nahmen²⁾. Es war ein Verlust für das römische Reich;

1) 271 u. Ae. (Clinton z. 3.).

2) Vopiscus, v. Aurel. c. 39: sublato exercitu et provincialibus kann sich doch nur auf die in Dacien ansässigen Römer beziehen. Aber in den 170 Jahren, die seit der Besitznahme verflossen waren, hatte sich auch eine romanisirte Bevölkerung gebildet, die im Lande blieb. Eutrop hat: translatis Romanis (IX, 15) und auch dies hat Jordanes weggelassen.

aber anders ließ sich den Angriffen der germanischen Völker in diesen Regionen nicht Einhalt thun. Wie Aurelian Rom befestigte, um es gegen die Bedrohungen der Alemannen sicher zu stellen, so beschloß er auch, dem Limes eine solche Gestalt zu geben, in welcher sich derselbe ohne stets erneuerte Feindseligkeiten behaupten ließ.

In Folge dieser Vorkehrungen, die ihm den Occident sicherten, konnte nun Aurelian seine Blicke nach dem Orient richten. Er konnte selbst die geübtesten seiner Truppen aus Mössien, Dalmatien, aus Noricum und Rhätien nach Asien führen, um die stolze Frau zu bekämpfen, die in diesem Augenblick von den persischen Grenzen bis nach Aegypten dominirte, die Fürstin von Palmyra, Zenobia. In dieser Frau begegnet uns noch einmal eine große Gestalt aus den hellenistisch-orientalischen Königreichen, welche Rom unterworfen hatte. Zenobia leitete ihr Geschlecht von den Ptolemäern in Aegypten, wie es scheint von der letzten Cleopatra, her¹⁾: zu dem römischen Reiche verhielt sie sich ungefähr wie die baktrianischen Könige zu den seleucidischen. In ihr repräsentirt sich kein den Römern feindseliges Princip wie in den Persern: Aurelian hat die Fürstin selbst gerühmt, daß sie gefährliche Nachbarn, wie die Araber, durch die Achtung, die sie ihnen einflößte, von den Grenzen des Reiches abgehalten habe. Nach dem Tode Odenats vermied sie alle imperialistischen Beziehungen, die dieser gepflegt hatte; sie sah ihre Ehre darin, sich als unabhängige Königin von Palmyra zu behaupten.

1) Bei Vopiscus, Probus, c. 9, erscheint sie einfach unter dem Namen Cleopatra. — Daß sie eine Jüdin gewesen, wie christliche Schriftsteller sagen, ist wohl nur eine Erfindung des Hasses, den ihre Verbindung mit Paul von Samosata einflößte.

Sie war eine ägyptische Schönheit von dunkler Gesichtsfarbe, leuchtenden Augen, Zähnen wie Perlen, imposanter Gestalt. Von dem Temperament, das die Frauen liebenswürdig macht, war keine Spur in ihr. Sie war zur Regierung und für die Waffen geboren: sie trug den Helm, wenn sie bei den Truppen war, und hat wohl einmal ein paar Millien weit den Marsch derselben getheilt. Der Cultur der damaligen Welt stand sie nicht fern, wie man ja weiß, daß sie den Autor, der über das Erhabene geschrieben hat, Longinus, gewiß einen der besten Köpfe unter den damaligen Philosophen und Rhetoren, in ihre Nähe zog und sich seiner in den Geschäften bediente. Ihre Söhne ließ sie lateinisch lernen: sie selbst vermied es, diese Sprache zu reden, aber sie verstand griechisch; am liebsten bediente sie sich der damaligen Landessprache Aegyptens. In der Geschichte der griechischen und der asiatischen Reiche war sie wohlbewandert; sie soll sogar historische Auszüge angefertigt haben. Die römische Geschichte kannte sie aus griechischen Autoren. Aegypten ihrer Dynastie zu unterwerfen, war ihr größter Ehrgeiz: sie hatte Verständnisse dort, und ihrem obersten Feldhauptmann, Zabdas, gelang es einmal, sich in den Besitz des Landes zu setzen¹⁾. Man hat eine Reihe alexandrinischer Münzen übrig, die sich auf diese Zeiten und Verhältnisse beziehen und aus denen man, so räthselhaft sie übrigens auch sind, doch soviel entnehmen kann, daß an eine Combination der Herrschaft der Palmyrener mit der römischen gedacht worden ist. Der Sohn der Zenobia Ba-

1) Es giebt eine palmyrenische Inschrift vom August 271 u. Ae., welche der Zenobia von Zabdas und einem anderen ihrer Heerführer Zabbäus gesetzt ist.

ballathus, in dessen Namen sie regierte, erscheint auf denselben mit römischen Titeln; selbst als Consul und Imperator wird er bezeichnet ¹⁾. Aber unmöglich konnten die Römer eine fremde Regierung in Aegypten dulden. Und sehr begreiflich ist es, wenn das römische Volk eben vor Allem von Zenobia, welche sich in dem Lande festsetzte, von dem seine Lebensbedürfnisse vornehmlich kamen, befreit zu werden verlangte. Auch hat Claudius sofort sein Augenmerk dahin gerichtet. Wir erfahren, daß einer seiner Heerführer, der beauftragt war, das Meer von Seeräubern zu reinigen, die palmyrenische Besatzung vertrieb; in Aegypten war die Anhänglichkeit an Rom doch stärker, als die palmyrenische Partei. Die Erzählungen, die uns darüber aufbehalten sind, stimmen darin überein, daß die Aegypter die Herrschaft der Römer wieder herstellten. Die eingedrungenen römischen Mannschaften hatten jedoch große Verluste erlitten. Und die Autorität der Römer wäre nicht unerschüttert geblieben, wenn Zenobia sich behauptete. Auch darum mußte Aurelian gegen sie zu Felde ziehen. Noch aber war Zenobia in Syrien und Vorderasien sehr angesehen und mächtig ²⁾.

1) Die Entzifferung der Münzlegenden ist sehr schwierig; noch schwieriger aber ihre Erklärung und ihre Combination mit den von den Autoren überlieferten Thatsachen, worüber sich die scharfsinnigen Untersuchungen von Sallet und Mommsen, in der Schrift „Die Fürsten von Palmyra unter Gallienus, Claudius und Aurelian“ verbreiten. Meines Erachtens müssen die Münzen in die Zeit des Ueberganges des Imperiums von Claudius auf Aurelian gesetzt werden, wie denn die Münzen, auf denen der Kopf des Baballathus und der des Aurelian zugleich erscheint, nach den auf ihnen befindlichen Datirungen der Zeit vom Januar 270 bis September 271 angehören. Aurelian wird auf ihnen als *Σεβαστός*, Baballathus als *Αυτοκράτωρ* (Imperator), nicht als *Σεβαστός* (Augustus) bezeichnet.

2) Nach Zosimus I, 45, 49, wie nach Zonaras XI, 29, p. 637 D,
29 *

In Antiochien kam ihr die Autorität des beredten und reichen Bischofs, Paul von Samosata zu Statten. In den Irrungen, die über einige Grundbegriffe des christlichen Dogmas entstanden, hatte dieser Bischof durch Errichtung einer Secte, die man als die monarchianische bezeichnete, und deren vornehmster Begründer er war, eine umfassende geistlich-weltliche Stellung genommen. In dieser stand er der palmyrenischen Königin zur Seite. In Kleinasien, selbst in Bithynien hatte Zenobia, die dort den Einfällen der Gothen begegnete, Parteigänger in Menge. Zuerst in diesen Außenwerken ihrer Macht griff Aurelian sie an. In Bithynien fielen die großen Städte ihm bei. In Antiochien wendete er sich an die dem Bischof widerstrebende Partei; obwohl auch er von allen Hinneigungen zum Christenthum entfernt war, hat er es doch rathsam gefunden, die italienischen Bischöfe aufzurufen, um das religiöse Ansehen zu zerstören, das Paul von Samosata gewonnen hatte. Sehr merkwürdig doch, daß ein Imperator von römischem Schrot und Korn mit Hülfe der lateinischen Kirche in die Irrungen der griechisch-christlichen Kirche eingegriffen hat. Eine römische und zugleich christlich-orthodoxe Partei bildete sich, vor der Paul aus Antiochia weichen mußte. Dann kam es vor der Stadt zu einem Kampfe, bei welchem die Monarchianer und der Bischof unterlagen.

Nachdem Antiochia von Aurelian eingenommen war, verkündigte derselbe allen denen eine Amnestie, welche sich an Zenobia gehalten und jetzt den Ort geräumt hatten, so daß sie zurückkamen. Er konnte sich nun gegen Zenobia selbst

war auch Aegypten seit der Gefangennehmung des römischen Führers Probus den Palmyrenern unterworfen.

wenden. Bei Emesa ist es dann zu einer entscheidenden Schlacht gekommen: die Palmyrener, deren Stärke in ihrer Reiterei und einem wohlbewaffneten Fußvolk bestand, wurden auf siebzigtausend Mann geschätzt. Die römische Reiterei blieb der asiatischen gegenüber anfangs im Nachtheil. Wie in Italien die eingedrungenen Germanen durch Wunderzeichen in Verwirrung gebracht worden sein sollen, so erzählen die Römer, daß auch die Palmyrener durch sichtbare Einwirkung des Sonnengottes geschlagen worden seien. Der nüchterne Zosimus weiß nur davon, daß die aus Palästina herangezogenen Truppen mit Keulen bewaffnet waren, in der ältesten Weise des Landes, vor deren Schlägen die Palmyrener durch ihre Schutz Waffen nicht gesichert werden konnten: sie erlagen der unerwarteten Angriffsweise, wodurch dann hauptsächlich der Sieg für die Römer entschieden wurde. Doch mag Aurelian an die göttliche Hülfe geglaubt haben¹⁾. Seine Mutter war eine Priesterin des Sonnengottes gewesen und hatte ihm wohl damals seine künftige Größe geweissagt. Als er in Emesa einrückte, wo er mit Freuden empfangen wurde, brachte er dem Gott Elagabal seinen feierlichen Dank dar. Ueberhaupt zeigte er sich davon durchdrungen, daß das römische Reich unter dem unmittelbaren Schutze der Götter stehe. Zenobia wich nach ihrer Stadt in der Wüste zurück, die sie auf alle Weise besetzte, so daß Aurelian, der unverzüglich heranzog, wohl einen Augenblick davor zurückschrak, sie mit Sturm nehmen zu sollen. Er bot der Königin, wenn sie sich

1) Eckhel D. N. VII, p. 488 führt Münzen an, die auf der einen Seite das Haupt des Aurelianus, auf der anderen das des Sol mit der Umschrift: Sol Dominus Imperi Romani zeigen. In Rom erbaute Aurelian dem Sol einen prächtigen Tempel (im Jahre 274 u. Ae.).

ergebe, Sicherheit für ihr Leben an. Aber gegen das Wort Ergebung bäumte sich ihr Selbstgefühl. Sei sie denn so ganz verlassen? Noch habe sie Freunde in den benachbarten Stämmen: diese würden ihr zu Hülfe kommen und Aurelian vor ihren Mauern zu Grunde richten. Zenobia bedachte nicht, daß die Ergebenheit ihrer Nachbarn eben von ihrer Furchtbarkeit, so lange sie noch unbefiegt war, herrührte; sie schlossen sich eben so leicht den Römern an. Aurelian wußte sie zu befriedigen oder zu gewinnen und schnitt dann der Stadt alle Zufuhr ab. Der Mangel an Lebensmitteln war bald so groß, daß die streitbaren Männer, Zenobia in ihrer Mitte, sobald es möglich war, sich zu den Persern zu retten unternahmen. Allein wäre Zenobia wahrscheinlich nie entflohen; jetzt aber, auf den Rath ihrer Getreuen, suchte auch sie zu entkommen. Indem sie jedoch über den Euphrat gehen wollte, wurde sie eingeholt. Aurelian fragte sie, als sie vor ihn gebracht wurde, wie sie dazu gekommen sei, die römischen Kaiser zu verhöhnen. Der Königin von Palmyra wird ein Wort in den Mund gelegt, das ein eigenthümliches Streiflicht auf die Verhältnisse wirft. Sie soll gesagt haben, ihre Absicht sei gewesen, sich mit der Machthaberin in Gallien, Victoria, zu vereinigen und so eine gemeinschaftliche Herrschaft zu errichten. Man wird dabei an das Vorhaben Odenats erinnert, im Osten und im Westen der Welt eine neue Ordnung der Dinge zu gründen. Die unbefiegte Gegnerin Galliens würde der Wittwe Odenats, welche sich selbständiger aufstellte, als diese, die Hand gereicht haben. Phantasien seltsamer Art oder Schreckbilder, die aus der Lage der Dinge entsprangen. Zenobia selbst behielt Aurelian seinem Triumphe vor. Aber ein Schlachtopfer mußten der Kaiser und seine Soldaten haben. Die Rathgeber Zeno-

bias, unter ihnen Longin, fielen ihrer Rache. Palmyra war sofort in die Hände der Sieger übergegangen¹⁾. Es wurde aufs grausamste mißhandelt; doch trug Aurelian Sorge, den dabei eingenommenen und zerstörten Sonnentempel wiederherstellen zu lassen.

Unwillkürlich richten sich unsere Augen auf Victoria, welche zu unterwerfen nun Aurelian nach Gallien vorrückte.

Ihre Autorität hatte sie, soviel wir sehen, ihrem Sohne Victorinus²⁾ zu verdanken, der, mit Postumus verbunden, zu einer großen Stellung in Gallien gelangt war. Man schreibt ihm Eigenschaften zu, welche nur die besten Imperatoren besessen haben; aber er war ausschweifend und erlag der

1) Die Besiegung der Zenobia berichtet Hieronymus zu dem zweiten Jahr Aurelians 271 u. Ae. Daß dieselbe nach dem August dieses Jahres stattfand, zeigt die oben erwähnte palmyrenische Inschrift. Sallet nimmt an, daß Palmyra in den letzten Monaten des Jahres 271 unterworfen worden sei; er hält die Münzen mit der Bezeichnung des 6. und 7. Regierungsjahres der Zenobia und des Baballathus für unecht. Auf Grund derselben haben Clinton, Bernhardt (a. a. O. S. 312) und Hoyns (Geschichte der sogenannten dreißig Tyrannen S. 52) die Niederwerfung Zenobias in das Jahr 272/3 gesetzt. Wenn auf einer bei Barcelona (Corp. inscr. lat. II, nr. 4506) gefundenen Inschrift die Angabe des Jahres der tribunicischen Gewalt (III) richtig ist; so würde der auf derselben vorkommende Beiname des Aurelian Arabicus Maximus, der nur auf den Krieg mit Zenobia bezogen werden kann, beweisen, daß die Besiegung derselben spätestens im Jahre 272 stattgefunden hat. Zwar stimmt diese Jahresbezeichnung, wie öfters bei den Inscriptionen und selbst auf den Münzen Aurelians nicht mit der Angabe über die Consulatsjahre überein; doch dürfte der Irrthum bei der Zählung der in unregelmäßiger Aufeinanderfolge übernommenen Consulatsjahre begangen sein. Palmyrenus Maximus wird Aurelian auf einer bei Brescia gefundenen Inschrift (Wilman, nr. 1043, p. 335) des Jahres 274 genannt.

2) Marcus Piavonius (oder: Piavonius, de Witte nr. 21, vergl. Mübner in den Jahrbüchern des Vereins für Alterthumsfreunde im Rheinlande XXXIX, S. 4) Victorinus lautet sein Name auf Münzen und Inschriften.

Eifersucht eines Kriegsmannes, den er in seiner Frau beleidigt hatte. Der Nimbus der Gewalt ging von dem Sohne auf die Mutter über, die sich durch ihre Fürsorge den Namen einer Mutter des Heerlagers verschaffte. Sie rief zuerst ihren Onkel herbei, und da dieser noch ein Knabe, ebenfalls erschlagen wurde, so trat sie mit einem tapferen Kriegsmann, einem Senator Tetricus in Verbindung, der sich von ihr überreden ließ, den Purpur anzunehmen; es giebt Münzen, auf denen er als Imperator und Augustus gefeiert wird ¹⁾. Aber zwischen Victoria, welche noch die Autorität besaß, und einem Heere, das von ihr abhing, gerieth Tetricus in eine für ihn selbst unerträgliche Lage.

Gegen den Besieger des Orients, Aurelian, der jetzt gegen ihn heranrückte, konnte sich Tetricus nicht behaupten. Nach den ersten Nachtheilen forderte er Aurelian auf, ihn aus seiner elenden Lage zu befreien und überlieferte sich demselben ²⁾. Von Victoria hören wir dann Nichts mehr.

1) Sein vollständiger Name ist Cajus Pius Esuvius Tetricus. Die älteren Numismatiker lasen Pesusius; de Witte bemerkte den Punkt zwischen P. und E. auf den Münzen (nr. 135 und 154). Da es von ihm eine Münze mit der Legende: *Votis decennialibus* (nr. 174) giebt, was die Feier der Quinquennalien voraussetzt, so kann seine Unterwerfung frühestens im Jahre 273 stattgefunden haben. Bernhardt S. 193 nimmt den Anfang des Jahres 274 an.

2) Daß er während der Schlacht sein Heer selbst verrathen, ist eine Erzählung, die man aus Aurelius Victor und Eutrop zusammengesetzt hat. Sie wird nach Tillemont auch von Gibbon und Schloffer wiederholt, von Schloffer ganz unbezweifelt. Ich folge ausschließlich dem Berichte des Trebellius Pollio, in den *trig. tyr.*, der dieser Zeit am nächsten stand; er setzt die Annäherung des Tetricus an Aurelian erst nach erlittener Niederlage; er erzählt: in dem Hause der Tetrici auf dem Mons Cölius befand sich eine Abbildung, wie Aurelian dem älteren und dem jüngeren Tetricus die senatorische Würde übergeben, von ihnen aber

Darin lag die Unterwerfung von Gallien, Britannien und Spanien. Aurelian hatte vollbracht, was der römische Senat bei der Erhebung des Claudius diesem zugerufen hatte. Die Einheit des Reiches war wiederhergestellt: ein Ereigniß, das wohl eines Triumphes werth war, in welchem Tetricus und Zenobia zugleich aufgeführt wurden.

Der mit Hirschen bespannten kaiserlichen Quadriga folgte Zenobia: sie war mit Edelsteinen belastet, über deren Schwere sie sich beklagte: sie hat dann noch eine Zeit lang in der Nähe von Tibur gelebt. Daß auch Tetricus, Senator und Consul, wie er war, im Triumph aufgeführt wurde, beleidigte das Selbstgefühl des römischen Adels; Tetricus fühlte sich nicht beleidigt. So wie Aurelian keinen Anstoß nahm, ihm eine der wichtigsten Verwaltungsstellen anzuvertrauen; — er machte ihn zum Corrector der italienischen Provinzen —, so trug auch Tetricus kein Bedenken, dieselbe anzunehmen ¹⁾.

Indem nun aber Aurelian sich aufmachte, um den großen Krieg gegen Persien zu unternehmen, ein Gedanke, der schon für so viele römische Imperatoren verderblich geworden war, wurde er mitten auf seinem Wege in einer Mansio bei Byzanz in der Mitte seiner Truppen im Januar 275 umgebracht ²⁾.

Scepter und Bürgerkrone empfangen habe. Dieser Sohn war auch zum Augustus erklärt worden, sein Bild erscheint auf den Münzen seines Vaters

1) So berichtet Trebellius Pollio. Die übrigen Autoren (Vopisc. v. Aurel. c. 39, Eutrop IX, 13. Victor, Caes. und Epitome c. 35) wissen nur von einer Uebertragung der Correctur von Lucanien.

2) Schon am 11. Februar (tertio Nonarum Februariarum, Vopiscus, v. Aurel. c. 41) 275 u. Ae. war der Senat auf Aufforderung des Heeres wegen der Wahl eines neuen Imperators versammelt. Aurelian wird demnach Ausgang Januar umgekommen sein. Wenn es alexandrinische Münzen mit der Bezeichnung des siebenten Regierungsjahres des

So viel ich sehe, ist das deshalb geschehen, weil er den Gewaltthätigkeiten angesehener Führer gegen die Provinzialen mit größerer Energie begegnete, als man es gegen angesehene Militärs zu sehen gewohnt war. Ein Geheimschreiber des Kaisers, der an dem Raub, den man machte, selbst Antheil nahm und dadurch in Verdacht gerieth, soll dabei der Vermittler gewesen sein und die ganze Angelegenheit geleitet haben ¹⁾.

Der große Mann, der den Osten und Westen besiegte

Aurelian (Sallet a. a. D. S. 66, N. 106) giebt, die demnach der Zeit nach dem 29. August 275 angehören, so zeigt das, daß die Zählung nach den Regierungsjahren Aurelians auch während des Interregnums beibehalten ist, wie denn auch die meisten Autoren dasselbe in den Angaben über die Dauer des Imperiums des Aurelian mit einbegreifen. Die Dauer des Interregnums giebt die Epitome des Victor auf 7 Monate an (c. 35 fin.).

1) Die Erzählung, daß die Grausamkeit Aurelians, vor der Jedermann sich hätte fürchten müssen, dazu Anlaß gegeben habe, sodas ein Geheimschreiber, der vom Kaiser wegen irgend eines Versehens Drohworte habe vernehmen müssen, eine Liste von Anderen, welche ebenfalls bedroht waren, angefertigt und diese überredet habe, den Kaiser zu ermorden, darf man, obwohl sie sich bei Vopiscus, v. Aureliani c. 36 ausführlich findet und allgemein wiederholt wird, nach meinem Dafürhalten doch nicht annehmen. Es ist dasselbe Histörchen, das schon bei Domitian, bei Commodus und Gallienus vorgekommen, und sogar schon von Sueton bei Caligula, der zwei Listen mit den Worten pugio und gladius nach der Weise, wie er sie umbringen wolle, verfertigt haben soll, in Umlauf gebracht worden ist. Es erscheint dann später immer da, wo ein Kaiser mitten in seiner Thätigkeit ermordet wurde, ohne daß man die Ursachen davon anzugeben gewußt hätte. — Die Erzählung des Aurelius Victor c. 35 über die Sache verdient, wenn man sie nur versteht, bei Weitem mehr Rücksicht; er sagt, wenn ich den Text richtig construire: provinciarum praedatores, contra morem militarium, quorum e numero erat immane quantum insectabatur. Qua causa ministri scelere, qui secretorum officium crediderat, interiit; cum ille praedae conscientia delictique scripta callide composita tribunis quasi per gratiam prodidisset, quibus interfici jubebantur illique eo metu accensi facinus patravere.

und den Einbrüchen der germanischen Nationen Schranken gezogen hatte, wurde deshalb ermordet, weil er die Provinzialen gegen die Räubereien der militärischen Befehlshaber durch deren Bestrafung sicher zu stellen, den Anlauf nahm. Da nun Aurelian in seiner ganzen Haltung dem Senat seinen Willen auferlegte und ihn in der Sache des Tetricus ohne alle Rücksicht behandelt hatte; — das Volk bezeichnete ihn als den Zuchtmeister des Senats — so ist verständlich, daß die an der Ermordung Betheiligten sich an den Senat wandten und ihn baten, einen anderen Imperator zu wählen.

Auf den Vortrag des Consuls von neuen Unruhen, die an den Grenzen ausgebrochen waren, wollte der Consular Marcus Claudius Tacitus, dem es zustand, zuerst seine Meinung zu sagen, das Wort ergreifen, als die Versammlung durch einhelligen Zuruf ihn selbst als Augustus proclamirte ¹⁾. Tacitus machte die Einwendung, daß er kein Kriegsmann sei. Der Senat antwortete, nicht zum Soldaten werde er berufen, sondern zum Imperator; es schien den Senatoren möglich, das eine von dem anderen zu scheiden. Sie fühlten sich glücklich, daß sie ganz auf eigene Hand einen Imperator hatten ernennen können. Unter welchem Gesichtspunkt sie das ansahen, erkennt man aus den Anschriften, in welchen sie das Ereigniß den Provinzen und den großen Gemeinwesen ankündigen. Sie behaupten, daß in der Herstellung der Würde des Senats eine Bestätigung der allgemeinen Freiheit liege. Abwesende Senatoren werden eingeladen, zu den Sitzungen zurückzukommen, da der Senat jetzt nicht allein das Recht habe, den Imperator zu ernennen, sondern auch einige

1) 25. September (die septimo Kal. Oct. Vopiscus, v. Taciti c. 3) 275 unserer Aera.

Befugnisse, die sonst der Imperator besaßen, wiedererworben habe.

Niemand verbarg sich jedoch, wie viele Schwierigkeiten die Behauptung des Imperiums durch einen Mann der Civilgewalt haben müsse. Tacitus selbst war am meisten von seiner Unzulänglichkeit überzeugt. Als er bei der Armee ankam, fand er so viele factiöse Widerrede, daß er an Geist und Muth versiel und in Kurzem, wahrscheinlich doch eines natürlichen Todes, starb¹⁾.

Nur ein sechsmonatliches Regiment war ihm beschieden gewesen. Die Welt ist ihm dennoch Dank schuldig geworden; er ordnete an, daß die Werke des Historikers Tacitus, von dem er abstammen behauptete, in zahlreichen Exemplaren vervielfältigt würden — eine Anordnung, der wir wahrscheinlich die Erhaltung des größten Theiles derselben verdanken.

Bei seinem Tode schien es Anfangs, als ob der alte Streit der Legionen wieder ausbrechen werde. Der Bruder des Verstorbenen, Florianus²⁾, dem dieser den Kampf gegen die Gothen an der Palus Maentis übertragen hatte, wurde von dem Heere, das unter ihm diente, zum Imperator ausgerufen und von den europäischen Legionen angenommen. Der

1) Nach Zosimus I, 63 und Zonaras XII, c. 28, wurde Tacitus von den Truppen getödtet; daß er an einer Krankheit gestorben sei, giebt Aurelius Victor mit bestimmten Worten und eine bei Vopiscus vorkommende Version an. Dem Aurelius Victor zufolge starb Tacitus am 200sten Tage seines Imperiums — also 12. April 276. Damit stimmt eine Angabe bei Zonaras XII, 29, p. 637 C. überein: Tacitus sei vor Ablauf des siebenten Monats getödtet worden; die meisten Autoren geben den sechsten Monat an.

2) Marcus Annius Florianus.

ganze Westen, Gallien, Britannien, Spanien ¹⁾ und das westliche Afrika sah in Florianus seinen Imperator. Aber die orientalischen Legionen setzten sich ihm entgegen. Bei der ersten Nachricht von dem Tode des Tacitus und schon im Vorgefühl davon, daß in Italien eine andere Wahl getroffen werden könnte, riefen sie den namhaftesten der damaligen Feldobersten, Marcus Aurelius Probus, dem der Kaiser Tacitus die Statthalterschaft über den Orient anvertraut hatte, zum Imperator aus. Dieser Streit mußte vor allem ausgefochten werden.

Florianus verließ den Kriegsschauplatz, auf dem er stand, und wandte sich gegen Probus. Es war bei Tarsus, wo die beiden Heere zusammentrafen. Aber die Truppen des Florianus konnten die Hitze des asiatischen Himmels nicht aushalten: eine ansteckende Krankheit lähmte ihre Thatkraft, und obwohl noch einige Scharmügel von zweifelhaftem Ausgang vorfielen, so war doch das Uebergewicht der Orientalen, die von den Krankheiten unberührt blieben, ein entschiedenes. Zwischen beiden Herren kam es zu Berührungen, welche für Florian verderblich wurden. Man machte es ihm zum Vorwurf, daß sein Imperium doch nicht vom Senat anerkannt war. Der Gedanke der Erblichkeit, der dabei zu Grunde lag, wurde von beiden Seiten verworfen und Florian endlich in der Mitte seines Lagers von seinen eigenen Leuten ermordet ²⁾.

1) Seine Anerkennung in Spanien bezeugt eine Dedicationsinschrift der *respublica Italicensis* (Corp. inscr. lat. II, p. 148, nr. 1115), wie für Britannien eine bei Chesterton gefundene Inscription (Corp. inscr. lat. VII, p. 209, nr. 1156).

2) Das Imperium des Florianus bestimmen die meisten Autoren

So gelangte Probus in den factischen Alleinbesitz der höchsten Gewalt. In derselben aber vom Senat anerkannt zu werden, hatte für ihn eine besondere Wichtigkeit, da der Occident eigentlich seinem Nebenbuhler gehuldigt hatte. Um dazu zu gelangen, mußte er diesen in der Machtstellung, die er nach dem Tode Aurelians erlangt hatte, anerkennen. In seinem Schreiben an den Senat bezeichnet er die Hoheit desselben als Majestät. Der Senat, sagt er, sei der Herr der Welt und werde es immer bleiben; er habe ganz Recht gehabt, einen Imperator zu ernennen; es sei der Fehler Florians gewesen, daß er nach dem Tode des Tacitus den Ausspruch des Senats nicht erwartet habe; im Gegensatz gegen diesen Usurpator sei er, Probus, zum Imperator ausgerufen worden: der Senat möge jetzt über seine Würdigkeit entscheiden. Mehr konnte der Senat in der That nicht erwarten. Als der Brief von dem Consul verlesen worden war, brach die Versammlung in eine einstimmige Acclamation aus: Probus Augustus, mögen die Götter dich beschützen.

Durch dies Einverständniß aber trat nun in dem Verhältniß der höchsten Gewalten zu einander eine neue Wendung ein. Probus war es Ernst damit, in dem unaufhörlichen inneren Streite der Elemente des Gemeinwesens den Senat als den festen Mittelpunkt, von dem Alles abhängt,

auf 80 bis 88 Tage; die Epitome des Victor auf 60. Dadurch wird die Differenz der Angaben über die Dauer des Imperiums des Tacitus ausgeglichen; die Ermordung Florians würde demnach am 11. Juni 276 stattgefunden haben. Clinton (I, p. 314) und Böhm (de Marco Aurelio Probo p. 40 ff.) nehmen auf diese Ausgleichung keine Rücksicht; sie folgen in Beziehung auf Tacitus der Epitome, in Beziehung auf Florian den übrigen Autoren und setzen die Ermordung desselben in den Anfang des Juli (8).

anzuerkennen. Er bestätigte demselben nicht allein die zuletzt von ihm in Anspruch genommenen Prärogativen, sondern er erweiterte sie noch. Der Senat sollte als oberste Appellationsinstanz anerkannt sein; er sollte auf die Verwaltung der Provinzen einen selbständigen Einfluß ausüben, hauptsächlich: die kaiserlichen Edicte sollten immer durch *Senatusconsulte* bestätigt werden müssen ¹⁾. Wenn jemals an eine constitutionelle Auseinandersetzung zwischen Imperium und Senat gedacht worden ist, so ist es in diesem Moment geschehen. Der Senat blieb im Besitze der civilen Autorität, die selbst über die Edicte des Kaisers erhoben war; dem Kaiser lag es ob, an der Spitze der Legionen den Krieg zu führen.

Indem Probus dies unternahm, faßte er die Absicht, zugleich den fortwährenden Reibungen mit den Nachbarn, vor Allem an den germanischen Grenzen, definitiv ein Ende zu machen. Aurelian hatte die römischen Eroberungen jenseit der Donau aufgegeben, um eine sichere Grundlage des Friedens zu schaffen. Damit läßt sich das vergleichen, was Probus nun an dem Limes zwischen Donau und Rhein ins Werk setzte, obwohl es einen ganz anderen Charakter trug.

Er nahm nicht allein das innerhalb des Limes gelegene Gebiet wieder ein, sondern dehnte die Herrschaft noch weiter aus; auch jenseit desselben errichtete er besetzte Castelle, in die er Besatzungen legte. Grund und Boden ließ er in den Händen der dort angesiedelten Einwohner, aber unter der Bedingung, den Römern die Erträge ihres Ackerbaues und ihrer

1) *permisit Patribus, ut ex magnorum judicum appellationibus ipsi cognoscerent, proconsules crearent, legatos consulibus darent, jus praetorium praesidibus darent, leges, quas Probus ederet, senatus consultis propriis consecrarent.* Zosimus, Probus c. 13.

Viehzuucht zu liefern; er empfing von ihnen Pferde für seine Reiterei und Ochsen, um den Acker auch in Gallien zu pflügen ¹⁾. Er überließ also die Feldmarken unter bestimmten Bedingungen den Germanen. Zugleich nahm er von ihnen Ergänzungs- truppen in sein Heer auf, bis zu 16 000 Mann, wobei er aber Fürsorge trug, daß die Siege, die er erfocht, nicht etwa der germanischen Hülfleistung zugeschrieben wurden. Neun germanische Kleinkönige unterwarfen sich den Römern und erkannten den Senat an, aber sie verpflichteten sich, gegen auswärtige Feinde sich nicht eigenmächtig zu vertheidigen, sondern immer die Hülfe der Römer zu erwarten. Es ist wie eine Art von Lehnsystem in den ersten Grundzügen, durch welches die römische Herrschaft behauptet, aber doch die innere Bewegung der Germanen selbst nicht erstickt ward. In anderen Regionen ergriff Probus neue und weitaussehende Maßregeln, um das Uebergewicht der Germanen an den Grenzen einzuschränken oder sogar zum Vortheil der Römer zu wenden. Am Niederrhein, eben da, wo sich früher die Chamaven und Angrivarier furchtbar gemacht hatte, und höher hinauf, wo früher die Sigambren saßen, erschienen jetzt die Franken mit ihren Wurfbeilen in räuberischen Streifzügen, wichen aber vor der ruhigen Abwehr des Probus zurück. Probus wies ihnen nicht etwa Sitze in Gallien an, was neue Unruhen veranlaßt haben würde; er pacificirte sie dadurch, daß er Franken nach Britannien überführte und ihnen daselbst Landschaften einräumte, wofür sie sich den Kaisern bei entstehenden Empörungen treu erwiesen haben ²⁾. So führte er eine Colonie

1) Schreiben des Probus an den Senat vom 3. Februar (die tertio nonas Februarias) 278 bei Vopiscus, v. Probi c. 15.

2) Vopiscus, v. Probi c. 13.

von Bastarnern nach Thracien: Ansiedlungen barbarischer Völker auf einem Boden, dessen Eigenthum die Römer sich vorbehielten und Verwendung derselben im Kriege gegen die einheimischen Nationalitäten geben seinen Unternehmungen ein Gepräge, dessen Bedeutung mehr in der folgenden Zeit zur Erscheinung kommen sollte, als in der damaligen.

In anderen Regionen schlug er, um die Macht des Reiches herzustellen, andere Wege ein.

Von Aethiopien her waren die Blemmyer in die Grenzen des römischen Reiches, die hier doch eigentlich keine anderen waren, als die des alten Pharaonenreiches, eingebrochen, begünstigt durch die mannichfaltigen Unruhen im Lande und hatten sogar Städte desselben in Besitz genommen. Probus verjagte sie aus dem Gebiet, welches sie durchschwärmten, wie in Gallien die germanischen Schaaren, und stellte die alten Grenzen wieder sicher. So bemeisterte er die Isaurer, durchzog deren Städte und umgab sie mit Colonien von Veteranen, von denen er nur fürchtete, sie möchten sich von dem dort eingewohnten Räuberwesen selbst anstecken lassen¹⁾. In Antiochia empfing er eine Botschaft der Perser, welche ihm Geschenke darbrachten, die ihn jedoch keineswegs befriedigten; denn der Werth derselben entspreche mit Nichten dem Gebiete, das eigentlich den Römern gehöre. Damals hat er diese Darbringungen zurückgewiesen, später aber doch eine Abkunft mit den Persern getroffen, durch welche die Feindseligkeiten vermieden wurden. Denn darauf war sein Sinn gerichtet, an allen Grenzen dem Reiche den Frieden zurückzugeben. Er war mehr ein Pacificator als ein Völkerbezwinger. Einzelne

1) Die Verjagung der Blemmyer und die Unterwerfung Isauriens fallen nach Clinton in das Jahr 279.

Empörungen mächtiger Heerführer sind auch unter ihm vorgekommen, im Orient wie im Occident; er hat sie ohne große Mühe niedergeworfen und die allgemeine Ruhe erhalten.

Wenn er das Reich überblickte, das ihm im Verein mit dem Senat gehorchte, so ist in ihm ein Gedanke von weitester Aussicht entsprungen. Er ließ vernehmen, es werde dahin kommen, daß die Republik keiner Truppen mehr bedürfe. Er meinte damit, daß die bürgerliche Autorität in dem gesammten Umkreis des römischen Gebietes anerkannt werden und überall Gehorsam finden werde¹⁾. Er wollte die Legionen auf ihren Beruf zurückführen, eben nur Dienst zu leisten und nichts weiter.

Wie so ganz aber lief das den Ideen zuwider, auf die das Imperium begründet war! Es war seit Cäsar die Herrschaft der Legionen, auf denen das Gemeinwesen beruhte. Diese war seit Septimius Severus eine unbeschränkte geworden. Die Bestätigung des von den Legionen aufgeworfenen Imperators war ein Anspruch des Senats, den er aber doch niemals in voller Autonomie zur Geltung zu bringen in den Stand kam. Die Idee des Probus war nun, den Senat im wahren Sinne des Wortes zur Centralmacht zu erheben und den Legionen die Autorität zu entreißen, welche sie bisher zum größten Nachtheil der Gesamtheit ausgeübt hatten. Die Pacification der Grenzen war ein Theil dieses Entwurfes: nicht allein die auswärtigen Feinde sollten dadurch abgewehrt, sondern die Legionen selbst auf den einfachen Beruf einer Kriegsmannschaft in einem wohlgeordneten Staat verwiesen werden.

1) Vopiscus, Probus c. 20: *Brevi, inquit, milites necessarios non habebimus. Quid est aliud dicere? Romanus jam miles erit nullus, ubique regnabit; omnia possidebimus, segura republica.*

Probus war ein Mann von Geist, Energie und Gefinnung; er nimmt in der Reihe der Imperatoren eine hervorragende Stellung ein, — nicht jedoch in dem Sinne Aurelians, sondern eher in dem entgegengesetzten. Aurelian wollte den Krieg führen und zugleich seine Truppen zügeln; von dem Senat nahm er nur wenig Notiz. Wenn er nun dennoch in der Mitte seiner Truppen ermordet worden war, so verfuhr Probus auf eine ganz andere Weise: er suchte den Schwerpunkt der Politik wieder in den Senat zu verlegen, um den Truppen gegenüber einen Rückhalt zu haben. Aber die Stütze, auf die er sich lehnte, war sehr gebrechlich. Der Senat war viel zu schwach, als daß er noch ein Mal zu einer Alles beherrschenden Autorität hätte emporsteigen können; er war beinahe vergessen in den Provinzen, wo man Nichts als die imperatorische Gewalt kannte. Probus selbst war ja nur an der Spitze der Legionen emporgekommen, der Macht, die er jetzt aufzulösen den Gedanken faßte. Er zog dadurch den Schlag, den er für alle seine Nachfolger unmöglich zu machen gedachte, auf sein eigenes Haupt.

Wenn seine Sinnesweise ihn veranlaßte, die Truppen, sobald kein militärischer Dienst zu leisten war, mit Agricultur, neuen Pflanzungen, Landesverbesserungen zu beschäftigen, so entspricht dem die Erzählung, daß der Heerhaufen, der bei Sirmium stand, unzufrieden darüber, bei umfassenden Erdarbeiten verwendet zu werden, sich plötzlich empört und den Imperator, der von einem Thurme her ihre Thätigkeit beaufsichtigte, umgebracht habe.

Die Wahrheit dieser Thatsache steht jedoch keineswegs außer Zweifel. Nach einer anderen, wie es scheint, glaubwürdigeren Erzählung, riefen die Truppen in Norikum den

Präfectus Prätorio Carus, der an ihrer Spitze stand, eigenmächtig und gegen dessen Willen zum Imperator aus und schlugen den Weg nach Italien ein, um sich der höchsten Autorität auch in Rom zu bemächtigen. Probus stellte dem empörten Heerführer einen anderen entgegen, aber auch dessen Truppen gingen zu Carus über. Darauf setzte sich Probus selbst in Bewegung, doch seine Truppen fielen von ihm ab, und er kam in dem Tumult um¹⁾. Ich mache keinen Versuch, die beiden Erzählungen zu vereinigen: der Grundgedanke ist in beiden derselbe. Die Legionen wollten nicht durch öffentliche Arbeiten beschäftigt werden, sie wußten, daß die höchste Autorität auf ihrem Gehorsam beruhe; das Recht, den Imperator zu Zeiten abzusetzen und einen anderen zu ernennen, ließen sie sich nicht nehmen.

Die Dunkelheit, die über der Katastrophe des Probus schwebt, wird dadurch — ich weiß nicht ob verstärkt oder einigermaßen gehoben, daß der Friede mit Persien sich als unhaltbar erwies und die Feindseligkeiten an diesen Grenzen wieder ausbrachen. Die Ueberlieferung ist, daß Probus selbst diesen Krieg habe unternehmen wollen, auf dem Wege dahin aber von seinen Soldaten, deren Mißvergnügen eben hiebei zum Ausbruch kam, ermordet worden sei. Nach dem einen oder dem anderen Bericht muß es als ein Act der mißvergnügten Truppen

1) Zonaras XII, 29, p. 638 C. Johannes Antiochenus bei Müller frgta. H. Graec. IV, p. 600, frgt. 160, vergl. Julius Brunner in den Untersuchungen zur römischen Kaisergeschichte, herausgegeben von Büdinger II, S. 94 ff. Die meisten Autoren bestimmen das Imperium des Probus auf 6 Jahre 4 Monate, was, wenn man von der in der Epitome des Victor zu Grunde liegenden Berechnung ausgeht, auf October 282 als die Zeit seines Todes führt. Daß Probus noch im September gelebt hat, beweisen alexandrinische Münzen mit der Bezeichnung des Jahres 8 (7).

betrachtet werden, wenn sie einen neuen Imperator erhoben, der dann sogleich seine Söhne, Carinus und Numerianus, zu Cäsaren ernannte.

Marcus Aurelius Carus unternahm nun, mit den Kräften des Occidents den Krieg im Orient zu führen. Er war von vornehmer Herkunft, aber von einfacher soldatischer Lebensweise. Man erzählt von ihm, daß er, wie einst Agésilas, auf dem Grase sitzend und hartes Brod essend eine Gesandtschaft der Perser empfing. Durch das Vordringen seiner Truppen hat er in der That dem Uebergewicht der Perser in Vorderasien ein Ende gemacht; der Enkel Schapurs, Bararam II. ¹⁾, hielt sein eigenes Reich nur mit Mühe in Gehorsam. Carus warf die Perser aus Mesopotamien zurück und überschritt den Tigris; er eroberte Ktesiphon. Es gelang ihm, die durch die letzten Niederlagen herabgekommene Autorität von Rom in den streitigen Provinzen wiederherzustellen und auszudehnen ²⁾

Sein Unternehmen war für das römische Reich das wichtigste und dringendste, das an die Kriegszüge unter Marc Aurel anknüpfte. Aber die damaligen Eroberungen waren in dem Streit zwischen Septimius und Niger verloren gegangen; Caracalla war in dem Moment umgekommen, als er im Begriff war, sie wieder herbeizubringen; das Schicksal des Alexanders Severus entschied sich dadurch, daß er es versuchen wollte, die Kräfte des Westens mit den östlichen zu verbinden. Erst Valerian war im Stande, ein großes Heer nach dem Orient zu führen. Aber indessen war das Princip des Orients in den Sassaniden erst wieder zur Erscheinung

1) 272—292 u. Ae.

2) Auf den Münzen führt er die Beinamen Persicus und Parthicus. Eitel VII, p. 509.

gekommen; wie weit nun die Neuperfer den Römern überlegen waren, bewies die Gefangennahme Valerians, deren Folgen seitdem die Weltverhältnisse bestimmten. Dies Unglück wieder gut zu machen, versuchte jetzt Carus; die occidentalischen Schaaren waren ihm willig nach Mesopotamien gefolgt. Er schien dazu bestimmt zu sein, das Uebergewicht der Römer über die Neuperfer, die eben damals von manchen inneren Zwistigkeiten heimgesucht wurden, herzustellen. Da aber ist er, an einer Krankheit darniederliegend, unter einem Ungewitter, das man nicht furchtbar genug schildern kann, bei dem Zucken der Blitze umgekommen: man sagte, er sei vom Blitze erschlagen worden. Man hat dies damals dahin gedeutet, daß das Schicksal dem römischen Reiche dort eine unübersteigliche Grenze gesetzt habe; Carus habe den Versuch, dieselbe zu überschreiten, mit dem Tode büßen müssen¹⁾. Für

1) Aurelius Victor, Caes. c. 38. — Nach dem Chronographen von 354 war Carus 10 Monate 5 Tage Imperator, so daß, wenn man im Uebrigen der Berechnung folgt, welche in der Epitome des Victor zu Grunde liegt, sein Tod in den August des Jahres 283 fallen würde. Würde man hingegen die einzelnen Regierungen nach deren Dauer, wie der Chronograph sie angiebt (Tacitus vom 8. October 275 — 20. Juni 276, Florianus — 16. September 276, Probus — 28. November 282), auf einander folgen lassen, so müßte vielmehr der 3. October 283 als der Todestag des Carus angenommen werden. Diese Zeitbestimmung wird aber durch den Umstand, daß keine alexandrinische Münze mit der Bezeichnung des zweiten Jahres des Carus erhalten ist, einigermaßen zweifelhaft gemacht. Und wenn die Datirungen im Cod. Just. für Carus bis in den Beginn des Jahres 284 hinabreichen; so bleibt doch zu beachten, daß die letzte Constitution, in welcher der Tag, an dem sie erlassen wurde, angeführt ist, vom 9. August 283 ist (VIII, 14, 4); die späteren aber, zuerst eine vom 8. September (V, 71, 7), den Tag der Publikation angeben. In Beziehung auf den Chronographen selbst aber darf die obige Berechnung für richtig gelten. Denn wenn von demselben das Imperium des Diocletian und Maximian auf 21 Jahre 11 Monate 12 Tage bestimmt wird; so scheint diese Angabe kaum anders verstanden werden zu können, als

den Augenblick war nun weder der Angriff gegen die Perser fortzusetzen, noch auch eine Erwiderung desselben von Seiten der Perser zu fürchten. Alles trat vor der Frage zurück, wie sich das Reich nach dem Verluste des Imperators in sich selbst gestalten werde.

Nochmals gelangte hiebei der vielleicht größte innere Widerspruch, den die Verfassung des Reiches in sich schloß, zur Erscheinung. Dieser bestand darin, daß der Imperator, welcher der Eckstein der inneren Ordnung war und blieb, dennoch zugleich den äußeren Krieg bestehen mußte; es war die Bedingung seiner Existenz in den späteren Zeiten, in denen man sich vertheidigen mußte, noch mehr als in den früheren, wo es nur auf Eroberungen ankam.

Der jüngere Sohn des Carus, Numerianus¹⁾, welcher mit nach dem Orient gegangen war, übernahm in seiner Eigenschaft als Cäsar den Oberbefehl über die Truppen. Er hielt den Krieg für so gut wie beendigt und führte das Heer in langsamen Märschen an den Bosporus zurück.

Aber indessen hatten sich auf die Nachricht von dem Tode des Imperators innere Unruhen geregt; Carinus, der ältere Sohn des Carus, dem sein Vater den Schutz von Italien anvertraut hatte, war stark genug gewesen, den Aufstand, der sich in dem venetischen Gebiet erhoben hatte, zu überwältigen und ging nun durch Mösien vorrückend seinem Bruder und dem aus dem Orient zurückkehrenden Heere entgegen.

daß der Todestag des Carinus 30. October — 285 (2 Jahre 11 Monate 2 Tage nach dem Tode des Probus) als terminus a quo, die Flucht des Maximian aus Rom — 12. October 307 als terminus ad quem angesehen worden ist.

1) Auf Münzen mit vollem Namen: Marcus Aurelius Numerianus; in Inschriften: Marcus Numerius Numerianus (Corp. inser. lat. II, p. 651, nr. 4909).

Aber Numerian war, von einem Augenübel ergriffen, überhaupt nicht im Stande, ein Heer zu führen; und indem man nach ihm fragte, war er bereits nicht mehr. Man hatte zuletzt nur seine Leiche in einer Sänfte einhergetragen. Die Meinung verbreitete sich, er sei von seinem Schwiegervater, dem Präfectus Prætorio Arrius Aper, der in diesem Conflict selbst nach dem Imperium strebte, ermordet worden. Das Heer, das doch die letzten großen Erfolge in Persien errungen hatte, war nicht gesonnen, sich das gefallen zu lassen. Die Befehlshaber der ersten und zweiten Klasse traten untereinander zusammen und beschloßen, einen neuen Imperator zu wählen. Sie ersahen sich dazu nicht gerade den Tapfersten oder Kriegsberühmtesten — denn darauf kam es jetzt nicht an, sondern den Klügsten, Einsichtsvollsten¹⁾. Es war Diocletian, damals der Führer der kaiserlichen Haustruppen. Durch allgemeine Acclamation zu dem Tribunal berufen, das durch den Tod des jungen Cäsar erledigt war, ließ er den Schwiegervater desselben unvertheilt hinrichten oder vielmehr, er tödtete ihn selbst mit dem Schwerte, das er in der Hand trug; denn dieser sei der Urheber alles Uebels.

Einen Unterschied gegen die Erhebung der früheren Imperatoren darf man wohl darin sehen, daß Diocletian nicht als der Verderber seines Vorgängers den Thron bestieg, sondern als dessen Rächer. Einen andern wird man darin zu erkennen haben, daß er nicht unter einer tumultuarischen Aufregung, sondern in Folge eines förmlichen Beschlusses der Kriegsobersten an die Spitze des Heeres trat²⁾. Dieses

1) Aurelius Victor, de Caesaribus c. 39: ducum consilio tribunorumque Valerius Diocletianus — ob sapientiam deligitur.

2) Nach dem Chronicon Paschale (p. 274 D. ed. Par.) wurde

Heer aber war dasselbe, welches einst im Gegensatz gegen Probus den Carus erhob, also schon hiedurch sich von dem Senat und dessen Aspirationen auf eine allgemeine Herrschaft losgerissen hatte. Noch stellte sich ihm der Widerspruch des Carinus in den Weg. Zwischen den beiden Heeren ist es dann noch zu mehr als einem Kampfe gekommen, in welchem Carinus bisweilen im Vortheil, endlich unterlag. Was dazu das Meiste beitrug, war der Widerwille, den sich Carinus unter seinen eigenen Truppen zugezogen hatte. Sie waren durch die Vortheile, die er davongetragen hatte, selbst erschreckt; sie fürchteten seine Alleinherrschaft. Carinus ist durch einen Kriegstribun, den er persönlich beleidigt hatte, umgebracht worden ¹⁾.

So trat Cajus Aurelius Valerius Diocletianus ²⁾ an die Spitze der Legionen und des Reiches. Er war ein geborener Illyrier, aber von geringstem Stande; man mußte den Senator zu nennen, dessen Freigelassener er war, im Kriegsdienst hat er sich dann emporgearbeitet. Er hatte immer als der Freund seiner Freunde gegolten, was auch zu seiner Erhebung beigetragen haben mag. Schon das Alterthum hat seine Vorliebe für prächtiges Auftreten davon hergeleitet, daß er eben von niedrigster Herkunft war; um so höher habe er äußere Auszeichnungen geschätzt; indem er sich Herr nannte, habe er sich dann als Vater bezeigt. Er lebte immer in großen Gedanken und Entwürfen: man bewunderte die Vertheilung von den Truppen am 17. September 284 in Chalcedon zum Imperator ausgerufen.

1) Die Schlacht fand nach den Fasti Idat. im J. 285 u. Ae. statt.

2) Von 284—305 (1037—1058 d. St.). Diocletianus ist eine Latinisirung des Namens Diocles, von dem nicht erhellt, ob er ihn von seiner Mutter oder von seinem Geburtsort übernommen hat. Der Name Aurelius findet sich nicht auf Münzen, sondern nur auf Inschriften.

harrlichkeit, mit der er an denselben selbst dann festhielt, wenn sich in seiner Seele Etwas dagegen regte. Bei ihrer Ausführung aber zeigte er sich so vorsichtig, daß man ihn wohl für furchtsam hielt. Eine unter den gegebenen Verhältnissen ruhig emporstrebende Natur, die den Hindernissen Rechnung trug, die sich dem Ehrgeiz entgegenstellten, diese aber mit Umsicht und Entschlossenheit überwand. Man begreift es, daß er weit davon entfernt war, die Anhänger der gestürzten Familie, besonders des Carinus, zu verfolgen; im Princip waren sie eigentlich Alle mit einander verbunden. Die Idee, welche sie beseelte, konnte keine andere sein, als von den Combinationen des Probus, gegen den sie sich emporté hatten, zu abstrahiren. In Diocletian repräsentirte sich die ausschließende Autorität der Militärmacht, selbst mehr als in einem anderen der früheren Imperatoren. Die Gedanken des Septimius Severus und des Caracalla gelangten nun erst zu voller Verwirklichung. Dabei aber trat auch die andere Nothwendigkeit hervor, welche Probus vor Augen gehabt hatte, der Autonomie der Legionen Einhalt zu thun und das Imperium auf eine Weise zu befestigen, daß es nicht jeden Augenblick durch einen Mordanschlag bis in seine Grundfesten erschüttert werden konnte. Noch waren damals alle Grenzen in einer kriegerischen Bewegung, welche nothwendig gedämpft werden mußte, und erfahrungsmäßig ließ sich nichts Anderes erwarten, als daß der Heerführer, der dies vollbringen würde, dann auch sich an die Spitze des Imperiums zu stellen den Versuch machen werde. Um dies zu verhindern, faßte Diocletian den Gedanken, den Grenzkrieg, wo er ihn nicht selbst führen konnte, in die Hände einer Persönlichkeit zu legen, von der er keine Empörung zu fürchten hatte. Eine solche war sein

Jugendfreund und Kampfgenosse Maximian, dem Diocletian an Kriegsrühm vielleicht nicht gewachsen war, zu dem er aber in dem Verhältniß geistiger Ueberlegenheit stand, welches, schon durch die Natur gegeben, durch eine lebendigere Theilnahme an der Kultur begründet wird. Vor Allem mußte Gallien, das durch einen allgemeinen Aufruhr der Eingeborenen, den man unter dem Namen der Empörung der Bagauden kennt, von Grund aus aufgewühlt war, pacificirt werden. Diocletian beschloß, dies Unternehmen dem alten Freunde anzuvertrauen, indem er ihm zugleich an der höchsten Gewalt eine unmittelbare Theilnahme zugestand. Er hat ihn, ohne darüber bei dem Senat anzufragen, zuerst zum Cäsar, dann zum Augustus erhoben¹⁾. Seiner angeborenen Vorsicht hätte es jedoch nicht entsprochen, wenn er dem Reichsgenossen eine Autorität zugestanden hätte, die sich über sein Leben oder nur über die damaligen Verhältnisse hinaus hätte erstrecken können. Die Abkunft wurde getroffen, daß Maximian sofort seine Würde niederlegen solle, wenn Diocletian dasselbe thue; im Tempel des capitolinischen Jupiter hat Maximian das geschworen: denn an den römischen Göttern hielten sie streng fest.

In die bisher fluctuirende höchste Gewalt kam dadurch eine gewisse Festigkeit. Die Autorität erhob sich, obwohl sie in zwei verschiedenen Oberhäuptern zur Erscheinung kam, doch

1) Der volle Name Maximians ist: Marcus Aurelius Valerius Maximianus. Zum Cäsar wurde er im Jahre 285 erhoben; und hiebei erhielt er zugleich die *tribunicia potestas* (Mommsen in den Berichten über die Verhandlungen der R. sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften. Philologisch-historische Klasse III, S. 50). Die Erhebung Maximians zum Augustus erfolgte nach den *Fasti Idatiani*, deren durch Münzen und Inschriften bestätigte Angabe trotz der Bemerkungen von Preuß, Diocletian und seine Zeit S. 178 nicht bezweifelt werden darf, am 1. April 286 unserer Aera.

zu einer einzigen; wir besitzen überaus zahlreiche Edicte, die im Namen der beiden Augusti erlassen worden sind.

Maximian, von dem wir versichert werden, er habe die Gemeinschaft, in die er mit Diocletian trat, nicht als eine Wohlthat, die er annahm, sondern als einen Dienst, den er diesem erwies, betrachtet, schritt mit aller Kraft an das ihm aufgetragene Werk.

Der Aufruhr der Bauern und Hirten in Gallien war von einer Erhebung germanischer Stämme am Rhein begleitet, — ein Zusammentreffen, durch welches die römische Herrschaft im Occident bedroht war. Besonders ist Trier in Gefahr gerathen; Maximian aber habe — sagt sein Panegyriker Mamertin — die Toga prätexta mit dem Panzer vertauscht, sein Tribunal und seine Sella curulis verlassen und sei zu Pferd gestiegen. Von den Germanen habe er die einen eben in dem Augenblick, als sie von Hunger und ansteckenden Krankheiten heimgesucht gewesen, überwältigt, die andern in offener Feldschlacht bezwungen¹⁾; triumphirend sei er zurückgekommen und namentlich in Trier wie ein Gott empfangen worden. Die Beruhigung Galliens war bereits im Anfang des Jahres 287 als vollendet anzusehen.

Indessen war Diocletian im Orient thätig; vom Mai 286 bis zum August des Jahres hat er sich in Librias aufgehalten. Es ist, wenn nicht gewiß, so doch sehr wahrscheinlich, daß es ihm damals gelang, einem jungen Arsaciden, Tiribates, seine Herstellung in Armenien zu verschaffen²⁾. Der

1) Besonders macht die Erwähnung der Chaibonen hierbei Schwierigkeit. Zeuß setzt sie zwischen Kiel und Eutin; Wietersheim, Geschichte der Völkerwanderung III, p. 50 an die Küste der Ostsee.

2) Bei dem Kampfe des ersten Königs der Parther aus dem Geschlecht der Sassaniden, Ardschir Babegan, gegen den König von Arme-

durch mancherlei innere Unruhen beschäftigte Vararam II. sandte ihm bei seiner Annäherung an die Grenze Geschenke zu, mit denen er im Occident vielen Eindruck machte. Denn dahin mußte er sich unmittelbar begeben, um seinem Reichsgenossen im Kampf mit den Alemannen beizustehen. Trotz der pacificatorischen Einrichtungen des Probus war die römische Grenzmark, welche sonst der Pfahlgraben deckte, in Aufruhr gerathen. Diocletian warf die Empörung nieder und erweiterte selbst den Limes. Er richtete Siegeszeichen in germanischen Landen auf¹⁾; vom Oberrhein bis zum Donauübergang bei Günzburg wurde das ganze Gebiet den Römern wieder unterworfen, die römische Herrschaft längs der Marken und über dieselben hinaus wiederhergestellt.

Aus den Datirungen der Edicte ergibt sich die auffallende Thatsache, daß sich Diocletian oft und anhaltend in Sirmium aufgehalten hat, welches damals fast seine vornehmste Residenz bildete. Illyrien war militärisch der Mittelpunkt seiner Thätigkeit; von da aus begab er sich zuweilen nach Thracien und Byzanz; besonders aber kam er seinem Reichs-

nien, Thosru, der Arsacide war, ging das Geschlecht des letzteren zu Grunde, mit Ausnahme einer Tochter und eines Sohnes. Dieser, Dertab oder Tiridates, flüchtete zu den Römern und gelangte durch deren Unterstützung (nach armenischen Autoren) im dritten Jahre Diocletians in den Besitz Armeniens. In dem Panegyricus des Mamertinus auf Maximian, der nach Clinton, jedoch von Mommsen nicht für sicher gehaltenen Annahme am 21. April 289 gehalten ist, erwähnt der Redner (c. 7. 9. 10) eines Freundschaftsvertrages, den Diocletian mit den Persern abgeschlossen habe.

1) Auf einem Steindenkmal zu Augsburg (vom Jahre 291) wird er als Fundator Pacis Aeternae (Corp. inscr. lat. III, nr. 5810) bezeichnet; er führt auf demselben die Beinamen Germanicus Maximus, wie schon auf einer Inscription vom Jahre 285 (Wilman's, *Exempla* I, p. 336, nr. 1057), und Persicus Maximus.

genossen in der Pacification der germanischen Grenzen zu Hülfe.

In Bezug auf die geschichtliche Kunde sind wir auf einige Reliquien aus dieser Zeit angewiesen, die keineswegs rein historischer Natur sind, nicht einmal eigentlich biographischen, sondern panegyristischen Inhalts, aus denen wir aber — denn sie sind vollkommen gleichzeitig — nicht allein manche Thatsachen kennen lernen, die uns sonst unbekannt geblieben sein würden, sondern auch die Ansichten, die darüber in der Zeit sich bildeten.

Gleich in der ersten dieser Lobreden, die Mamertinus im Jahre 289 an den Imperator Maximian richtete, wird die Verbindung Diocletians mit Maximian, die, wie an dem Euphrat so auch an der Donau, dem Rhein, dem Ocean Krieg führten, als ein göttliches Geschick gepriesen, durch welches die Instauration des Reiches herbeigeführt worden sei. Die Beinamen, welche die beiden Herrscher angenommen hatten, werden in diesem Sinne ausgelegt: Diocletian ist der Jupiter der Sage im Kampfe gegen die erdgeborenen Giganten; Maximian kommt demselben in diesem Kampfe zu Hülfe. Durch die Vereinigung des neuen Jupiter mit dem neuen Herkules werden die erdgeborenen feindlichen Mächte niedergeworfen. Ihnen gebührt dafür eine Verehrung, wie man sie den Göttern zollt, jedoch in Verbindung mit der Ehrfurcht vor dem heiligen Namen der Stadt¹⁾. Das Einzelne bleibt vielfach zweifelhaft; die allgemeine Anschauung ist, daß Maximian im Westen so viel geleistet, wie Diocletian im Osten. Die Ueberschwenglichkeiten des Panegyristen, der dabei

1) veneratio numinis tui cum sollempni sacrae urbis religione jungenda est. Panegyricus I, 1, 1.

an Scipio oder Alexander den Großen denkt, beweisen wenigstens soviel, daß durch ihre Gemeinschaft große Erfolge errungen worden sind. Man weiß von einer Zusammenkunft der beiden Helden, von denen der eine dem Orient, der andere dem Occident angehörte, und von ihrem brüderlichen Einbernehmen zu erzählen; der eine habe die Darbringungen, zu welchen sich die Perser herbeigelassen hatten, der andere die Spolien Germaniens vorgewiesen. In ihrer Vereinigung erscheint die höchste Gewalt, die als eine königliche bezeichnet wird; die beiden Augusti werden mit den beiden lacedämonischen Königen aus heraklidischem Stamm verglichen, jedoch mit der treffenden Einschränkung, daß einem Jeden die volle Freiheit seiner Action vorbehalten geblieben sei. Denn eben dahin zielte das Wesen der Verfassung: auf die unbeschränkte Kriegszübing eines Jeden und das Zusammenhalten Beider. Der Panegyriker rühmt nicht allein ihre Einigkeit und die Freude, die ein Jeder über die Siege des Anderen empfinde, sodas sie alle Gebiete vom Aufgang bis zum Niedergang der Sonne beherrschen, sondern auch ihre Frömmigkeit. Ueberall restauriren sie die Tempel, und die Völker erkennen, wie mächtig die Götter sein müssen, die von Männern wie diese verehrt werden. Der eingeborenen Göttlichkeit der Imperatoren, ihrem Numen, wird es zugeschrieben, daß ausgebrochene epidemische Krankheiten aufhörten, verödete Landstriche die alte Fruchtbarkeit wieder erhalten haben, namentlich auch daß die benachbarten Nationen, von denen man sonst Einfälle befürchten müsse, sich untereinander bekämpften. Die inneren Zwistigkeiten der Grenzvölker erscheinen als eine Bedingung des wiederhergestellten Uebergewichts der Römer, die jedoch von anderen Seiten her lokale Angriffe und Gegen-

wirkungen erfuhren. Die nördliche See wurde unsicher; in Afrika empörten sich die Mauren und die Pentapoliten von Cyrenaiska; in dem egyptischen Alexandrien erdreistete sich ein Empörer, des Namens Achilles¹⁾, die Abzeichen der Herrschaft anzunehmen. Wenn nun die beiden Augusti ihre Kräfte nach diesen Regionen zu wenden hatten, so durften sie doch die anderen Grenzgebiete nicht ohne Vorkehrungen gegen die kriegslustigen Nachbarn lassen. Zu diesem Zweck verstärkte sich ein Jeder von ihnen durch einen Cäsar²⁾, um überall den Krieg mit einer persönlich eingreifenden Autorität führen zu können. Dem Maximian trat Constantius Chlorus zur Seite, zu seinem eigenen Cäsar für den Orient bestimmte Diocletian einen der streitbarsten Führer jener Zeit, Cajus Galerius³⁾.

Welch ein Abstand von Probus, der Alles vom Senat abhängig zu machen gedacht hatte! Diocletian ernannte einen Augustus und zwei Cäsaren, ohne den Senat zu fragen. Die vier Gewalthaber stellten sich als die höchste Reichsgewalt auf, nur in einer gewissen Rangabstufung als Augusti und Cäsaren. Sie traten unter einander in enge Familienverbindung, doch war diese nicht sowohl der Grund ihrer

1) Lucius Elpidius Achilles.

2) 1. März 293 n. Ae.; der Tag der Ernennung — 1. März — findet sich bei Eumenius, Panegyricus IV, 3, 1 (vergl. Lactantius, de mort. persec. c. 35); die richtige Jahresangabe im Chronicon Paschale p. 275 B, wie sich aus dem Eingang des diocletianischen Edicts de pretiis rerum venalium ergibt. In Beziehung auf den Tag weicht das Chron. Pasch. von Eumenius ab, indem es den 21. Mai angiebt. Vergl. Mommsen a. a. O. p. 51.

3) Ihre vollen Namen sind: Flavius Valerius Constantius und Galerius Valerius Maximianus. Der Beiname des Constantius — Chlorus — findet sich erst bei byzantinischen Autoren.

Allianz, welche vielmehr auf dem Ansehen beruhte, das ein Jeder besaß, als der Ausdruck derselben. Die beiden neuen Cäsaren waren sehr verschieden von einander: Cajus Galerius recht ein Abbild der Völkermischung der Balkanhalbinsel, der er angehörte. Seine Mutter war aus der transdanubischen Provinz, als dieselbe aufgegeben wurde, in das neue Dacien hinübergewandert. Galerius schrieb seine Erzeugung dem Kriegsgotte selbst zu, — ein Mann, dessen Anblick mehr Schrecken als Verehrung einflößte. Flavius Constantius Chlorus stammte aus einer vornehmen römischen Familie; seine Mutter war eine Nichte des Kaisers Claudius, dessen Erhebung und frühes Ende wir erzählten; er hatte sich die griechisch-römische Bildung seiner Zeit in vollem Umfang zu Eigen gemacht.

Einer seiner obersten Beamten war ein Grieche, Eumenius, sein vertrauter Geheimschreiber und zugleich mit der Beaufsichtigung des Schulwesens in Lugdunensis prima beauftragt. Er gehörte also der wissenschaftlich gebildeten Klasse an, die eben in Gallien in großer Aufnahme war. Dieser Eumenius selbst hat nun an Constantius Chlorus im Jahre 296 einen Panegyricus gerichtet, der ein hohes kulturgeschichtliches Interesse hat. Er schreibt dem Constantius die Ueberzeugung zu, daß die vornehmsten Tugenden auf Wissenschaft beruhen: Enthaltensamkeit, Bescheidenheit und Geduld; der Cäsar erachte es für seine Pflicht, nicht weniger für die Redekunst zu sorgen, als für gutes Verhalten überhaupt. Constantius hatte eine Schule in Augustodunum eingerichtet, um die jungen Gallier, vornehmlich die, die sich seinem Dienste widmeten, zu unterrichten. Es war dabei auf die Pflege eines das römische Gesamtreich umfassenden patriotischen Gefühls abgesehen.

In dem Porticus sah man eine Landkarte, wahrscheinlich eine nach den Zeitumständen erweiterte Copie der von Agrippa zuerst in Rom auf einer Wand eines Porticus aufgestellten Erdkarte mit Bezeichnung aller Nationen, an welcher man die damaligen Unternehmungen der Römer sich veranschaulichen konnte: die Unterwerfung des Aufruhrs in Aegypten durch Diocletian ¹⁾, die Niederschmetterung der maurischen Schaaren durch Maximian, die Abwehr der persischen Pfeile durch Galerius oder die Erfolge des Constantius in Batavien und Britannien, die ihr Haupt wieder über die Fluthen erheben. „Es ist ein Vergnügen, den Erdkreis zu überschauen, in dem nichts Fremdes mehr zu erblicken ist“. Worüber sich Eumenius am kürzesten faßt, das Verdienst des Constantius selbst um Gallien, ist wohl überhaupt die wichtigste Handlung der Zeit im Occident.

Seit mehr als einem Jahrzehnt hatte sich Carausius der Herrschaft auf der See bemächtigt ²⁾; er verband zuerst barbarische Kräfte mit einer Unabhängigkeit von den Römern, denen er angehört hatte, und entfremdete diesen Britannien. Carausius war der vornehmste Gegner, man möchte fast sagen: Nebenbuhler der beiden Imperatoren. Ausgezeichnet durch Thaten der Tapferkeit in Gallien und zugleich seefundig, ein geborener Menapier, war er aufgestellt worden, um den beginnenden Seefahrten der nördlichen Germanen Einhalt zu thun ³⁾, ward aber beschuldigt, mit ihnen gemeinschaftliche Sache

1) Diocletians Feldzug gegen Achilles fällt nach Mommsen (Römisches Münzwesen S. 728) in das Jahr 296 u. Ae.

2) Sein voller Name Marcus Aurelius Valerius Carausius findet sich auf einer seiner Münzen (Eckhel VIII, p. 456).

3) Auf seinen Münzen kommt der Beiname Germanicus Maximus (Eckhel a. a. O. p. 456) vor.

gemacht zu haben; er theilte mit ihnen ihren Seeraub, statt ihn abzuliefern. Und dabei bezeichnete er sich als den Bruder der beiden Augusti¹⁾. Eine Zeitlang ist er von diesen anerkannt worden, eine der denkwürdigsten internationalen Erscheinungen; ein mit den Barbaren verbündeter Römer, der doch die beiden Elemente wieder von einander trennte und eine Seemacht besaß, die ihre Wirksamkeit tief in das Land hinein erstreckte. Wie in den Einrichtungen des Probus, so darf man auch in dieser Aufstellung des Carausius gleichsam ein Vorbild dessen sehen, was in den späteren Jahrhunderten die größten Folgen gehabt hat: die Erweckung germanischer Streitkräfte dort zu Lande wie zur See unter römischen Impulsen. Die hauptsächlichste Aufgabe des Constantius Chlorus war es nun, hier die Autorität von Rom wiederherzustellen. Am berühmtesten machte er sich durch die Eroberung von Gesoriacum, dem Mittelpunkt der Macht des Carausius.

Leider kann man aus den Phrasen des Eumenius die einfache Wahrheit der Thatsachen kaum ermitteln — genug, dem Constantius gelang es, die Franken in Batavien zu besiegen, das Meer von den Seeräubern zu reinigen und dann die Macht des Imperiums in Britannien, das zehn Jahre unabhängig geblieben war, wiederherzustellen²⁾.

1) Eine seiner Münzen zeigt auf der Vorderseite seinen eigenen Kopf neben denen des Diocletian und Maximian und die Legende: Carausius et Fratres sui; auf der Rückseite sieht man eine weibliche Figur mit Lanze und Delzweig und liest: Pax AUGGG (Cahel VII, p. 46).

2) Carausius war im Jahre 293 von Allectus, der als sein Socius bezeichnet wird, ermordet worden; dieser selbst, von dem sich Münzen finden, auf denen er als Imperator Caesar Allectus Augustus erscheint, wurde von dem Praefectus Praetorio des Constantius, Asclepiodotus, drei Jahre später besiegt (Eutrop IX, 23). Daß Britannien im Jahre 296 wieder

Im Orient wurden gleiche und noch glänzendere Vortheile errungen. Nachdem die inneren Unruhen in Persien beigelegt worden, erhob sich der Fürst, der aus denselben hervorging, Narses, aufs Neue zu dem Vorhaben, den gesammten Orient den Persern zu unterwerfen¹⁾. Bei seinem ersten Vorrücken schlug er die Römer, welche Galerius anführte, glücklich aus dem Felde, in der Nähe des unheilvollen Schlachtfeldes von Carrhä. Diocletian mußte, wie die Römer schon so oft, für die Fortdauer der Herrschaft fürchten. Die asiatischen Streitkräfte reichten nicht hin, diesen Sturm zu bestehen. Aber Galerius, durch den Schimpf, den er erlitten hatte und den ihn sein Augustus auf das Stärkste empfinden ließ, aufgebracht, zugleich ein Kriegsmann von natürlichem Beruf, sowie Erfahrung, brachte in den ihm besonders anvertrauten illyrischen Provinzen Mösien und Dacien eine Streitmacht, zu der auch Gothen gehörten, zusammen und drang damit durch die armenischen Gebirge nach Persien vor. Er war jetzt ganz bei der Sache; mit ein paar Begleitern ritt er selbst auf Rundschaf aus. Der vornehmste Vortheil lag für ihn darin, daß er dies Mal nicht in der Ebene, wo die persische Reiterei die Oberhand behielt, sondern in den Gebirgen den Feind angriff, der dort durch seine Anzahl und das Gepäck, das er mit sich führte, selbst in Unordnung gerieth. Die römischen Legionen und ihre Hülfsvölker erfochten einen vollständigen Sieg; das Feldlager des Narses, seine

zur Unterwerfung gebracht wurde, ergiebt sich aus der Rede des Eumenius de recepta Britannia.

1) Narses, König der Parther 292—301 u. Ae. Auf einem Basrelief zu Schahpur ist er in jugendlicher Haltung mit den Insignien der Königswürde dargestellt (Thomas a. a. D. p. 37).

Frauen, sein Schatz, überhaupt eine Beute von unermeslichem Werth fielen in die Hände der Römer. Jetzt gelang es ihnen, das seit jener Niederlage des Crassus zuweilen erneuerte, aber immer wieder im Kriege gegen die Parther verlorene Uebergewicht im Kampfe gegen die bei Weitem stärkeren Neuperfer wiederherzustellen. Narses, der entkam, überließ den Römern abermals Armenien, trat ihnen Mesopotamien ab, außerdem auch noch fünf Districte jenseit des Tigris¹⁾. So gelangte die Regierung des Diocletian im Occident und Orient zu den größten Erfolgen. Das südliche Schottland auf der einen, Kurdistan auf der anderen Seite, geriethen unter die Botmäßigkeit der Römer.

Daran knüpfte sich nun aber eine universale Umwandlung der alten Verfassung. Die prätorischen Cohorten, die nach der Einrichtung des Septimius Severus gleichsam einen Ausschuß aller Legionen bildeten, konnten nicht länger bestehen, nachdem sich die Heerführung in einzelne Hauptquartiere, die mit einander in keinem directen Zusammenhang standen, aufgelöst hatte. An Stelle der Cohorten, welche ansehnlich verringert wurden, finden wir eine oder die andere Legion durch den Beinamen der Herculier oder Jovier ausgezeichnet. Es ist nicht unrichtig, wenn ein unterrichteter Autor sagt, der Hauptstadt seien dadurch gleichsam ihre Arme abgehauen

1) 297. Chron. Pasch. p. 276 B. Ueber die Verhandlungen finden sich bei Petrus Patricius p. 127 ed. Bonn. bemerkenswerthe Notizen. Was derselbe über die Grenzbestimmungen berichtet, daß nämlich der Tigris beide Reiche trennen solle, wird dadurch modificirt, daß fünf, auch von ihm genannte Landschaften, welche an die Römer abgetreten wurden, jenseits des Tigris liegen, wie Rufus im breviar. c. 14 sagt: *Tigridis limes est refirmatus, ita ut quinque gentium trans Tigridem constitutarum ditionem assequerentur.* In den Namen der Landschaften stimmt Ammian XXV, 79 nicht völlig mit Peter Patricius überein.

worden. Aber das war eben der Sinn des Systems, einer Centralmacht, wie sie sich bisher in Rom erhalten hatte, keinen Raum mehr zu lassen. So wurden auch die Provinzen in ihrer bisherigen Bedeutung nicht mehr aufrechterhalten. Ueberall wurden kleinere Verwaltungsbezirke mit den Namen Provinzen gebildet, deren Zahl dadurch um mehr als die Hälfte wuchs, die aber dann wieder in Diöcesen von größerem Umfang vereinigt wurden. Alle landschaftlichen Verhältnisse wurden demgemäß umgestaltet. Die vier großen Gebiete der Augusti und Cäsaren wurden als militärisch-politische Einheiten betrachtet. Italien, das unter Maximian mit Afrika vereinigt war, mußte nun den Aufwand bestreiten helfen, den die dortigen Kriege machten. Es wurde der Grundsteuer unterworfen, und wenn Rom bisher in Bezug auf die Lieferungen Exemptionen genossen hatte, so hörten auch diese auf. In Kurzem wollte man bemerken, daß jedes von den vier Gebieten eben so vieler Truppen bedürfe, wie früher das gesammte Reich, sodasß dann auch jedes ebensoviel Auflagen zu zahlen hatte, wie früher die Gesammtheit. Um diese aufzubringen, wurde die gesammte Administration verändert. Die kleinen Bezirke erforderten eine entsprechende Vermehrung der Beamten, die es nun ihr vornehmstes Geschäft sein ließen, die Bedürfnisse des Militärstandes zu befriedigen. Zu diesem Zwecke hat Diocletian auch das Münzsystem regulirt. Er stellte die finanzielle Ordnung her und hielt darüber, daß sie aufrechterhalten wurde. Den Präsiden der Provinzen wurden auch gerichtliche Befugnisse eingeräumt, welche über die den alten Judices zustehenden hinausgingen. In der Hand der Vorsteher der Provinzen vereinigte sich Untersuchung und Rechtsprechung.

Nicht Alles, was in den Notizen über die Reichsverfassung, die auf uns gekommen sind, enthalten ist, darf auf Diocletian zurückbezogen werden. Aber kein Zweifel ist, daß er den Grund derselben gelegt hat. Was er anordnete, war nicht vorübergehend; es bezeichnet eine neue Gestalt der öffentlichen Dinge. Man scheut sich fast, von einer Monarchie zu sprechen, da die Gewalt unter vier Oberhäupter getheilt war; aber so verhält es sich doch: der monarchische Gedanke in Bezug auf die inneren Verhältnisse machte sich in den verschiedenen Gebieten zugleich geltend. An die Stelle der Vorrechte der römischen Bürger, der mit der Prärogative des Senats zusammenhängenden administrativen Einrichtungen erscheint eine Gesammtheit, die auf den Begriff der allgemeinen Gleichheit und der allgemeinen Pflicht, zur Vertheidigung beizutragen, beruht. Die Stufenfolge der Beamten, die durch Prädikate, die der einem jeden zuertheilten Würde entsprechen, unterschieden wurden, bildete, so zu sagen, eine politische Hierarchie, von der Alles abhing, an deren Spitze der Begründer der neuen Dinge Diocletian die leitende Gewalt ausübte; denn die Cäsaren standen ihm nicht gleich und Maximian hing von ihm ab. Diocletian ging nun auch zu einem an die orientalischen Gewohnheiten anknüpfenden Ceremoniell über.

Was schon unter Alexander dem Großen die Verschmelzung der beiden Elemente verhindert hatte, die Verschiedenheit der dem Oberhaupte dargebrachten Verehrung trat jetzt erst in voller Wirksamkeit hervor. Die Salutation in griechischer und römischer Weise wurde in Adoration nach dem Muster der persischen Könige verwandelt. Nichts war für Cäsar verderblicher gewesen, als die Andeutung, er könne das Diadem, wenigstens außerhalb Roms zu führen in den Fall

kommen. Eben das setzte nun aber Diocletian, der keine Rücksicht auf die Hauptstadt nahm und zu nehmen brauchte, eigenmächtig ins Werk; er trug das breite Stirnband, welches die Herrschaft bedeutete. Das römische Reich hatte seinen Mittelpunkt nicht mehr in Rom. Ueber den Trümmern der nicht mehr haltbaren griechisch-römischen Einrichtungen erhob sich ein neues Gebäude der Administration, des Krieges, der Justiz, dessen Kraft in einer Centralgewalt gesammelt war, und sich nun von Oben her durch alle Bezirke der neuen Verwaltung ergoß — ein mächtiger politisch-militärischer Körper.

Aber eine große Association im Reiche gab es, die sich der neuen, auf das Zusammenfassen aller Kräfte behufs eines Kampfes gegen die Nachbarn berechneten Ordnung der Dinge nicht fügte noch fügen konnte. Es war die christliche Kirche, die unter all den Widertwärtigkeiten, die sie erduldet hatte, nur stärker angewachsen war. Das römische Recht war durch die Cäsaren zu allgemeiner Geltung gelangt und schloß sich der Idee ihrer Macht an; die christliche Kirche widerstrebte derselben.

Denn noch immer nicht war in dem römischen Reiche die Veränderung eingetreten, die Justinus Martyr gefordert hatte. Der Begriff der höchsten Gewalt war unter all den eingetretenen Schwankungen doch nicht dahin verändert worden, daß für eine abweichende Religionsmeinung ein freier Raum geschaffen worden wäre. Vielmehr trat eben in diesen Zeiten der Punkt, in dem sie einander widersprachen, stärker als je hervor.

Schon über die Verfolgungen unter Valerian finden wir in einem Briefe des Bischofs Dionysius, sie seien dadurch

veranlaßt worden, daß die Christen die Beschwörungsformeln, welche man nach altem Ritus vollzog, perhorrescirten; durch ihren Widerspruch aber sei dann geschehen, daß die Ceremonien überhaupt unwirksam blieben. Ein ähnliches Motiv trat jetzt unter Diocletian ein, unter welchem der persische Krieg einige Jahre hindurch das Verhältniß war, welches die Thätigkeit des Gesamtreiches am meisten provocirte; den immer wiederholten Unternehmungen der Saffaniden in Asien glaubte man nur durch eine strenge Beobachtung altrömischer Gebräuche begegnen zu können. Formeln und Ceremonien, denen man eine geheimnißvolle Wirkung zuschrieb, waren dabei unumgänglich. Daß nun die Christen dem widersprachen, wurde als Verbrechen betrachtet. Einst als Diocletian aus den Eingeweiden der Opferrthiere die Zukunft erforschen wollte, kamen die Wahrzeichen nicht zum Vorschein, so oft auch die Opfer wiederholt wurden. Der Meister der Haruspices, der den altetruskischen Namen Tages führte, erklärte endlich, das rühre daher, weil bei dem Opfer ungläubige Menschen zugegen seien. Diesen Vorwurf nahmen die Christen mit einer gewissen Freudigkeit an; ein christlicher Autor versichert, die anwesenden Christen hätten mit dem Zeichen des Kreuzes die Dämonen verschucht¹⁾. Er läßt es zweifelhaft, ob Tages das Zeichen des Kreuzes gesehen habe oder nicht. Darin liegt der Anlaß einer ebenso tief eingreifenden, wie umfassenden Zwietracht, daß der Götterdienst, an den sich die Hoffnung eines siegreichen Feldzuges nun einmal knüpfte, in Gegenwart der Christen nicht mehr realisirt werden konnte. Es ist der Aberglaube der Haruspices, der den Anlaß zu den Verfolgungen gab. Die

1) Lactantius, de mort. persec. c. 11.

Religion der Legionen und der Imperatoren gründete sich auf jene Eingeweideschau, welche in dem zweiten und dritten Jahrhundert eine in das ganze Leben eingreifende Wirksamkeit ausübte. Und so war es wirklich ein Ereigniß von hoher religiös-politischer Bedeutung, daß die Christen sich dem opponirten. Der Kreis, in welchen die Vorstellungen der alten Welt über das Verhältniß des Göttlichen zu dem Menschlichen durch den Naturdienst gebannt worden waren, wurde damit durchbrochen, was dann auch auf die Idee der höchsten Gewalt Bezug hatte: denn eben auf diesen Gebräuchen und Vorstellungen beruhte die Anerkennung des Imperators.

Durch diesen gar nicht mehr auszugleichenden Conflict wurde nun Diocletian, der überall die Mittel anwandte, durch welche er zu seinem Zwecke zu gelangen hoffte, bewogen, jene drei Edicte zu erlassen, die ihm den Ruf des gefährlichsten aller Christenverfolger zugezogen haben. Er befahl, die Kirchen niederzureißen, die heiligen Schriften zu verbrennen; die Christen sollten keiner Würde noch Ehre fähig sein; sie sollten die Rechte römischer Bürger verlieren und die Freigelassenen ihrer Freiheit verlustig gehen¹⁾. Die Vorsteher der Kirchen sollten eingesperrt werden und ihre Freiheit nur dann wiedererlangen, wenn sie opfern würden. Endlich folgte ein noch

1) Die beiden Hauptberichte über den Inhalt der Edicte bei Eusebius und Lactantius stimmen im Ganzen überein; bieten aber doch einige Differenzen dar. Die Worte, die sich in dem ersten Edict vom 24. Februar 303 auf die Freigelassenen beziehen, finden sich nur bei Eusebius; das *οἱ ἐν οὐκείαις* ist von Valesius in seiner lateinischen Uebersetzung der Kirchengeschichte VIII, 1 unzweifelhaft richtig als *liberti* gefaßt worden; im Buche *de martyribus* (in prol.) hat er es wiedergegeben mit *plebeji et in ministerio constituti*, was zu mancherlei Anstoß Veranlassung gegeben hat. Rufinus übersezt: *ne si quis servorum permansisset Christianus libertatem consequi posset*.

umfassenderes Gesetz, nach welchem die Christen, allenthalben, Stadt für Stadt, zum Opfern gezwungen werden sollten. Todesstrafe ist darin nicht verhängt; soweit wollte Diocletian nicht gehen; er meinte, die Christen durch die strengen Verordnungen, die er erließ, zum Abfall von ihrer Religion zu zwingen. Wir werden versichert, daß die von den Beamten verhängten Strafen noch qualvoller gewesen seien, als der Tod. Alle die neuen, erst vor Kurzem geschaffenen Beamten wetteiferten, die Einen aus Dienstbeflissenheit, um immer höher zu steigen, die Andern aus Furcht, um nicht selbst gestraft zu werden, das Edict auszuführen¹⁾. Die christlichen Kirchen, wie man damals noch sagte, Conventikel, wurden zerstört, mit ihnen zuweilen ganze Ortschaften. Was im Einzelnen nicht immer ohne Uebertreibung gemeldet wird, bezieht sich auf Palästina, Asien und Äthiopien, die Gebiete des Galerius, der den vornehmsten Antrieb zu Allem gegeben haben soll, und des Diocletian selbst. Auch Maximian und Constantius waren aufgefordert worden, die Edicte zu vollziehen, obwohl man sie bei deren Erlaß nicht gefragt hatte. Maximian fügte sich, Constantius aber war ein wirklicher Freund der Christen; bei ihm hatten sie, selbst wenn sie anderwärts verfolgt wurden, einen sicheren Rückhalt gefunden. Nicht als ob er ein Christ gewesen wäre, aber er gehörte der gebildeten Klasse an, welche die wilden Götzendienste verabscheute und dem Monotheismus huldigte. Um den Edicten Diocletians nicht gradezu zu widerstreben, ließ er die kirchlichen Gebäude zerstören, die Menschen aber, wie der christliche Autor sagt, die eigentlichen Tempel Gottes schonte er²⁾.

1) Lactantius, Instit. divin. V, 11.

2) Lactantius, de mort. persec. c. 15.

In diesem doch immer sehr gewaltsamen Zustande trat in Diocletian eine Verstimmung ein, welche eine Abnahme seiner Energie im Gefolge hatte. Er fühlte sich so wenig sicher wie seine Vorgänger; er soll einer Verschwörung von Christen und Eunuchen auf die Spur gekommen sein.

Noch einmal kehrte er nach Rom zurück¹⁾; das römische Volk hatte das Vergnügen, einen orientalischen Triumphzug nach dem Capitol führen zu sehen, bei dem die Bilder der Frauen und der Kinder des Narses und der ihnen entriffene Schmuck auf Tragbahren vorgeführt wurden²⁾. Aber hiebei trat doch auch der Widerspruch der alten Zustände mit den neuen hervor. Diocletian empfand es als eine Beleidigung, wenn das römische Volk Beweise davon gab, daß es seine alte Freiheit noch nicht vergessen hatte. Mißvergnügt verließ er Rom, ohne auch nur das Consulat, das ihm für das Jahr 304 votirt war, daselbst antreten zu wollen. Auf der langen, unbequemen Reise ward er von einer Krankheit ergriffen, sodaß er, in seine eigene Hauptstadt Nicomedien zurückgekommen, sich von aller Gesellschaft zurückzog; man meinte bisweilen, er sei schon todt. Diesen Zustand wollte

1) Nach Hieronymus in seiner Uebersetzung des Chronikon des Eusebii wären die Frau des Narses, seine Schwestern und seine Kinder dem Triumphwagen vorangegangen. Das läßt sich aber nicht annehmen, weil diese nach Patricius schon eine Reihe von Jahren vorher dem Narses zurückgegeben waren. Aus demselben Grunde muß man auch die Stelle des Eutrop IX, c. 27: *pompa ferulorum illustri, qua Narsei conjuges sororesque et liberi ante currum ducti sunt*, dahin verstehen, daß ihre Bilder aufgeführt worden sind. Bei Hieronymus liegt eben diese Stelle des Eutrop zu Grunde. Auch der Ausdruck des Chronographen von 354, der des Narses selbst gedenkt, kann nur von Abbildungen verstanden werden: *Regem Persarum cum omnibus gentibus et tunicas eorum... circa templa... posuerunt*.

2) Er feierte in Rom die Bicennalien 20. Dezember 303 u. Ae.

Galerius, der doch eigentlich die großen Siege gegen die Perser erfochten hatte, nicht ertragen; er war mit der Stellung als Cäsar nicht mehr zufrieden; er war durchdrungen von dem alten Ehrgeiz der römischen Heerführer, der in ihm den getroffenen Einrichtungen gemäß nur in etwas veränderter Form erschien. Wenn Briefe anlangten, auf denen er als Cäsar bezeichnet wurde, so hat man ihn ausrufen hören: „Wie lange noch Cäsar?“ Mit Maximian gerieth er in offene Feindseligkeit und drohte ihm mit bürgerlichem Krieg. Die Unthätigkeit seines eigenen Augustus, Diocletian veranlaßte ihn, sich in Person nach Nicomedien zu begeben, wo es ihm dann wirklich gelang, denselben zur Abdankung zu bewegen.

Auf einer Anhöhe bei Nicomedien versammelten sich die anwesenden Truppen; Diocletian sprach aus, daß er unfähig sei, das Reich ferner zu verwalten; er ernannte Galerius zum Augustus¹⁾. Wenn man sich nun erinnert, daß auch die Herrschaft des Maximian von einem solchen Entschlusse des Mitgenossen abhing, so war auch für diesen die Abdankung eine Nothwendigkeit, wie sie denn auch in derselben Zeit erfolgt ist. Aber Galerius wollte nicht allein Augustus sein; er wollte Cäsaren neben sich haben, die dann zugleich auf jener Anhöhe ernannt wurden, Maximinus und Severus²⁾. Ueberlegt man sich Alles, so lag darin eine Veränderung in der Regierungsform und den herrschenden Persönlichkeiten, die einer Umwälzung gleichkam. An und für sich ließ die von Dio-

1) Am 1. Mai 305 u. Ae. nach Lactantius, de mort. persécut. 19, 1; 46, 8; daß diese Datirung, nicht die der Fasti Idatiani (1. April) die richtige ist, zeigt Hunziker in den Untersuchungen zur römischen Geschichte, herausgegeben von Bübinger II, p. 207 ff.

2) Flavius Valerius Severus, Galerius Valerius Maximinus, der den Beinamen Daza führt.

cletian combinirte Verfassung nicht auf langen Bestand rechnen. Eine gemeinschaftliche Regierung zweier Augusti und zweier Cäsaren war eine treffliche Auskunft für den Moment, aber für ein ruhiges Bestehen bot sie doch keine Bürgschaft dar. Denn, wenn sich vier Mittelpunkte der Gewalt bildeten, so konnte nicht fehlen, daß bei dem einen oder dem andern Tendenzen hervortraten, die dem allgemeinen Interesse entgegenliefen; die Regierungen waren in gewisser Art unabhängig von einander, aber doch auf einander angewiesen. Und wie schwer war es, wenn in einem der Theile eine Veränderung stattfand, daß dieselbe auch in den anderen Anerkennung finden würde.

Die Abdankung in Nicomedien mochte insofern heilsam für den Orient sein, als sie die höchste Autorität wieder in feste Hände brachte. In Folge der ersten Vereinbarung Diocletians mit Maximian erreichte sie aber auch den Occident. Maximian konnte sich nicht weigern, nach dem Beispiele Diocletians ebenfalls zu abdiciren. Da kam nun das Meiste auf Constantius Chlorus an, der immer selbständige Gesinnung bewährt und eine Stellung von eigenthümlicher Bedeutung erlangt hatte. Wie Galerius im Osten, so hatte Constantius im Westen die Macht des Reiches behauptet, und, wenn Diocletian und Maximian vor der unmittelbaren Ausübung der Gewalt zurücktraten, so hätte es in der Natur der Sache gelegen, daß wie Galerius im Osten, so Constantius im Westen die oberste Stelle eingenommen hätte. Auch waltet darüber kein Zweifel ob, daß er als Augustus anerkannt wurde. Auf den Münzen erscheinen Galerius und Constantius als Consuln, was sie im Jahre 305 waren, und zugleich

als Augusti¹⁾. So lesen wir auch die Namen derselben vereinigt in verschiedenen Inschriften und in dem Eingang kaiserlicher Constitutionen. Wir finden die Nachricht, man habe Constantius angeboten, Italien und Afrika, welche durch die Abdankung Maximians ihren unmittelbaren Gebieter verloren hatten³⁾, zugleich mit Gallien, das er behalten haben würde, unter seine Verwaltung zu nehmen. Ein großes occidentales Reich wäre dann in seine Hände gekommen. Constantius jedoch lehnte dies ab. Was ihn dazu bewog, läßt sich wohl auch ohne ein bestimmtes Zeugniß mit einer gewissen Sicherheit angeben; er war soeben mit der Unterwerfung des nördlichen Britanniens beschäftigt, was zur Behauptung der nördlichen Grenzen des Reiches nothwendig war, und eine Aus-

1) Auf dem Revers der Münzen des Constantius, auf deren Vorderseite er als Augustus bezeichnet wird, findet sich die Bezeichnung Consul V. d. i. des Jahres 305; oder die Legende Consul(es) Augg. (Augusti), die entweder auf das Jahr 305 oder 306 hinweist; in diesen beiden Jahren bekleidete er gemeinsam mit Galerius das Consulat. Auch die Consecrationsmünzen bezeichnen ihn als Augustus.

2) Es giebt zwei Constitutionen des Jahres 305 vom 6. September (Cod. Just. VI, 9, 7) und vom 22. Dezember (V, 45, 2), in denen Constantius und Galerius, indem der Name des ersteren voransteht, als Augusti, Severus und Maxentius als Cäsaren bezeichnet sind. Eben das ist auch auf einer in den Thermis des Diocletian zu Rom gefundenen Inschrift der Fall, in welcher zugleich und zwar ganz zuerst Diocletianus et Maximianus invicti seniores Augusti patres Imperatorum et Caesarum genannt werden. Auf einer bei der numidischen Stadt Thibilis, bei dem heutigen Annonah gefundenen Inschrift, in der (nach unzweifelhafter Restitution) das sechste Consulat des Constantius angegeben ist, die also aus dem Jahre 306 herrührt (Corp. inscr. lat. VIII, p. 542, nr. 5528), wird Constantius ebenfalls als Augustus bezeichnet.

3) Entrop X, 1: divisus ita Romanus orbis, ut Galliam, Italiam, Africam Constantius, Illyricum, Asiam, Orientem Galerius obtineret, sumptis duobus Caesaribus. Constantius tamen contentus dignitate Augusti Italiae atque Africae administrandae sollicitudinem recusavit.

dehnung seines Machtbezirkes würde die intensive Kraft seiner Machtstellung eher geschwächt als gesteigert haben. Ueberdies war er bereits hoch in Jahren und von Krankheiten heimgesucht, die seine Thatkraft, wenn nicht lähmten, so doch beschränkten. Ein großes Ereigniß war es aber, wenn der vornehmste Machthaber im Occident es ausschlug, Italien und Afrika zu übernehmen. Denn damit erhob sich die neue Frage, wie diese Kernländer des Reiches und die alte Hauptstadt selbst fortan regiert werden sollten. Der Sohn Maximians, Maxentius, trug kein Bedenken, die Herrschaft in Italien und Afrika in Anspruch zu nehmen¹⁾. Es erhellt nicht mit Bestimmtheit, ob er dies im Einverständnis mit seinem Vater Maximian oder nur aus eigenem Antriebe gethan hat. Bei dem leichtbeweglichen Sinne Maximians, der von Natur voll von dem alten imperialistischen Ehrgeiz war, ist das Erste das Wahrscheinliche. Wie dem aber auch sei, so lief es doch dem bisherigen System geradezu entgegen, wenn in Italien und Afrika eine neue Gewalt im Widerspruch mit den alten Satzungen und Verfassungen sich organisirte. Es ließ sich nicht anders erwarten, als daß zwischen Galerius und Maxentius hierüber ein offener Kampf ausbrechen würde. Dazu aber kam der gebrechliche Zustand, in welchem sich Constantius befand. Wie einer der Panegyristen sagt: er fühlte, daß er zu den Göttern gehen werde. Wenn er starb, so schien das ganze Regiment an Galerius und dessen Cäsaren übergehen zu müssen. Diocletian zog sich nach Salona zurück

1) Marcus Aurelius Valerius Maxentius; zum Augustus wurde er am 27. October 306 ausgerufen (Lactantius, de mort. persec. c. 44). Es giebt von ihm auch Münzen, auf denen er nur als Cäsar bezeichnet wird; diese sind sämmtlich carthagischen Ursprungs (Eckhel VIII, p. 55).

und enthielt sich zunächst aller Theilnahme an den leitenden Geschäften. Aber seine Abdankung war doch keineswegs eine vollständige; sein Bild und das seines früheren Mitaugustus wurden noch immer in den Provinzen als die der Inhaber der höchsten Gewalt verehrt.

Die politische Differenz war zugleich eine religiöse. Die eigentliche Verfolgung wüthete im Orient, nicht im Occident, nahm aber einen Anlauf, auch dahin vorzudringen. Wäre Galerius in Italien und in Gallien Meister geworden, so würden die Verfolgungen auch den Occident erreicht haben: Niemand kann daran zweifeln.

In beiderlei Beziehungen bildete das nahe Ableben des Constantius eine Gefahr, wenn derselbe nicht einen Nachfolger von Charakter und Gesinnung fand, der dem allgemeinen Sturme zu widerstehen den Entschluß faßte. Ein solcher war sein älterer Sohn Constantin.

Fünfzehntes Capitel.

Constantin genannt der Große.

Den Beinamen der Große hat Constantin, wenn wir dies vorausschicken dürfen, nicht etwa wie Alexander durch ausgebreitete Eroberungen, sondern durch eine Consolidation im Inneren, welche die folgenden Jahrhunderte beherrscht hat, erworben.

Er hat die beiden Weltkräfte, die einander widerstrebten, die Macht des römischen Imperiums und die neue Weltreligion, das Christenthum, ausgeöhnt. Das erste ist dadurch noch einmal lebensfähig geworden, der zweiten wurde die Bahn zu innerer Durchbildung und zu weitester Ausdehnung nach Außen eröffnet. Es ist eins der vornehmsten Ereignisse der gesammten Geschichte.

Man begreift es und es könnte gar nicht anders sein, als daß eine traditionelle Auffassung desselben von Anfang an sich gebildet und dann fortgepflanzt hat. Selbst für den Fall, daß darin mehr Wahrheit enthalten wäre, als gewöhnlich in dem Fabelhaften, können wir davon abstrahiren. Wir haben nur den geschichtlichen Verlauf, so weit er erkennbar ist, nachzuweisen, wobei dann die Wahrnehmung hervortritt, daß zwei verschiedene Begebenheiten sich in einander verflechten: Feststellung der Succession und die Begründung der

Freiheit des christlichen Bekenntnisses. Auch die erste ist, wie die Geschichte des Kaiserthums zeigt, von eminenter Wichtigkeit. Sie bildete eine durch alle die Schwankungen und Katastrophen, die man erlebt hatte, noch nicht gelöste Aufgabe. Das Eine war mit dem Anderen auf das engste verwoben.

Emporkommen Constantins zum Imperium.

Der älteste Sohn des Constantius aus seiner ersten Ehe mit Helena, von der er sich hatte scheiden müssen, als er sich mit der Stieftochter Maximians vermählte, war Cajus Flavius Valerius Aurelius Claudius Constantinus, der als Geißel für die Treue des Vaters am Hofe Diocletians verweilte und diesen bei seinen Reisen durch das Land begleitete. Dabei ist er auch Zeuge der damaligen Christenverfolgungen gewesen, wie man aus seinen späteren Aeußerungen sieht, zum größten Schmerz seiner Seele. Und schon zog er durch seine kräftige, körperliche Erscheinung und hervorragende Gaben seines Geistes die Aufmerksamkeit derer auf sich, die die Zukunft ins Auge faßten. Obwohl zu hohem militärischen Rang gestiegen, sah er sich doch eifersüchtig begarwöhnt und entzog sich der einseitigen Macht, die Galerius auszuüben begann, durch Flucht. Er trat bei seinem Vater ein, als derselbe eben nach Britannien gehen wollte und war gegenwärtig bei dessen Tode, welcher am 25. Juli 306 in Nordbritannien eintrat¹⁾. Die Ueberlieferung ist, der Vater

1) Der Tag des Todes wird in den Fasti Idat. Chron. Pasch. p. 278 B und Socrates, Hist. eccles. I, c. 1 angegeben. Abweichend von der gewöhnlichen und beglaubigten Ueberlieferung läßt der Chronograph von 354 den Constantius in Gallien sterben, — was schon Eusebius angenommen zu haben scheint.

habe den Sohn als seinen Erben anerkannt und ihn selbst aufgefördert, seine jüngeren Geschwister in Schutz zu nehmen. Denn bereits glaubte man Grund zu haben, für deren Zukunft fürchten zu müssen. Man hat es Constantin immer zum Ruhme angerechnet, daß er den Tod seines Vaters ruhig abwartete. Nachdem derselbe erfolgt war, wurde Constantin von dem Kriegsvolk zum Imperator ausgerufen; ein alemannischer Fürst, der mit seinen Schaaren zugegen war, hat sich dabei besonders thätig erwiesen. Constantin weigerte sich einen Augenblick, die Würde anzunehmen; er soll seinem Pferde die Sporen gegeben haben, um der Ehre, die man ihm anthun wollte, zu entgehen. Aber indem er den Tod seines Vaters mit Thränen beklagte, wurde er mit dem Purpurmantel bekleidet. Er übernahm dann die Nachfolge desselben, jedoch nicht, ohne sich die Beistimmung der älteren Inhaber der höchsten Gewalt, welche bisher nur immer als eine einzige und zusammengehörige betrachtet worden war, vorzubehalten. Er nahm zuerst den Titel Cäsar an, und in dieser Stellung wurde er von Galerius anerkannt.

Nach allen Seiten setzte dann Constantin die Unternehmungen fort, in denen sein Vater begriffen gewesen; besonders den Germanen in Gallien erwies er sich als ein schonungsloser und überlegener Feind. Man rühmte ihn, daß er die Stelle eines Oberbefehlshabers, die er in jüngeren Jahren als die Helden der römischen Vorzeit übernommen, doch ebensogut verwaltet habe. Diese an sich einfache Stellung wurde dadurch scheinbar bestätigt, aber zugleich modificirt, daß Maximian dem jungen Cäsar seine Tochter Fausta zur Gemahlin gab. Aus dem Panegyricus vom Jahre 307 erhellt, daß man in dieser Ehe eine Gewähr für

die künftigen Successionen in regelmäßiger Folge erblickte. Denn des Wechsels der Herrscher waren die Provinzen überhaupt müde.

Eine andere Wirkung dieser Verbindung lag darin, daß Constantin dadurch in die zweifelhafte Politik Maximians verflochten wurde. In Rom war, wie berührt, unter Beistand der Prätorianer dessen Sohn Maxentius zum Imperator erhoben worden, was dann unmittelbar einen Angriff des Galerius auf Rom veranlaßte. Severus, der damals in Italien stand, jetzt zum Augustus erhoben, sehr zum Verdruß Constantins, wurde von Galerius beauftragt, sich Roms zu bemächtigen¹⁾. Aber Severus stieß bei seinem Unternehmen auf unerwarteten Widerstand: die von ihm aufgebotenen Truppen gingen zu dem Sohne ihres Führers Maximian über, und dieser selbst trug kein Bedenken, an dem Kriege theilzunehmen; er brachte Severus, der in seine Hände gerieth, um²⁾. Hierauf erhob sich Galerius selbst; mit einem stattlichen Heere gelangte er bis vor die Hauptstadt. Aber die vor Kurzem errichteten aurelianischen Befestigungswerke zeigten sich widerstandsfähiger, als er erwartet hatte, und in den Truppen traten gegen ihn dieselben Antipathien hervor, wie gegen Severus³⁾. Man fand es seltsam, daß ein römischer

1) 307 u. Ae. (Hieronymus, Fasti Idat.).

2) Der Chronograph von 354 sagt: ipse se interfecit, — was durch den Bericht des Lactantius, de mort. pers. c. 26: venis incisus leniter mori coactus est — erläutert wird. Nach Zosimus und dem Anonymus Vales. wurde Severus erdrosselt. Der Chronograph giebt dem Severus ein Imperium von 3 Jahren 4 Monaten 15 Tagen, so daß er als den Tag von dessen Erhebung in Uebereinstimmung mit den Fasti Idat. den 1. April 304 annimmt. Severus würde dieser Annahme zufolge am 16. August 307 umgekommen sein.

3) Lactantius, de mort. pers. c. 27: Legiones translatis signis

Imperator ein Heer gegen Rom selbst heranzühre. Seinen Rückzug bezeichnete Galerius mit entsetzlichen Verheerungen, sodaß man ihm die Idee zugeschrieben hat, Italien gänzlich zu verwüsten und den Sitz des Reiches nach Dacien zu verlegen.

Maximian, dessen Vorkehrungen das Meiste dazu beigetragen hatten, um den Angriff des Galerius zurückzuweisen, faßte nun die Absicht, wieder als Augustus aufzutreten und sich in den Besitz der höchsten Gewalt zu setzen; er machte den Versuch, seinen Sohn in Rom selbst der Herrschaft zu entkleiden. Er hat demselben wohl einmal im wildesten Affekt den Purpurmantel von den Schultern gerissen. Aber bei den Prätorianern fand der Sohn größere Hinneigung, als der Vater, der wie eine Art von Parteigänger erscheinen mochte; Maximian wurde genöthigt, Rom zu verlassen. Auf einer Zusammenkunft in Carnuntum im Spätjahre 307 hat er dann eingewilligt, daß unter der Beistimmung des Diocletian Valerius Licinianus Licinius, ein alter Waffengefährte des Galerius, an Stelle des Severus zum Augustus ausgerufen wurde ¹⁾. Zwischen Licinius und Maxentius war für Maximian kein Platz in Italien; er begab sich zu seinem Schwiegersohn nach Gallien, wo ihm dieser alle mögliche Ehre erwies, aber dann in ein Zerwürfniß mit ihm gerieth, welches einen blutigen Ausgang nahm. In dem Besitz der Macht liegt ein Zauber, von welchem sich Maximian am wenigsten losmachen konnte. Dort, wo er seine ersten Siege erfochten und den Zustand hergestellt hatte, auf dem Alles beruhte, glaubte er

imperium reliquerunt oder *Galerium*: denn so muß man wohl statt *imperium* lesen.

1) Am 11. November 307 nach dem Chron. Pasch. p. 279 B. Wietersheim, Geschichte der Völkerwanderung III, 484, N. 62, folgt den Fasti Idat. und nimmt das Jahr 308 an.

allezeit auf die höchste Autorität Anspruch machen zu können. Auch fand sich unter den dortigen Truppen eine Partei, welche ihn anerkannte, sodaß er den schon zweimal abgelegten Purpur zum dritten Male annahm und in Massilia als gebietender Imperator auftrat. Constantin war soeben in einem Feldzug gegen die Franken beschäftigt; auf diese Nachricht aber wandte er sich mit den ihm unbedingt gehorsamen Schaaren von dem Norden nach dem Süden. Das sonderbarste Zusammentreffen, das sich denken läßt, fand nun vor den Mauern von Massilia statt. Maximian erschien auf den Zinnen derselben; Constantin fragte ihn, was er denn eigentlich beabsichtige; Maximian antwortete mit beleidigenden Schmähreden. Aber indem er sich noch in denselben erging, öffneten die Truppen, die er zu beherrschen glaubte, die Thore; er wurde der Gefangene seines Schwiegersohnes. Das war sein Geschick: mochte er versprochen haben, was er wollte, so hegte er doch einen so unvertilgbaren, durch alte Successen genährten, immer wieder aufflammenden imperatorischen Ehrgeiz, daß er sich nie in eine nicht vollkommen unabhängige Stellung finden konnte. Er wich zuweilen zurück; niemals gab er auf. Damals hat er den Versuch gemacht, wie seinem Sohne in Italien, so seinem Schwiegersohne in Gallien zur Seite, die allgemeine Gewalt eines Augustus auszuüben. Aber er erlag den lokalen Mächten, die eine bessere militärische Grundlage hatten. Vor seinem Sohne war er geflohen. Jetzt gerieth er in die Hände seines Schwiegersohnes. Auch in dieser Lage hat er noch, wenn wir recht unterrichtet sind, seine Herrschaftsgelüste nicht aufgegeben. Man berichtet, er habe mit Hülfe seiner Tochter den Schwiegersohn ermorden wollen, aber diese habe sich ihrem Gemahl

ergebener gezeigt, als ihrem Vater; Maximian sei dann durch Constantin umgekommen, nur die Wahl des Todes habe ihm dieser gelassen ¹⁾).

Im folgenden Jahre starb Galerius, nachdem er noch ein Edict erlassen hatte, in welchem er den bisherigen Verfolgungen der Christen Einhalt that, obwohl unter Ausdrücken, welche Haß und Verachtung gegen dieselben athmen ²⁾. Es gab nun abermals vier große Gewalthaber im Reiche: Licinius und Maximinus im Osten, Constantin und Maxentius im Westen.

Zwischen den beiden orientalischen Herrschern that sich der Unterschied hervor, daß der eine, Licinius, in Illyrien in Folge des letzten Toleranzedictes den Christen Schonung angedeihen ließ, der andere, Maximinus Daza, im Orient um so strenger an den Begriffen der alten römischen Religion festhielt. Zwischen Maxentius und Constantin dagegen trat eine persönliche und territoriale Feindseligkeit ein; Maxentius meinte den Tod des Vaters an dem Schwager rächen zu müssen. Er besaß Italien und Afrika; was ihm aber besonders eine allgemeine Autorität verschaffte, war seine Stellung in der alten Hauptstadt der Welt, die er durch seine Prätorianer im Zaum hielt. Unter diesen Umständen schloß Constantin Freundschaft mit Licinius, der jetzt keine religiösen Bedenken mehr im Wege standen; sie wurde durch eine verwandtschaftliche Verbindung verstärkt. Maxentius dagegen stellte eine ansehnliche Heeresmacht in Aethien auf,

1) Maximians Tod fällt in das Jahr 310 u. Ae. (nach Hieronymus und den Fasti Idat.).

2) Galerius starb in der mössischen Provinz Dardania. Sein Tod würde nach Lactantius, de mort. persec. c. 25 in den Frühling des Jahres 311 zu setzen sein.

durch welche er Beide bedrohte. Besonders mochte er hoffen, in den Gebieten des Licinius Einverständene zu finden und Erwerbungen zu machen ¹⁾. Er schien zur allgemeinen Herrschaft nach Osten und nach Westen hin emporzustreben. Aber eben eine solche wollte Constantin, der von derselben am meisten betroffen worden wäre, nicht wieder aufkommen lassen. Im Frühling des Jahres 312 überstieg er mit seinem nicht eben großen, aber kriegsgeübten und ergebenen Heere die cottiſchen Alpen. Seine Truppen nahmen den Schlüssel der Alpenpässe, Susa, durch einen raschen Anlauf in Besitz: denn mit einer langen Belagerung konnten sie sich nicht aufhalten; sie eroberten die Stadt mit Sturm und waren dann ihrem Führer folgsam genug, um sich auf seinen Befehl aller Plünderung zu enthalten. Nun aber erst erschienen die Heerhaufen des Maxentius im Feld. Den vornehmsten Bestandtheil derselben bildete eine Schaar von Kataphrakten, wie sie die Perser und ihre Verbündeten in den orientalischen Kriegen ausgebildet und die Römer angenommen hatten — schwergerüstete Reiterei, in der Mann und Pferd durch Panzer gegen Hieb und Stich geschützt waren. Diese rückten dem Heere des Constantinus kräftig vordringend entgegen. Aber Constantin setzte ihnen, wie dort schon Aurelian, eine mit starken Keulen ausgerüstete Reiterei entgegen, welche eine besondere, in den germanischen Kriegen eingeübte Beweglichkeit besaß. Ueberdies dienten viele Germanen unter Constantin, die dann viel dazu beitrugen, die aus dem Orient herübergewommene Ausrüstung des Maxentius unwirksam zu machen. Der Kavallerie des Constantin gelang es, die Flanken

1) Zosimus II, c. 14.

der Feinde zu durchbrechen, dann die gepanzerten Reiter niederzuwerfen und zu vernichten. Durch diese beiden Handlungen, die das Gemeinsame haben, daß ein wohlgerüsteter Feind durch rasche Thatkraft überwältigt wird, wurde Constantin Meister in dem oberen Italien; Margentius wurde von den Vorkehrungen, die er in Rhätien getroffen haben mochte, abgedrängt. Constantin ward noch ein Mal, als er Verona belagerte, von einem feindlichen Heere, das zum Entsatz heranrückte, in Gefahr gebracht, aber er entschloß sich, zugleich die Belagerung fortsetzen zu lassen und selbst persönlich dem Feinde entgegenzugehen. Damit gelang es ihm besser, als unserem Friedrich bei Colin. Constantin schlug den Feind und nahm Verona in Besitz, was dann eine so durchgreifende Wirkung hatte, daß auch die Besatzung des festen Aquileja ihn als Herrn begrüßte und zu ihm überging. ↓

So scheiterten die Absichten des Margentius, die gegen die Stellung Constantins in Gallien gerichtet waren. Der Gegensatz der beiden Oberhäupter nahm nun eine noch umfassendere Gestalt an. Wir werden wohl nicht irren, wenn wir die raschen Successes Constantins zum Theil von der Verbindung, in die er zu Vicinius trat, herleiten. Denn Vicinius hätte ihm wenigstens große Hindernisse in den Weg legen können. Diese Allianz hatte nun aber noch eine andere Folge. Maximinus, der durch die Vereinigung des Vicinius mit Constantin beunruhigt war, verband sich mit Margentius; sie hatten hiebei, soviel wir erfahren, auch den alten Diocletian auf ihrer Seite, den man in großen Krisen immer aus seiner Einsamkeit herauszutreten bewog. Es bildeten sich also zwei Gegenbündnisse, die den Orient und Occident umfaßten und zugleich eine religiöse Seite hatten.

Denn wie hätte nicht ein Heer, das dem alten Götterglauben anhing, von dem Prästigium des capitolinischen Jupiter, das durch die Mauern Aurelians neu befestigt worden war, betroffen werden; wie hätte es nicht dasselbe Schicksal befürchten sollen, das kurz zuvor Severus und Galerius, die doch Augusti waren und allgemein anerkannte Rechte besaßen, erfahren hatten? Constantin bedurfte eines Heeres, welches für dies Prästigium der alten Hauptstadt der Welt unzugänglich war. Dadurch aber wurde für ihn selbst der christliche Glaube ein unschätzbare Bundesgenosse. Der Schutz der Christen war eine der Verlässenschaften seines Vaters, dessen Regiment in seiner Besonderheit er recht eigentlich fortsetzte. Aus der allgemeinen Lage und den vorliegenden Fragen ergiebt sich, wie Constantin auf den Gedanken gerathen konnte, in dem Kreuzeszeichen werde er siegen. Auf die Wundererscheinungen, mit welchen die christliche Legende, die sehr früh beginnt, den Uebertritt Constantins zum Christenthum motivirt, kommt es hiebei nicht an¹⁾. Das wahre Wunder ist, daß der römische Imperator von den Götterdiensten, auf welchen bisher das römische Reich beruhte, zu dem Glauben an den Einen Gott überging. Die Haruspices, in denen sich der Dienst der alten Götter, die mit der Idee von Rom identisch waren, repräsentirte, setzte sich dem Vorhaben des Constantin mit dringenden Warnungen entgegen. Constantin aber glaubte nicht mehr an die besonderen Götter, sondern, wie sein Vater, an den Gott des Alls, dessen Symbol das Zeichen des Kreuzes war. Er hat nicht allein

1) Ich gedenke in der Folge den christlichen Autoren einen besondern Artikel zu widmen, wobei auch von diesen Traditionen die Rede sein wird.

bei der großen Anzahl der Christen Unterstützung gesucht, sondern die Macht des Gottes, den sie bekannten, und das Zeichen des Kreuzes sollte die Feinde vor ihm her zersprengen. Der Kriegszug, den er unternahm, bedeutete in Wahrheit den Kampf zwischen dem Monotheismus, wie er in dem Christenthum zur Erscheinung kam, und dem Polytheismus, welcher sich in den capitoliniſchen Göttern darstellte. Es ist ganz ernstlich gemeint, daß es sich nun zeigen mußte, wer am stärksten sei: die Gottheiten von Rom oder der Gott der Christen, d. h. welcher von beiden Religionen die Zukunft der Welt gehöre. Eine historisch glaubwürdige Nachricht liegt vor, nach welcher Constantin eben in diesem Kampfe gegen Rom und Maxentius den Christen erlaubte, das Monogramm ihres Glaubens auf ihren Schilden anzubringen.

Für Maxentius konnte es zweifelhaft scheinen, ob er sich auf die Vertheidigung der Stadt beschränken oder vor den Mauern eine Schlacht liefern sollte. Wenn man die vorliegenden Nachrichten combinirt, so muß man schließen, daß er das Eine und das Andere zu vereinigen gedachte. Die zahlreichen Truppen, die er gesammelt hatte, nahmen eine Stellung jenseit des Tiber, nicht jedoch ohne eine Schiffbrücke anzulegen, mittelst welcher sie im Nothfall sich auf die Stadt hätten zurückziehen können. Sie hatten Veranstellungen getroffen, daß diese nicht etwa ihren Feinden zu Gute kommen könnte. Wenn wir recht unterrichtet sind, zögerte Maxentius anfangs, dem Heere Constantins persönlich entgegenzugehen. Aber von dem Volke gedrängt, und wie man sagt, durch ein Orakel, nach welchem die Feinde von Rom vernichtet werden sollten, er-muthigt, begab er sich endlich selbst in die Schlacht. Die Entscheidung ließ dann nicht lange auf sich warten. Die Fuß-

völker Constantins hielten Stand; seine Reiterei hat vor den Thoren von Rom, wie dort am Fuße der Alpen den Sieg entschieden; sie brachte die feindlichen Schaaren, die lange auf das Tapferste Widerstand geleistet hatten, zum Rückzug. Aber dieser Rückzug verwandelte sich in eine Flucht, wobei sich alle die erwähnten Veranstellungen unnütz erwiesen; die Brücke wurde zerstört; Maxentius selbst hat dabei seinen Untergang mit einem großen Theile seiner Leute gefunden¹⁾. Man wird hier trotz der Entlegenheit der Zeiten an den Angriff Porfennas und die Niederlage an der Allia erinnert; — diesmal aber fehlte es an einem Horatius Cocles und vor Allem an der capitolinischen Burg, um die Feinde zurückzuweisen. Die aurelianischen Mauern hatten Rom gegen die letzten Angriffe geschützt; aber Befestigungen großer Städte können doch nur dann einen Erfolg haben, wenn sie von einer einmüthigen Bevölkerung gegen den andringenden Feind behauptet werden. In Rom war das diesmal nicht der Fall: Maxentius hatte sich durch Gewaltthätigkeiten bei den höheren Klassen selbst verhaßt gemacht. Ungehindert konnte Constantin in die Stadt vorrücken; der Senat war glücklich, der Tyrannei des Maxentius entgangen zu sein; angesehenere consularische Männer, die man gefangen gehalten, erfreuten sich einer unerwarteten Erlösung.

Die Eroberung von Rom durch Constantin ist das größte Ereigniß der Epoche, von welcher die Weltumwandlung ausging. So haben es vor allem die Christen gefaßt; aber auch bei denen, die das nicht waren, findet sich eine anlautende Vorstellung, die gleichwohl eine vollkommen andere

1) Am 27. October (a. d. VI Cal. Novembr. Lactantius, de mort. persec. c. 41, panegy. Nazar. c. 33) 312 (Fasti Idat.).

ist. Nazarius erzählt in seinem *Banegyricus*: man habe ein Heer von schreckendem Lichte umflossen, in wunderbarer blendender Rüstung dem Constantin zu Hülfe kommen sehen; nach dem Siege sei es den Augen wieder verschwunden; dies Heer habe Constantius, jetzt ein Gott, dem Sohne geschickt, der seine Sache besser verfechte, als er selbst ¹⁾. Man erkennt darin die politische Seite des Ereignisses, den Gegensatz, in dem Constantius zu den anderen Machthabern stand: Constantin führt die Sache seines Vaters durch, aber mit dessen Hülfe, der ihn vom Himmel her unterstützt. Der Sieg Constantins über Maxentius erschien auch den Heiden als ein Wunder, und mit der christlichen Tradition trifft es insofern zusammen, als es eine außermenschliche Hülfe ist, die den Sieg des Constantin herbeiführt.

An der Verfassung der Stadt änderte Constantin Nichts; er wohnte den circensischen Spielen bei.

Man erfährt selbst nicht zuverlässig, ob er das christliche Glaubenszeichen, das Labarum in Rom aufgestellt hat, oder nicht. Aber darauf kommt auch soviel nicht an. Der Antheil, den die Christen an seinem Siege genommen hatten, führte sie zwar noch keineswegs zur Herrschaft, aber zur Aufhebung der Verfolgungen und zur politischen Gleichstellung. Und damit stimmte auch der Verbündete Constantins, Licinius überein. In Beider Namen wurde das Edict von Mailand proclamirt, nach welchem die Christen von allen Bedrückungen, die sie bisher erduldet, befreit sein sollten. Wenn das erwähnte Edict des Galerius die gleiche Verfügung in sich schließt, so werden in demselben doch die Grundsätze Dio-

1) Nazarius c. 14: Illi coelo lapsi, illi divinitus missi gloria-bantur, quod tibi militabant.

clétians nochmals proclamirt, die Hoheit des Polytheismus behauptet und jede Concession als eine Gnade betrachtet; jetzt aber wurden die Befenner des Christenthums den Anhängern der alten Dienste gleichgestellt und zwar auf Grund einer Uebereinkunft zwischen den beiden mächtigsten Gebietern.

Daß der Dritte, Maximinus Daza, der entweder von der Toleranz überhaupt Nichts hören wollte oder sie doch nur im Sinne des Galerius verstand, hiegegen Einsprache erheben würde, ließ sich von vornherein erwarten. Ueberhaupt aber lag in dem Untergang des Maxentius zugleich eine Veränderung des allgemeinen politischen Zustandes, um so mehr, da Diocletian im Getümmel dieser Begebenheiten mit Tode abgegangen war. In Maxentius war auch dessen Verbündeter, Maximin, mitbesiegt worden. Und durch die Verbindung zwischen Licinius und Constantin wurde er insofern in seiner Stellung beeinträchtigt, als dadurch eine ihm entgegengesetzte Macht im römischen Reiche constituirt wurde. Mit dem Tode des Maxentius war die volle Hoheit über den Occident an Constantin, dem sich unter Anderem Afrika ohne Weiteres angeschlossen, übergegangen. Durch dessen Verbindung mit Licinius wurde nun auch die Independenz des Orients insofern bedroht, als der dem Constantin eigenthümliche Gedanke der Protection der Christen über alle Provinzen des Reiches ausgedehnt werden sollte. Zwar läßt sich nicht annehmen, daß Licinius positiv für das Christenthum gewesen wäre; was er bewilligte, war nur eben die Bedingung, unter der Constantin ihm seine Freundschaft gewährte. Durch die Familienallianz, die sie eingingen, — Licinius vermählte sich mit der Schwester Constantins —, wurde aber zugleich die Autorität des Licinius im Orient be-

festigt¹⁾. Hiegegen nun erhob sich der Herrscher des Orients mit aller seiner Macht. Auch bei ihm war Religion und dynastischer Ehrgeiz verbunden. Er hielt an den alten Vorstellungen, auf denen das Imperium beruhte, fest; er hat wohl gedroht, alle Christen Jupiter zu opfern. Er hoffte, nicht allein Licinius, sondern auch Constantin über den Haufen zu werfen, was ihn dann zum Oberherrn des Gesamtreichs gemacht haben würde. Er wäre höchst gefährlich geworden, wenn er noch vor dem Tode des Maxentius eingetroffen wäre. Aber soweit wenigstens waren seine Streitkräfte in gutem Stand, daß er unmittelbar nach der Nachricht von der Zusammenkunft in Mailand aufbrechen konnte, um ihren Resultaten vorzubeugen. Es war gegen Ende des Jahres 312, daß er seine orientalischen Legionen über den Bosphorus führte, Byzanz und Perinth in Besitz nahm und dann auf der großen Landstraße, welche die illyrischen Provinzen durchschneidet, vordrang.

Da ist ihm nun Licinius mit seinem bei weitem schwächeren Heere bei Adrianopel begegnet. Aber dies Heer war von der neuen Idee durchdrungen, in welcher sich Licinius und Constantinus vereinigt hatten. Ueberaus merkwürdig ist das Gebet, durch welches sich die Licinianischen Truppen zu ihrem großen Kampfe vorbereiteten; es ist an den höchsten Gott gerichtet, den heiligen Gott, von dem alles Leben ausgeht. Diesen flehen sie an, ihre gerechte Sache und das Imperium, dem sie angehören, zu beschützen; durch ihn denken sie Sieger zu bleiben; nach ihm strecken sie ihre Hand aus: „erhöre

1) Die Vermählung fand (nach Lactantius 45, 1) im Winter 312/3 zu Mailand statt.

uns, höchster Gott" 1). Weder von dem Kreuz noch von Jesus Christus ist da die Rede. Das Gebet ist gleichsam eine monotheistische Confession, ausgesprochen im Moment des Kampfes gegen die alten Götter.

Die Tribunen und die Kriegsobersten sagten dies Gebet ihren Truppen vor, die es nach abgenommenem Helm dreimal wiederholten. Hierauf setzten sie ihren Helm wieder auf das Haupt und griffen zu Schild und Speer. Die beiden Schlachthaufen standen einander schlagfertig gegenüber, doch wurde noch eine Zusammenkunft zwischen den Heerführern veranstaltet. Maximinus hielt dafür, daß das feindliche Heer zu ihm, der bei Weitem freigebiger war, als Licinius, auch deshalb übergehen würde; er kam selbst an die vordersten Reihen heran, um sie dazu aufzufordern. Als er sah, daß es vergebens war, kehrte er zu seinen Leuten zurück. Aber in dem Schriten die Truppen des Licinius zu einem entschlossenen Angriff. Die Maximinianer wurden überrascht und auseinandergeworfen 2); Maximinus selbst entfloß, und ging dann über die Meerenge zurück. Er zeigte so wenig Kraft des Widerstandes, daß das Heer nur seinem Beispiel zu folgen meinte,

1) Summe Deus, te rogamus, sancte Deus, te rogamus, omnem justitiam tibi commendamus, salutem nostram tibi commendamus, imperium nostrum tibi commendamus. Per te vivimus, per te victores et felices existimus. Summe, sancte Deus, preces nostras exaudi, brachia nostra ad te tendimus, exaudi, sancte; summe Deus. Lactantius, de mortibus persecutorum c. 46.

2) 30. April 313. Der Bericht des Lactantius, de mortibus persecutorum c. 46 ff. ist zwar durch die Einmischung des Wunders der Engelserscheinung sehr verdächtig geworden, aber wir sind darum nicht befugt, ihn zu verwerfen. Wie oft mischen sich in die Schlachtberichte des Alterthums Prodigien ein, die man verwirft, ohne darum die Sache selbst zu leugnen. Ein ähnliches Verfahren muß man wohl auch auf die christlichen Berichte anwenden.

wenn es die Fahnen verließ. Er floh immer weiter und ist dann in Tarsus in einer Art von Verzweiflung, sich selbst und alle Andern anklagend, umgekommen ¹⁾.

Der Sieger war ihm auf dem Fuße gefolgt; in Nicomedien hielt er ein feierliches Dankfest für den erfochtenen Sieg und zugleich proclamirte er das Edict, das in Mailand vereinbart war. Dadurch wurde, wie berührt, eine allgemeine Religionsfreiheit verkündet ²⁾. Sehr eigenthümlich ist das Motiv, das hiefür angeführt wird: welcher Art auch immer die Gottheit sei, die von ihrem himmlischen Sitz her Alles lenke, so solle sie für die Imperatoren und alle Einwohner ihrer Gebiete günstig gestimmt werden. Die Toleranz war gleichsam eine Neutralität zwischen Vielgötterei und Monotheismus. Die erste wurde nicht aufgegeben, aber der letztere gelangte zu einer Anerkennung, die er noch nie besessen hatte. Diese große Wendung der Dinge war eine Niederlage des Polytheismus, aber noch keineswegs ein Sieg des positiven Christenthums.

Daß es nun aber dabei lange sein Verbleiben haben könne, war doch unmöglich. Es ließ sich schon darum nicht erwarten, weil die Eifersucht der beiden Imperatoren trotz der geschlossenen Verwandtschaft doch gar bald wieder erwachte und zugleich religiöse Differenzen zwischen ihnen anregte. Licinius trat als Gebieter des Ostens, Constantinus als Gebieter des Westens auf. Aber eine solche Theilung der Gewalt entsprach nicht eigentlich der Idee des römischen

1) Der Chronograph giebt ihm ein Imperium von 9 Jahren 8 Monaten 6 Tagen, wonach, da hiebei für seine Erhebung der 1. April 304 angenommen werden muß, sein Tod am 7. Dezember 313 erfolgt ist.

2) *ut daremus Christianis et omnibus liberam potestatem sequendi religionem.*

Reiches und wenn Constantin die höhere Autorität in Anspruch nahm, so war Licinius entfernt davon, eine solche anzuerkennen. Nicht lange, so kam es in den illyrischen Marken zu offener Entzweiung. Licinius ließ die in den Grenzgebieten in der Colonie Aemona aufgestellten Bildsäulen Constantins umstürzen. Aber damit provocirte er dessen Feindseligkeit.

An dem Knotenpunkte der beiden Straßen, die von Pannonien nach Italien und nach Noricum führen, sowie von Sirmium nach Salona, bei Cibala, kam es zur Schlacht¹⁾. Constantin behielt auch hier hauptsächlich durch seine Reiterei die Oberhand und eroberte Sirmium. Sein Kriegseifer aber wurde aufs Neue entzündet, als Licinius hierauf einen Kriegsobersten von geringer Herkunft, des Namens Valens, zum Cäsar ernannte. Denn dadurch schien das Recht der Nachkommenschaft der mit Licinius vermählten Schwester Constantins in Frage gestellt zu werden. Nicht dazu, sagte er, solle sein Waffenglück dienen, daß er den Gemahl seiner Schwester verjagen und einen Menschen wie Valens erheben lasse. Durch diesen aber wurden doch die Streitkräfte des Licinius in einer Weise verstärkt, daß er dem Constantin Widerstand leisten konnte. Es kam bei Adrianopel zu einer Feldschlacht, welche unentschieden blieb und, wenn wir recht unterrichtet sind, in Folge einer Uebereinkunft zwischen Constantin und Licinius abgebrochen wurde. Dieser verstand sich dazu, Illyricum abzutreten und den neuen Cäsar fallen zu lassen, so daß Constantin seiner occidentalischen Herrschaft über die gallischen Provinzen Britannien, Italien, Afrika,

1) Am 8. Oktober 314 (Fasti Idat.).

auch Sythikum hinzufügte ¹⁾ und nothwendig seine religiösen Maßregeln dahin ausdehnte. Nach einiger Zeit brachen nun aber neue Entzweigungen zwischen den beiden Imperatoren aus. Ihre Ursache lag, wenn wir so sagen dürfen, in einer religiösen Eifersucht. Die Stellung Constantins in dem Abendland war dadurch eine andere geworden, daß er in den kirchlichen Zwistigkeiten der Christen unter einander entscheidende Urtheile zu fällen und durchzuführen in den Fall kam. Wir werden darauf zurückkommen; hier bemerken wir nur, daß die kirchliche Autorität, die er ausübte, sein politisches Ansehen nach allen Seiten hin vermehrte.

Es mochte nicht falsch sein, wenn Licinius den Christen in seinen Provinzen den Wunsch zuschrieb, daß die Herrschaft im Reiche überhaupt an Constantin fallen möchte. Sehr charakteristisch ist die Form, in der sich das ausspricht; er meinte, daß in den Kirchen für ihn nicht mit demselben Eifer gebetet werde, wie für Constantin. Er entfernte die eifrigen Christen aus seiner Hofhaltung und den wichtigsten militärischen Stellungen, die sie einnahmen; er scheint selbst — denn wie schwer mußte der Uebergang von den partikularen Götzendiensten zu der allgemeinen Religion werden — die Meinung gehabt zu haben, daß der von Constantin angebetete Gott ihm ungünstig sei. Gegen das Zeichen des Kreuzes ließ er eine gewisse Abneigung blicken.

Und immer muß man sich erinnern, daß Licinius ursprünglich der Combination des Galerius angehörte, welcher Constantin sich widersetzte. Ihre Allianz war nicht eine naturwüchsige, sondern von dem gemeinschaftlichen Interesse herbei-

1) Zosimus II, 20: τὸν μὲν Κωνσταντῖνον ἄρχειν Ἰλλυριῶν . . . Αἰζίννιον δὲ Θράκην ἔχειν καὶ τὴν ἑψάν· Petrus Patricius: ἔδοξε τὸν Βάλεντα ἐκβληθῆναι τῆς βασιλείας. Anon. Vales. 18. 19.

geführte, welche sich dann wieder auflöste. Daß es im Reiche zwei von einander unabhängige und nicht einmal übereinstimmende Potenzen geben sollte, war ein Ding der Unmöglichkeit. Wie sollte der Kaiser des Occidents die Regionen, in denen die großen Weltmächte von jeher aufeinander gestoßen waren, in den Händen einer Macht dulden, der er nicht vollkommen vertrauen konnte? Bei einem Einfall der Gothen zögerten die Orientalen zur Abwehr zu schreiten; und der occidentalische Imperator trug nicht lange Bedenken, sie auf eigene Hand anzugreifen und abzuwehren, obwohl es nicht eigentlich seine Gebiete waren, welche die Invasion betroffen hatte.

Ueberhaupt aber wie oft war doch in den letzten Jahren der Occident dadurch gefährdet worden, daß die Uebergänge von Asien nach Europa in dem Besiß der Orientalen waren. In der natürlichen Politik Constantins lag es, wenn er sie in seine Hände zu bringen trachtete.

Es läßt sich wohl nicht bezweifeln, daß er auch diesmal den Krieg begonnen hat, wie einige Jahre vorher. Außer Neue trafen die beiden Heere in der Nähe von Adrianopel zusammen, um den abgebrochenen Streit definitiv zu entscheiden. Licinius war kein dem Gegner an Talent und Kriegserfahrung ebenbürtiger Feldherr; seine Truppen waren schon einmal geschlagen. Wahrscheinlich geschah es abermals durch die raschere Beweglichkeit der in den gallisch-germanischen Grenzkriegen ausgebildeten Reiterei, daß er strategisch in Nachtheil gerieth; er erlitt eine Niederlage, bei der er mehr als 40 000 Mann verloren haben soll ¹⁾. Die eigentliche

1) 323 u. Ae. 3. Juli (die V Non. Jul. Fasti Idat.); die Angabe des Chron. Pasch. p. 382 D *πρὸ ἐ καλενοῶν Ἰουλλῶν*, die dem

Frage war dann nur, ob er sich in Byzanz zu halten vermögen würde. Byzanz war seit jener Zerstörung seiner Mauern durch Septimius Severus niemals wieder zu der alten Festigkeit, die es als uneinnehmbar erscheinen ließ, gelangt. Wir wissen, wie viel in dem allgemeinen Verhältniß, namentlich auch in der Abwehr der von der niederen Donau her andringenden Barbaren, auf diesen Platz ankam. Licinius hatte denselben wenigstens in so weit wieder hergestellt, daß er ihn gegen den ersten Anlauf eines Heeres, das ja zu einer Belagerung nicht vorbereitet war, vertheidigen zu können hoffte. Er hatte auch eine orientalische Seemacht um sich versammelt, auf die er sich lehnen zu dürfen meinte. In diesem doppelten Conflit ist nun Constantin durch seinen bereits kriegberühmten Sohn Crispus kräftig unterstützt worden; eben hiebei hat sich Crispus einen Namen in der Geschichte erworben: er traf mit der auf der griechischen Küste gerüsteten Marine des Licinius zusammen und warf sie auseinander, sodaß dieser den Angriff Constantins in Byzanz nicht mehr erwarten konnte. So wenigstens finden wir in dem glaubwürdigsten und der Zeit am nächsten stehenden Bericht¹⁾. Licinius entfloh, eben als es noch möglich war, mit seinen Schätzen nach Chalcedon, in der Hoffnung, den Krieg auf der asiatischen Küste fortzusetzen. Allein wie zu Land durch die Reiterei, so war Constantin durch die Beweglichkeit seiner Schiffe zur See dem Licinius überlegen. Er ging nach Asien über und behauptete in einem Treffen

25. Juni entsprechen würde, ist irrig (Dufresne 3. St. in der Bonner Ausgabe II, S. 370).

1) Anonymus Valesii 26.

bei Lampfacus die Oberhand über ihn ¹⁾. Chalcedon mußte sich ergeben, sowie kurz vorher Byzanz. Nicht grade eine große militärische Handlung war diese Eroberung, aber sie war entscheidend für die damaligen Verhältnisse. Die größere oder geringere Unabhängigkeit des Orients vom Occident, welche Licinius versocht, wurde damit vernichtet. Auch in der untergeordneten Stellung aber, in die dieser nunmehr gerieth, konnte er sich nicht behaupten. Dem einfachsten der alten Berichte zufolge ist er nach Nicomedien geflüchtet, hier jedoch sehr bald inne geworden, daß er keinen Widerstand mehr leisten könne, worauf er sich in das Lager Constantins begeben und ihn als seinen Herrn und Kaiser anerkannt hat ²⁾. Eine andere Erzählung schreibt seiner Gemahlin, der Schwester Constantins, eine Fürbitte für Licinius zu; sie habe ihm auch die Herrschaft zu erhalten gedacht, aber nur eben das Versprechen ausgewirkt, Licinius solle am Leben bleiben ³⁾. Er wurde nach Thessalonike gebracht und hier nicht lange darauf hingerichtet; denn das Kriegsheer habe einen Mann nicht am Leben lassen wollen, der einen unabhängigen Anspruch auf das Imperium machen konnte. Constantin soll dann noch bei dem Senat in Rom angefragt und

1) 18. September 323 u. Ae.; den Tag geben die Fasti Idat. an; sie setzen aber die Begebenheit in das Jahr 324 — eine Zeitbestimmung, mit welcher die Datirung eines im Codex Theodosianus erhaltenen Gesetzes Constantins — vom 16. Mai 324 (XV, t. 14, c. 1), durch welche die Verordnungen des Licinius aufgehoben werden, in Widerspruch steht.

2) Indem der Chronograph die Dauer seines Imperiums auf 15 Jahre 4 Monate 16 Tage angiebt, wird als Beginn desselben in Uebereinstimmung mit den Fast. Idat. der 11. November 308 vorausgesetzt; demnach würde der 27. März 324 der Todestag des Licinius sein, was zu den vorhin angegebenen Daten sehr gut paßt.

3) Exc. Vales. § 28. Zosimus II, c. 28.

von diesem die Antwort erhalten haben, daß der Wille der Truppen vollzogen werden möge ¹⁾. Die Legionen wollten eben nur noch Einen Herrn im Reiche sehen. Die exclusive Anhänglichkeit der Truppen an den Kaiser, die Siege desselben und der Fortgang der religiösen Ideen — denn auch im Kriege hatte Licinius besonders das Kreuz bekämpft, das die Truppen vertheidigten — wirkten zusammen, um Constantin zum alleinigen Augustus des römischen Reiches zu machen.

Man sieht wohl, was es ihn kostete, dahin zu gelangen. Seinen Schwiegervater, den Bruder seiner Gemahlin, den Gemahl seiner Schwester, hat er umbringen lassen. Aber noch Schwereres, Gräßlicheres stand ihm bevor. Sein eigener Sohn ist dem Verdachte, daß er ihm gefährlich werden könnte, geopfert worden.

Constantin war frei von den Ausschweifungen, die man so vielen seiner Vorgänger, namentlich auch dem letzten, Maxentius, zum Vorwurf gemacht hat; leicht zugänglich und geduldig, einen Jeden anzuhören, verband er überhaupt mit dem Besiz der Herrschaft den Ausdruck der Menschenfreundlichkeit und des Wohlwollens, wodurch sie erträglich wird. Aber theilen wollte er sie mit Niemandem, wer es auch sein mochte. Seine Entschlüsse erwog er lange und hielt sie verborgen, bis er sie etwa nach einem Moment der Sammlung mit einer Hestigkeit, die durch Nichts zurückzuhalten war, ins Werk setzte. Die Umstände nun, die ihn vermocht haben, zu der Hinrichtung seines Sohnes zu schreiten, sind nicht mehr zu ermitteln. Wahrscheinlich hat die Eifersucht der Fausta, welche ihren eigenen Kindern die Succession sichern

1) Das Letzte berichtet Zonaras.

wollte, Einfluß auf den Kaiser gewonnen ¹⁾. So viel man sieht, wurde Fausta durch die Truppen unterstützt, welche zuletzt den Tod des Licinius veranlaßt hatten; sie wollten auch den Sohn desselben, der zum Cäsar ernannt worden war, nicht dulden; in dessen Katastrophe ist dann Crispus verwickelt worden. Einen Cäsar in dem bisherigen Sinne konnte es überhaupt nicht mehr geben ²⁾.

Den Charakter der unbedingten Einheit der Gewalt, die gegen alle Widersacher mit der Schärfe des Schwertes gehandhabt werden müsse, den ihr schon Tiberius gegeben, erkennt man auch unter Constantin wieder. Zwischen dem Augustus und den Legionen sollte es Niemand geben, der eine eigene, unabhängige Autorität hätte zur Geltung bringen können.

Aus der licinianischen Verwicklung entsprangen auch die letzten Kriegshandlungen Constantins. Wenn er die Gothen eigentlich im Gegensatz gegen Licinius aus Thracien verdrängte, so sind dann diese dem Licinius in seinem Conflict mit Constantin zu Hülfe gekommen. Dadurch wurde

1) Aus wenigen Indicien hat man eine Erzählung von einem Verhältniß, wie zwischen Phädra und Hippolyt zusammengesetzt, und den Tod der Fausta selbst damit in Verbindung gebracht. Das Letzte aber gehört offenbar in das Reich der Erfindungen. Kaiser Julian schildert (orat. I, p. 9 B ed. Spanheim) die Fausta als Muster einer glücklichen Gattin, und ein Panegyrist aus dem Jahre 340 bezeichnet sie noch als lebend (Anonymi funebris oratio in Constantinum c. 4 in der Ausgabe des Entrop von Havercamp), von Constantin ist sie also nicht umgebracht worden. So grobe Verletzungen der Wahrheit finden sich selbst bei den Panegyristen nicht.

2) Constantius Crispus wurde im 20. Jahre der Regierung Constantius (Sozomenos, H. eccles. I, c. 5), also 326 u. Ae. hingerichtet, wie auch die Fasti Idat. angeben. Nach Zosimus II, 29 befahl Constantin während seines Aufenthalts in Rom, der nach der Subscription eines Gesetzes im Juli dieses Jahres stattfand, die Hinrichtung seines Sohnes. Vergl. Tillemont, Note LIV zur Geschichte Constantins.

aber Constantin wieder veranlaßt, den Sarmaten im Kampfe mit den Gothen Beistand zu leisten. Er brachte ein großes Heer der Gothen in eine so verzweifelte Lage, daß es durch Hunger und Kälte zu Grunde ging; er nöthigte sie, ihm Geiseln von königlicher Herkunft zu stellen, durch die er sich des Friedens mit ihnen versicherte. Dann aber hatte er auch die Sarmaten zu bekämpfen, die sich nicht eben als zuverlässige Bundesgenossen erwiesen. Ein innerer Streit unter ihnen, eine Empörung der Knechte gegen ihre Herren, kam den Römern zu Hülfe. Constantin brachte es dahin, daß er ein paar Hunderttausend Sarmaten von verschiedenem Rang und Geschlecht in Thracien, Macedonien und selbst in Italien ansiedeln konnte ¹⁾.

Aus dem Verhältniß, welches diese Siege herbeiführten, ist die Gründung von Constantinopel hervorgegangen.

Constantin hat die Stadt, die seinen Namen trägt, nicht aus dem Nichts hervorgerufen, wie Alexander das ägyptische Alexandrien. Auch war die Absicht Constantins nicht auf eine universale Weltverbindung gerichtet, die Alexander der Große ins Auge faßte und durchführte. Nur auf das römische Reich, aber in seiner Gesamtheit war sein Augenmerk gelenkt. Da war nun vor Allem ein besserer Zusammenhang zwischen Orient und Occident erforderlich. Rom war zu entfernt, um von da aus den Orient zusammenzuhalten und zu beherrschen ²⁾. Und wie man von Anfang an die Zer-

1) Nach den Fasti Idat. ersocht Constantin seinen großen Sieg über die Gothen am 20. April 332 (Mommsen im Corp. inscr. lat. I, p. 386), die Uebersiedelung der Sarmaten fand 334 statt.

2) Man hat eine Münze, auf deren Vorderseite sich die Legende Constantinopolis und ein weibliches Brustbild, mit Lorbeerumkränzttem Helm, einen Scepter haltend, findet; deren Revers die Beischrift: Felix temp(orum)

störung der Mauern von Byzanz als eine Schwächung des Reiches den feindseligen Nachbarn gegenüber betrachtet hatte, so war auch aus diesem Grunde eine Erneuerung und Verstärkung der alten Fortification nothwendig; die Sicherheit des Imperiums gründete sich darauf. Diesem Bedürfniß genügte Constantin, indem er Byzanz aufs Neue und in größerem Umfang als bis dahin befestigte¹⁾. Zunächst wurde dadurch die Abhängigkeit des Orients vom Occident unerschütterlich. Die Vermittelung bildete Illyrien, von wo in den letzten Zeiten die brauchbarsten Truppen ausgegangen waren. Constantinopel bildete grade die geeignete Stelle für diese militärische Verbindung. Für die römisch-griechische Welt im Orient wurde hiedurch ein neuer Mittelpunkt geschaffen, Constantinopel wurde die zweite Hauptstadt des Reiches. Es empfing einen Praefectus Praetorio und einen nach dem Vorbilde Roms eingerichteten Senat. In späteren Zeiten hat man der Freiheiten, welche die ursprüngliche städtische Verfassung gewährte, mit einer gewissen Bewunderung gedacht. In der Mitte einer ergebener, überwiegend griechischen Bevölkerung fühlte sich der Kaiser doppelt mächtig. Bei der Feier der circensischen Spiele ist Constantin, was er in Rom nicht hätte wagen können, mit einem orientalisch geschmückten Diadem erschienen. Es springt in die Augen, daß Rom dadurch zurücktrat. Und wer wollte verkennen, daß dabei auch

reparatio und eine Frau auf den Vordertheil eines Schiffes tretend zeigt (Cöhel VIII, p. 96). Auf anderen lautet auf dem Revers die Beischrift: Victoria Aug(usti); und es ist Victoria, einen Lorbeerzweig und das Füllhorn haltend, dargestellt, indem sie den Fuß auf den Vordertheil eines Schiffes setzt (Cohen VI, p. 174).

1) Die feierliche Einweihung der neuen Stadt fand (nach den Fasti Idat. und dem Chron. Pasch. p. 285 A) am 11. Mai 330 statt.

religiöse Rücksichten obgewaltet haben! Wenn die Siege Constantins darauf beruhten, daß das Prästigium der alten Roma nicht mehr hinreichte, ihre Vertheidigung zu sichern, eben in Folge der religiösen Idee, welche seine Truppen belebte, so konnte auch das Capitol mit seinen Göttern nicht mehr als das religiöse Centrum des gesammten Reiches betrachtet werden. Der die Legionen belebende Gedanke konnte fortan seinen Ausdruck nicht mehr in Rom finden. Constantinopel bildete recht eigentlich das Monument der Siege Constantins. Mit der historischen Stellung des Kaisers hängt es zusammen, wenn er das Gedächtniß der Märtyrer d. h. eben der Verfolgten, für die er die Waffen ergriffen hatte, durch Denkmale feierte; dem Gotte dieser Märtyrer weihte er die Stadt, wie Eusebius sagt¹⁾. Innerhalb der neuen Mauern ließ er die Dienste nicht zu, deren Ablehnung die Verfolgungen hervorgerufen hatte.

Insofern entsprach die Errichtung einer neuen Hauptstadt der religiösen Idee, welche den Waffenthaten und Siegen Constantins zu Grunde lag. Von der Herrschaft des Christen-

1) v. Constant. III, c. 48: *τὴν πόλιν τῶ τῶν μαρτύρων καθέ-
ρου θεῶ.* Die Geschichte der Gründung von Constantinopel ist in späteren
Zeiten prächtig ausgeschmückt worden. Allein das Meiste, was man da-
von vorbringt, ist fabelhaft. Namentlich gehört der bei Banduri im ersten
Bande seines *Imperium orientale* (Parisii 1711) gedruckte Anonymus,
Antiquitatum Constantinopolitanarum libri VIII, der in den Zeiten der
Comnenen schrieb, in die Klasse der topographischen Mythologen. Was
er von Constantin und dessen Kriegen gegen Persien und gegen die Scythen
erzählt, ist eine willkürliche Fiktion. Die zuverlässigste Nachricht enthält
nach meinem Dafürhalten das *Chronicon Paschale*, dem grade in diesem
Theile ein beinahe gleichzeitiger Ursprung zugeschrieben wird. Da heißt
es, Constantin habe die Mauern erneuert und ihren Umfang vergrößert:
*ἀνενέωσε τὸ πρῶτον τεῖχος τῆς Βύζου πόλεως, ποιήσας καὶ προσθή-
κας τῶ αὐτῶ τείχει οὐκ ὀλίγας*, p. 248 A.

thums war dabei zunächst noch nicht die Rede; es galt nur seine Unabhängigkeit.

Fassen wir nun das Verhältniß Constantins zu der Religion noch besonders ins Auge, seine Eigenschaft als Beschützer des Christenthums, als erster Imperator dieses Glaubens.

Constantin und das Christenthum.

Erwägen wir vor Allem noch einmal, was die religiöse Veränderung, die sich unter ihm vollzog, in sich schloß.

Das Christenthum verdankte, wie wir wissen, seine Erhaltung der Prärogative des römischen Bürgerrechtes. Hierauf unter gewaltsamen Imperatoren verfolgt, hatte es doch, sobald diese Strenge nachließ, sich mit einer gewissen inneren Folgerichtigkeit entwickelt, und die Kaiser hatten Bedenken getragen, es gewaltsam zu unterdrücken. Worauf es dann ankam, das war bereits durch Justinus Martyr ausgesprochen. Der Philosoph-Märtyrer hatte es für ein unbezweifeltes Recht erklärt, von dem Schlechteren zu dem Besseren übergehen zu dürfen, — in religiöser Hinsicht wie in jeder anderen. Er ging davon aus, daß der Kaiser durch die Pflicht, sein Amt zu verwalten, auch dazu verpflichtet werde, dies Recht anzuerkennen. Eine momentane Toleranz genügte ihm noch nicht. Er wollte eine solche auf immer von dem Kaiserthum anerkannt und ausgeübt sehen.

Zwei Mächte waren von Anfang an im Kampf: das Christenthum, das dem Götzendienste absagte, und das Kaiserthum, das an demselben festhielt. Es hätte sich selbst reformiren müssen, wenn es dem Christenthum hätte gerecht werden wollen. Und vielleicht wäre das mit der Zeit möglich gewesen, wenn der Friede, der damals obwaltete, im

Innern und Außern fortgedauert hätte. Aber durch die Angriffe der benachbarten Völker, die sich erneuerten, wurde die Idee der Religion der Waffen wiederbelebt. Nur unter dem Schutze der Götter glaubte man die Feinde abwehren zu können. In dem inneren Conflict kamen zuweilen mildere Tendenzen, die dann die Wirkung hatten, daß das Christenthum sich weiter entwickeln konnte, zum Vorschein; aber sie wurden wieder zurückgedrängt; und zwar um so schärfer, je größer die zuletzt geübte Nachsicht gewesen war. Besonders waren es dann die persischen Kriege, welche den Anlaß gaben, daß man alle Kräfte des Reiches ins Feld zu führen versuchte. Die Verbindung des Dienstes der alten Götter mit der Landesvertheidigung hatte zur Folge, daß man jede Abweichung von diesem als dem allgemeinen Wohl zuwiderlaufend, auf das strengste verpönte. Die Idee, welche Diocletian in einem seiner Edikte aussprach, war, daß durch die Vorsicht der Götter alles das, was gut sei, der Welt bekannt geworden sei und nur durch verständige Männer erwogen und ausgeführt zu werden brauche. Er verdammt jede religiöse Abweichung als eine verbrecherische Verirrung. Da nun der Erfolg der Waffen lediglich durch die Führung der Götter, deren Willen man durch die Haruspicien erkenne, bestimmt wurde, so schritt man zu den äußersten Acten der Gewalt, um die Christen zur Theilnahme an dem Götterdienste zu zwingen. Die Idee des alten römischen Reiches und die Vorstellung von den göttlichen Dingen, die seit der Gründung desselben vorgewaltet, schlossen aneinander und verhängten Untergang und Verderben über die Christen. Man kann das vom rein patriotischen Standpunkt begreifen, aber in der That war es doch ein Wahn und eine Grausamkeit.

Denn Rom war eben nicht die Welt. Wäre es auch mit der Vertheidigung gelungen, so würde doch das römische Reich und die Cultur, die es in sich schloß, auf die gegenwärtigen Grenzen beschränkt geblieben, jeder weitere Fortschritt unmöglich geworden sein. Das Christenthum aber war eine Religion für die Welt, die benachbarten Nationen sowohl wie die Römer. Und eine Grausamkeit lag darin, wenn man die keines anderen Vergehens anzuklagenden Gläubigen ihres Glaubens wegen umbrachte.

Die christliche Tugend selbst wurde ein Verbrechen; Constantin spricht mit Indignation über das Verfahren, das man gegen die Christen einschlug und mit Bewunderung von der Standhaftigkeit, mit welcher diese jede Gewaltthat, von der sie bedrängt wurden, ertrugen. Man kann nicht bezweifeln, daß er den Gedanken hegte, von diesem Unwesen wenigstens die Gebiete seines Vaters freizuhalten und vielleicht ihm auf immer ein Ende zu machen, als er aus Asien zurückkam. Darin liegt die Größe seiner Position. Er strebte nach dem Imperium; es ist kein Zweifel daran — aber zugleich nach einer Veränderung desselben, die dem Christenthum entsprach. Streng genommen darf man nicht sagen, daß er sich der Christen habe bedienen wollen, um seinen Zweck zu erreichen, ebensowenig als man sagen dürfte, daß die Christen ihn an ihre Spitze gestellt hätten, um den ihren durchzusetzen; es war eine Coincidenz zweier Intentionen. Der Cäsar wollte die ihm überlegenen Gewalten stürzen; die Christen mußten auch ihrerseits wünschen, derselben entledigt zu werden. Sie vereinigten sich zu dem Zwecke, das Imperium zu erobern, aber ihm zugleich einen anderen Charakter zu geben.

Man dürfte behaupten, daß diese Veränderung nicht dahin ging, das Reich zu stürzen, sondern vielmehr es auf eine Weise umzugestalten, daß ihm selbst noch eine weitere Ausdehnung seiner Macht ermöglicht wurde. Die patriotischen, aber beschränkten Anschauungen, welche Diocletian verkündet hatte, konnten beseitigt und das Reich, noch in etwas freierem Sinne, der Mittelpunkt der Weltgeschichte werden. So ward diese Vereinigung zweier ursprünglich verschiedener Intentionen geschlossen. Sie waren beide der Allgewalt der Herrscher, welche die Verfolgungen über die Welt verhängten, entgegengesetzt. Und da liegt nun am Tage, daß die Christen dem Cäsar, der Augustus wurde, die größten Dienste geleistet haben. An der milvischen Brücke ist der Sieg durch ihre Schaaren unzweifelhaft behauptet worden. Die nur in der Form der Anerkennung eines höchsten Wesens ausgesprochene, gleichsam noch verhüllte Religion hatte ebenso den Sieg über den alten Götterdienst im Kampfe gegen Maximinus davongetragen. Der alte Glaube wurde durch den Sieg des Kreuzes über die Schaaren des Licinius vernichtet; der neue Glaube erfocht den vollen Sieg. Nachdem diese großen Erfolge errungen waren, machte Constantin vor Allem den Ungerechtigkeiten, die sich Licinius hatte zu Schulden kommen lassen, ein Ende. Alle die, welche ihre Aemter verloren hatten, erhielten dieselben wieder. Die, welche in die Bergwerke oder zu öffentlichen Arbeiten verurtheilt waren, wurden in ihren früheren Stand wiedereingesetzt. Die confiscirten Güter der Hingerichteten gab Constantin den Angehörigen zurück. Er bedrohte die mit Strafen, welche Besizungen, die den Christen gehörten, sich angeeignet hatten, wenn sie sich weigern würden, sie herauszugeben. Was

an den Fiscus gekommen war, befahl er, auch dann nicht zu behalten, wenn sich keine berechtigten Erben fanden. Die Güter wurden dann den Kirchen überlassen, denen die Verurtheilten angehört hatten. Denen, welche ihre militärischen Stellungen ihrer Religion wegen verloren hatten, wurde freigestellt, entweder sie mit dem alten Range wieder anzutreten oder mit allen Ehren den Abschied zu nehmen. Mit Einem Schlage bekam die bisher unterdrückte Partei die Oberhand. In der Civilverwaltung nahm Constantin die obersten Beamten aus den Christen; waren Einige dies nicht, so wurde ihnen verboten, zu opfern. Idololatrie wurde den Beamten untersagt, sodaß die ganze Organisation, welche den Staat constituirte, denen entrißen wurde, welche am Dienst der Götter festhielten; denn mit jener Neutralität hatte es in Folge der Ereignisse ein Ende auf immer genommen.

Ein Schreiben an die Provinzialen des Orients liegt vor, in welchem Constantin seinen Standpunkt ausführlich entwickelt ¹⁾. Er geht davon aus, daß sein Vater mit wunderbarer Einsicht Gott den Höchsten allein angebetet; dessen Mitgenossen im Reich, ohne gesundes Verständniß und von gewaltjamer Natur dagegen seien beflissen gewesen, die Wahrheit zu unterdrücken. Constantin bringt dann die Erinnerungen aus seiner Jugend bei, deren wir schon gedachten. Dem aber fügt er noch ein Moment hinzu, durch welches die patriotischen Absichten, welche die früheren Kaiser vor sich hertrugen, in ihrer Richtigkeit erscheinen; vielmehr seien sie eben zum Gegentheil ausgeschlagen. Um den nicht zu beschreibenden Dualen zu entgehen, welche man den Christen

1) Eusebius, vita Constantini II, 24—42.

angethan habe, seien Viele zu dem Entschluß gekommen, zu den Barbaren zu fliehen und hätten sich bei diesen einer menschenfreundlichen Aufnahme erfreut. Welch ein Schimpf für die Römer liege darin! Aber die Urheber dieser Gräuel seien in bürgerliche Kriege verwickelt worden und sämmtlich zu Grunde gegangen. Constantin bittet Gott, durch ihn, seinen Diener, den Orientalen Rettung und Heil angedeihen zu lassen. Unter göttlicher Leitung habe er sein Heer daher geführt, und seine Siege erfochten; seine Absicht sei, das von den Tyrannen verwüstete Haus Gottes wieder aufzurichten: „durch Deine Macht bin ich groß geworden; ich fürchte Deine Macht“.

Den Umfang seiner Ideen lernt man noch besonders aus einem Schreiben kennen, welches er an seinen sassanidischen Nachbar, den in den orientalischen Sagen und Geschichten hochgefeierten Schapur II., gerichtet hat. Eben in dessen Gebiet war der größte Theil der ausgetretenen Christen geflüchtet; und Constantin gewann es über sich, dem Oberhaupt des Feuerdienstes den Schutz der Gläubigen zu empfehlen. Er erklärt dem Schapur, er freue sich, daß das Reich desselben in Blüthe sei; denn das werde auch den Christen in den dortigen Gebieten zu Gute kommen. Von seinen Siegen spricht er dann in demselben Sinne, wie in dem eben erwähnten Erlaß. Er sei dem Lichte der Wahrheit gefolgt und zwar im Kampf mit den frühern großen Machthabern, deren Sinn dahin gegangen sei, die Wahrheit, für die es ihnen an allem Verständniß gefehlt habe, zu verdunkeln oder vielmehr zu ersticken. Die höchste Gottheit habe ihren Unwillen über dies Verfahren dadurch zu erkennen gegeben, daß sie die Urheber desselben zu Grunde gerichtet habe. Zu den Beweisen dieser göttlichen Ungnade rechnet Constantin nun selbst die Vortheile, welche die

Perser über die Römer zu Zeiten errungen hatten, selbst die Gefangennehmung des Kaisers Valerian durch den ersten Schapur. Historisch unrichtig ist die Verbindung dieser Momente keineswegs. Denn wenn Valerian im Kampfe gegen die Perser obgesiegt hätte, so würden die von ihm erlassenen Edicte gegen die Christen zur Ausführung gelangt und das Christenthum unterdrückt worden sein. Für die Umwandlung der weltbeherrschenden Ideen ist es von größter Bedeutung, daß ein römischer Kaiser die Niederlage eines seiner Vorgänger für eine von der Gottheit, die er anbetet, verhängte Fügung erklärt. Dadurch wurde die ideale Scheidewand zwischen dem römischen Imperium und dem Sassenidenreiche gleichsam niedergerissen; eine höhere Idee wurde anerkannt, welche über den beiden Reichen schwebte und ihre Entzweigung eigentlich als ein untergeordnetes Moment erscheinen ließ. Es war die Idee des Christenthums, das bei den Persern eine Zuflucht gefunden und nun im römischen Reich die Oberhand erhalten hatte. Das war ja eben die charakteristische Eigenthümlichkeit der neuen Religion: sie fiel nicht mit der obersten politischen Gewalt zusammen. Ein Moment trat ein, in welchem die christliche Idee zur Trägerin des Friedens zwischen den Nationen zu werden den Anlauf nahm. Das römische Imperium konnte mit den Nationen, die es bekämpfte, im Frieden bleiben, ohne daß diese sich unterworfen hätten. Die Kulturwelt vermochte auf fremde Nationen noch auf eine andere Weise Einfluß zu gewinnen, als durch die Religion der Waffen. Wir werden im Laufe der Geschichte wahrnehmen, wohin das geführt hat. Jetzt bleiben wir innerhalb der Grenzen des Imperiums stehen, wo die nächste Frage eine ganz andere war.

Die Vielgötterei war besiegt, aber keineswegs vertilgt; das Christenthum hatte die Oberhand gewonnen, aber damit nicht etwa die ausschließende Herrschaft. Und noch nicht so abgestorben war die innere Lebensfähigkeit der heidnischen Kulte, daß sie nicht auch ohne unmittelbaren Anlaß sich immer aufs Neue hätten regen sollen. Sie hatten in den lokalen Diensten feste Wurzeln.

Man dürfte nicht sagen, die Christen seien Meister des Reiches geworden; der Fürst war es geworden, der sie vor den Gewaltthaten schützte, die sie von seinen Gegnern erfuhren. Aber indem er die Persecutoren niederwarf, war er doch zugleich ihr Nachfolger geworden. Er konnte unmöglich zugeben, daß an die Stelle der Unordnungen der Verfolgung die vielleicht noch größeren einer gewaltsamen Reaction träten. Er höre wohl sagen, so drückt er sich einmal aus: die Tempel und ihr Dienst seien nunmehr aufgehoben. Auch er sei geneigt, die Macht der Finsterniß zu zerstören, aber er bedenke das vielen Gemüthern inwohnende hartnäckige Festhalten des Irrthums; dieser drohe die allgemeine Wiederherstellung zu hindern.

Allerdings hat Constantin eine Anzahl von polytheistischen Heiligthümern, besonders solche, welche dem Dienst der Venus gewidmet oder von denen die Drakel ausgegangen waren, zerstören lassen. Es waren die Stätten unverföhnlicher Feindseligkeit, welche er nicht dulden wollte. Doch legte er die Art noch nicht an die Wurzel der früheren Religionen: er ließ sie vielmehr bestehen, um nicht ein neues Feuer, neue Kriege aufzuwecken. Er wußte recht wohl, daß es die Pflicht des Fürsten sei, auch für die zu sorgen, die in der Verehrung des Kreuzes nicht mit ihm übereinstimmten. Die allgemeine

Reichsgenossenschaft, die Pflicht des Imperators, den öffentlichen Frieden zu erhalten, standen ihm noch höher, als das von ihm ergriffene Bekenntniß.

Diese Pflicht auszuüben, kam er nun aber auch in seinem Verhältniß zu den Christen selbst in die Nothwendigkeit.

Eines der größten politischen Probleme ist es, wie sich die Staatsgewalt, die an der religiösen Meinung einer großen Partei festhält, zu den Zwistigkeiten, die in deren Mitte ausbrechen, stellen soll. Die Entzweigungen unter den Christen waren bereits von so hoher Bedeutung, daß sie die Dazwischenkunft des Imperators erforderlich machten.

Noch vor dem Sieg über Licinius griff Constantin in eine Spaltung ein, welche in der afrikanischen Kirche zum Vorschein gekommen war.

In Folge der Gewaltthaten des Decius hatte sich überall die hierarchische Verfassung verstärkt; die Bischöfe waren nach derselben mächtiger als je geworden. Als die Verfolgung nachließ, entstand ein Streit darüber, wie diejenigen behandelt werden sollten, die wirklich zum Opfern genöthigt oder sonst zur Verleugnung des Glaubens gebracht worden waren, jetzt aber Nichts mehr wünschten, als wieder in den Schooß der Kirche zurückzukehren. Es bildeten sich hierüber drei Meinungen, die eine, daß man sie schlechthin aufnehmen, die andere, daß man sie zurückweisen, die dritte, daß die Aufnahme mit einer Poenitz verbunden sein sollte. Dieser Meinung war Cäcilius Cyprianus, Bischof von Carthago, der eben in jener Zeit durch seine weise und standhafte Haltung großes Ansehen erworben hatte; und auch in der römischen Kirche behielt sie über die, welche die Aufnahme überhaupt verweigern wollten, den Sieg. Nach der

diocletianischen Verfolgung trat nun dieser Streit noch in größerer Schärfe hervor. Nicht wenige hatten sich verleiten lassen, die heiligen Bücher der Christen den kaiserlichen Beamten auszuliefern. Es sind die *Traditores*, welches Wort hier den Sinn der Verräther, den es in den romanischen Sprachen noch hat, in sich schließt. Ihnen trat eine streng rechtgläubige Partei entgegen, welche diese Nachgiebigkeit für einen Abfall und jede kirchliche Handlung, die unter ihrer Mitwirkung vorgenommen worden, für ungültig erklärte.

Bei dem größten Akt der afrikanischen Gemeinden, der Wahl eines Bischofs von Carthago geriethen sie im Jahre 311 in offenen Conflict. Noch ein Mal wurde ein Mann von der Gesinnung Cyprians, des Namens Cäcilianus, auf den bischöflichen Stuhl erhoben. Aber bei der Ordination desselben geschah es, daß auch Geistliche mitwirkten, die als *Traditores* bezeichnet werden; was zur Folge hatte, daß die Mehrzahl der Bischöfe, namentlich die numidischen, deren man siebzig zählte, sich weigerten, den Cäcilian als rechtmäßigen Bischof anzuerkennen und vielmehr einen Anderen an dessen Stelle wählten. An der Spitze dieser Partei befand sich Donatus, Bischof von Casänigrä, welcher überhaupt montanistische Ideen verfolgte, von denen wir wissen, daß sie eine Verständigung der Kirche mit den herrschenden Gewalten unmöglich gemacht hätten. In dieser Lage befand sich die afrikanische Kirche, als Constantin den Margentius besiegte, worauf er wie in Italien, so auch in Afrika als Imperator an dessen Stelle auftrat.

Die daselbst eingetretene kirchliche Spaltung zog sofort seine Aufmerksamkeit auf sich. Die Frage war, ob die lagere

cyprianische oder die strenge donatistische Doctrin die Oberhand behalten sollte.

Schon war die Bevölkerung aufgeregt. Von der über die Besetzung eines der wichtigsten bischöflichen Stühle ausgebrochenen Entzweiung wurde die höchste Gewalt nahe berührt. Constantin setzte eine Commission, eigentlich einen Gerichtshof zusammen, der aus dem römischen Bischof und drei gallischen Bischöfen, von denen einer der von Köln ist, bestehen soll. Vor dieser Versammlung soll Cäcilianus mit zehn Bischöfen, die ihm anhängen, zugleich aber auch zehn anderen in Rom erscheinen, um ihren Streit entscheiden zu lassen, wie es das Gesetz Gottes verlange. Diese Versammlung fand nun im October 313 wirklich im Lateran statt. Wir finden keine Spur davon, daß die Initiative vom römischen Bischof ausgegangen wäre; es war das eigenste Werk des Kaisers. Er spricht sich darüber mit Entschiedenheit zugleich und einer gewissen Naivetät des Glaubens aus: er sagt in einem Briefe an einen hohen Beamten in Afrika, dem er zutraut, daß er selbst ein Verehrer des höchsten Gottes sei, er könne den Streit unmöglich dulden oder dissimuliren, denn der höchste Gott habe ihm die Herrschaft über die irdischen Dinge anvertraut; und er müsse fürchten, dieser werde sonst mit seinem Zorn das Menschengeschlecht und ihn selbst treffen. Die Akten des kleinen römischen Concils wurden ihm vorgelegt; mündlich und schriftlich erklärte dasselbe, daß es für Cäcilianus sei und vielmehr die anklagen müsse, die ihn angeklagt hätten. Von diesen waren Viele bereits nach Afrika zurückgegangen und setzten die ganze Provinz in Aufregung. Statt sich dem Urtheil zu unterwerfen, das nur von einigen Personen gefällt worden sei, erhoben sie neue An-

Klagen gegen Cäcilianus, unmittelbar vor dem Kaiser selbst. Constantin wäre nicht abgeneigt gewesen, die Sache in Afrika zur Entscheidung bringen zu lassen; er fürchtete jedoch bei der Turbulenz der Donatisten, daß dabei Etwas herauskommen dürfte, was der himmlischen Gottheit mißfallen und seine eigene Reputation, für die er vor allen Dingen zu sorgen habe, schädigen werde. Er dachte wohl, Cäcilian selbst in Brixia zu verhören, und versprach ihn zu verurtheilen, wenn auch nur eines von den Verbrechen, die man ihm Schuld gab, nachgewiesen werden könne. Allein auch damit beruhigten sich die Gegner nicht, sodaß sich Constantin entschloß, die Streitfache von einer größeren Versammlung von Bischöfen, die im August 314 in Arles zusammentreten sollte, untersuchen und entscheiden zu lassen. Dort sollte Cäcilian mit einigen Freunden, die er selbst namhaft machen könne, und einer Anzahl von Mitgliedern der entgegengesetzten Kirchenverbände aus Numidien und Mauretanien sich einfinden. Wir besitzen das Schreiben des Kaisers an den Bischof von Syracus, in welchem derselbe aufgefordert wird, mit zwei Bischöfen, deren Wahl ihm überlassen blieb, auf der Versammlung zu erscheinen; der Kaiser trug zugleich Sorge für ihr Fortkommen und ihre Bedienung auf der Reise.

Der römische Bischof Miltiades, der es nicht rathsam fand, den Sitz der Apostel zu verlassen, hatte Gesandte nach Arles geschickt; und sehr bemerkenswerth ist die Verehrung, die sich in dem Briefe ausspricht, in dem die Versammelten, an Zahl dreiunddreißig, dem Bischof Nachricht geben, ohne gleichwohl eine Oberhoheit desselben anzuerkennen. Der Beschluß fiel zum Nachtheil der Donatisten aus; denn wie hätten die versammelten Bischöfe die Abrogation eines creirten und

designirten Bischofs nicht verwerfen sollen? Der Kaiser war seinerseits sehr geneigt, den Donatisten Gerechtigkeit zu verschaffen. Aber dem Urtheil, das von einer von ihm selbst berufenen bischöflichen Versammlung ausgegangen war, mochte er doch nicht in den Weg treten. Seine Stellung brachte es mit sich, daß er den Bischöfen, die von Decius und Diocletian verfolgt worden waren, seinen Schutz angedeihen ließ. Und in Bezug auf den Streit innerhalb der Kirche ist es von Bedeutung, daß die extravaganten Meinungen der Donatisten, die an die Montanisten erinnerten, in einem Concil verworfen wurden. Es war das gemäßigte, mit den Ordnungen des Kaiserthums vereinbarte Christenthum, zu dem sich die Bischöfe bekannten. Weltlich-selbstsüchtige Rücksichten weiß ich dabei nicht zu erkennen: der Inhaber der höchsten Staatsgewalt konnte nicht anders, als ihre Beschlüsse sanctioniren. Ob aber die verurtheilte Partei sich denselben unterwerfen werde, war doch sehr zweifelhaft. Zuerst von den Donatisten ist die Frage aufgeworfen worden, was denn der Kaiser mit der Kirche zu schaffen habe. Aber um so stärker war die Verpflichtung der Bischöfe und aller derer, die sich zu einer gemäßigten Doktrin bekannten, gegen den Kaiser.

Wie nun aber dann, wenn die Bischöfe sich selbst untereinander entzweiten? — Unmittelbar nach dem Siege über Licinius kam der Kaiser in den Fall, in eine kirchliche Entzweiung von der allergrößten Bedeutung eingreifen zu müssen. Es war die arianische, welche nicht bloß die Verfassung, sondern das tiefste Geheimniß des christlichen Glaubens selbst betraf. Als einst der Bischof Alexander von Alexandrien den Presbytern seine Lehre von der Dreieinigkeit in dem Sinne einer vollkommenen Einheit des Vaters und des

Sohnes darstellte: die Trias sei eben eine Monas, fand er in einem derselben, dem Presbyter Arius, einen scharfsinnigen und entschlossenen Widersacher. Denn die Wesenseinheit, so sagte dieser, würde doch die Unterscheidung der Personen aufheben; der Sohn sei nicht anfangslos, wie der Vater; er sei von demselben erzeugt oder erschaffen.

Diese Lehre, die den gewöhnlichen Vorstellungen der Menschen einen Schritt näher steht, als die andere, fand nun im Orient so viele Anhänger, daß man in Alexandrien für nothwendig hielt, ihr durch die authentische Erklärung einer Kirchenversammlung entgegenzutreten. Im Jahre 321 wurde Arius durch ein feierliches Concil von Alexandrien von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen. Seine Anhänger behaupteten sich aber dennoch, sodaß sich im Orient eine Partei bildete, welche die Wiederaufnahme des Arius in die Kirchengemeinschaft forderte. Zu derselben gehörten selbst einige Bischöfe, unter denen Eusebius von Nicomedien der vornehmste ist. Die Entzweiung erfüllte den Orient mit Hader und fing an auf den Occident zurückzuwirken, so daß Constantin unmittelbar von derselben betroffen wurde. Er war entfernt davon, sich selbst eine Ansicht über die Sache zu bilden; in einem Schreiben an die beiden Antagonisten tadelt er den Bischof, daß er die Frage aufgestellt, zugleich aber auch Arius, daß er sie beantwortet habe. Denn es gebe kein Gesetz, welches zu Discussionen dieser Art verpflichte. Das seien vielmehr Meinungen, welche aus müßiger Beschäftigungslosigkeit entspringen, mehr zur Uebung des Geistes geeignet. Man müsse sie innerhalb der Gedankenkreise beschließen und nicht in die Deffentlichkeit bringen.

Aber der Streit war nun einmal ausgebrochen. Sobald

Constantin der allgemein anerkannte Imperator geworden war, mußte er denselben zu beseitigen versuchen. Als das einzige Mittel dazu erschien es ihm, die unter einander in Streit gerathenen Bischöfe der orientalischen Kirche zusammenzurufen und einen Ausgleich zwischen ihnen zu unternehmen. Es war nicht eigentlich ein Befehl, den er ihnen zu diesem Zweck zugehen ließ, sondern eine Aufforderung, die mit allgemeiner Freude begrüßt wurde, auch deshalb, weil Alle den wunderbaren Mann zu sehen wünschten, der so große Dinge ausgeführt hätte, und dem sie ihr Bestehen verdankten. Der Kaiser trug dafür Sorge, wie einst bei den Versammlungen in Rom und in Arles, daß die Bischöfe in den Stand gesetzt wurden, die Reise auszuführen.

Im Juni des Jahres 325¹⁾ kamen bei dritthalbhundert Bischöfe, nicht ohne geistliches Gefolge, mit wenigen Ausnahmen alle Orientalen, ohne daß des römischen Bischofs gedacht würde, nicht allein aus dem römischen Reiche, sondern auch aus den benachbarten Landschaften, Persien und Arabien, in Nicäa zusammen, die einen alt und würdig, die anderen noch jung und kräftig. Sie waren zum Theil auch deshalb gekommen, um ihre Beschwerden nach ihrer Parteilichung bei dem kaiserlichen Gericht einzubringen. Constantin aber verschmähte es, die Eingaben auch nur zu lesen; er soll gesagt haben, den Christen gezieme gegenseitige Vergebung. Die Versammlung trug nicht das sacrosancte Gepräge, das

1) Nach den meisten und glaubwürdigsten Zeugnissen fand die Eröffnung des Concils am 19. Juni statt; den 20. Mai giebt Sokrates, H. eccles. I, 13 an (Clinton z. J. 325, p. 378). Aus der Datirung eines Gesetzes entnimmt man, daß Constantin am 23. Mai in Nicäa anwesend war.

man mit dem Begriff des ökumenischen Concils zu verbinden pflegt. Alles war ursprünglich, unvorbereitet, wie es die Umstände mit sich brachten. Die Versammlung fand nicht etwa in einer Kirche statt, sondern im kaiserlichen Palast. Constantinus, noch in kräftigen Mannesjahren und von Sieg gekrönt, war doch von jeder Ueberhebung frei. Und wie hätte ihm nicht eine Vereinigung der Würdenträger der Kirche, zu der er sich, wengleich noch nicht förmlich in ihre Gemeinschaft aufgenommen, doch in der That bekannte, Eindruck machen sollen? Obwohl er in der Pracht des Imperiums erschien, nahm er einen Augenblick Anstand, sich niederzusetzen, bis er sah, daß es der allgemeine Wunsch war. Dann erst und, wie man erzählt, mit niedergeschlagenen Augen, begann er zu reden. Von allen Gnaden, sagte er, die ihm Gott erwiesen, sei beinahe die größte, daß er die Bischöfe vereinigt um sich sehe, von denen er erwarten dürfe, sie würden sich zu Einer Meinung vereinigen. Er habe sie berufen, um durch ihren Eifer den kirchlichen Entzweigungen, in denen eine noch größere Gefahr liege, als in jeder anderen, ein Ende zu machen. Sie seien Gott geweiht und schon dadurch verpflichtet, ruhiger Eintracht zu pflegen und sie auch denen zu schaffen, die danach trachten. Er sprach dann die Erwartung aus, daß sie die Knoten ihrer Antilogien im Sinne des Friedens aufzulösen bedacht sein würden. Die Rede hielt er in der offiziellen Sprache des lateinischen Imperiums; ein Dolmetscher übersetzte sie ins Griechische, dann aber mischte sich Constantin in die Versammlung und redete in der Sprache, die ihnen am Geläufigsten war, in der griechischen, mit den Einzelnen.

Wie man versichert, hat er dem, was ein Jeder für seine

eigene Meinung vorbrachte, sein Ohr geliehen, sodaß die Streitsucht einer gemäßigteren Stimmung Platz machte. Wir hören, er habe die Einen überzeugt, die Andern beschämt; genug, durch persönliche Einrede brachte er ihnen die übereinstimmenden Grundlagen ihrer Doctrin ins Bewußtsein, so daß die Differenzen zurücktraten.

Doch waren auch in Nicäa die beiden Parteien sehr ernstlich aufeinander gestoßen. Dem Presbyter Arius stellte sich der Jögling des Bischofs Alexander, Athanasius, damals Diacon, in persönlichem Streitgespräch gegenüber. Allein wenn wir recht unterrichtet sind, bildete sich auch eine dritte, zwischen Beiden stehende Partei aus, die an der Wesenseinheit festhielt, jedoch mit solchen Bestimmungen, welche sie auch den Gegnern derselben annehmbar machte. Man fand eine Formel, welche von allen Bischöfen mit Ausnahme von nur zweien unterschrieben wurde. Das Gefühl, der allgemeinen Gefahr entgangen zu sein, die Verehrung für den Fürsten, der dies bewirkt hatte, und das gemeinsame Interesse, mit ihm und unter einander zusammenzuhalten, walteten vor. Daß das geschah, wurde von Constantin als ein neuer Sieg betrachtet, den er davongetragen habe. Er feierte damals die Bicennalien seiner Thronbesteigung. Mitten durch die Protectoren, so nannte man die Leibwächter, die mit gezogenem Schwert dastanden, nahmen die Männer Gottes ihren Weg in die Gemächer des Kaisers, wo ihrer ein festlicher Empfang wartete. Sie glaubten zu träumen, so unerwartet war ihnen dieses Alles; der Kaiser betrachtete diese Festlichkeit gleichsam als einen Triumph, die Vollendung seiner Siege. Constantin erscheint nicht als ein Theologe, der dem Geheimniß des Glaubens weiter nachzuforschen bestrebt ge-

wesen wäre. Er nahm die Doctrin an, wie er sie fand. Den inneren Zwistigkeiten, die in den Christlichen Gemeinden ausgebrochen waren, suchte er vornehmlich auch aus dem Grunde abzuhehlen, um dem Widerspruch der Gegner, die sich wohl auf die Zwietracht unter den Christen beriefen, ein Ende zu machen¹⁾. Insofern gehörte eine Abkunft, wie die in Nicäa getroffene, zur Vollendung seiner Siege, denn an die Entzweiung hätten sich neue Unruhen und Gefahren geknüpft. So faßten auch die in Nicäa versammelten Bischöfe beider Parteien die Sache auf; sie entschlossen sich, die vereinbarte Formel zu unterschreiben, weil darin der Ausdruck des allgemeinen Sieges ihrer Sache bestand. Daß es dabei sein Bewenden nicht haben würde, hat sich bald gezeigt. Ein Jeder behielt doch die ihm eigenthümliche Vorstellung insoweit bei, als es bei der vereinbarten Formel möglich war. Die Vertiefung in das Abstrakte lag mehr in der Natur der Christlichen Theologie, als Constantin vielleicht meinte. Doch das sind Fragen für eine spätere Zeit. Unmöglich konnte man von dem neuen Imperator erwarten, daß er sie lösen würde. Eine weltgeschichtliche Persönlichkeit in diesem Sinne hat es nie gegeben und kann es nicht geben: eine solche würde der Fortentwicklung der Jahrhunderte ein Ziel setzen. Auch Constantin hat sich diesen Beruf nicht zugetraut, aber die natürlichen Wirkungen seiner Siege zu ergreifen und zu realisiren ließ er sich nicht nehmen. Er verschaffte den Bekennern des Glaubens, unter dessen Zeichen er gesiegt hatte, eine überwiegende Stellung im Reiche, welche die maßgebende für alle Zeiten geworden ist.

1) Das Concil wurde am 25. August (VIII Kal. Sept.) 325 geschlossen (Cresconia, collectio canonum).

Ich weiß nicht, ob ich Bestätigung finden werde, wenn ich den mir selbst unerwarteten Gedanken ausspreche, daß die einheitliche Gestaltung der christlichen Kirche aus ihrer Vereinbarung mit dem Kaiserthum entsprungen ist; denn für den Glauben an sich wäre eine solche nicht nothwendig gewesen, da dieser auf der Grundlage der evangelischen Schriften und der Kirchendienst auf den presbyterialen und episcopalen Einrichtungen beruhte. Daß die Gläubigen von dem Kaiserthum verfolgt wurden, gehörte dazu, um das Gefühl der Zusammengehörigkeit, das in dem gemeinschaftlichen Glauben lag, zu erhalten und zu verstärken. Wenn nun aber Constantin ein heidnischer Herrscher gewesen wäre, so würden in den verschiedenen Gebieten sich Provinzialverfassungen ausgebildet haben. Das Auftreten und die Siege Constantins hoben diese Möglichkeit auf. Daß es Einen Imperator gab, der sich zwar nicht erdreistete, seine persönliche Meinung geltend zu machen, von dem man nicht einmal mit Gewißheit sagen kann, daß er wirklich durch die Taufe in den religiösen Verband der Christen förmlich aufgenommen worden ist, der aber durch seine Stellung und Gesinnung darauf angewiesen war, alle Streitigkeiten unter den Christen, als deren Protector er zur Macht gelangt war, zu verhüten, und dazu der Beihülfe der Bischöfe bedurfte, gab der Gesammtheit der Christen eine gewisse Einheit, die sich eben um den Imperator her gruppirte. Eine solche war in der That noch nicht vorhanden. Sie wurde durch die Gesammtheit der Bischöfe gebildet, welche zu einem großen Concilium berufen wurden, und kam in den beiden Autoritäten, dem Kaiser und der Versammlung, zur Erscheinung. Man dürfte nicht meinen, daß der Kaiser das Concil beherrscht

habe; die eigentliche Beschlußfassung blieb den Bischöfen überlassen. Denn nicht durch untergeordnete Hülfeleistung, sondern eine eingeborene Autonomie waren die Christen emporgekommen. Aber als Gesamtheit gestaltete sich die Kirche nur eben unter dem Einfluß dessen, der die höchste Gewalt in den Händen hatte. Hätte sich ein besonderer Imperator im Orient behauptet, so würden sich zwei verschiedene Kirchen, eine östliche und eine westliche, haben ausbilden müssen; es bedurfte der Vereinigung des Imperiums in Einer Hand, um die Einheit der Weiterentwicklung für die Zukunft möglich zu machen. Das Christenthum war seiner Natur nach nicht auf das römische Reich beschränkt; es war sogar bereits in einer Ausbreitung über die Grenzen desselben hinaus begriffen; aber es schloß sich doch dem römischen Imperium unbedingt an und vermehrte insofern dessen Autorität, die als eine allgemeine, dem göttlichen Willen entsprechende angesehen wurde.

In dieser Verbindung liegt der Charakter der Institutionen des Reiches, wie es unter Constantin bestand.

In Bezug auf die eigentliche Organisation desselben hielt er an dem Werke seiner Vorgänger fest. Er übernahm die diocletianische Verfassung in ihren Grundprinzipien und bildete sie weiter aus. Die Trennung der militärischen und civilen Gewalten, die früher nur angebahnt war, durchgeführt zu haben, ist ohne Zweifel das Verdienst Constantins. Die Einrichtung der großen Präfecturen, welche die Gesamtheit umfaßten, wurde erst dann wahrhaft möglich, wenn die höchste Gewalt, die über Alle herrschte, in Einer Hand concentrirt war.

Und kein Zweifel ist, daß die Stabilität des Kaiser-

thums durch die Vereinigung mit dem Christenthum eine neue Bürgerschaft erhielt. Dadurch wurde eine ausgedehnte Klasse der Bevölkerung, in der das meiste Leben war, unmittelbar an den Thron geknüpft, der sich fortan von der Religion nicht mehr trennen konnte. Noch einmal zwar ist der Versuch vorgekommen, aber er hat nur die entgegengesetzte Wirkung hervorgebracht.

Den Umfang der äußeren Macht hat Constantin zu erhalten gewußt, zuerst an den Grenzen des Occidents, dann an der niederen Donau hat er die Einbrüche der entgegengesetzten Nationalitäten zurückgedrängt. Das Imperium nahm wieder eine allgemein anerkannte Machtstellung ein. Der Biograph des Kaisers, Eusebius ist davon voll, daß die verschiedensten Nationen ihm ihre Huldigung dargebracht haben; er selbst war dabei zugegen, wie der Kaiser sie empfing, die Aethiopen und Blemmyer aus dem Süden und die kräftigen Gestalten, weiß und roth im Antlitz, aus dem Norden. Gesandte von dem äußersten Osten mit prächtigen Geschenken an Edelgestein und Thiergestalten, die man sonst nicht kannte, sind vor Constantin erschienen. Auch nach der Erweiterung der Erdkunde durch Ptolemäus brach die Meinung sich Bahn, daß der indische Osten durch einen Ocean begrenzt werde, dem ähnlich, welchem Britannien angehörte. Es wurde als der Gipfel der Ehre betrachtet, daß das Reich in den entgegengesetzten Regionen den Ocean erreiche, der die Erde umfluthe.

Das römische Reich war noch in einem anderen Sinne als zur Zeit des Augustus der Mittelpunkt der Welt geworden. Wenn die intensive Macht des Kaiserthums auf den griechisch-römischen Institutionen, die in Rom vereinigt waren, beruhte, so trat im Christenthum die Idee der ältesten

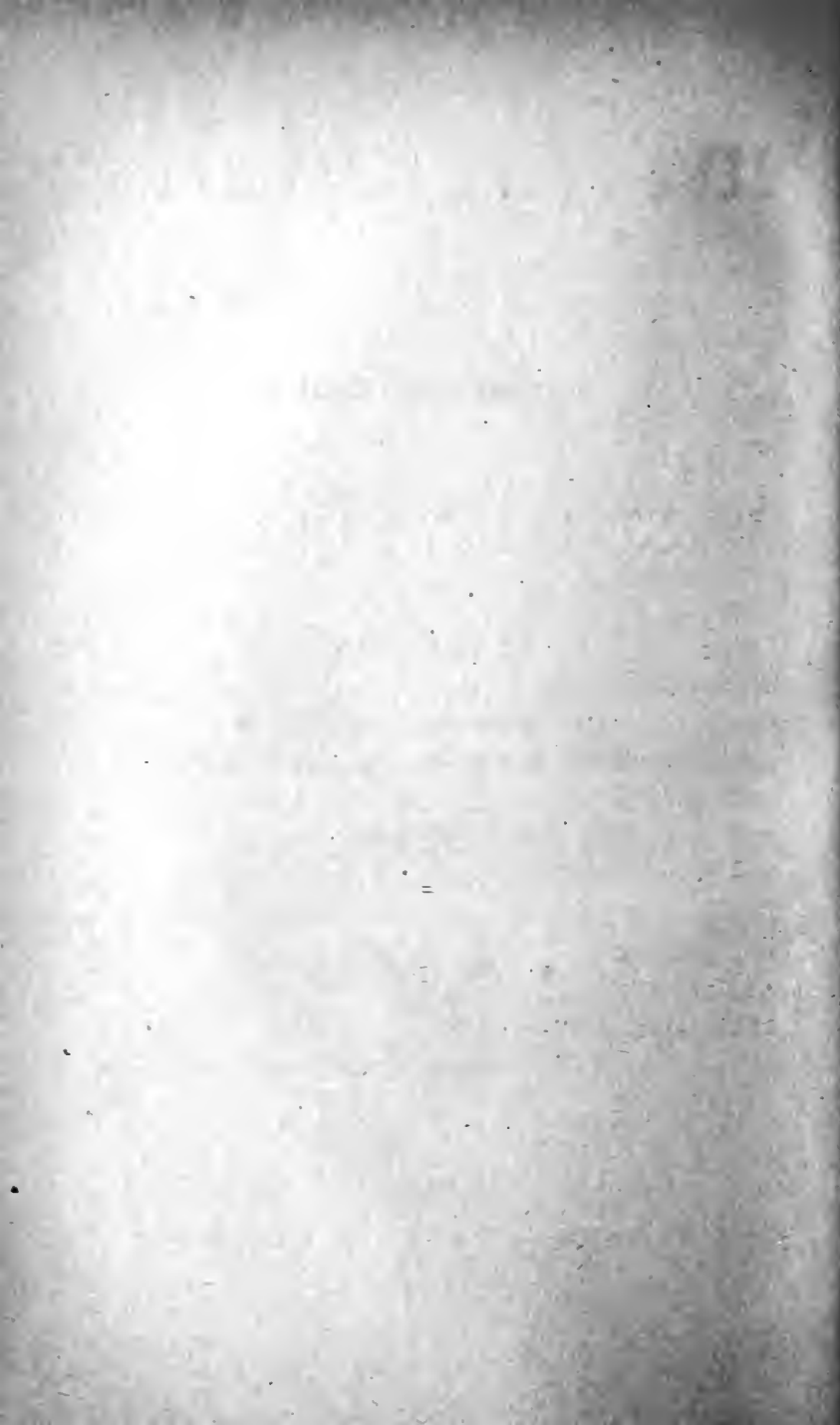
Welt, welche durch das Judenthum vermittelt in das römische Reich gekommen war, doch in einer von dem Boden der beschränkten Nationalität losgerissenen idealen Gestalt in dem Reiche Constantins des Großen hervor. Das gehörte aber zur Vollendung der Culturwelt in ihrem vollen Umfang. Und zugleich war es nothwendig, um die Hervorbringungen des historischen Lebens anderen Nationen überliefern zu können. Nur in ihrer Verbindung konnten sie ein Gemeingut der Menschheit werden. Wie nun die Elemente des geistigen Lebens innerhalb des römischen Reiches sich ergänzen und mit einander ausgleichen — ob und wie dann die benachbarten Nationen von demselben ergriffen und durchdrungen werden könnten, war die Frage der folgenden Epochen der Weltgeschichte.

Noch war Alles im Werden und in mannichfaltigem innerem Widerspruch begriffen, der dann sich wiederholt Bahn machte, die innere Entwicklung, sowie die äußere Gestaltung noch sehr zweifelhaft. Die Leidenschaften der Menschen auf der einen, die Besonderheit der Nationalitäten auf der anderen Seite setzten sich der Idee entgegen, die jedoch im Ganzen und im Großen den Sieg davongetragen hatte. Eben dazu folgen die Generationen des Menschengeschlechtes auf einander, um, zusammenhängend und doch verschieden, den inneren Kräften des menschlichen Geistes und seiner Entwicklungsfähigkeit Raum zu schaffen.

Weltgeschichte.

Dritter Theil.

II.



Weltgeschichte.

Von

Leopold von Ranke.

Erste und zweite Auflage.

Dritter Theil.

Das altrömische Kaiserthum.

Mit kritischen Erörterungen zur alten Geschichte.

Zweite Abtheilung.



Leipzig,

Verlag von Duncker & Humblot.

1885.

Das Uebersetzungsrecht ist vorbehalten.

Analekten.

Kritische Erörterungen zur alten Geschichte.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Vorbemerkung	IX
I. Zur alttestamentlichen Literatur	1
1. Eine Ergänzung der Bücher der Könige aus der alexandrinischen Uebersetzung	4
2. Ueber die Darstellung der Geschichte des Moses in den Antiquitäten des Flavius Josephus	12
3. Charakter und Werth der späteren Erzählung des Josephus	33
II. Diodorus Siculus und seine Berichte über Alexander den Großen	42
III. Ueber die römischen Alterthümer des Dionysius von Halicarnas	92
IV. Analyse der Traditionen über die Eroberung Roms durch die Gallier	151
V. Erörterung über einige zweifelhaft erscheinende Nachrichten bei Polybius	169
VI. Appian und der Werth seiner Quellen	200

	Seite
VII. Dio = Bonaraz	238
VIII. Vellejus Paterculus. Die Varusschlacht	265
Note zu Theil III. Abth. 1. S. 40.	278
IX. Würdigung und Kritik der Geschichtschreibung des Cornelius Tacitus	280
X. Zur Kaisergeschichte	319

Vorbemerkung.

Bei dem unternommenen Werke war es die Aufgabe, das Ganze zu umfassen und zugleich der Forschung im Einzelnen gerecht zu werden. Indem ich mich nun anschicke, die kritischen Bemerkungen, die ich in der letzteren Absicht gemacht habe, zusammenzustellen, habe ich die Wahl zwischen zwei verschiedenen Wegen: ich kann entweder das historiographische oder das welt-historische Moment zu Grunde legen. Im ersten Falle würde ich die Autoren, die ich benutzt habe, nach ihrer Zeitfolge ordnen, ihre Art und Kunst beleuchten und eine Würdigung derselben zu meinem vornehmsten Endzweck machen.

Das würde jedoch mehr einer Litterarhistorie der Geschichtschreiber entsprechen, als eine ergänzende Beilage zu dem Werke über die Weltgeschichte bilden. Und da ich vor Allem darauf bedacht sein muß, meine Ausführungen kritisch zu begründen, so verdient der andere Weg den Vorzug: die kritischen Bemerkungen nach den Epochen zu ordnen, welche die allgemeine Geschichte darbietet.

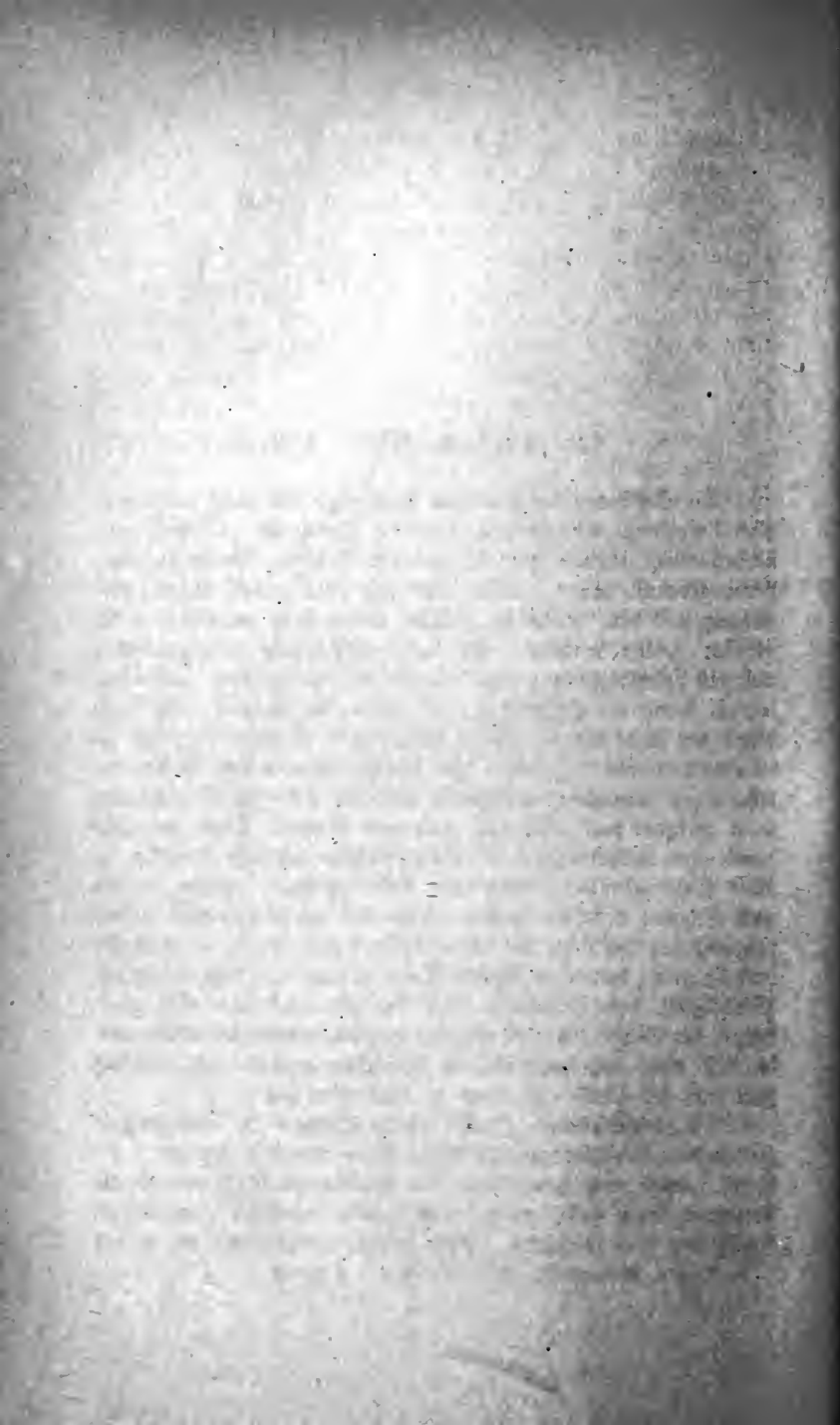
Auch dieses Verfahren aber hat seine besonderen, nicht durchaus erwünschten Bedingungen. Vor Allem, ich kann die chronologische Folge der Autoren nicht festhalten. Unter Anderem muß die Archäologie des Dionysius von Halicarnaß, welche die älteste Geschichte von Rom behandelt, den Bearbeitungen der punischen Kriege vorangehen. Ein Autor des zweiten Jahrhunderts unserer Aera, Appian, mußte nicht selten bei den Begebenheiten des ersten Jahrhunderts vor unserer Aera zu Grunde gelegt werden.

Ueber die ältere Geschichte von Rom sowie ihren späteren Verlauf hat ein römischer Senator des dritten Jahrhunderts unserer Aera, Dio Cassius, ein ausführliches Geschichtswerk verfaßt; will man sich desselben aber bedienen, so ist man zum Theil auf die Auszüge angewiesen, die erst im zwölften Jahrhundert durch Johannes Bonaras zu Stande gekommen sind; ein Byzantiner muß herbeigezogen werden, um die für die Geschichte der römischen Republik erforderlichen Materialien zu sammeln. Ich sage damit nichts Neues; die deutsche Gelehrsamkeit hat sich, namentlich seit Niebuhr, eingehend mit diesen Autoren beschäftigt; doch hat man sie meistens nur sporadisch in Betracht gezogen. Mir kommt es darauf an, zugleich über ihren Werth im Allgemeinen eine begründete Vorstellung zu gewinnen. Diese Autoren sind nicht grade große Schriftsteller, aber ihre Mittheilungen sind unschätzbar. In mehr als Einem Falle glaubte ich die Vorlagen, denen sie folgen, unterscheiden zu können. Nicht überall verdienen sie Beachtung, die größte aber nach meinem Dafürhalten bei Diodorus Siculus, Dionysius von Halicarnas und selbst bei Appian.

Den Unterschied der kritischen Forschung in der neueren und der alten Geschichte möchte ich darin sehen, daß es bei jener darauf ankommt, das Unrechte zu beseitigen, bei dieser aber darauf, das Rechte herauszuheben und es aus dem zuweilen verschütteten Schacht an das Licht zu bringen.

Indem ich aber von einem jeden dieser Werke besonders zu handeln veranlaßt bin, begegnet mir, daß ich von inhaltsreichen und aller Welt bekannten Historikern — ich nenne nur Livius, der in seinem Werke immer den römischen Standpunkt festhält, und Plutarch, der sich einen freien Blick über die Welt bewahrte, — keinen eigenen Abschnitt construiren kann, weil sie eben in verschiedene Zeiträume eingreifen. Durch ihre Mittheilungen machen sie die Kritik der Ueberlieferungen erst möglich, der sie aber dann selbst unterliegen. Nur durch vergleichende Prüfung der verschiedenen Zeugnisse wird es möglich, die faktische Wahrheit zu erkennen: diese allein konnte zur Grundlage des unternommenen Werkes dienen. Auf meinem Wege fortschreitend, mußte ich selbst originale Autoren von unbefristenem Verdienst und allgemeinem Ansehen ebenfalls der

Kritik unterwerfen. Auch von Polybius bin ich zuweilen genöthigt gewesen abzuweichen und die Berichte Anderer, die ihm an Talent nicht gleichzustellen sind, den seinen vorzuziehen. Ueber die ersten Zeiten des römischen Kaiserthums, auf welchem die folgenden Epochen beruhen, hätte ich mir kein Wort erlauben dürfen, wenn ich mir nicht über das Maß der Glaubwürdigkeit der taciteischen Annalen ein Urtheil gebildet hätte. Ich will nicht verschweigen, daß mir die Abweichung von den großen Meistern zuweilen recht schwer geworden ist; aber ich konnte damit nicht zurückhalten; der Versuch mußte gemacht werden, den objectiven Thatbestand von den subjectiven Momenten der Erzählung zu sondern; — die Autoren selbst, aus denen man schöpft, werden wieder Gegenstand der Forschung, die Zeit, in der, der Gesichtspunkt, unter welchem sie schreiben. Nicht allein als Berichterstatter nehme ich mir vor sie zu betrachten, sondern zugleich als Glieder und mithandelnde Zeugen der allgemeinen Entwicklung; je bedeutender sie sind, um so mehr wird ihre Individualität selbst ein wesentlicher Bestandtheil der historischen Erscheinungen.



I. Zur alttestamentlichen Literatur.

Die Geschichte der Literatur beschäftigt sich nicht allein mit dem Ursprung, dem Inhalt und dem Verdienst der Werke, die sie behandelt, sondern zugleich mit der Wirkung, welche dieselben hervorgebracht haben. Was ließe sich aber in der letzteren Beziehung mit dem Buche der Bücher vergleichen, welches, in die ältesten Zeiten reichend, eine lange Reihe von Jahrhunderten auf das Lebendigste angeregt hat und die heutige Welt beherrscht, sowohl durch die Hingebung, die man ihm widmet, als auch durch den Widerspruch, den es hervorruft? Dazu aber hätte es, in einem Idiom abgefaßt, das schon früh aus den Reihen der lebendigen Sprachen ausschied, und an sich zur Verbreitung nicht geeignet war, niemals gelangen können, hätte es nicht durch eine Uebersetzung in die griechische Sprache Zugang zu aller Welt gefunden. Unter den Uebersetzungen, welche Namen und Geltung erhalten haben, steht die alexandrinische Uebersetzung der Schriften des alten Testaments, wenn sie auch hier und da frei, bisweilen fehlerhaft ist, einzig da. Der intensiven Mächtigkeit des Originals fügt sie die Kraft der Expansion hinzu, der Größe des Inhalts die Verständlichkeit des Ausdrucks, so daß man ihr hauptsächlich die Bekanntheit der späteren Zeit mit der ältesten Urkunde zu verdanken hat.

Die verschiedenen Bücher sind offenbar in verschiedenen Zeiten von verschiedenen Persönlichkeiten übersezt worden. Es bleibt immer noch zweifelhaft, ob Ptolemäus Philadelphus die Anregung dazu gab, welche eine spätere sagenhaft ausgebildete Erzählung ihm zuschreibt. Aber ebenso augenscheinlich ist es

doch, daß die Uebersetzung der Genesiß eine genaue Kenntniß von Aegypten verräth. Ihren ägyptischen Ursprung kann Niemand ernstlich bezweifeln; und eine große Wahrscheinlichkeit hat es dann, daß sie unter Ptolemäus Philadelphus, der den Juden Gunst und Freundschaft bewies, zu Stande gekommen ist; ob auf königliche Veranstaltung oder ohne eine solche dem inneren Bedürfniß der Sache gemäß lasse ich dahin gestellt.

Sie erschien eben zur rechten Zeit, indem in Folge der Eroberungen Alexanders des Großen die orientalischen Völker durch Vermittlung der griechischen Sprache einander selbständig näher traten.

Die beiden vornehmsten Autoren über die altorientalische Geschichte, Manetho und Berosus, sind ungefähr gleichzeitig mit der Uebersetzung der siebenzig Dolmetscher; auch ihre Arbeiten werden von der Einwirkung der hellenistischen Dynastie dieser Epoche in Aegypten und in Babylon hergeleitet. Wie sehr aber treten sie neben der Uebersetzung der Schriften des Alten Bundes in den Hintergrund. Während sie dem Bereich der Antiquitäten verfahlen, hat die erstere die Herrschaft des Buches der Bücher möglich gemacht und befördert. Die Uebersetzung war für die Juden selbst nothwendig; sie sprachen bereits griechisch und waren in Gefahr, das Gächte ihrer Ueberlieferungen der mannigfaltig abweichenden Tradition gegenüber nicht behaupten zu können.

Für die weitere Einwirkung auf die Welt aber war eine Uebertragung in die Sprache, die damals gleichsam die allgemeine war, unerläßlich. Wahrscheinlich ist sie in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts vor Christus vollendet worden.

Die hellenistischen Nationen, die den Orient erfüllten, wurden dadurch mit dem Judenthum bekannt, wenigstens insoweit, als diese Ueberlieferungen in den Gedankenkreis, in welchem sie in jenen Zeiten lebten, Eingang finden konnten. Unendlich vertieft und erweitert aber wurde diese Einwirkung durch das Emporkommen des Christenthums. - Wie wesentlich das Idiom der Uebersetzung gleich in den ersten Zeiten war, erkennt man daraus, daß die Citate aus dem alten Testament, die im Hebräerbrief vorkommen, sämmtlich aus der alexandrinischen Uebersetzung entnommen sind. Durch ein prophetisches Wort,

das Paulus aus der alexandrinischen Uebersetzung entnahm, ist die Uebertragung des Christenthums auf die heidnische Welt vermittelt worden. Durch den Apostel Paulus selbst gelangte sie zu einem gleichsam kanonischen Ansehen in den christlichen Gemeinden. In dieser Verbindung ist dann aber auch das an das Judenthum anknüpfende Christenthum in Kleinasien, Griechenland und Rom verbreitet worden. Es war die Weltanschauung, vor welcher die griechische Mythologie zurückwich, in demselben Grade, in welchem das Christenthum die Oberhand erlangte. In Männern, wie Eusebius, tritt die Verknüpfung beider Elemente lebendig hervor. Er empfahl die Uebersetzung seinem Mäcen Constantin; der hat dann das Werk fünfzig Mal abschreiben lassen. Wahrscheinlich dieser Fürsorge verdankt man den vaticanischen Codex, dessen Text in unseren Tagen reproducirt worden ist.

Wie nun diese Uebersetzung unter den griechischen Rationalitäten zu höchstem Ansehen und weitester Verbreitung gelangte, so fand sie durch die Ausbreitung des Christenthums auch Eingang in das lateinische Abendland. Die altlateinische Uebersetzung, die wir unter dem Namen Itala kennen, ist aus dem griechischen Text entstanden. Sie ist alsdann durch eine auf dem Studium des Hebräischen beruhende Revision des Hieronymus verdrängt worden, — nicht vollständig jedoch; die gallischen Kirchen namentlich wollten sich nicht das bei der ersten Einführung des Christenthums nach der Fassung der Itala bei ihnen in Gebrauch gekommene Psalterium wieder entreißen lassen. Sie ist sogar in die Vulgata aufgenommen worden, welche das große Textbuch der lateinischen Kirche gebildet hat. Dergestalt ist die alexandrinische Uebersetzung eine der Grundlagen der abendländischen Cultur und Religion geworden. Diese verknüpfte sich durch eine regelmäßige historische Continuität mit der ältesten Ueberlieferung, welche die Menschheit besaß. In dem zweiten großen, dem Christenthum gegenüberstehenden Religionsystem war dies nicht der Fall. Auch der Islam knüpft an die ältesten Erinnerungen an. Aber sie wurden aus fabelhaften Ueberlieferungen genommen, die hauptsächlich dem Talmud entstammen, so daß die Continuität abgebrochen wurde und der innere Zusammenhang verloren ging. So seltsam es

lautet, so darf man doch behaupten: in der Fortpflanzung oder Verwerfung der echten Ueberlieferung aus dem höchsten Alterthum, welche durch die alexandrinische Uebersetzung des Pentateuch vermittelt wurde, liegt ein Moment für die Geschichte der Religionen und damit für die Geschichte der Menschen überhaupt.

Ich wage diese Sätze auszusprechen, von denen jeder eine besondere Begründung verlangen würde, ohne daß ich eine solche versuchen wollte. Nur über die von der echten Ueberlieferung losgerissene Sage flechte ich in die Untersuchung über Josephus ein Wort ein. Zunächst ist mein Blick auf die alexandrinische Uebersetzung gerichtet, welche dem Urtext so nahe steht, daß derselbe sogar aus ihr ergänzt werden kann.

1. Eine Ergänzung der Bücher der Könige aus der alexandrinischen Uebersetzung.

Schon bei Eichhorn ist auf der Grundlage der Untersuchungen Humphry Hody's bis zur Evidenz dargethan, daß der Text, welcher bei der alexandrinischen Uebersetzung zu Grunde lag, eine große Uebereinstimmung mit dem samaritanischen Texte der Urschrift hat. (Gen. 1, 14 : 2, 1 u. f. w.) Bei späteren Differenzen der beiden Texte fällt aber auch die alexandrinische Uebersetzung mit dem recipirten jüdischen Text zusammen. Man darf einerseits schließen, daß die Samaritaner an der Uebersetzung doch keinen eigentlichen Antheil haben, andererseits, daß die Uebersetzer noch einen anderen Text zu Grunde legten, als den recipirten jüdischen.

In der Uebersetzung finden sich mancherlei Abweichungen und Variationen, die aber doch die Autorität im Ganzen nicht beeinträchtigen. Ich will hier die wichtigste, welche zugleich eine Erweiterung der Historie ist, zur Sprache bringen.

Für die Geschichte der Spaltung des jüdischen Reiches ist die auf I. Könige 12, 24 folgende Stelle der Uebersetzung der Septuaginta von großer Merkwürdigkeit. Wenn schon an einer früheren Stelle Jerobeam als Aufseher der königlichen Bauten in Ephraim bezeichnet wird, so geschieht dieser Sache in der eingeschobenen Stelle gleichfalls Erwähnung. Jerobeam hat darnach in Ephraim eine Burg errichtet und an der Ummauerung Jerusalems Theil

genommen (*συνέκλεισε τὴν πόλιν*); schon damals hat er den Gedanken gehabt, das Königthum an sich zu reißen. Hierauf hat ihn Salomo tödten wollen; er ist aber nach Aegypten entronnen. Der Weihe durch Ahia wird an dieser Stelle nicht gedacht. Alles begiebt sich im natürlichen Laufe der Dinge. Man wird an die Oberaufseher der ägyptischen Bauten erinnert, die eine so große Rolle in dem Reiche der Pharaonen spielten. Ein solcher wäre Jerobeam für Israel gewesen. Der König, zu dem er flieht, wird ausdrücklich Sefonk (Susakim) genannt. Daß nun der Tod Salomo's das bisherige gute Verhältniß zu Aegypten auflöste, versteht man, da ja die meisten Bündnisse der Zeit persönlicher Natur waren. Hier kam dazu, daß die Mutter des Thronfolgers Rehabeam eine Ammonitin war; unser Bruchstück nennt den Namen des ammonitischen Fürsten, der ihr Vater war. Nach dem Tode Salomo's, so heißt es weiter, lag Jerobeam dem Susakim in den Ohren, daß er ihn nach seinem Lande entlassen möge. Susakim gewährte ihm dann die ältere Schwester seiner eigenen Gemahlin, eine unter den königlichen Frauen ausgezeichnete Persönlichkeit (*μεγάλη*), zur Gemahlin, von der er einen Sohn bekam, Ahia; dann begiebt er sich im Einverständnis mit diesem König — es wird nicht gesagt: mit seiner Unterstützung — nach Sarira in Ephraim. Da versammelt sich dann der ganze Stamm Ephraim, worauf eine im Ganzen übereinstimmende, in Einzelheiten abweichende, Erzählung von dem Gottesmanne in Silo folgt. Sein Ausspruch ist ungünstig; das eigentliche Orakel wird ganz mit den Worten gegeben, die man sonst kennt: die männlichen Angehörigen des Jerobeam sollen in der Stadt von Hunden gefressen werden, auf dem Lande von Vögeln; dieselben Worte, wie sie in dem recipirten Texte erscheinen, nur mit dem sehr bedeutenden Unterschiede, daß auf die Gottlosigkeit Jerobeams kein Nachdruck gelegt wird. Jerobeam geht zuerst an den Ort, wo sich die Stämme Israels versammeln; und dahin begiebt sich auch Rehabeam. Dort in Sichem erscheint der Prophet Semaja; er zerreißt ein neues Gewand in zwölf Stücke und händigt davon Jerobeam zehn ein. So beginnt die Zusammenkunft in Sichem: die Stämme fordern Rehabeam auf, die Last zu erleichtern, die ihnen sein Vater auferlegt hat; namentlich erwähnen sie hier

τὰ βρώματα τῆς τροπῆς. Mit der gewöhnlichen Tradition stimmt es nun überein, wenn Rehabeam eine Frist fordert, um über die Sache Berathung zu pflegen. Allein, wenn dieselbe ihn zuerst mit den älteren Rätthen, die schon vor dem König Salomo gestanden haben, hierauf mit den jüngeren sich berathen läßt, was an sich schwer zu begreifen ist — denn zweierlei Rätthe wird er nicht mit sich geführt haben — so sind es dem Fragment zufolge die Aeltesten, welche er sich zuführen läßt, die Aeltesten des Volkes, οἱ πρεσβύτεροι τοῦ λαοῦ. Sie rathen ihm der Stimme des Volkes zu folgen. Das mißfällt Rehabeam, und er beruft nun seine Jugendgenossen (σύντροφοί), welche nicht ausdrücklich als Rätthe bezeichnet werden, sondern eben seine Umgebung bilden, und nach deren Rath giebt er die berühmte Antwort: „Mein Vater hat Euch mit Geißeln gezeißelt, ich will Euch mit Storpionen geißeln“. Diese Worte sind also die constante Tradition, ebenso wie oben die Worte des Orakels. In den nähern Umständen finden sich viele Abweichungen, woraus sich dann ergibt, daß Rehabeam in Widerspruch mit den Aeltesten des Volkes gerieth und auf Anrathen seiner Jugendgenossen eine Antwort ertheilte, wie sie den vereinigten Stämmen nicht gefallen konnte. Nach dem Texte der Uebersetzung antwortet das Volk wie Ein Mann, was gehe sie das Haus Ijai an. Zu deinen Zelten, Irael: dieser Mensch solle nicht ihr Führer, noch Beherrscher sein. Sie trennen sich sogleich, und Rehabeam kehrt auf seinem Wagen nach Hause zurück. Daß das aus Furcht geschehen sei, fehlt in dieser Tradition, wie denn auch die Steinigung des Aufsehers, deren das Buch der Könige gedenkt, nicht erwähnt ist. Die Sache geht auch hier einfacher und natürlicher zu. Als nun Rehabeam die Stämme Juda und Benjamin zum Kriegszug gegen Irael anbietet, so widerspricht auch in dem Fragment der griechischen Uebersetzung Semaja mit gleichen Worten, wie in dem recipirten Text. Doch hat es mehr Sinn, da Semaja dieser Erzählung zufolge die Abtrennung von Irael selbst gerathen hat.

Wie an anderen Stellen die Septuaginta den wahren Text wiederholen, so daß ihre Abweichungen auf einem guten Grunde beruhen, so darf man das, dünkt mich, von dem vorliegenden Fragment annehmen. Wahrscheinlich fanden die Uebersetzer zwei Texte neben einander und hatten gesunden Verstand genug, um sie

nicht verschmelzen zu wollen. Wenn nun aber dies Fragment eine eben so gute Autorität hat, wie der bestehende Text, so ist sein Inhalt von der größten Wichtigkeit. Die entscheidenden Punkte möchten folgende sein: 1) die vorläufige Weihe Jerobeams verschwindet, wie sie auch mit seiner späteren Haltung in vollem Widerspruch steht. 2) Jerobeam läßt schon als Oberaufseher der Bauten die Absicht durchblicken, sich des Reiches zu bemächtigen, und muß deshalb fliehen. Seine Autorität ist eine administrative; sie beruht auf der Ausführung der Bauten und der Eintreibung der Lasten und Frohnen. 3) Nach Salomo's Tod löst sich das Familienverhältniß zwischen den israelitischen Königen und den Pharaonen auf. Dagegen tritt Jerobeam selbst in ein verwandtschaftliches Verhältniß zu dem nunmehrigen König Sufatim; unter dessen Einwilligung verläßt er Aegypten und geht nach Ephraim, indem sich zugleich das Volk in der Nähe von Sichem versammelt. Er ist nicht von ihm berufen worden, noch jetzt erst eingetroffen; er war schon anwesend, als Rehabeam anlangte. 4) Rehabeam kam zu einer schon versammelten Volksgemeinde, die ihm die bestimmte Forderung vorlegte, die Lasten, die der Vater auferlegt hatte, zu verringern. Die Ältesten des Volkes, deren Rath Rehabeam verlangt, fordern ihn auf, dem Volke Folge zu leisten. Aber er hat eine Schaar von jungen Leuten bei sich, die in dem Uebermuth, welchen der Besitz der Gewalt giebt, jede Verhandlung von sich weisen. 5) Nothwendig trat hiebei der Vorgang aus den Zeiten Davids, Abjalons und Joabs in Erinnerung. Die Bewegung der Stämme war damals nur mit Gewalt unterdrückt worden. Welches Recht aber hatte das Haus Isai vom Stamme Juda auch über die anderen Stämme zu herrschen? Diese schließen sich jetzt, dem jungen Manne, der eine gewaltsame Gesinnung zeigt, die Huldigung zu verweigern. Sie sind hierin, wie ein Mann, ganz einstimmig und begeben sich nach ihren Stammesitzen. Daß sie Jerobeam zum König creirt hätten, verlautet hier nicht. Aber ihr Führer ist er unzweifelhaft geworden. Entscheidend ist dann, daß auch die Stämme Juda und Benjamin nicht dahin gebracht werden, ein Kriegsunternehmen, wie das letzte des Joab gewesen ist, ins Werk zu setzen. Die vornehmste Rolle spielt der Mann Gottes, Semaja; er spricht die Worte

Jehova's aus, welche die Forderung der Stämme heiligen. Noch war wohl nicht vorauszusehen, daß Jerobeam den Gottesdienst der Aegypter auf den alten Versammlungsplätzen erneuern würde.

Noch folgende Bemerkungen bieten sich bei einer erneuerten Vergleichung der beiden Texte dar.

In dem hebräisch vorliegenden Text geht die Initiative von dem Propheten aus, in dem hier herangezogenen Fragment aber von Jerobeam selbst. Was in diesem von Ahia vorkommt, ist ganz etwas Anderes, als was der erstere erzählt. Es bezieht sich bloß auf die Familie und kündigt dem Hause Jerobeam's Unglück an. Das Verhalten Jerobeams flößt dem Fragment zufolge dem König Salomo Besorgniß ein. Deshalb geschieht es, nicht etwa auf eine Kunde des prophetischen Spruches, daß er ihn umzubringen sucht, dieser aber nach Aegypten flieht. Was nun in dem Fragment von dem Familienverhältniß, in welches Jerobeam zu Susatim tritt, erzählt wird, muß auf frühere Jahre bezogen werden, in welchen Jerobeam, lange vor dem Tode Salomo's, in Aegypten verweilte: denn zu der Zeit, in welcher er zurückkommt, hat er schon einen Sohn, dessen Krankheit ihm Sorge macht. Es ist erklärlich, daß Susatim dem Jerobeam die Erlaubniß, den Salomo anzugreifen, nicht giebt, weil ja auch Salomo eine ägyptische Gemahlin hatte; nach dem Tode Salomo's löst sich das Verhältniß auf und Susatim macht keine weiteren Schwierigkeiten, Jerobeam die Heimkehr zu gestatten, unter der Voraussetzung seiner der Familie Salomo's feindseligen Absichten. Denn ein ägyptischer König mußte zuerst darauf denken, Israel auf eine oder die andere Weise in Abhängigkeit zu erhalten. Jetzt kehrt Jerobeam mit seiner ägyptischen Gemahlin zurück und begiebt sich nach Sarira, welches er selbst im Dienste Salomo's erbaut hat; noch finden sich großartige Ruinen dieses Baues. Wenn nun aber angenommen worden ist, er habe diese Burg belagern müssen, so findet sich im Text kein Beweis dafür. Aus diesem muß man schließen, daß er, der alte Erbauer und Oberaufseher, ohne weiteres darin Aufnahme fand und das Volk herbeirief, für das er in der Umgebung einen Lagerplatz errichtete. Nach dem hebräischen Text ruft das versammelte Volk Jerobeam aus Aegypten zurück; nach dem Fragment kommt er aus freien

Stücken und ruft das Volk zusammen. Es bildet sich also unter einem der mächtigsten Männer in der Nähe der Burg von Sichem eine zur Empörung geneigte selbständige Versammlung. Da erst tritt die Prophezeiung ein, welche das Verhalten Jerobeams billigt und ihm im Namen Gottes allen Succes verspricht. Mit zehn Theilen des Gewandes, von dem nur zwei für Rehabeam übrig bleiben, wird Jerobeam bekleidet. Rehabeam erscheint mit den Gewalthabern der beiden Stämme ebenfalls zu Sichem, um die Bewegung zu beruhigen.

Der nächste Unterschied des Fragmentes von dem recipirten Text liegt darin, daß in dem letzteren das Volk sich in Sichem versammelt, um Rehabeam zum König zu machen, worauf Jerobeam berufen wird (c. 12 v. 2) und bei den Versammelten erscheint, in dem Fragment dagegen Jerobeam schon lange vorher angekommen ist, und das Volk um sich versammelt hat¹⁾, so daß nicht sowohl die Wahl Rehabeams, sondern Opposition gegen dieselbe zu erwarten war. Und diese erscheint nun sofort in den Anforderungen, welche ihm entgegengebracht werden. In dem Fragment werden sie mit größerer Bestimmtheit aufgeführt, als im hebräischen Texte, insofern sie nicht allein eine Erleichterung des Druckes, sondern namentlich die Abschaffung der Lieferung der Lebensmittel nach Hofe betonen. Dem neuen König wurde also eigentlich eine Art von Wahlkapitulation vorgelegt. In beiden Texten verlangt der König eine Bedenkzeit von drei Tagen. Hierbei tritt nun die größte Verschiedenheit ein. Nach dem hebräischen Text beruft Rehabeam zuerst die alten Rathgeber des Salomo, die „Greise, die schon vor Salomo gestanden“; im Fragment dagegen werden die Ältesten des Volks (*οἱ πρεσβύτεροι τοῦ λαοῦ*) genannt. Unentschieden lasse ich nun, ob unter den *πρεσβύτεροι* die Ältesten des ganzen Volkes, Juda eingeschlossen, zu verstehen seien oder nur die Ältesten der israelitischen Stämme. Das Erstere könnte man daraus schließen, daß Rehabeam nach dem Fragment auch das *σκήπτρον* von Juda, d. i. die Regierungsbeamten von Juda mit herbeigeführt hat; und daß er mit den Ältesten der Israeliten sich allein hätte berathen wollen, dürfte

1) ἐπορεύθη Ἰεροβαὰμ εἰς Σίχιμα τὴν ἐν ὄρει Ἐφραΐμ, καὶ συνήθροισεν ἐκεῖ τὰς φυλάς τοῦ Ἰσραὴλ.

auch an sich nicht wahrscheinlich sein. Möglich ist es aber doch, daß er die Ältesten der zehn Stämme hören wollte, nicht allein den Ruf der Menge derselben. Diese aber verwiesen ihn einfach darauf, was das Volk gefordert habe. Im Hebräischen wird dieser Rath dadurch motivirt, daß das Volk gehorchen werde, wenn ihm Rehabeam glimpflich begegne; was, wenn es nicht eine Art von Mittelweg implicirt, wenig zu bedeuten hat: den Gehorsam hatte das Volk für die Bewilligung seiner Forderungen versprochen. Und darauf bestanden nach dem Fragment die Ältesten. Aber Rehabeam verwarf den Rath, weil ihm derselbe mißfiel: er wollte sich keinen Bedingungen fügen. Nach dem Fragment werden die Ältesten entlassen und die jungen Leute eingeführt, die mit ihm aufgezogen worden. Von eigentlichen Rathgebern, die im hebräischen Text erscheinen, ist nicht die Rede. Im hebräischen Texte sind es Jünglinge, die vor ihm standen, wie die Greise um Salomo. Im griechischen Texte werden sie nicht um Rath gefragt; der König erzählt ihnen nur, was das Volk fordere; er hatte bereits seinen Entschluß gefaßt. Die jungen Leute um ihn her, die von der Allgewalt des Königthums erfüllt sind, fordern ihn auf, nicht eine Erleichterung, sondern eine Erschwerung der Lasten dem Volke anzukündigen, und sollten sie sich widersetzen, eine noch schwerere Bestrafung mit schärferen Geißeln. Die Worte des Königs sind, wie gesagt, constant in beiden Texten. Und dann erfolgt nach dem griechischen Text eine Gegenerklärung des Volkes, die sehr ausdrücklich dahin geht, daß es nichts gebe, was sie an das Haus Sais binde, und daß ein Mann, wie Rehabeam, nicht zu einem Regenten, noch zu einem Führer taugte (*ὅτι ὁ ὑπερφρονος οὐτος οὐκ εἰς ἄρχοντα οὐδὲ εἰς ἡγούμενον*). Die Worte bezeugen, daß die Empörung Seba's wider David, die einst Joab mit Gewalt unterdrückte, beim Volke noch in lebendiger Erinnerung war. Der hebräische Text leitet das Alles von einer göttlichen Schickung ab (v. 15). Menschlich angesehen war es nicht die abschlägige Antwort, sondern der Uebermuth, der sie befeelte, was den Abfall der zehn Stämme hervorrief.

Das Fragment weiß nichts von der Steinigung des Zollaufsehers, noch von der Flucht des Königs Rehabeam. Die ganze Sache hat mehr den Charakter einer Scission als eines

Abfalls. Die zehn Stämme vertwerfen das Erbrecht des Königs; zwei halten an demselben fest und folgen dem König, der in aller Ruhe abreist, nach Jerusalem. Waren dann in Jerusalem Anstalten getroffen worden, um die zehn Stämme zu unterwerfen, so ist es begreiflich, daß der Prophet Semaja von diesem Bruderkrieg abmahnt. Auch der Prophet sieht das Erbrecht, welches die zwei Stämme anerkannten, nicht als verbindlich für die andern an.

Bei dem folgenden Ereigniß, dem Versuche Rehabeams, sein Recht mit Gewalt zu behaupten, zeigt sich ebenfalls ein gewisser Unterschied. Das Fragment giebt die Zeit der Kriegsgefahr annähernd an (*ἐπισταμιένου τοῦ ἐναντιοῦ*), während der hebräische Text darüber schweigt; die Masse der aufgebotenen Mannschaften wird in dem Fragment nicht bestimmt. Es hat nur die Worte *πάντα ἄνδρα*. Darin sind beide Texte gleich, daß sie nicht allein Juda und Benjamin, sondern auch das übrige Volk (*τὸ καταλειμµα* *רְרִי*) als zum Kriegszug beschieden angeben. Die Worte, die dem Propheten Semaja in den Mund gelegt werden, sind in beiden Texten dieselben. Das Fragment deutet an, daß es dem jüdischen Volke schwer wurde, den Worten des Propheten zu folgen (*ἀρέσζον*), wovon der hebräische Text Nichts hat.

Bemerkenswerth ist, daß der Prophet, dem das Fragment die Sanctionirung des Verfahrens Jerobeams zuschreibt, auch derselbe ist, der durch sein Wort den Kriegszug verhindert. Er nimmt also eine sehr bedeutende Stelle in der jüdischen Geschichte ein.

Ich bin nicht, wie ich Anfangs glaubte, der erste, der diese Differenzen der beiden Texte zur Sprache bringt. Ich wurde aufmerksam gemacht, daß schon Thenius in seiner Schrift über die Bücher der Könige und dessen Gegner Keil die Abweichungen des Fragments von dem recipirten hebräischen Text erörtert haben. Jener sucht beide zu vereinigen, was ihn zu ganz unhaltbaren Conjecturen verleitet; dieser verzeichnet die Differenzen, jedoch nicht alle, und notirt sie eben als Abweichungen im Einzelnen. Ich halte dafür, daß hier zwei verschiedene Traditionen vorliegen, welche nicht vereinigt werden können. Dem Fragment, das sich in den ältesten Handschriften der LXX be-

findet und ohne Zweifel auf einem dem andern ebenbürtigen Texte beruht, gebe ich als Historiker den Vorzug. Es macht das Ereigniß allein verständlich. Diese Auffassung wird durch die von Ernst Ranke gemachte Bemerkung bestätigt, daß der Cod. Vatic., der das älteste Manuscript der LXX darstellt, die im hebräischen Text 14, 1 ff. gegebene Erzählung von der Sendung des Jerobeam an Ahia nicht enthält. Man kann die Vermuthung nicht zurückhalten, daß der hebräische Text, wie er jetzt vorliegt, erst später definitiv festgestellt worden ist. Denn in den beiden Texten findet sich auch der Unterschied, daß sich der jetzt vorliegende auf die frühere Verkündigung des Königthums an Jerobeam bezieht, die im Fragment nicht vorkommt. Auch die entsprechenden Worte enthalten keine Andeutung davon. Hiernach darf man annehmen, daß dem Uebersetzer ein Urtext vorgelegen hat, in welchem sich die Stelle 14, 2, in der auf die frühere Verheißung Bezug genommen ist, nicht befand. Ich bescheide mich jedoch, daß es mir nicht zusteht, ein Urtheil über das Verhältniß der beiden Texte auszusprechen.

Aus den von Thenius beigebrachten Nachweisungen über den Ursprung einiger in der Chronik vorkommenden Abweichungen von dem masoretischen Text könnte man schließen, daß auch hier Schriften vorgelegen hätten, aus welchen der Conciptent der Königsbücher geschöpft hat. Oder man könnte auch vermuthen, wohin die Ansicht meines Bruders Ernst Ranke geht, daß an den Rand der Bücher, welche häufig auf andere Texte verweisen, Stellen aus eben diesen Texten und zugleich weitere, auf die Sache bezügliche Auszüge aus denselben beigezeichnet gewesen seien. Ernst Ranke hegt die Absicht, das Gesamtverhältniß des Codex Vaticanus zu dem recipirten Text zum Gegenstand einer eigenen Untersuchung zu machen.

2. Ueber die Darstellung der Geschichte des Moses in den Antiquitäten des Flavius Josephus.

Den Titel seines Wertes *Ἰουδαϊκὴ Ἀρχαιολογία* entlehnte Josephus von Dionysius von Halicarnaß, der ihn wieder aus Varro's *Antiquitates* genommen hatte. Doch hat Josephus seine Arbeit soweit ausgedehnt, daß sie auch die

Geschichte der seiner Zeit unmittelbar vorangegangenen Jahrhunderte umfaßte. Die beiden Theile berühren sich freilich sehr nahe, können aber doch wieder von einander gesondert werden. Zunächst sind es die ersten Bücher der Antiquitäten, auf welche sich die Untersuchung richtet.

Josephus nahm eine bedeutende Stellung unter den Juden ein. Seine Mutter stammte aus dem Geschlecht der Hasmonäer; er selbst gehörte einem priesterlichen Geschlecht der ersten Ordnung an und rühmt sich, schon in seiner Jugend über die richtige Auslegung der Gesetze von Schriftgelehrten befragt worden zu sein. Die Hasmonäer hatten auch die Regierung in Händen gehabt; insofern kann man ihn als einen geborenen Gegner der Idumäer und des Herodes ansehen. Auch in Rom, wohin er als Sachwalter von Juden, die gebunden nach Rom gebracht worden waren, eine Reise unternahm, trat er in vornehme Verbindungen; er gewann durch einen jüdischen Mimen oder Dektamator Zutritt zu Poppäa Sabina. Die Empörung der Juden gegen die Römer war ihm von Anfang an antipathisch; und es ist von vornherein zu begreifen, daß er, obwohl zu einer hohen Befehlshaberstelle berufen, doch nur wenig leistete und vielmehr zur Partei der Römer übertrat. Seine Verbindung mit dem Hofe des Nero wird ihm eine Verständigung mit Vespasian und Titus möglich gemacht haben. In diesem Sinne schrieb er seinen jüdischen Krieg, von welchem Titus gesagt haben soll, die Begebenheiten könne man nur aus diesem Buche kennen lernen; er schloß sich dem Hause der Flavii, dessen Namen er annahm, vollkommen an und erfuhr auch von Domitian große Beweise von Gunst und Auszeichnung. In Josephus repräsentirte sich persönlich der Anschluß der Juden nach der Zerstörung des Tempels an die römisch-griechische Welt. Dabei aber war er doch weit entfernt, das Judenthum und dessen Ueberlieferungen aufzugeben.

Wie wir aus seiner Schrift gegen Apion ersehen, ließ er es sich vielmehr angelegen sein, die Ansprüche der Juden auf die Priorität der historischen Entwicklung zu behaupten.

Unerträglich war ihm überhaupt die Mißachtung, in der seine Nation bei den Römern stand. Die Meinung des Josephus ging dahin, daß die Juden ebenbürtig den anderen Nationen,

namentlich den Griechen, in das römische Imperium eingetreten seien. Aber Niemand kannte die hebräische Geschichte, und vornehmlich daher rührt es, wenn er dem erwähnten Werke ein anderes hinzuzufügen beschloß, dem er den, wie gesagt, nicht mehr neuen Namen *Αρχαιολογία* gab. Josephus nahm nicht allein den Titel von Dionysius herüber: sein Gesichtspunkt war dem dionysianischen analog. Wie dieser den Zweck hatte, das Wesen der römischen Welt den Griechen zur Anschauung zu bringen; so wollte Josephus die Römer über die Vorstellungen, welche die Griechen in Bezug auf die Juden hatten, erheben.

Seine Aufmerksamkeit war vornehmlich auf die ältesten Zeiten gerichtet und zwar auf den politisch und historisch bedeutendsten Mann, dessen sich die Juden zu rühmen hatten: auf Moses.

In seinem Vorwort bemerkt er, daß seine Absicht vor Allem dahin gehe, die jüdische Gesetzgebung und den Gesetzgeber zu allgemeiner Kunde zu bringen; von dem Letzteren sagt er, er wolle ihn ohne alle fabelhaften Erdichtungen darstellen: *πάσης καθαρὸν τὸν περὶ αὐτοῦ φιλᾶζας λόγον τῆς παρ' ἄλλοις ἀσχέμονος μυθολογίας* (prooem. c. 3). Er versichert hierbei Alles aus den ihm vorliegenden hebräischen Schriften, und zwar nicht ohne Mühe, entnommen zu haben (prooem. c. 2).

Was er seiner Erzählung vorausschickt, z. B. über die Welterschöpfung, soll nur dazu dienen, den Tiefinn und die Einsicht, die er dem Gesetzgeber zuschreibt, zu beweisen, welcher von allem Mythologischen Abstand genommen hat.

Wenn man nun aber auf den biographischen Bericht über Moses kommt, so bemerkt man mit Erstaunen, daß Josephus von den Ueberlieferungen der Schrift weit abweicht.

Gleich bei der wunderbaren Auffindung des neugeborenen Kindes fällt dies auf. Man könnte erwarten, daß die Worte des Textes, wenigstens nach der Uebersetzung der LXX, wiederholt sein würden; aber keineswegs: die Tradition ist schon hier eine verschiedene; denn das Kästchen, in welchem Moses verborgen ist, wird durch Schwimmende herbeigebracht; die Tochter Pharao's, die hier Thermuthis genannt wird¹⁾, erstaunt über die Größe

1) II, 9, 5. Ebenso — Thermuth — lautet der Name im Buch der Jubiläen c. 47 (Dillmann in Ewald's Jahrbüchern für biblische Wissenschaft III, S. 65). Thermuthis, ägyptisch Tuarmut, Große Mutter, ist

und Anmuth des Kindes; das Kind wird deshalb einer Hebräerin übergeben, weil es von einer Nichthebräerin die Brust anzunehmen sich hartnäckig sträubt. Dann wächst der Knabe auf, wunderbar an Schönheit, so daß die Leute zusammenlaufen, um ihn zu sehen und seinen Verstand, der von Anfang an dem älterer Männer gleich war, zu bewundern. Die Tochter des Pharaos nimmt ihn nicht allein als Sohn an, sondern empfiehlt ihn ihrem Vater zum Nachfolger, der ihn mit dem Diadem schmückt; dieser tritt es mit Füßen. Sollte Josephus das erdichtet haben? Unmöglich, da er sich ja von vornherein als Uebersetzer und Hermeneuten hebräischer Schriften aufstellt¹⁾. Wenn er es aber in den Schriften fand, die ihm vorlagen, welches waren diese?

Wir greifen begierig nach der Schrift eines älteren Zeitgenossen des Josephus, Philo's: *περὶ βίον Μωϋσέως ὑπερῶς ἐστὶν περὶ θεολογίας καὶ προφητείας* (Opp. ed. Mangey II, 80 ff.).

Bisweilen erweitern die beiden Autoren die biblische Tradition in übereinstimmender Weise, wie sie denn außer den Städtebauten, zu denen nach der heiligen Schrift die Israeliten angehalten wurden, auch der Anlage von Canälen gedenken. (Philo, *διωρούων ἀνατομίας*, Joseph. II, 9, 1, *ποταμὸν εἰς διωρούχας πολλὰς διατεμεῖν*²⁾). Meistens jedoch weichen die Erzählungen des Josephus und des Philo von einander ab.

Josephus leitet Alles von einer Weissagung her, durch welche der Pharaos aufmerksam gemacht worden sei, daß unter den Israeliten ein Knabe zur Welt kommen werde, welcher der Herrschaft der Aegypter gefährlich werden würde. Philo berichtet mehr übereinstimmend mit der Schrift, daß die stete Vermehrung der Israeliten dem Pharaos Besorgnisse eingeflößt habe. Dem

Beiname der Isis, unter dem sie im memphitischen Neungötterkreis erscheint (Brugsch, Geographische Inschriften I, S. 237). Es stimmt damit überein, wenn Syncellus sagt: *Thermuthis*, die auch *Φαρία* genannt wird: (Fabricius, Cod. pseudepigr. V. T. I, p. 381), denn *Φαρία* ist ein bei Schriftstellern (z. B. Martial X, 48), auf Inschriften und auf Münzen (z. B. des Kaisers Julian II. bei Cohen VI, p. 367 nr. 70) vorkommender Beiname der Isis. (Crenzer, Symbolik und Mythologie II³, S. 73. 283, Freudenthal, Hellenistische Studien, S. 154 ff. S. 217.)

1) ἄπωσαν τὴν παρ' ἑμὶν ἀρχαιολογίαν . . . ἐκ τῶν Ἑβραϊκῶν μεθρομηνευμένην γραμμιάτων prooem. c. 2.

2) Dahl, Chrestom. Phil. I. S. 136.

aber fügt er hinzu, wovon wieder Josephus Nichts hat, daß der damalige König nur eine Tochter gehabt habe, die ohne Nachkommenschaft, besonders ohne männliche geblieben sei ¹⁾, obwohl sie sich einen Sohn gewünscht habe, damit nicht das Reich an Fremde übergehen zu müssen in Gefahr gerathe. Durch die Betrübniß hierüber wird die Tochter des Pharao gewöhnlich zu Hause zurückgehalten. Eines Tages aber begiebt sie sich mit ihren Dienerinnen an das Ufer des Flusses und erblickt den wohlgebildeten ausgefetzten Knaben, so daß sie ein Gefühl für ihn empfindet, als sei es ihr eigener Sohn (*ἴδῃ τῆς ψυχῆς τετραμμένης αὐτῇ πρὸς μητροῦν πάθος, ὡς ἐπὶ γνησίῳ παιδί, p. 83*). Wie im Urtext, wird dann auch bei Philo das Kind der eigenen Mutter zum Säugen übergeben; nur fügt dieser hinzu, daß es nicht rathsam gewesen wäre, das Kind sogleich in die königliche Burg einzuführen. Den Namen der Tochter des Pharao kennt Philo nicht. Er weiß Nichts von dem schwimmenden Kästchen und der Weigerung des Kindes, eine andere Brust anzunehmen.

Man sieht, daß es der Erzählung des Urtextes zur Seite zwei abweichende Traditionen gab, von denen die eine als die alexandrinische, die andere als die palästinensische betrachtet werden kann, welche sich in eigenthümlichen Zusätzen ergingen. Josephus ist sehr fabelhaft; Philo hält sich dem Text bei weitem näher; aber er fügt doch auch eine politische Combination hinzu, von welcher der alte Text Nichts enthält. Bei der Flucht des Moses schweigt Josephus von der Ermordung des Aegypters, die nach der Exodus hierzu den Anlaß gab. Philo erklärt die Handlung sogar für Recht; denn Recht sei es einen Menschen umzubringen, der zum Verderben anderer lebe. Aber Moses muß deshalb aus Aegypten weichen; er begiebt sich nach Arabien, wo er sich auch mit den Lehren der Philosophie beschäftigt und Herden weidet.

Philo erweitert die Erzählung der heiligen Schrift mit wohlgemeinten Reflexionen, gleich als wollte er eine Art von Chropädie schreiben, und mit allerlei Willkürlichkeiten, schließt

1) Daß die Tochter des Pharao ohne Nachkommenschaft gewesen sei, giebt auch Josephus an: *γονῆς γνησίας οὐ μεμοικραμένη* (c. 9, 7); in der heiligen Schrift wird dies nicht erwähnt.

sich aber doch der biblischen Urkunde, die ihm augenscheinlich in der alexandrinischen Uebersetzung vorliegt, im Ganzen an.

Anders Josephus. Er slicht hier (II, 10, 1 ff.) eine ausführliche Erzählung von den Großthaten des jungen Moses gegen die Aethiopen ein. Diese sind in Aegypten vorgebrungen und haben mehr als einen Sieg erfochten, so daß sich der Gedanke regt, den jungen tapfern Hebräer den Landesfeinden entgegenzustellen. Die Meinung vieler Aegypter ist dabei, er werde in dem Kampfe unterliegen, so daß sie seiner entledigt würden. Dagegen hoffen die Hebräer, er werde vielmehr obliegen und sie dann von der Herrschaft der Aegypter befreien. Moses führt nun den Krieg auf das geschickteste; er bahnt sich seinen Weg, indem er alle Hindernisse mit überlegener Einsicht überwindet, und unter Anderem den gefährlichen Schlangen Bisse entgegensezt, schlägt dann die Aethiopen und dringt sogar in ihr Land vor. Seine Erscheinung und sein Ruhm machen einen so großen Eindruck auf Tharbis, die Tochter des äthiopischen Königs, daß sie dem Helden ihre Hand anbietet, worauf die Eroberung der Hauptstadt erfolgt (Jos. II, 10, 2). Moses kehrt mit der neuen Gemahlin nach Aegypten zurück. Aber sogleich bekommt er zu empfinden, daß er nur den Haß der Aegypter und des Königs selbst hervorgerufen hat (II, 11, 1). Um sich zu retten, muß er fliehen. Er wendet sich dann nach Midian. Was Josephus erzählt, ist eine Heldensage fast im Geiste einer späteren Epoche. Der Held ist ganz untadelhaft und glorreich. Woher entnahm nun Josephus diese Sage? Er ist wenigstens nicht der erste, der sie erzählt hat.

Bei Alexander Polyhistor, der in der ersten Hälfte des ersten Jahrhunderts vor unserer Aera lebte, findet sich ein Fragment des Artapan (14 bei Müller in den *Fgta. Hist. Graec.* T. II, p. 220), welcher auch von einigen Kirchenschristkstellern genannt wird, ohne daß man über seine Zeit eine Auskunft fände. Er muß aber, da er von Polyhistor citirt wird, doch in das zweite Jahrhundert gesetzt werden¹⁾; von ihm wird eine

1) Freundenthal hält den Autor der unter dem Namen des Artapan erhaltenen Fragmente für identisch mit Pseudo-Aristeas (S. 162 ff.), der nach ihm nicht später, als um die Mitte des zweiten Jahrhunderts gelebt hat (S. 129).

in den Hauptumständen sehr ähnliche Erzählung über die Heldenthaten des Moses gegeben. Die Hauptmomente sind dieselben: Moses wird auch hier den Aethiopen entgegengestellt, zugleich in der Absicht, ihn zu verderben; er besiegt die Aethiopen und gewinnt sie selbst so vollkommen, daß sie die Beschneidung von ihm annehmen; damit erweckt er aber nur den Neid der Umgebung des Pharao und dessen Eifersucht; mit dem Tode bedroht, flüchtet er nach Midian. Ist nun die Hauptsache dieselbe, so sind doch die Nebenumstände verschieden. Die Mutter des Moses hat bei Artapan einen andern Namen, sie heißt bei ihm Merris¹⁾. Der Krieg wird nach Artapan zehn Jahre lang geführt²⁾; die Erzählung vom Ibis erscheint wieder in Verbindung mit einem sehr absonderlichen Bericht über Apis. Man dürfte nicht annehmen, daß Josephus gerade die Erzählung vor Augen gehabt habe, welche Artapan überliefert hatte³⁾. Was sich herausstellt, ist aber, daß es schon in einer viel früheren Zeit alte Erzählungen über Moses gab, welche ihn als einen Kriegshelden, von dem Aegypten die größten Wohlthaten empfangen habe, feierten. Wahrscheinlich doch aus dem Verhältniß zwischen Juden und Eingebornen, wie es sich unter den Ptolemäern herausstellte, hatten sich mancherlei Sagen gebildet, in denen die Geschichte des Moses eine halbägyptische Färbung annahm. Bei Artapan erscheint dann selbst das Hauptmoment der Geschichte des Moses,

1) Eine ägyptische Namensform, wie Thermuthis. Meri wird auf den Denkmälern die jüngere Tochter des Pharao Ramses II. genannt. (Egypt under the Pharaon by Brugsch-Bey, translated from the German by Henry Dauby Seymour II, p. 112, vergl. Brugsch, Geschichte Aegyptens unter den Pharaonen, S. 563). Wenn Josephus die Benennung Meroë von einer Schwester des Ramsyses herleitet (II, 10, 2); so stammt dieselbe nach Artapan vielmehr von der Tochter des Pharao.

2) Wofür er sich auf die heliopolitischen Priester beruft.

3) Den bemerkten Differenzen gegenüber kann wohl die Ansicht von Freudenthal, Hellenistische Studien, S. 169, daß Josephus den Bericht Artapans als „Grundlage seiner von der Bibel durchaus abweichenden Erzählung von der Jugendgeschichte Moses benutzte“ habe, nicht behauptet werden. — Der Name Artapan kommt im jerusalemischen Talmud (Traktat Pea) vor (Wünsche, Der jerusalemische Talmud in seinen haggadischen Bestandtheilen S. 52), jedoch nicht im Sinne einer autoritativen Anführung.

seine Berufung zur Befreiung Israels, in einer mythischen Gestalt. Der midianitische König verheirathet seine Tochter an Moses; er will einen Krieg gegen die Aegypter unternehmen, in der Absicht, seinem Schwiegersohn die Herrschaft in Aegypten zu verschaffen. Moses sträubt sich dagegen, wird aber durch eine wunderbare Erscheinung zu einem solchen Unternehmen ermutigt, zu dem Zwecke, Israel zu befreien. Sehr miraculhaft sind nun die Ereignisse, welche die Eröffnungen des Moses an Pharao begleiten: das Gefängniß, in welchem Aaron festgehalten wird, thut sich von selbst auf. Vor Moses eröffnen sich die Pforten des Palastes; wie er aber den Namen des Gottes dem Pharao in das Ohr raunt, stürzt der König, ohne ein Wort zu sagen, zu Boden; der Priester, der den Namen Gottes schreibt, wird von Zudungen ergriffen. Dann folgen die Wunderzeichen im Aegypterland. Da findet sich unter anderm die Abweichung (Mos. II, c. 7, v. 17 ff.), daß der Nil, statt blutig zu werden, das Land überschwemmt¹⁾. Sie und da, z. B. bei dem Durchgang durch das rothe Meer kommt die urkundliche Ueberlieferung zum Vorschein; Alles aber athmet doch den Geist einer ägyptisch-jüdischen Sage, die sich eigenthümlich gestaltet hat. Das Bedeutende ist nun, daß Sagen dieser Art vorlagen. Josephus hat sie wieder auf seine Weise reproduzirt, aber nicht erfunden; Philo dürfte sie wohl nicht gekannt haben. Denn er gibt an, daß er außer der schriftlichen Urkunde auch noch die Tradition alter Männer eingezogen und benutzt habe. Seine Abweichungen sind hauptsächlich philosophischen und didaktischen Inhalts, wie sich aus den früheren Anführungen ergibt. Man kann den Versuch nicht abweisen, Philo und Josephus an einigen bedeutenden Stellen mit einander zu vergleichen. Die wichtigste von allen ist das Wunder der Berufung. Unser Schiller hat, gestützt auf Untersuchungen über die ägyptischen Mystereien, die zu seiner Zeit Aufsehen erregten, den Versuch gemacht, „die Sendung Moses“ psychologisch zu erläutern. Man sollte nur wünschen, Schiller hätte das poetisch zu einem Monologe des Moses verarbeiten können. Historischen Werth hat seine Darstellung nicht. Denn

1) Diese Differenz würde wegfallen, wenn man mit Freudenthal in dem Excerpt des Alexander Polyhistor eine Lücke annimmt.

wie soll man annehmen, daß Moses die ägyptische Geheimlehre von dem Einen wahren Gott kennen gelernt, sie zur geistigen Belebung zu verwenden gedacht, aber dann doch in der Ueberzeugung, daß das Volk unfähig sein würde, sie so aufzufassen, sich entschlossen habe, den wahren Gott „auf eine fabelhafte Art zu verkündigen“, also doch die Wahrheit zu verfälschen! Schade, wenn ein echtes Talent sich durch halbe Gelehrsamkeit verführen läßt, das Unmögliche wahrscheinlich machen zu wollen.

Dies bei Seite! Wie aber verhalten sich nun die Erzählungen der Autoren unter einander und zu der Ueberlieferung in der Exodus?

Artapan läßt das Feuer unmittelbar aus dem Boden aufsteigen, und als Moses, hiedurch erschreckt, fliehen will, aus demselben eine göttliche Stimme erschallen, die ihn auffordert, das Unternehmen gegen Aegypten, das er vor habe, ins Werk zu setzen, und das Volk nach der Befreiung in sein altes Vaterland zurückzuführen. Die Auffassung ist da beinahe heidnisch: das Moment, aus welchem die Religion hervorgehen soll, verschwindet ganz. Josephus (II, 12, 1) setzt die Erscheinung in einen Brombeerstrauch, aus dem das Feuer emporlodert, ohne die Zweige, Blätter und Blüthen zu verletzen¹⁾. Moses weicht nicht allein nicht zurück, sondern wird deshalb getadelt, weil er sich zu nahe heran gewagt habe; eine Stimme, die er vernimmt, muntert ihn auf, sein Volk aus Aegypten zu befreien.

Philo (p. 91) hält sich wie auch sonst mehr an die Urkunde, nicht jedoch ohne einige Zusätze, z. B., daß der Busch nicht verbrennt, sondern das Feuer ihn vielmehr nährt als verzehrt; aus demselben erhebt sich alsdann eine göttliche Gestalt in prächtigen Farben. Philo faßt die Erscheinung allegorisch auf. Der Busch bedeutet das Volk, welches Unrecht leidet, das Feuer die Aegypter, welche demselben das Unrecht zufügen, aber es doch nicht vernichten können²⁾.

Die Erzählung des Josephus erinnert wirklich an Artapan.

1) Die Fassung bei Josephus hat eine gewisse Aehnlichkeit mit der darauf bezüglichen Stelle des Tragikers Ezechiel v. 92: ἄγρω βίαιος μὲν καίεται πολλῷ πυρὶ, αὐτοῦ δὲ γλῶσσον πᾶν μένει τὸ βλάστηνον.

2) Vergl. Thym, dissertatio de vita Mosis a Philone conscripta, S. 8, § 7.

Die Erzählung Philo's ist eine Amplification und eine allegorische Deutung der echten Ueberlieferung. Kommen wir aber auf den hauptsächlichsten und charakteristischsten Unterschied. Josephus hat Nichts davon, daß Moses, um zu wissen, in wessen Auftrag er mit dem Volke rede, Gott ersucht habe, ihm seinen Namen zu nennen. Moses fragt allerdings auch bei ihm nach dem Namen, aber nicht zu einem bestimmten Zwecke, sondern aus Wißbegier: Gott, der ihn seines Anblickes gewürdigt, möge ihm auch die Kunde seines Namens nicht versagen. Hierauf nennt Gott seinen Namen, aber Josephus vermeidet denselben zu wiederholen: denn das sei ihm nicht erlaubt (*ὁ θεὸς αὐτῷ σημαίνει τὴν ἐαυτοῦ προσήγοριαν . . . περὶ ἧς οὐ μοι θέμις εἰπεῖν* II, 12, 4).

Philo p. 91 wiederholt aus der Urkunde den Grund der Anfrage und trägt kein Bedenken, den Namen nach dem Ausdruck der alexandrinischen Uebersetzung zu wiederholen, es ist das tief sinnige *ὁ ὢν*. Der philosophische Philo fügt hinzu, das Volk müsse lernen, das Seiende von dem Nichtseienden zu unterscheiden.

Bei Josephus waltet die hierarchische Idee vor, nicht die historische. In der That läßt es sich kaum annehmen, daß Josephus die biblische Urkunde hier wirklich vor Augen gehabt hat; die Tradition, die er mittheilt, hat überall eine gewisse Selbstständigkeit. Sie trägt Spuren eines hierarchisch-Levitischen Ursprungs. Vielleicht möchte die Erzählung des Josephus aus diesem Grunde einiger Aufmerksamkeit werth sein. Die schreckenvolle Großheit und ehrliche Naivetät des Textes verschwinden bei ihm. Dagegen tritt eine Auffassung ein, welche beschönigende Rücksichten, die aber populär waren, verräth. Jene Nachricht z. B., daß die Israeliten von den Aegyptern kostbare Kleider und Gefäße entliehen und sie dieser beraubten, wird dahin verändert, daß ihnen die Aegypter beim Abschied freundschaftliche Geschenke zugewandt hätten (*δώροις ἐτίμων . . . κατὰ γειτνιαζήν πρὸς αὐτοὺς συνήθειαν* c. 14 fin.)¹⁾.

Bei Josephus geschieht dann der Fremden, die nach Angabe der Exodus mit ihnen zogen, keine Erwähnung; es hätte dem

1) Dahl, Chrestom. Phil. I, p. 157, Nr. 2. Auch Einige der neueren Bibelcommentatoren haben sich der Auffassung des Josephus angeschlossen (Knobel zu Moses II, c. 12, v. 35).

Stammesgefühl nicht entsprochen. Philo erläutert dies dagegen mit einer gewissen Vorliebe; es seien Kinder aus gemischten Ehen gewesen, die ihren Vätern, den Israeliten, folgten; oder auch ganz Fremde, welche aus Bewunderung der Gottesfurcht sich den Israeliten angeschlossen. Wir forschen hier nicht der Wahrheit der Thatsachen nach; aber besondere Rücksicht verdient es doch, wie ein Volk sich seine Vergangenheit denkt.

In der Erzählung von dem Durchzug durch das rothe Meer findet sich bei Josephus die Angabe, daß die Waffen der in der Fluth umgekommenen Aegypter durch den Strom und die Gewalt des Windes an das Lager der Israeliten herangetrieben worden seien; Moses habe darin das Walten der Vorsehung zu erkennen geglaubt, um das Volk mit Waffen zu versehen, und diesem geboten, sie an sich zu nehmen. Eine Erwähnung dieser Tradition findet sich bereits bei Demetrius, der zur Zeit des Ptolemäus IV. (220—204) sein Werk über jüdische Geschichte abfaßte¹⁾. Bei ihm heißt es: man könne die Frage aufwerfen, wie die Israeliten in den Besitz von Waffen gekommen seien²⁾, da sie doch ohne solche ausgezogen waren; er antwortet darauf: es sei wahrscheinlich (*γαίνεται*), daß sie sich der Waffen der von der Fluth verschlungenen Aegypter bedient hätten. — Auch sonst ist die Tradition des Josephus sehr selbständig und weicht von der biblischen Erzählung ab.

Die ausziehenden Juden werden nicht allein mißvergñügt, sondern sie wollen sich wieder an die Aegypter ergeben; sie schicken

1) In der Zeitbestimmung folgen wir der Angabe über den König, unter dessen Regierung Demetrius schrieb, wie sie in dem bei Clemens Alexandrinus, Strom. I, p. 403 ff. erhaltenen Fragment sich vorfindet, ohne auf die Schwierigkeit, welche aus der damit verbundenen Jahreszählung sich ergibt, näher einzugehen (vergl. Freudenthal, S. 57 ff.). Daß das Fragment dem Demetrius angehört, hat Freudenthal, wo nicht erwiesen, doch sehr wahrscheinlich gemacht (vergl. S. 16).

2) Daß die Juden bei dem Auszug aus Aegypten keine Waffen hatten, ist auch die Annahme des Tragikers Ezechiel v. 210: *αὐτοὶ δ' ἀνοπλοὶ πάντες* (Josephus II, 15, 13: *κατήσθην ῥαδίως αὐτῶν ὑπέλαβον, ἀνόπλων τε ὄντων*). Der hebräische Ausdruck Exodus c. 13 v. 18 *גִּרְשִׁיתִי* ist von zweifelhafter Bedeutung. Luther und de Wette übersetzen „gerüstet“; nach Anderen hat das Wort die Bedeutung „in vereinigten Abtheilungen oder festen Schaaren“. In der Uebersetzung der Siebziger ist es überhaupt nicht wiedergegeben.

sich sogar eines Tages an, ihren Propheten zu steinigen (II, 15, 4), der unter sie tritt, sie in wohlgefügter Rede zum Vertrauen auf ihren Gott ermahnt und diesen selbst anfleht, seine Gegenwart zu bezeugen. Sehr auffallend ist nun die Abweichung, daß das vornehmste aller Wunder, das auch bei Philo als solches erscheint, nämlich der Wechsel des sie begleitenden Engels und der Wolkenfäule, die vor den Israeliten hergingen und darn hinter sie treten und die Aegyptier mit Dunkel bedecken (II Mos. c. 14, v. 19), bei Josephus nicht einmal erwähnt wird. Er bewegt sich überall in den Formen einer gewissen Wahrscheinlichkeit. Das Wunderbare wird ungefähr so gefaßt, wie es auch in Psalm 78 erscheint; aber die charakteristische Form desselben, welche die Urkunde mittheilt, wird vollkommen bei Seite gelassen. Das Eigenthümliche der Tradition, welcher Josephus folgt, liegt, wie er sie vorträgt, in der Vermeidung des am meisten Wunderhaften in den Wundern; er sucht Alles glaublich zu machen.

Ueber die wunderbare Speisung durch die Wachteln liest man in Numeri c. 11 eine in religiöser Hinsicht sehr merkwürdige Aufzeichnung, nach welcher Moses, der für das Volk Partei nahm, dem Jehovah selbst eine Art von Vorwurf daraus macht, daß das Volk in so schwere Bedrängniß gerathe: unmöglich könne er die ganze Last der Verantwortung allein tragen. Jehovah theilt den Geist, welchen er bisher Moses allein verliehen, der Versammlung der Ältesten, wenigstens auf einen Moment, mit. Zwei von ihnen sangen an, sich ebenfalls als Propheten aufzustellen; Moses, davon benachrichtigt, ruft aus: Möchte doch das ganze Volk prophezeien! Von alledem schweigt die Tradition des Josephus. Sie hat eher das Gegentheil. Moses sagt dem murrenden Volke: Gott und er würden nie aufhören, für das Volk zu arbeiten (*Θεός καὶ γὰρ . . . οὐκ ἂν ἀποσταλήμεν κάμνοντες ἐπὲρ ὑμῶν* III, 13). Die Einwendungen, welche in der Urkunde Moses selbst erhebt, werden bei Josephus gegen ihn erhoben. Es scheint, als habe die Tradition jenes Mißvergnügen des Propheten über die göttliche Fügung absichtlich in Schweigen gehüllt. Bei alledem besißt Moses nach der Ueberlieferung, welcher Josephus folgt, nicht eine so vollständige Gewalt, wie in der Urkunde.

Aaron wird in der Erzählung des Josephus überhaupt mit

großer Schonung behandelt. Vom goldenen Kalbe ist aus Rücksicht auf ihn nicht die Rede, worüber schon in einem alten Manuscript ein damaliger Leser seine Verwunderung ausgedrückt hat. Wenn nun nach der Urkunde die Gewalt Aarons bei dessen Tod durch Moses auf Eleasar übertragen wird, so versichert die Tradition des Josephus das Gegentheil. Aaron selbst zieht ihr zufolge sein Gewand aus und bekleidet damit seinen Sohn Eleasar (IV, 4, 7). In der Urkunde wird das Alles dem Moses selbst zugeschrieben. Josephus ahmt die griechischen Historiker darin nach, daß er Demegorien in die Erzählung einfließt. Wenn er das auch vor dem Tode des Moses thut, so hat er dafür einigen Grund in der biblischen Ueberlieferung, nach welcher Moses den bewunderungswürdigen Gesang, der ihm zugeschrieben wird, vor allem Volke sprach. Von den großartigen Anschauungen, welche dies Lied athmet, ist jedoch bei Josephus kaum eine Spur übrig geblieben. Er läßt Moses seine Volksgenossen als Commilitonen (*συστρατιῶται*) anreden. Moses macht dabei auf volles Vertrauen Anspruch, nicht allein wegen des Vorangegangenen, sondern auch weil die menschliche Seele vor dem Tode mit aller Tugend Gemeinschaft pflege: *διὰ τὸ τὰς ψυχὰς ἐπὶ τελευτῇ γνωμένως μετ' ἀρετῆς πάσης ὀμιλεῖν*. Er sei nun einhundertundzwanzig Jahre alt und müsse sich von dem Leben trennen. Um glücklich zu sein, befiehlt er ihnen, Wächter der Gesetze, die er ihnen auf Befehl Gottes gegeben habe, zu sein und sie zu beobachten. So lange sie das thun, werden sie auf die Fürsorge ihres Gottes zählen können. Den besten Rath werden ihnen geben Eleasar, der Oberpriester, Jesus d. h. Josua, die Ältesten und die Stammhäupter (*ἢ τε γερονσία καὶ τὰ τέλη τῶν φυλῶν*). Er ermahnt sie, die künftigen Führer besser zu behandeln, als ihn, der mehr Gefahr von dem Volke zu bestehen gehabt habe, als von den Feinden. Wenn sie ungehorsam sind, so werden sie das ihnen gegebene Land wieder verlieren: *καὶ σκεδασθέντες διὰ τῆς οἰκουμένης, πᾶσαν ἐμπλήσετε τὴν γῆν καὶ θάλασσαν τῆς αὐτῶν δουλείας* (IV, 8, 2). Es scheint fast, als habe Josephus da seine eigene Zeit und sein eigenes Geschick im Auge gehabt. Die *οἰκουμένη*, die er erwähnt, ist doch offenbar orbis terrarum der Römer.

Moses selbst wird durch die allgemeine Klage dahin gebracht,

daß er Thränen vergießt, obwohl er oft gesagt hat, daß der Tod nach dem Geheimniß Gottes und dem Gesetz der Natur erfolge. Er bittet Alle, ihn allein zu lassen. Nur Eleasar, Josua und die Aeltesten geleiten ihn nach dem Berge Abaris, Jericho gegenüber. Er entläßt dann auch die Aeltesten; er ist mit Eleasar und Josua allein, als eine Wolke plötzlich sich über ihn senkt und er in einer Schlucht verschwindet: *νέφους ἀφανίδιον ὑπὲρ αὐτοῦ σπάντος, ἀφανίζεται κατὰ τινος χάραγος*. Josephus bemerkt, in den heiligen Büchern habe Moses zwar selbst geschrieben, er sei gestorben: das habe er aber nur gethan, um zu verhüten, daß man nicht sage, er sei zu Gott gegangen: *δείσας μὴ δι' ὑπερβολὴν τῆς περὶ αὐτὸν ἀρετῆς πρὸς τὸ θεῖον αὐτὸν ἀποχωροῦσαι τολμήσωσιν εἰπεῖν* (IV, 8, 48).

In der Geschichte Bileams werden dessen Rathschläge, die auch in der heiligen Schrift angedeutet sind (Numeri c. 31, 16, vergl. c. 25, 1. 2), weiter ausgesponnen¹⁾. Josephus läßt sie ausführlich motiviren; sie zielen dahin, Israel zu einem Abfall von seinem Gott zu verleiten, was dann durch eine Verführung midianitischer Frauen geschieht: denn nur dann könne Israel besiegt werden, wenn es seinen Gott durch Uebertretungen dahin bringe, ihm zu zürnen (IV, 9, 6). Im Einzelnen wird nun hier Manches von Josephus selbst herrühren. In der Ausbildung der Sage, wie er sie erzählt, ist ihm schon Philo (p. 122) vorangegangen; daß die Eselin menschliche Stimme angenommen habe, kommt bei Philo nicht vor. Sonst schließt er sich auch hier der Urkunde nahe an.

Wie Josephus die Sage vorträgt, so ist sie dann, nur noch erweitert, in den Talmud übergegangen. Auch in anderen Sagen hat eine verwandte Fortbildung der Ueberlieferung stattgefunden. Darin eben möchte der besondere Werth der Tradition bei Josephus liegen, daß sie von dem späteren Judenthum aufgenommen und dann weiter verpflanzt worden ist. Welches aber ist nun das Verhältniß des Josephus überhaupt zu den

1) Im neuen Testament wird in der Apokalypse des Johannes c. 2, v. 14 der Rath Bileams in bestimmterer Form, als an den angeführten Stellen des alten Testaments angegeben: *Βαλαάμ, ὃς ἐδίδασκε τὸν Βαλακ βαλεῖν σκάνδαλον ἐνώπιον τῶν υἱῶν Ἰσραὴλ, φαγεῖν εἰδωλόθρυτα καὶ πορνεῦσαι*.

im späteren Judenthum vorkommenden Traditionen? Die Frage hat ein so großes Interesse, daß es wohl erlaubt sein wird, ihr eine kurze Erörterung zu widmen. Die spätere jüdische Tradition lernen wir aus den Midraschim und dem Talmud, soweit sie uns zugänglich sind, kennen, zwar nur theilweise und unvollkommen, aber doch so, daß wir uns ein Urtheil zu bilden im Stande sind¹⁾.

Gleich bei der Sage von der Jugend des Moses ist das Verhältniß sehr bemerkenswerth. Wir haben erwähnt, daß Josephus den Befehl des Pharao, alle Knaben israelitischer Abstammung in den Fluß zu werfen und so zu tödten, abweichend von der Erzählung der heiligen Schrift, von der Verkündigung eines ägyptischen Hierogrammateus herleitet, um diese Zeit werde einer auf die Welt kommen, der, wenn er erwachsen sei, die Herrschaft der Aegypter erniedrigen, die der Israeliten aber mehren werde (II, c. 9, 2). Dieser fabelhafte Bericht ist nun im Talmud und im Midrasch Schemoth Rabba²⁾ noch um Vieles mehr ausgebildet worden. Danach sagten die Astrologen dem Pharao:

1) Für die Geschichte des Moses ist besonders der Traktat Sota wichtig. Wir benutzen die lateinische, mit gelehrten Anmerkungen begleitete Uebersetzung desselben von Joh. Christoph Wagenseil (Altdorf MDCLXXIV). — Die Gemara, auf welche es bei dieser Untersuchung vornehmlich ankommt, ist jedoch von Wagenseil nur nach den Auszügen im Buche En-Jakob (En-Jischraël) übersetzt worden. Die späteren jüdischen Sagen über das Leben des Moses sind gesammelt in der sogenannten Chronik des Moses (Dibre Hajjamim Lemosche Rabbenu), welche zwar erst dem zehnten oder elften Jahrhundert angehört (Zunz, Gottesdienstliche Vorträge S. 146), aber auf einer ausführlicheren Darstellung, in welcher ältere schriftliche Aufzeichnungen benutzt waren, beruht. (Sellinek, Bet-ha-Midrasch II, S. VIII). Nach der Ausgabe von Sellinek ist dieser Midrasch von Salvatore de Benedetti in seinem Buche Vita e morte di Mosè. Leggende hebraiche tradotte, illustrate e comparate. Pisa 1879 ins Italiänische übersetzt worden. Eine Bearbeitung dieses Midrasch und des über das Ableben des Moses (Petirat Moseh), der einer etwas früheren Zeit angehört, ist die ursprünglich hebräisch geschriebene, von Gaulmyn ins Lateinische übersetzte Schrift: De vita et morte Mosis (Ausgabe von Joh. Albert Fabricius, Hamburg 1714).

2) Schemoth Rabba enthält die Haggada zum zweiten Buch Moses. Die Abfassung des Midrasch, welche man früher in eine ältere Zeit setzte, fällt nach Zunz, Gottesdienstliche Vorträge S. 256 in das 11. Jahrhundert. Die hieher gehörige Stelle des Midrasch ist ins Lateinische übertragen bei Wagenseil S. 257, N. 4.

aus den Sternen hätten sie erkannt, daß in dieser Zeit der Befreier der Juden auf die Welt kommen werde; sie vermöchten jedoch nicht zu erkennen, ob er ein Israelit oder ein Aegypter sein werde. Der Pharao saßte auf Grund dieser Weissagung den Beschluß, die neugeborenen Knaben sowohl der Israeliten, wie der Aegypter zu tödten. Aber die Aegypter verweigerten, einem solchen Befehl Gehorsam zu leisten: denn es sei unmöglich, daß es jemals einen ägyptischen Mann gebe, der die Israeliten in Schutz nehme und für ihr Heil sorgen wolle¹⁾. Die Tradition kommt in derselben oder einer sehr ähnlichen Form häufig vor; eine der frühesten Autoritäten ist dafür Rabbi Josua, Sohn des Chananja, auf den sich für diese Erzählung der Talmud beruft²⁾. Sie behauptete sich unter den Juden in großer Geltung. Unter Anderen ist sie von dem Rabbi Raschi, einem der angesehensten jüdischen Bibelcommentatoren, wiederholt worden³⁾.

1) ut ex sese Judaeis salus oriretur et praesidium (nach der Uebersetzung von Wagenseil a. a. D.).

2) Die Berufung auf Rabbi Josua findet sich im Traktat Sota, Gemara I, XXXV; die auf ihn zurückgeführte Tradition giebt Benedetti a. a. D. S. 158 in den Worten wieder: gli astrologi diceano: del salvatore d'Israële la madre e incinta; soltanto se egli sia israelite o egizio ignoriamo. — Rabbi Josua gehört der zweiten Hälfte des ersten Jahrhunderts (Wolf, Bibl. hebr. I, p. 842) an und ist ein jüngerer Zeitgenosse des Josephus.

3) Eigentlich: Salomo ben Isaaq; er wird aber auch Jarchi genannt. (Koffi, Wörterbuch der jüdischen Schriftsteller, Deutsche Bearbeitung S. 125 ff.). Wir entnehmen seine Erklärungen aus Salamonis Jarchi Commentarius hebraicus in Pentateuchum Mosis latine versus a Joh. Friderico Breithaupto. Gothae 1710, p. 406 zu Exod. 1, 16. Die Stellen aus Sota und Jarchi finden sich auch bei Schumann, De vita Mosis (Lipsiae 1826), p. 48, N. 26. Bei Josephus wird nicht angegeben, auf welchen Grund oder Anlaß die Weissagung geschah. Die späteren jüdischen Uebersetzungen führen dieselbe entweder auf Sternbeobachtung (so an den bereits citirten Stellen) oder auf eine Traumerscheinung zurück; das letztere ist der Fall im Targum des Pseudo-Jonathan (die Stelle bei Joh. Alb. Fabricius, Codex pseudepigr. v. T. I, p. 824), in der Chronik des Moses bei Benedetti S. 1, im Sopher-hajjaschar, das (nach Zunz a. a. D. S. 156) dem zwölften Jahrhundert angehört und in welchem die Chronik des Moses bereits benutzt ist; und im Salfut des Simeon Haddarschan (aus der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts; ein Auszug aus der Erzählung dieses Buches giebt Weil, Biblische Legenden der Muselmänner, S. 129 Note), im Schalscheleth Hakkaballa (Wagenseil a. a. D.) des Gebalia (aus dem Ende des fünfzehnten Jahrhundert). In diesen Ueber-

Wie bei Josephus (II, 9, 6), so wird auch in dem Midrasch Schemoth Rabba die Anmuth des jungen Moses geschildert. Moses war so schön, heißt es im Midrasch, daß Jedermann seine Lust daran hatte, ihn zu sehen, und wer ihm begegnete, sich nicht von ihm trennen konnte¹⁾.

Den Feldzug gegen die Aethiopen kennen auch die jüdischen Traditionen, doch geben sie darüber einen etwas abweichenden Bericht. Bei ihnen tritt Moses an die Spitze der Aethiopen in einem Krieg, den diese gegen die Orientalen führen. Doch kommt auch manches vor, was an Josephus, anderes, was an Artapan anlautet²⁾. An Artapan erinnert, daß der Krieg als ein zehnjähriger bezeichnet wird; an dessen Erzählung und die des Josephus, daß die Feinde sich durch Schlangen zu schützen suchten und Moses sie durch Bisse, die in der späteren jüdischen Tradition als Störche d. i. ägyptische bezeichnet werden, vertilgt. In einem syrischen Scholion zur Exodus kommt die Erzählung des Josephus vor. Doch werden in demselben die Pharaonen namentlich aufgeführt, und zwar nicht in Uebereinstimmung mit den Angaben des Josephus in der Schrift contra Apionem³⁾.

Ueber den Tod des Moses hat eine von Zephyrus in der

lieferung ist von der Absicht des Pharaos, alle neugeborenen Knaben — auch die der Aegypter — zu tödten, nicht die Rede.

1) Uebersetzt bei Benedetti S. 168.

2) In dem Talmud und den alten Midraschim findet sich, soviel wir sehen, Nichts von früheren Kriegsthaten des Moses; die spätere rabbinische Tradition knüpft die Erzählung an die Worte Numeri 12, 1 an. Die älteren Ausleger nehmen an, daß unter dem kuschitischen Weibe, von welchem an der Stelle die Rede ist, Zippora zu verstehen sei. (Fagius zu seiner Uebersetzung des Targum von Dufelos z. St.) Hievon weicht das Targum des Pseudo-Jonathan ab, in welchem der citirte Vers der Bibel in folgender Weise paraphrasirt wird: „Mirjam und Aaron brachten gegen Moses böse Worte vor wegen des äthiopischen Weibes, welches die Aethiopen dem Mose zum Weibe gegeben hatten, als er sie vor Pharaos in die Flucht schlug.“ Die ausführliche jüdische Erzählung hierüber findet sich im Buch Haggaschar, dem Jalkut des Simeon Haddarschan, und in der Schrift de vita et morte Mosis (ed. Fabricius p. 11 ff.), vergl. Benedetti p. 184.

3) Wissemann, Horae syriacae I. p. 263. Im Abendlande kehrt die Erzählung des Josephus, aus diesem oder vielmehr der lateinischen Uebersetzung desselben entnommen, zuerst, jedoch in verkürzter Form bei Frechulfi wieder (Fabricius, Cod. pseudepigr. v. T. II, 121).

Catena in Pentateuchum latine versa aus einem codex apocryphus angeführte Stelle (Fabricius, Cod. pseudepigr. v. T. II, 122) eine an Josephus anlautende Erzählung. Es ist, wie bei Josephus, eine leuchtende Wolke, die, indem sie die Augen der Nebenstehenden blendet, den sterbenden Gesetzgeber und den Ort seiner Bestattung ihren Blicken entzieht¹⁾ Diese Ueberlieferung ist frühzeitig erweitert worden. In den Ueberresten apokrypher jüdischer Schriften aus dem ersten Jahrhundert unserer Aera wird des Streitess guter und böser Engel über den Körper des Moses und der Aufnahme des Propheten in den Himmel gedacht²⁾. Im Talmud kommt sodann an mehreren Stellen die Tradition vor, daß Moses nicht wahrhaft gestorben sei. Im Traktat Baba Bathra heißt es „Sechs waren, deren der Todesengel sich nicht bemächtigte: Abraham, Isaak, Jakob, Moses, Aaron und Mirjam³⁾. Im Traktat Sota wird von der Theilnahme der Engel bei der Bestattung des Moses gesprochen⁴⁾. Die ausführliche Darstellung

1) Eine ganz ähnliche Stelle wird aus der *λεπτή γέρεσις* angeführt (Könisch, Das Buch der Jubiläen, S. 272). „Eine Wolke oder ein Lichtbild ist an dem Orte gewesen, die den Blick der Umstehenden verdunkelte, so daß sie Moses Grab nicht erkennen konnten.“ — Nach der Erzählung im *Chronicon Samaritanum*, cui titulus est liber Josua ed. Juynboll c. 6, p. 139 blieben Josua, Eleasar und die Aeltesten bei Moses, bis die Nacht hereinbrach; dann trennte sie eine Feuersäule von Moses, und, fügt das Buch hinzu: Niemand hat Etwas von dem erfahren, was ihm nachher beegnet ist.

2) Die Stellen über das apokryphe Buch *ἀνάληψις Μωσέως*, hat Fabricius, Cod. pseudepigr. v. T. I. p. 402 ff. gesammelt, vgl. auch p. 839 ff. Die von Ceriani aufgefundenen Fragmente der lateinischen Bearbeitung desselben der *Assumptio Mosis* sind eingehend von Volkmar, *Mose Prophetie und Himmelfahrt*, behandelt worden.

3) Hamburger, *Real-Encyclopädie für Bibel und Talmud* S. 990.

4) In der Gemara heißt es: *Docetur* (XXXIII, 21), *quod Mosis exanime corpus impositum fuerat laciniis vestium divinae majestatis. Ministrantes angeli accinebant Wagenseil*, *Sota* S. 320). Die *Mischnah* desselben Traktats (IX, 1, 7) sagt: „Wer ist höher geehrt worden, als Mose, den Gott selbst ganz allein begrub“ (Kade, *Uebersetzung der Mischnah III*, S. 170, vergl. *Wagenseil*, *Sota* S. 57; die *Gemara* S. 316). An einer dritten Stelle des Traktats wird es als die Meinung einiger angegeben, daß Moses nicht gestorben sei (*sunt qui dicant Mosem non mortuum*). *Wagenseil* S. 322 (*Gemara I*, L1). Die Bestattung durch Engel schildert unter den erhaltenen Schriften zuerst der *Targum des Pseudo-Jonathan Deuteronom. c. 34* (*Londoner Polyglotte Bd. IV*); im

der Sage finden wir in den Rabboth und dem Midrasch über das Ableben des Mose¹⁾. Die Erzählung enthält Gespräche zwischen Moses, Gott, guten und bösen Engeln. Gott beruft die Seele des Moses zu sich mit den Worten: „Ich werde dich in den höchsten Himmel aufnehmen, unter meinen unsterblichen Thron, mit den Seraphim und Cherubim“.

Auch die Anschläge Bileams, wie sie bei Josephus vorkommen, werden in der späteren jüdischen Ueberlieferung weiter ausgeführt. Die Midianiterinnen sollen in der Nähe des Lagers der Israeliten Linnenzeug, das diese sehr lieben, zu niedrigem Preise feilhalten²⁾; auch Darbietung von Wein soll als Mittel zur Verführung gebraucht werden³⁾.

Diese Bemerkungen beweisen unwiderleglich, daß die Sagen, welche bei Josephus zu Grunde liegen, dieselben sind, die von den späteren Juden festgehalten und mannigfaltig ausgebildet worden sind⁴⁾. Sie haben aber noch eine weitere, unendlich wichtige Beziehung.

Targum zu Psalm 68, 19 und in dem zum Hohen Liebe c. I. v. 5 (die Stellen bei Fabricius, Cod. pseudepigr. v. T. II, p. 127) ist von der ascensio ad firmamentum die Rede. Simeon Haddarschan sagt im Zalkut: „Moses starb nicht, sondern er lebt in seinem Verufe fort.“ (Hamburger a. a. D. N. 112.) An einer anderen Stelle desselben Buches sagt Gott zu Moses: „Nicht des Todesengels würgerische Hände, — mein Fuß entreißt einst diesem Leben dich.“ (Weil, Fragmente aus dem Talmud und den Rabbinen II, S. 47.)

1) Die Stelle aus Debarim Rabba, die davon handelt, und mit dem Midrasch Petirat Moseh vielfach wörtlich übereinstimmt, ist ins Deutsche übersetzt von Seligmann in Levy und Seligmann, Parabeln, Legenden und Gedanken aus Talmud und Midrasch S. 262. Den Midrasch hat Benedetti, Vita e morte di Mosè nach der Ausgabe von Sellinek im Bet-ha-Midrasch (p. XIX) ins Italiänische übertragen.

2) Im Targum des Pseudo-Jonathan tritt an die Stelle des Linnenzeuges Badwerk (Num. 24 species panum dulciariorum).

3) So findet sich die Erzählung im talmudischen Traktat Sanhedrin Gemara c. 10, 60, bei Coccejus p. 412. Diese Tradition muß als die eigentlich recipirte betrachtet werden, da sie von den autoritativen Commentatoren, wie Kaschi bei der Exegese (zu c. 25 v. 2, Breithaupt S. 1227) benutzt worden ist. — Näher verwandt, als mit diesen Ueberlieferungen, erscheint die Erzählung des Josephus mit der Darstellung im Chronicon Samaritanum, cui titulus est liber Josua ed. Theod. Guil. Joann. Juynboll, Lugd. Bat. 1843, c. 4, p. 136.

4) Um so auffälliger erscheint die oben berührte Abweichung des Josephus von der Urkunde, daß nämlich nach ihm Aron selbst sein

Es wird allgemein anerkannt, daß die moslemische Sage von der israelitischen abhängig ist und Vieles von ihr herübergenommen hat. Die Frage entsteht, wieweit sich diese Abweichungen erstrecken und zurückführen lassen. Wenn man nun die von Weil gesammelten muselmännischen Legenden ¹⁾ über Moses durchgeht, so findet man nicht allein, daß sie sich fast sämmtlich den im Talmud und in der Sammlung der Midraschim erhaltenen Sagen anschließen, sondern zu meinem Erstaunen bemerke ich Stellen, aus denen sich ergibt, daß Josephus den einen und den anderen zu Grunde lag. Ich will nur ein paar Beispiele aus der Sagen Geschichte des Moses anführen.

Bei den Moslemen bildet die übernatürliche Erzeugung des Moses gleichsam den Mittelpunkt der bei ihnen vorkommenden abenteuerlichen Geburt des jüdischen Gesetzgebers; es heißt da (Weil S. 133): Johabed empfand bei der Geburt nicht den mindesten Schmerz; so war sie auch während der ganzen Schwangerschaft von allen Beschwerlichkeiten, denen sonst schwangere Frauen ausgesetzt sind, befreit geblieben. Die Sache kommt auch im Talmud vor: *partus sine dolore fuit* ²⁾. Dies aber beruht wieder auf Josephus, der die heimliche Geburt davon herleitet, daß die Mutter von heftigen Schmerzen verschont geblieben sei (*διὰ τὸ μὴ βιάσας αὐτῇ προσπεσεῖν τὰς ἀλγηδόνας*).

Die Erzählung des Josephus, daß das Kind die Brust von einer Aegypterin anzunehmen sich weigert, wird im Talmud dadurch motivirt, daß dies Kind keine unreine Brust habe berühren sollen ³⁾; die moslemische Tradition läßt das Kind drei

Gewand auszieht und Eleasar mit demselben bekleidet, als darin, daß dies durch Moses geschehen sei, die spätere jüdische, sagenhaft ausgeschmückte Tradition, wie sie in den Rabboth, im Salkut (Deutsch bei Seligmann, S. 286 ff.) und in dem Midrasch von dem Ableben Aarons (Petirat Aharon, nach der Ausgabe von Jellinek ins Italiänische übertragen von Benedetti, S. 52 ff.), mit der heiligen Schrift übereinstimmt.

1) Biblische Legenden der Muselmänner (Frankfurt am Main 1845).

2) Sota in der Gemara I, 37 bei Wagenseil, S. 263; Schemoth Rabba bei Benedetti, S. 164.

3) Sota bei Wagenseil p. 281. Docetur (Exod. II, v. 7), quod circumtulerit (s. circumferri jusserit) Mosen ad omnes Aegyptias; verum non suxit de ulla illarum. Dieselbe Uebersetzung zugleich mit der angegebenen Motivirung findet sich in Schemoth Rabba bei Benedetti S. 159, und im Zelambenu des Tanchuma (Wagenseil a. a. O. S. 382). Auf

ägyptische Ammen, die ihm ihre Brust bieten, zurückstoßen¹⁾. Die Sage ist auch in den Koran übergegangen²⁾, wo das um so mehr zu bedeuten hat, da Mohammed sein Vorbild in Moses sah; er kannte ihn aber nur aus den späteren fabelhaften Berichten der Juden. Auch die Erzählung des Josephus, daß der Knabe das Diadem zur Erde geworfen und mit Füßen getreten habe, kommt in mancherlei Variationen sowohl in den jüdischen, als den moslemischen Schriften vor³⁾.

In den Verhandlungen zwischen Moses nach seiner Berufung schließt sich die moslemische Tradition mehr an Artapan, als an Josephus an. Aber aus den Reliquien der jüdischen Uebersetzungen sieht man, daß das eigentlich Wunderbare z. B. die Eröffnung der Thore und Thüren vor Moses auch von den Juden sehr ausgebildet war⁴⁾. Bei den Plagen, von denen

derselben beruht die traditionelle Erklärung des angeführten Bibelverses, wie sie z. B. bei Sarchi vorkommt, S. 409, Breithaupt: docet hic scriptura, quod illum ad multas mulieres Aegyptias circumtulit, ut sugeret, sed ille non suxit, quoniam futurum erat, ut ipse cum divina majestate loqueretur. In der Chronik wird die Absicht Gottes einfacher gefaßt nach der Uebersetzung von Benedetti: Le donne egiziane che passeggiavano sulla spiaggia del Nilo veniano per dargli latte, ma e non volea da quelle poppare. Lo che derivava dal Signore per far ritornare lui alle poppe della madre.

1) Weil a. a. O. S. 140, der für die jüdische Tradition den Jalkut zur Vergleichung herangezogen hat. Auch nach der moslemischen Tradition ist die Tochter des Pharao ohne Nachkommenschaft, wie nach Artapan, Philo und Josephus (vergl. S. 16 Note).

2) Abr. Geiger, Was hat Mohammed aus dem Judenthum aufgenommen? S. 157.

3) Die Erzählung des Josephus (II, 9, 7), daß der Pharao dem jungen Moses sein Diadem angelegt, dieser es aber zur Erde geworfen und mit Füßen getreten habe, findet sich im talmudischen Traktat Sota (S. 57 N. 7, nach Plant, Flavius Josephus und die Bibel S. 12 A. 4); die auch in die moslemischen Schriften übergegangene Modification, daß Moses dem Könige die Krone von dem Haupt genommen und sich aufgesetzt habe, kommt in Schemoth Rabba (Seligmann, S. 283) und in dem Buche de vita et morte Mosis S. 7 vor. — Bei Josephus rettet Thermuthis den jungen Moses; nach der späteren jüdischen Tradition, wie in der moslemischen, ein Engel. Selbst der Zug, daß der junge Moses eine brennende Kohle in den Mund steckt, ist beiden Erzählungen gemein.

4) Weil a. a. O. S. 150. Zu vergleichen sind auch die Erzählungen im Buche De vita et morte Mosis p. 14—15.

eine darin besteht, daß das Nilwasser sich in Blut verwandelt, erzählt Josephus (II, 14, 1), das Wasser habe sich nur in den Händen der Aegypter, nicht in denen der Israeliten verwandelt; diese Sage ist von den späteren Israeliten dahin weiter ausgebildet worden, daß die Israeliten an die Aegypter Wasser verkauft hätten und dieses von der Verderbniß frei geblieben wäre¹⁾. In den moslemischen Erzählungen findet sich eine sehr ähnliche Auffassung wie bei Josephus: alles Wasser habe sich in Blut verwandelt, nur nicht das in den Händen der Israeliten.

Zuweilen weichen die moslemischen Berichte insofern von Josephus ab, als sie Dinge erwähnen, von denen er schweigt, z. B. die Aufstellung des goldenen Kalbes, von diesen aber eine von der Schrift weit abweichende Nachricht geben; sie nennen einen anderen als Aaron, der die Gottlosigkeit begangen habe. Das aber findet sich auch in der späteren jüdischen Sage.²⁾

Bayle hat es dem Josephus zum Verbrechen gemacht, daß er von der heiligen Schrift mannigfach abgewichen sei. Sonderbarerweise stellt sich heraus, daß grade hierin ein literarisches Verdienst des Josephus liegt. Die mosaische Sage, die sich unabhängig von der Urschrift ausgebildet hat und zu einer volksthümlichen Ueberlieferung geworden ist, welche das spätere Judenthum und den beginnenden Islam beherrschte, lernen wir bei Josephus in ihren Grundzügen kennen. Nicht sowohl für die Geschichte selbst, als für die Tradition ist die Darstellung in den ersten Büchern seiner Archäologie wichtig. In den späteren aber hat sie auch geschichtlichen Werth, über den wir noch einige Bemerkungen hinzuzufügen nicht unterlassen dürfen.

3. Charakter und Werth der späteren Erzählung des Josephus.

In der Geschichte der Eroberung Kanaans läßt sich die Tendenz des Josephus, die Wunder abzuschwächen und die Hauptfache den Priestern und Leviten zuzuschreiben, öfter wahr-

1) Die Stellen aus dem Jesambenu des Tanquma und aus Schemoth Rabba bei Benedetti, S. 206.

2) Geiger a. a. O. S. 166 ff.

nehmen. Bei dem größten der Wunder, dem Stillstehen der Sonne sagt er nur: Gott habe den Tag verlängert. Bemerkenswerth ist nun wohl, daß auch in dem Buche Josua selbst die Sache nicht schlechtthin als ein Faktum erzählt, sondern als Beweis dafür eine Stelle aus dem „Buche der Redlichen“ angeführt wird. „Ist nicht Solches geschrieben im Buche der Redlichen? Und es blieb die Sonne stehen mitten am Himmel und eilte nicht unterzugehen beinahe einen vollen Tag“¹⁾.

Wir brauchen nicht bei den folgenden Handlungen Josuas stehen zu bleiben. Sie bieten dem Verfasser Gelegenheit dar, zugleich seine rationalisirenden und levitischen Tendenzen an den Tag zu legen.

Ein neues Interesse bekommt die Erzählung des Josephus erst da, wo auch in der heiligen Schrift dem Urtext in den Büchern Samuels noch eine andere abweichende in der Chronik zur Seite geht.

Die Chronik hat einen überwiegend hierarchischen Charakter; Josephus aber wetteifert darin mit ihr. Wenn z. B. nach der Eroberung von Jerusalem die Philister heranziehen und David nach II Sam. 5, 19 Gott befragt, ob er zum Kampfe gegen sie ausziehen solle, so wird das in der Chronik einfach wiederholt. Josephus schiebt die Bemerkung ein, David habe Nichts thun mögen ohne Prophetie oder einen Befehl Gottes. Der König aber richtet bei ihm nicht selbst und persönlich die Frage an Gott, sondern er läßt dies durch den Hohenpriester thun (*ἐκέλευσε τὸν ἀρχιερέα, τί δοκεῖ τῷ θεῷ, καὶ ποδαπὸν ἔσται τὸ τῆς μάχης τέλος, προλέγειν αὐτῷ*, VII, 4, 1).

Die Erzählung von dem Tode Ufa's, weil er die Hand ausstreckt, um die Lade Gottes festzuhalten, welche in der Urkunde zunächst unverständlich bleibt, erklärt Josephus übereinstimmend mit einer späteren Erzählung der Chronik (I, 16, 15, vergl. 13) durch den Zusatz, daß derselbe kein Priester war²⁾. Die ursprüngliche Erzählung II Sam. 6, 11 bezeichnet den Mann,

1) Die Schrift — Sopher hajjaschar — wird außerdem II Samuel c. 1 v. 18 citirt. Bleek, Einleitung in das alte Testament, herausgegeben von Kamphausen, S. 167.

2) Joseph. VII, 4, 2: *ὅτι μὴ ὦν ἱερεὺς ἤψατο ταύτης (τῆς κιβωτοῦ)*.

bei dem die Lade niedergelegt wird, als einen Gathiter, was denn auch die Chronik wiederholt (I Chr. 14, 13); Josephus (VII, 4, 2) erwähnt nicht, daß der ein Gathiter gewesen sei; er sagt nur, es sei ein frommer Mann levitischen Ursprungs gewesen (*ἀνδρὸς διατάου . . . Λευίτου τὸ γένος*). Josephus läßt weiter die Lade durch Priester in die Residenz des David tragen, wovon die Bücher Samuels Nichts wissen. Hierin aber stimmt die Chronik mit Josephus nicht allein zusammen, sondern sie bringt eine eigenthümliche Tradition bei, welche den Anspruch der Leviten erst in ihr volles Licht stellt. Nach derselben hat David die Söhne Aarons und eine Anzahl von Leviten versammelt und ihnen gesagt, der Unfall, der die Lade früher betraf, sei nur daher entsprungen, weil Uza kein Levit gewesen sei; jetzt aber solle niemand die Lade tragen, als die Leviten; denn diese seien von Gott dazu bestimmt (I Chr. 16, 2 und 3).

Die Chronik, deren Abfassung von gelehrten Juden, namentlich von Buz, in das Jahr 260 gesetzt wird (Gottesdienstliche Vorträge der Juden p. 33) und deren eigentlicher Gegenstand der Tempelbau ist, läßt hiebei ihren vollen hierarchischen Charakter erkennen, wozu unter Anderm gehört, daß David nicht mit einem leichten Schulterkleid, sondern in einem Gewand von Byßus erscheint, was zu der Erzählung von dem Tadel seiner Gemahlin über seine Unanständigkeit keinen Anlaß geben konnte, wiewohl dieser dann doch wiederholt wird. (V. 27. 29.)

Im Allgemeinen sei bemerkt, daß diesen Abweichungen gegenüber die Bücher Samuels nur in einem um so vortheilhafteren Lichte erscheinen; diese sind von eigentlich hierarchischen Tendenzen frei und stellen den König eben als König dar, der zugleich Prophet ist. Eine nicht unwichtige Frage würde sein, ob Josephus das Buch der Chronik vor sich gehabt hat, oder ob ihm noch eine andere Erzählung vorlag. Das eigenthümliche Verhältniß der drei Texte erscheint besonders bei dem Tode des Königs Josias. Das Buch der Könige erzählt von dem Anzuge Necho's, dem Josias feindlich entgegentritt, wobei er jedoch unterliegt; er fällt in der Schlacht; seine Leiche wird nach Jerusalem gebracht. Das Unglück ist für die Juden besonders deshalb unerwartet, weil Josias ein gottesfürchtiger König war. Das Königsbuch erzählt die Sache ohne weitere Motivirung, die

Chronik fügt eine solche hinzu; sie berichtet, Necho habe mit den Israeliten überhaupt nicht streiten wollen. Seine Absicht sei gewesen, die eigentlichen Feinde am Euphrat aufzusuchen; Josia habe darauf nicht gehört, obwohl es ihm von Jehovah selbst durch Necho gesagt worden sei. „Er hörte nicht auf die Rede Necho's aus dem Munde Gottes“, II Chron. 35, 22. Hierauf wird er in der Schlacht verwundet. Es erinnert sehr an die Schlacht bei Ramoth gegen die Syrer, wenn Josia aus dem Kampf weggeführt wird; er stirbt erst in Jerusalem. Die Auffassung ist hier theokratischer und den prophetischen Voraussetzungen gemäß; die Aegypter werden in Schutz genommen. So die Chronik. Josephus hat dieselbe Tradition, aber sie wird bei ihm verständlicher, indem er deutlich sagt, daß Necho den Durchzug gefordert, Josia aber das Gesuch abgeschlagen habe. (Arch. X, 5, 1.) Der theokratische Gesichtspunkt fällt weg; es tritt vielmehr ein fatalistischer ein. Ich glaube nicht, daß Josephus die Chronik vor sich hatte, weil diese den König tadelt, was bei Josephus nicht vorkommt. Aber das historische Faktum ist doch bei beiden identisch. Genug: Josephus fügt der Erzählung noch eigenthümliche Momente hinzu. Auch über den weiteren Verlauf des Krieges bringt Josephus mehrere historische Nachrichten bei.

Man sage nicht von vornherein, daß er keinen Glauben verdiene. Manche von seinen Erzählungen, die man bisher für besonders unglaubwürdig hielt, z. B. das Vordringen Nebukadnezar's in Aegypten wird durch einige neu entdeckte Monumente bestätigt¹⁾. Aus diesem Grunde habe ich auch andere Nachrichten über diese Zeiten, die sich nur bei Josephus finden, aufzunehmen kein Bedenken getragen. Ohne Zweifel standen ihm zuverlässige Informationen darüber zu Gebote. Begleitet man Josephus auch noch in den folgenden Abschnitten seines Werkes, so tritt als sein Bestreben hervor, die jüdische Tradition mit den geschichtlichen Ueberlieferungen, die ihm anderweit bekannt wurden, zu combiniren.

Für die Epoche des Wiederaufbaues des Tempels folgt er im Allgemeinen dem kanonischen Esra, dem er aber einige

1) Vergl. Weltgeschichte I, 1, S. 118.

Abweichungen hinzuzügt. Untersuchen wir, woher er dieselben schöpft, so ist kein Zweifel, daß er dabei den apokryphen Esra vor Augen gehabt hat. Dieser apokryphe Esra ist ein Buch, in welchem sich mehr als in dem andern persische Ideen mit den israelitischen durchdringen. Manches lautet an den Zend-Avesta an, wo einmal die Frage erörtert wird, welches die fünf wünschenswertheften Dinge sind. Ue hnlich wird in dem apokryphen Esra von den Leibwächtern des Königs die Frage erörtert, welches die mächtigsten Dinge seien. Sie nennen Wein, König, Weiber; Einer aber bleibt dabei stehen, daß die Wahrheit das mächtigste sei. Der König Darius, dem man davon Mittheilung macht, ertheilt dem den Preis, der sich für den Vorzug der Wahrheit ausgesprochen hat: denn das war der Sinn der Zend-Religion. Der Bevorzugte ist Zerubabel, der an der Aufri chtung von Jerusalem großen Antheil genommen hat. Zwischen diesen beiden Büchern treten nun aber z. B. bei dem Edicte über die Wiederherstellung des Tempels kleine Verschiedenheiten ein, die doch sehr charakteristisch sind. Dem kanonischen Esra zufolge sagt Kores in seinem Edict: Jehovah, der Gott des Himmels, der ihm alle Königreiche gegeben, habe ihm auch befohlen, ihm in Jerusalem ein Haus zu bauen, — sodaß Jehovah als der Gott der Perser selbst erscheint. Der apokryphe Text hat eine etwas andere Fassung: der Gott Israels, welcher der höchste Gott sei, habe ihn zum König der Welt gemacht und ihm befohlen, ihm ein Haus zu bauen in Jerusalem. Zwischen diesen beiden Versionen gerieth Josephus in eine gewisse Verlegenheit. Es schien ihm nicht richtig, Jehovah geradezu als den Gott der Perser zu bezeichnen; indem er sich nun den Worten des apokryphen Esra anschließt, vermeidet er die Bezeichnung als Gott des Himmels und höchster Gott. Er läßt Kores sagen: seine Herrschaft sei ihm von dem größten Gotte gegeben, von dem er überzeugt sei, es sei derselbe, den die Juden anbeten. Er erdichtet nicht; er folgt seinen Texten im Allgemeinen; aber dieselben nach seiner eigenen Ansicht zu modifiziren, hält er für erlaubt.

Ueber die Makkabäer folgt Josephus dem ersten Buch der Makkabäer, welches ich für ein wahres Juwel der späteren jüdischen Geschichte halte, in der Regel wörtlich; aber er gestattet

sich einige Abweichungen. Ueber Ereignisse, wie die Reinigung des Tempels ist er ausführlicher. Eine andere Abweichung bemerkte ich bei dem unglücklichen Zuge, den ein Paar jüdische Heerführer Joseph und Azarias aus Ehrgeiz unternahmen. Der alte Autor bezeichnet es als einen Grund der Unfälle, daß sie nicht dem Geschlechte angehörten, dem es verliehen war, Israel zu retten. Josephus vermeidet, dies zu wiederholen, und bildet vielmehr eine Andeutung des Textes dahin aus, daß der Ungehorsam gegen Judas die Ursache ihres Unfalls gewesen sei: Judas habe ihnen ausdrücklich vorgeschrieben, sich in keinen Kampf einzulassen, bevor er zurückgekehrt sei (XII, 8, 6). Er rühmt die Klugheit des Judas; von der Bevorzugung seines Hauses aber erwähnt er nichts. Das eigenthümlich Jüdische verwandelt er überall in ein Gemeinverständliches.

Bei den Ursachen des Todes des Antiochus bestreitet er Polybius, wenn derselbe den Tod mit der Bedrohung des elymäischen Tempels der Artemis in Verbindung gebracht habe: denn für eine bloße Bedrohung werde man nicht bestraft; die Unthaten in Jerusalem seien die wahre Ursache des unglücklichen Endes, welches der syrische König genommen habe.

Ueber Antipater und Herodes, die idumäischen Könige überhaupt, muß Josephus als der vornehmste Berichterstatter, der uns übrig ist, betrachtet werden. Herodes, den man den Großen genannt hat, lernt man bei ihm kennen; besonders tritt die Verflechtung seiner Familie mit der augusteischen heraus. Das Buch wird dadurch selbst für die römische Geschichte wichtig. Von dem eigenthümlichen Verhältniß, in welchem Kaiser Augustus zu Herodes stand, ist sonst nirgends mit einiger Anschaulichkeit die Rede. Auffallend ist, daß Einiges umständlicher erzählt, Anderes nur erwähnt wird. Ueber die Verhandlungen, welche nach dem Tode Herodes des Großen vor Augustus stattfanden, bringt Josephus sehr eingehende Nachrichten bei. Die Anklage, welche gegen Archelaus von unzufriedenen Mitgliedern der Familie erhoben wurde, die Entschuldigungen desselben, die dann Nicolaus Damascenus mit Erfolg vortrug; wie es kam, daß Augustus das idumäische Reich in verschiedene Tetrarchien theilte, erzählt man hier mit einer gewissen Sicherheit; und man kann nicht daran zweifeln, daß dem Autor hierüber gute

Informationen zu Gebote standen. Ueber die Gründe, die dann die Berufung des Archelaus nach Rom und seine Absetzung herbeiführten, ist er kurz und ungenügend; ich denke eben deshalb, weil ihm darüber nichts Genaueres vorlag. Josephus hat eine Vorliebe für das Uebernatürliche und Wunderbare; er führt eben bei dieser Gelegenheit Traumgesichte an, in denen er einen Beweis für die Unsterblichkeit der Seele sieht, die man an dieser Stelle nicht sucht; überall kommt bei ihm eine doktrinäre Ueber zum Vorschein. Zuweilen streift er hiebei die Ereignisse der heiligen Geschichte, auf eine Weise jedoch, die nicht eben sehr verständlich ist. Von jeher hat das Zeugniß, das er dem Täufer Johannes ausstellt, Aufmerksamkeit erweckt. Ueber die Taufe selbst sagt er dann XVIII, 5, 2: οὐτω καὶ τὴν βάπτισιν ἀποδεκτὴν αὐτῷ (τῷ Θεῷ) φανεῖσθαι, μὴ ἐπὶ τινῶν ἁμασιῶν παραιτήσει χρωμένων, ἀλλ' ἐφ' ἀγνείᾳ τοῦ σώματος, ἅτε δὴ καὶ τῆς ψυχῆς δικαιοσύνη προεκκεκαρμένης¹⁾. Der Gegensatz der Seele und des Körpers, die hier vorkommen, so daß die Seele durch die Gerechtigkeit gereinigt und alsdann die Reinheit des Körpers wohlgefällig sein werde, ist einleuchtend. Ich denke, sein Sinn war, daß die Taufe nicht die Abwaschung des Verbrechens in sich schliesse, sondern Gott nur angenehm sei, wenn man sich gesetzt, mäßig und fromm verhalte; die Reinheit des in das Wasser getauchten Körpers enthält gleichsam eine Verpflichtung, die Seele rein zu halten. Nach dieser Erzählung blieb also das jüdische Gesetz für Johannes unerschüttert. In den Worten liegt eine Opposition gegen die magische Reinigung durch Wasser; die durch das Eintauchen in das Wasser hervorgebrachte Reinigung des Körpers sei Gott nur dann wohlgefällig, wenn die Seele vorher durch Gerechtigkeit gereinigt ist.

Verweilen wir aber noch einen Augenblick bei dem Verhältniß der Archäologie, in welchem Buche Josephus die Ereignisse in Kürze wiederholt, die er schon in dem Bellum Judaicum behandelt hatte, zu dem letzteren Werke. Ich möchte die Archäologie in mancher Hinsicht vorziehen. Die Ursachen des Kampfes lernt man darin

1) Keim, Leben Jesu I, S. 500 übersetzt: „In der Uebung der Tugend und der Frömmigkeit gegen Gott sollen die Juden sich zur Taufe vereinigen: so nämlich werde auch die heilige Taufe Gott angenehm erscheinen, wenn auch die Seele durch Gerechtigkeit im Voraus ausgereinigt sei.“

deutlicher kennen. Ueberdieß aber bemerkt man noch einen andern Unterschied zwischen ihnen. Ich führe folgende Stelle an. Bei der Errichtung der Wasserleitung durch Pilatus wird in der Geschichte des jüdischen Krieges deutlich gesagt, daß Pilatus das Geld aus der Opferkasse „Korbanas“ genommen habe. So wie er nun in der Stadt erscheint, umringen die Juden sein Tribunal mit wildem Geschrei. Er hat aber bereits einige von den Soldaten in bürgerlicher Kleidung sich unter sie mischen lassen, die zwar Schwerter tragen, aber den Befehl haben, sie nicht zu gebrauchen. Diese nun machen einen Versuch, die vornehmsten Tumultuanten festzunehmen, wobei es zum Widerstand kommt, der aber nach Geschrei und Schlägerei mit Herstellung der Ruhe endigt. In der Archäologie (XVIII, 3, 2) wird die Kasse nicht genannt. Es heißt nur, er habe heiliges Geld hiezu verwendet. Des Tribunals des Landpflegers geschieht keine Erwähnung. Die Juden schreien nicht allein gegen die Verfügungen des Pilatus, sondern sie ergehen sich in gehässigen Schmähungen (*τινὲς δὲ καὶ λοιδορία χροόμενοι ὑβρίζον εἰς τὸν ἄρδρα*). Pilatus hat sie aber mit seinen Truppen umzingeln lassen und gebietet ihnen, sich zu entfernen. Schon hiebei wird mehr Gewalt gebraucht, als Pilatus befohlen hatte. Die Juden widerstehen aber noch eine Zeit lang, bis man sie endlich aus Gewaltsamste mißhandelt, wobei einige umkommen, andere verwundet werden und nach Hause gehen. Josephus behandelt in den Antiquitäten die Juden ungünstiger, als in dem Bellum Judaicum. Er bedenkt sogar den Pilatus mit einem kleinen Lobe, das man in dem andern Text vergebens sucht. Und hier nun folgt die berühmte, aber viel angefochtene Stelle über Jesus Christus. Es sei mir erlaubt, meine Ansicht über dieselbe zu weiterer Prüfung vorzulegen. Ich halte die Stelle für interpolirt, aber keineswegs für untergeschoben.

Die Worte, die sich auf die Auferstehung beziehen, sammt der Erwähnung der darüber sprechenden Prophezeiungen, konnten allerdings nur von einem überzeugten Christen geschrieben werden; und zwar nur von einem Judenthristen, der an die Heiligkeit der Prophezeiungen ebenfalls glaubte; und zu denen gehörte Josephus gewiß nicht. Wenn man aber diese Worte wegläßt, so hat das Uebrige einen guten Zusammenhang. Josephus hat gesagt, durch seinen Tod am Kreuz wurden seine Anhänger

„die, welche ihn liebten“ nicht irre an ihm. Die Nation der Christen schreibt sich von ihm her (*οὐκ ἐπαύσαντο οἷγε πρῶτον αὐτὸν ἀγαπήσαντες, εἰς ἔτι νῦν τῶν Χριστιανῶν ἀπὸ τοῦδε ὀνομασμένον οὐκ ἐπέλιπε τὸ φῶλον*). Auch die Worte *ὁ Χριστὸς οὗτος ἦν* könnten Anstoß erregen; allein sie sind für den Zusammenhang nothwendig; sie bedeuten nichts weiter, als daß Jesus derselbe ist, von welchem die Christen sich Christen nennen. Die Christen waren damals bereits sehr zahlreich; und es konnte angemessen scheinen, ein Wort von ihnen zu sagen. Was er nun sagt, konnte er auch als Jude sagen ¹⁾. So sagt er an einer anderen Stelle *ὁ λεγόμενος Χριστὸς* (Ant. Jud. XX, 9, 1). Diese Worte sind um so wichtiger, als sie zu beweisen scheinen, daß von demjenigen, den man Christus nannte, in dem Vorhergehenden schon die Rede gewesen ist. Die Echtheit der Stelle ohne die Interpolation scheint mir unanfechtbar. Wie unrecht that der Interpolator, der jene Stelle einschob, dem Andenken des Heilandes! Die Stelle bei Josephus wurde dadurch verdächtig, während sie ohne seinen Zusatz ein unschätzbares Zeugniß für die Wirksamkeit desselben bietet.

Bei dem Tode des Tiberius, den Josephus umständlich berichtet, ist es ihm doch begegnet, daß er den Kaiser in Capri sterben läßt, während dessen Tod doch in der villa Lucullana bei Misenum eintrat. Diesem Fehler zum Troß sind seine Mittheilungen, die er dem König Agrippa zu verdanken haben wird, nicht gradehin zu verwerfen; nur sind sie durch Hörensagen ins Fabelhafte verunstaltet. Ueber die Ermordung des Cajus und die Erhebung des Claudius giebt Josephus eigentlich die beste Nachricht, die wir haben. Die Erzählung von Sueton ist kaum verständlich; die wissenswürdigen Umstände lernt man aus Josephus allein kennen; er nimmt beinahe Partei für Chärea, weil er die allgemeine Freiheit vertheidigt habe. Dieser Gedanke vom Gesetz und einer die Freiheit schützenden Verfassung begleitet ihn durch sein ganzes Werk.

1) Wenn Origenes sagt, Josephus habe an Jesus Christus nicht geglaubt, so läßt sich das mit dem Sinne des Josephus, wenn auch jenes Wort eingeschaltet war, vereinigen; nicht jedoch mit den Worten, die wir als Interpolation bezeichneten. Man könnte auf den Gedanken gerathen, daß die Interpolation erst nach Origenes in den Text gekommen sei, aber vor Eusebius und zwar, wie man wohl vermuthen kann, nicht behufs einer *pia fraus*, sondern als Randglosse eines gläubigen Judenchristen.

II. Diodorus Siculus und seine Berichte über Alexander den Großen.

Geschichtschreiber wie Herodot und Thuchydides treten nur einmal in der Welt auf; es giebt aber auch Historiker von anderer Art, die ihre Aufgabe darin sehen, die zu ihrer Kunde gekommenen Thatfachen einfach an einander zu reihen, ohne Anspruch auf eine künstlerische Darstellung zu machen, wie sie bei Herodot, oder auf eine kritische Durcharbeitung, wie sie bei Thuchydides vorliegt.

Ein Geschichtschreiber dieser Art ist Diodor, dessen Leben in die Epoche fällt, in welcher der Orient, von den Römern unterworfen, mit den occidentalischen Ländern, die soeben von Cäsar und Augustus bezwungen wurden, zu einer Einheit zusammenschloß. Diodor, ein geborener Sicilianer, der eine Zeit lang in Rom gelebt hat, faßte den Gedanken, die Geschichten der orientalischen Völker, der Griechen und der Welteroberung der Römer zu einem Ganzen zu verarbeiten, was ihm nur durch eine Compilation aus älteren Geschichtswerken möglich wurde. Sein Buch, unter dem Titel *Βιβλιοθήκη ιστορική* war der erste Versuch einer synchronistischen Zusammenstellung verschiedenartiger Weltereignisse; chronologische Irrthümer, die er hiebei beging, haben dann hauptsächlich dazu beigetragen, seine Arbeit in Mißcredit zu bringen. Doch ist dieselbe, obwohl Versuch, für den ganzen Lauf der Geschichte, die er umfaßt, unentbehrlich. Ähnlich verhält es sich auch mit der Erzählung Diodors. Sie besteht aus Auszügen und hat keinen anderen Werth, als welcher einem Auszug überhaupt zukommt. Auf das Erheblichste steigert

sich dieser aber dadurch, daß die Werke, aus denen Diodor schöpfte, größtentheils nicht auf uns gekommen sind. Sehr berechtigt ist nun der Wunsch, die Namen der Geschichtschreiber, aus denen Diodor seine Nachrichten entnahm, kennen zu lernen.

Deßsen eigene Angaben hierüber sind flüchtig und unzureichend. Die Annahme, daß er in einem der wichtigsten Abschnitte seines Werkes die Geschichtsbücher des Ephorus vor sich gehabt habe, die jetzt die allgemeine ist ¹⁾, wird noch durch die folgende Bemerkung bestätigt. Bei Erwähnung der Schlacht am Eurymedon führt Plutarch (Cimon c. 12) verschiedene Berichte an, von denen er einen dem Ephorus zuschreibt; die Umstände aber, welche er aus demselben mittheilt, finden sich ebenso bei Diodor (XI. 60—62) ²⁾.

Ganz so einfach liegt aber die Frage nicht immer. Bisweilen wird bei Diodor Thucydides erwähnt ³⁾; aber in den Erzählungen, welche Diodor dann folgen läßt, finden sich doch mannichfaltige kleinere und größere Abweichungen, z. B. bei dem Bericht über die Pest von Athen (XII, 58) und über das Ereigniß von Phlos (Diod. XII, 62 ff. Thuc. IV, 4 ff.) Bei dem letzteren dürfte man sogar eine lakonisirende Tendenz annehmen, namentlich bei der Erwähnung des dem Arme des Brasidas entfallenen Schildes, wobei Diodor die Bemerkung einflücht, daß, wenn bei Anderen der Verlust des Schildes mit dem Tode bestraft worden sei, dem Brasidas dieser Verlust vielmehr die höchste Ehre eingetragen habe. Die Unternehmung des Brasidas nach Thracien ist meistens nach Thucydides geschildert. Doch hat Diodor auch mancherlei eigenthümliche Notizen, z. B. bei der Aufnahme, welche die Nachricht von dem Siege und dem Tode des Brasidas bei der Mutter desselben gefunden, der man gesagt habe: ihr Sohn sei der beste von allen Lacedämoniern gewesen, worauf sie antwortet, ihr Sohn, allerdings brav und gut, habe doch vielen Anderen nachgestanden; so daß die Ephoren sie belohnten, weil sie ihr Vaterland höher angeschlagen habe,

1) Volquardsen, Untersuchungen über die Quellen der griechischen und sicilischen Geschichte bei Diodor, Buch XI—XVI. Kiel 1868.

2) Vergl. I, S. 247.

3) Diodor giebt an, welche Zeit in dem thucydideischen Werke behandelt, und von wem dasselbe fortgesetzt sei (XII, 37. XIII, 42. XIV, 84).

als ihren Sohn¹⁾. — Man könnte vermuthen, diese lakonifirenden Zusätze seien aus Ephorus herübergenommenen.

Ich will darüber nicht entscheiden, immer aber bleiben Diodors Abweichungen von Thuchydides sehr beachtenswerth; besonders seine Darstellung der Irrungen, die nach dem Frieden des Nicias oder vielmehr bei Ausführung desselben in den griechischen Republiken eintraten. Bei Diodor erscheint die Opposition der übrigen griechischen Städte gegen die Vereinigung von Sparta und Athen beinahe wie eine Conspiration.

Ebenso ist die Erzählung der sicilianischen Unternehmung sehr abweichend von der thuchydideischen Darstellung; die Egestaner, von Selinus überwältigt, suchen Hülfe zuerst bei Syrakus selbst, dann bei Karthago, endlich bei Athen. Bei Diodor geschieht des Arguments, welches die Egestaner nach Thuchydides brauchten, daß nämlich Syrakus zu mächtig werden und dann, mit Lacedämon vereinigt, auch Athen zu unterdrücken suchen werde, keine Erwähnung. Und ist es nicht wirklich unwahrscheinlich, daß die in ihrem Landbesitz bedrängten und geängstigten Egestaner, denen es nur noch um eine unmittelbare Hülfe zu thun war, einen so umfassenden Gesichtspunkt aufgestellt haben sollten? Ich will nur darauf aufmerksam machen, daß die Berichte bei Diodor nicht so leichter Hand zurückzuweisen sind, wie es wohl geschieht; auch dann nicht, wenn man den Gewährsmann, welchem Diodor folgt, namhaft zu machen nicht im Stande ist.

Meines Dafürhaltens muß die Substanz der Erzählungen Diodors allezeit in Betracht gezogen werden. Nirgends aber tritt dieselbe merkwürdiger hervor, als in den Berichten über die ersten Feldzüge Alexanders des Großen.

Von einer Beachtung derselben dürfte man sich nicht durch die Behauptung abhalten lassen, daß Diodor aus dem übel berüchtigten Klitarch geschöpft habe. Es ist wahr, er erwähnt denselben einmal an einer früheren Stelle, wo er von dem Umfang der Mauern von Babylon handelt (II, 7)²⁾; aber er macht

1) Diodor XII, 74 zu vergleichen mit Thuchydides V, 74.

2) *τείχος σταδίων ἑξήκοντα καὶ τριακοσίων, ὡς γηοὶ Κτησίας ὁ Κνίδιος, ὡς δὲ Κλειταρχὸς καὶ τῶν ὕστερον μετ' Ἀλέξανδρον διαβάντων εἰς τὴν Ἀσίαν τινὲς ἀνέγραψαν, τριακοσίων ἑξήκοντα καὶ πέντε σταδίων τεῖχος . . . τὸ μὲν ὕψος, ὡς μὲν Κτησίας*

die Ansicht Klitarch's nicht zu der seinen. Sollte er wohl einen Autor, den er nur obenhin berührt, ohne sich ihm anzuschließen, später in seiner Geschichte ausgeschrieben haben?

Ich wüßte nicht, daß davon ein ausreichender Beweis vorgebracht worden wäre¹⁾. Der Werth der Berichte Diodors wird besonders dann erhellen, wenn wir sie ohne eine solche Voraussetzung mit anderen Berichten, namentlich wie sie bei Arrian vorliegen, zusammenstellen. Arrian war ein Zeitgenosse Trajans, über dessen orientalische Unternehmungen er ein eigenes Werk verfaßte. Wie lebendig damals die Erinnerungen an Alexander den Großen waren, beweisen sowohl die Aeußerungen Trajans, als die Ideen, mit denen der folgende parthische Krieg unter Lucius Verus ins Werk gesetzt wurde. Man meinte damals noch die Parther niederzuerwerfen und Indien erreichen zu können. Arrian, ein geborener Asiat, bereits zu einer der höchsten militärischen und administrativen Stellungen in Cappadocien gelangt, wurde davon besonders berührt. Man erkennt das mannigfaltige Interesse, welches die Geschichte Alexanders für ihn hat. Dabei fällt es sehr auf, daß Arrian in der kurzen Zwischenrede, die er in seine Erzählung von dem ersten Feldzug Alexanders einschiebt, einen Ton anschlägt, als wenn er der erste wäre, der diese Geschichte beschrieb. Er verhehlt nicht etwa, daß es schon vor ihm geschehen sei; aber bei alledem meint er doch, daß die Geschichte Alexanders unbekannter sei, als der Zug des Klearch gegen Artaxerges und der Rückzug der Griechen unter Xenophon;

μησί, πεντήκοντα ὀργυίων, ὡς δ' ἔτι μοι τῶν νεωτέρων ἐγραψαν, πηχῶν πεντήκοντα.

1) Die Annahme, daß der Erzählung Diodors das Werk des Klitarch zu Grunde liege, wird besonders durch folgende Bemerkungen widerlegt. Nach Plinius (Hist. nat. III, 53) hatte Klitarch berichtet, daß auch eine Gesandtschaft der Römer bei Alexander eingetroffen sei; in dem ausführlichen Verzeichniß der von Alexander empfangenen Gesandtschaften, das sich bei Diodor (c. 113) findet, wird eine römische nicht erwähnt. — Nach Klitarch (bei Curtius IX, 21 = VI, 21) war bei dem Kampfe Alexanders mit den Makkern Ptolemäus, des Lagus Sohn, zugegen; Diodor gedenkt in seinem Bericht (c. 99) des Ptolemäus nicht und läßt in Uebereinstimmung mit Arrian (VI, 11) den König durch Peucestes gerettet werden. Vergl. Schöne, *Analecta phil. historica*, p. 51. Dagegen wird von Plutarch in der Schrift über das Glück Alexanders irrtümlich berichtet, daß Ptolemäus an diesem Kampfe theilgenommen habe.

er ahmt Xenophon nicht allein nach, was man immer bemerkt hat, sondern er wetteifert mit ihm, namentlich mit Bezug auf den Gegenstand: denn wie lasse sich das Unternehmen der zehntausend mit dem vergleichen, was Alexander unternommen und glücklich ausgeführt habe! Diese Lücke auszufüllen, glaubt er selbst der rechte Mann zu sein, was er mit großem Selbstbewußtsein ausspricht. Da es nun viele gab, welche die Geschichte Alexanders behandelt hatten, und er der erste zu sein behauptet, der diese Geschichte wirklich schreibe, so folgt daraus, daß er alle andern für unbedeutend erachtete; er selbst suchte die wahre Geschichte Alexanders aus den ihm vorliegenden Autoren, Ptolemäus Lagi und Aristobulus, zusammenzustellen. Was er aus andern entnahm, sonderte er von dem Inhalt der beiden Hauptautoren sorgfältig ab; er bezeichnet es mit den Worten, die sonst Sage bedeuten (*λόγος, λέγονσι*); bei ihm bedeutet das Erzählungen, die er in den beiden Autoren nicht fand, die er nur wiederholt, ohne sie zu bestätigen. Arrian schrieb als Kriegsmann und als Römer. Das Verhältniß der Römer in seiner Zeit, als deren Vorgänger er Alexander betrachtete, war maßgebend für seine Auffassung überhaupt. Er nimmt in sein Werk mancherlei Züge auf, die seiner Zeit angehören; die Beziehungen Alexanders zu seinen Generalen faßt er in dem Lichte des Verhältnisses auf, welches zwischen den römischen Imperatoren und den Befehlshabern der Legionen bestand. Es ist ein wohlgearbeitetes, einsichtsvolles und gründliches Werk, das dem zweiten Jahrhundert Ehre macht. Indem man es liest, vermißt man doch andere Berichte, durch die es verificirt oder auch ergänzt werden könnte. Da treten nun die Nachrichten ein, welche Diodor aufbehalten hat. Ehe ich aber auf eine Vergleichung derselben mit der Erzählung Arrians eingehe, sei es mir erlaubt, noch eine allgemeine Bemerkung zu machen.

Man hat von jeher bei den einzelnen Thatfachen die Autoritäten verglichen, auf welchen die Kunde derselben beruht; und dann Punkt für Punkt sich für den Vorzug der einen oder der anderen entschieden. Meines Erachtens ist das jedoch noch nicht genug; die Schriftsteller, die ja nicht eben die einzelnen Fälle besonders erörtern, sondern zusammenhängende Werke verfaßten, aus denen dann die Auszüge gemacht worden sind, müssen auch

unter diesem Gesichtspunkt gewürdigt werden. Allerdings muß man untersuchen, welche Glaubwürdigkeit sie in jedem besonderen Falle in Anspruch nehmen können. Aber zwischen den einzelnen Auffassungen besteht doch auch wieder ein innerer Zusammenhang, den man nicht übersehen darf. In ihrer Gemeinsamkeit tritt ein eigenthümlicher Charakter hervor. Und auch in dieser Rücksicht müssen sie zusammengestellt werden. Die Frage ist nun eine doppelte: die eine, welche Glaubwürdigkeit den Berichten Diodors im Einzelnen zukommt, die andere: ob sie nicht in sich selbst einen Zusammenhang haben, der uns für den Mangel eines namentlich zu ermittelnden Urhebers dadurch entschädigt, daß wir die Grundzüge des Werkes erkennen, welches Diodor vor sich hatte.

Meine Absicht nun ist, auf diese Berichte näher einzugehen; sie verrathen überall einen der Sache kundigen und wohlunterrichteten Urheber und lassen, wie mir scheint, die Partei, der er angehört, und den Ursprung der Besonderheiten seiner Erzählung erkennen. Man wird mir gestatten, dabei ausführlich zu sein, selbst wenn ich zu einigen Wiederholungen genöthigt sein sollte.

Krieg in Hellas.

Der Autor, dem Diodor folgte, läßt sich angelegen sein, das allgemeine Verhältniß der damaligen Welt zur Anschauung zu bringen. Alexander hatte die Besorgniß gehegt, daß sich sein Gegner Attalus mit den Griechen in Verbindung setzen und an Memnon, der die persischen Streitkräfte, meist aus griechischen Miethstruppen bestehend, unter sich hatte, Hülfe finden würde. Es gelang Alexander, Attalus zu beseitigen, die diesem anvertrauten Truppen in seinen Diensten festzuhalten. Aber Parmenio, den er an die Spitze derselben gestellt hatte, war doch dem Memnon nicht gewachsen; die Macedonier wurden genöthigt, die Belagerung von Pitane, die sie unternommen hatten, aufzugeben und eine Abtheilung ihrer Truppen erlitt eine Niederlage (XVII, 7). Unter diesen Umständen entschlossen sich die Thebaner, den Krieg gegen Alexander aufzunehmen. Ihr Unternehmen war keineswegs so hoffnungslos,

wie man annimmt, da die Athener, die mit Attalus einverstanden waren¹⁾, mit ihrer ganzen Seemacht gegen Alexander agiren konnten; die Lacedämonier und Aetoler feindseligen Gefinnungen gegen Alexander verriethen (c. 6). Ein geringer Unfall, z. B. die Einnahme der Kadmea, welche die Thebaner belagerten, würde Allen eine andere Wendung gegeben haben. Arrian nimmt auf Alles dies keine Rücksicht²⁾; er scheint es sich nicht einmal vergegenwärtigt zu haben. Er findet das Verhalten der Thebaner einseitig und unüberlegt³⁾. Er hat nur Sinn für das Heranrücken der Kriegsheere und die königliche Heerführung Alexanders, dessen Haltung nicht großartiger sein könnte, als er sie schildert. Wir können uns nicht ersparen, die beiden Erzählungen von den Kämpfen, die nunmehr folgten, neben einander zu stellen. Nach Arrian rückt Alexander, ehe man ihn erwartet, nach Onchestos vor (I, c. 7, 4) und hält inne, um den Thebanern Zeit zu lassen, zur Besinnung zu kommen (Arr. I, c. 7). Die Thebaner ziehen ihm zufolge mit Reitern und Leichtbewaffneten in die Nähe des Lagers heran, werden aber von den leichten Truppen zurückgewiesen. Hierauf erst rückt Alexander in den Bereich der Stadt und schlägt ein Lager auf, unfern der von den Thebanern belagerten Kadmea. Er hoffte, nach dem Bericht Arrians, noch auf eine gütliche Abkunft. Es gab eine Partei dafür in der Stadt; aber die zurückgekehrten Verbannten behielten die Oberhand, diese feuerten die Menge zum Kampfe an⁴⁾; auch jetzt hielt Alexander

1) XVII, 3: Ἀθηναῖοι . . . διαπρεσβευσάμενοι πρὸς Ἀττάλον ἐν ἀπορρήτοις συνειθίσεντο κοινοπραγίαν, καὶ πολλὰς τῶν πόλεων προετρέποντο τῆς ἐλευθερίας ἀντέχεσθαι.

2) Arrian (I, 7, 4) bemerkt nur: πυνθομένῳ Ἀλεξάνδρῳ τὰ τῶν Θεβαίων οὐδαμῶς ἐδόκει ἀμελητέα εἶναι, τὴν τε τῶν Ἀθηναίων πόλιν δι' ὑποψίας ἐκ πολλοῦ ἔχοντι, καὶ τῶν Θεβαίων τὸ τόλμημα οὐ φαῦλον ἡγούμενῳ, εἰ Λακεδαιμόνιοι τε πάλα ἤδη ταῖς γνώμαις ἀγεστηκότες, καὶ τινες καὶ ἄλλοι τῶν ἐν Πελοποννήσῳ καὶ Αἰτωλοὶ οὐ βέβαιοι ὄντες, συνεπιλήθησαν τοῦ νεωτερισμοῦ τοῖς Θεβαίους.

3) Arrian I, c. 9, 6: τὰ τῆς ἀποστάσεως ὄξεα καὶ ξὺν οὐδενὶ λογισμῷ γενόμενα.

4) Arrian I, 7, 11: ἐνθα τῶν Θεβαίων οἱ μὲν τὰ βέλτιστα ἐς τὸ κοινὸν γινώσκοντες ἐξελθεῖν ὠρμητο παρ' Ἀλεξάνδρον καὶ εὐρέσθαι συγγνώμην τῷ πλήθει τῶν Θεβαίων τῆς ἀποστάσεως· οἱ φυγάδες δὲ

an sich (1, 10)¹⁾. Ohne dazu ausdrücklich angewiesen zu sein, greift Perdikkas die Verschanzungen an, welche die Thebaner um die Burg in der Absicht aufgeführt haben, nicht allein diese zu belagern, sondern zugleich einen Ausfall abzuwehren (c. 8). Dem Perdikkas folgt alsdann Amyntas nach; sie beide bilden die Vorhut; indem sich der Kampf entzündet, führt Alexander die anderen Heeresabtheilungen heran, um seine Leute den Thebanern gegenüber nicht allein zu lassen. Die Thebaner sind bei diesem Kampf im Vortheil, der vornehmste der macedonischen Heerführer wird verwundet, der andere fällt; erst als die Thebaner bei der Verfolgung der Macedonier in Unordnung gerathen sind, greift Alexander sie mit seiner Phalanx an, wirft sie und bringt, da sie die Thore zu schließen vergessen²⁾, in die Stadt ein. In diesem Augenblick macht auch die Besatzung der Kadmea, die nun nicht mehr von den Thebanern gehindert wurde, einen Ausfall; die Krieger rücken bis auf den Marktplatz vor. Am Tempel des Amphion halten die Thebaner noch eine Weile Stand; sobald sie sich aber von verschiedenen Seiten angegriffen sehen, rettet sich die Reiterei ins freie Feld; jeder andere, so gut er konnte. Auch hier, in der Schlacht, erscheint Alexander in großartiger Zurückhaltung und zum Schlagen so gut wie gezwungen. Nicht sowohl die Macedonier sind es dann, als die Phocier und andere Feinde der Thebaner unter den Griechen, die sich in die Häuser stürzen und ein großes Blutbad anrichten (c. 8 fin.)³⁾. Arrian fügt hinzu (c. 9 fin.), daß der Entschluß, die Stadt zu zerstören und das Land zu vertheilen,

καὶ ὅσοι τοὺς φυγάδας ἐπικεκλημένοι ἦσαν, οὐδενὸς μιλιανθρώπου τυχεῖν ἂν παρ' Ἀλεξάνδρου ἀξιοῦντες, ἄλλως τε καὶ βοιωταρχοῦντές ἐστιν οἱ αὐτῶν, παντάπασιν ἐνήγον τὸ πλῆθος ἐς τὸν πόλεμον.

1) c. 8, 8: ὄρη οὐχ οὕτως τι οἱ Μακεδόνες, ἀλλὰ Φωκῆς τε καὶ Πλαταιεῖς καὶ οἱ ἄλλοι δὲ Βοιωτοὶ, οὐδὲ ἀμνημονέτους ἐτι τοὺς Θεβαίους οὐδενὶ κόσμῳ ἔπεινον.

2) c. 8, 5: τοῖς Θεβαίους ἐς τοσόνδε ἡ φυγὴ φοβερὰ ἐγίνετο, ὥστε οὐκ ἐφθασαν συγκλείσαι τὰς πύλας.

3) c. 9, 9: τοῖς μετασχοῦσι τοῦ ἔργου ξυμμάχοις, οἷς δὴ καὶ ἐπέτρηψεν Ἀλέξανδρος τὰ κατὰ τὰς Θήβας διαδεῖναι, τὴν μὲν Καδμείαν φρουρὰν κατέχειν ἔδοξε, τὴν πόλιν δὲ κατασκάψαι εἰς ἔδαφος καὶ τὴν χώραν κατανεῖμαι τοῖς ξυμμάχοις· παῖδας δὲ καὶ γυναῖκας καὶ ὅσοι ὑπελείποντο Θεβαίων ἀνδραποδίσαι.

von den Bundesgenossen herrührte, denen Alexander die Entscheidung überließ.

Es kann kein Zweifel sein, daß diese Erzählung zur Rechtfertigung Alexanders dienen soll. Ganz anders berichtet der Autor, welchem Diodor folgt. Die Macedonier (c. 9) langten in großer Ueberlegenheit an; fremde Hülfe ist nicht herbeigekommen; unter diesen so bedenklichen Umständen versammeln sich die militärischen Anführer der Thebaner, um zu berathen, was zu thun sei; sie beschließen, für ihre Unabhängigkeit (*ὑπὲρ τῆς αὐτονομίας*) zu streiten; diese Meinung wird vom Volke bestätigt und sie rüsten sich herzhast zum Kampfe. Der König hält mit seinem Angriffe noch inne¹⁾, da es ihm unmöglich scheint, daß sie einer so bedeutenden Macht zu widerstehen den Muth haben sollten, einer Macht, welche das Heer des Königs Philipp gebildet hatte, und auch seitdem wieder aus höchst gefährlichen Kämpfen siegreich hervorgegangen war.

Auch dieser Autor ist der Ansicht, daß Alexander auf Unterhandlungen der Thebaner gern eingegangen sein würde; denn sein Sinn sei gewesen, den griechischen Unruhen ein Ende zu machen, um den Krieg gegen die Perser unternehmen zu können. Wenn Theben aber auf seiner Widerseßlichkeit verharren sollte, so war er entschlossen, es zu vertilgen (*διέγνω τὴν πόλιν ἄρδην ἀνελεῖν καὶ τῷ φόβῳ τοῦτω τὰς ὁρμὰς τῶν ἀγρίστωσθαι τολμῶντων ἀποτρέψαι*). Durch seinen Herold läßt er verkündigen: wer wolle, möge zu ihm übertreten und an dem allgemeinen Frieden Theil nehmen. Von den Binnen eines hohen Thurmes antworten die Thebaner mit der Aufforderung: daß zu ihnen übertreten möge, wer mit dem Großkönig und den Thebanern Griechenland befreien und die Herrschaft des Tyrannen auflösen wolle²⁾ (c. 9). Von diesen gegenseitigen Aufforderungen ist bei Arrian nicht die Rede.

1) Diodor c. 9: ὁ βασιλεὺς τὸ μὲν πρῶτον ἠσυχίαν ἤγε διδοὺς μετανοίας χρόνον εἰς τὸ βουλευσασθαι. Bei Plutarch, Alexander c. 11 kehrt derselbe Ausdruck wieder, διδοὺς ἔτι τῶν πεπραγμένων μετάνοιαν.

2) Οἱ Θεβαῖοι ἀντεκήρυσαν τὸν βουλούμενον μετὰ τοῦ μεγάλου βασιλέως καὶ Θεβαίων ἐλευθεροῦν τοὺς Ἕλληνας καὶ καταλύειν τὸν τῆς Ἑλλάδος τύραννον παρεῖναι πρὸς αὐτοὺς. Auch Plutarch erwähnt den beiderseitigen Aufruf (Alexander c. 11: ὁ Ἀλέξανδρος τοῖς μεταβαλ-

Der Gegensatz, der sich in denselben ausspricht, ist sehr prägnant: auf der königlichen Seite Annahme des Landfriedens, dessen Oberhaupt Alexander war, auf der anderen, der thebanischen, Verbindung mit dem persischen König und Vernichtung Alexanders, der als Tyrann von Griechenland bezeichnet wird. Durch das Verhalten der Thebaner in Zorn gesetzt, faßt Alexander den Entschluß, dieselben mit Rache heimzusuchen (*πίσση τιμωρία μετελθεῖν ἐχθρῶν*): diese erwarten mit standhaftem Muth die bevorstehenden Gefahren. Die Vorzeichen waren sehr ungünstig, aber die Thebaner erinnerten sich an das Ereigniß von Leuktra, den Sieg, den sie damals durch ihre Tapferkeit gegen alle Erwartung davon getragen hatten (c. 10 fin.). Es wird ihnen also die Hochherzigkeit zugeschrieben, selbst die Ungunst der Vorbedeutungen durch Tapferkeit zu überwinden. Es ist dieselbe Idee, welche Demosthenes in Athen aussprach, und welche an die Grundsätze der Philosophen anknüpft. Alexander schreitet zum Angriff in drei Abtheilungen des Heeres; die eine soll den Wall angreifen, die andere in offenem Kampfe den Thebanern entgegentreten, die dritte den Rückhalt bilden; die Thebaner überlassen die Vertheidigung der Mauern den Sklaven und Freigelassenen, sie selbst stellen sich der Phalanx des Königs entgegen. Weiber und Kinder eilen nach den Tempeln, um die Hülfe der Götter anzuflehen. Es kommt zu einem Kampfe mit dem Schwerte; die Taktik der Phalanx findet an den Thebanern nachhaltigen Widerstand; durch die Leibesstärke und die fortdauernde, in den Gymnasien erlangte Geübtheit, sowie Muth und Geist sind sie im Vortheil. Hierauf läßt Alexander auch seine Nachhut anrücken, aber auch dann widerstehen die Thebaner, und die Macedonier bekennen, daß dieselben ihnen überlegen seien. Während des Kampfes aber, in welchem die Thebaner einer Phalanx

λομένοις ἄδειαν ἐκήρυττε. Τῶν δὲ Θεβαίων ζηροτιότιων τοὺς τὴν Ἑλλάδα βουλομένους συνελευθεροῦν τάττεσθαι μετ' αὐτῶν). Ähnlich sind auch folgende Stellen bei Plutarch und Diodor. Plutarch c. 11: ἡγωνίσθη ὑπὲρ δυνάμιν ἀρετῆ καὶ προθυμίας τὰ παρὰ τῶν Θεβαίων πολλαπλαστοῖς οὓσι τοῖς πολεμίοις ἀντιπαθόντων. Diodor c. 11: τοῖς μετὰ τοῦ βασιλέως Μακεδόσι πολλαπλαστοῖς οὓσι συνάπτειν μάχην. Diodor sagt von den Thebanern: μετὰ πολλῆς προθυμίας, von den Macedoniern: ταῖς ἀρεταῖς καὶ προθυμίας c. 9.

Meister werden und mit der zweiten streiten, hat Alexander eine Pforte wahrgenommen, welche nicht sorgsam bewacht war, und Perdikkas dahin geschickt, um sie einzunehmen, was diesem gelingt (c. 12). Da wenden sich auch die in jenem heldenmüthigen Kampfe begriffenen Thebaner zu Pferde und zu Fuß nach der Stadt zurück; daß auch die Reiter das thun, veranlaßt große Verwirrung unter ihnen selbst. In diesem Augenblick bricht die macedonische Besatzung aus der Kadmea hervor und vollendet die allgemeine Niederlage. Hierauf beginnt ein Kampf in der Stadt; erbittert über den Widerstand, machen die Macedonier alles nieder, was sie finden ¹⁾. Aber von den Thebanern rühmt man, daß keiner dem Sieger zu Füßen gefallen wäre oder ihn um Gnade gebeten hätte. Man sah Macedonier und Thebaner mit einander kämpfend in demselben Augenblick den Geist aufgeben (c. 13).

An dem Blutbad nehmen auch die Griechen, welche unter Alexander dienten, einen grausamen und besonders gehässigen Antheil. Eine gräßliche Plünderung mit all ihren Greueln erfolgt.

Dies sind die beiden Haupterzählungen über das Ereigniß; sie lauten hier und da an einander an, sind aber durchaus verschieden. In der ersten wird die Großmuth Alexanders gefeiert, in der anderen der Heldenmuth der Thebaner.

Der Hauptmoment der Schlacht liegt bei beiden in der Besetzung eines Thores der Stadt; bei Arrian aber ist das eine Folge des Sieges: denn mit den fliehenden Thebanern bringen die verfolgenden Macedonier ein; bei Diodor dagegen die Ursache desselben: denn weil das Thor eingenommen ist, müssen die Thebaner auf ihren Rückzug denken; bis dahin hatten die Dinge so gestanden, daß die Thebaner sich Hoffnung auf Erfolg machen konnten. Bei Arrian wird die ganze Schuld des Blutbades auf die Griechen gewälzt; auch bei Diodor wird des grausamen Verhaltens derselben gedacht, aber die Hauptschuld trägt denn doch die Rachsucht der Macedonier. Der Widerstand, den die Thebaner in der Stadt selbst noch leisten, erscheint

1) Diodor c. 13: *οἱ Μακεδόνες διὰ τὴν ὑπερηφανίαν τοῦ κηρύγματος μικρότερον ἢ πολεμικώτερον προσεφέροντο τοῖς Θηβαίοις, καὶ μετὰ πολλῆς ἀπειλῆς ἐπιφερόμενοι τοῖς ἠτυχηκόσιν ἀφειδῶς ἀνήρουν πάντας τοὺς περιτυγχάνοντας.*

in der Darstellung Diodors um so großartiger, da er hoffnungslos ist.

In eigentlich militärischen Dingen mag Arrian den Vorzug verdienen, obwohl seine Behauptung, der Angriff auf die Schanzen sei ohne Vorwissen Alexanders unternommen worden, einiges Bedenken erregen muß. Er führt das Zeugniß des Ptolemäus Lagi ausdrücklich dafür an, den er doch schwerlich, wie Niebuhr meinte, mißverstanden haben kann. Es war die Auffassung der Kriegshauptleute Alexanders. Die Erzählung bei Diodor, daß die Thebaner zwei Phalangen Alexanders Widerstand geleistet und zwar durch die persönliche Körperstärke, Gewandtheit im Kampfe, Entschlossenheit der Seele, ist wenigstens sehr charakteristisch; aber man muß verzweifeln, aus den beiden Autoren eine in sich übereinstimmende Schlachtbeschreibung zusammensetzen zu können. Die eine Erzählung ist der Bericht des Siegers, die andere der des Besiegten. In Bezug auf die Verhandlungen und die Motive gebe ich der Auffassung Diodors, die ich als thebanische bezeichnen möchte, den Vorzug.

Die Differenz der beiden Autoren setzt sich nun aber auch nach der Eroberung fort. Wenn, wie Diodor angiebt, die *συνέδοροι* zusammenberufen werden ¹⁾, so ist das doch wohl eben nur der zu Korinth eingerichtete Bundesrath unter dem Vorstuh Alexanders. Bei Diodor erinnern die vornehmsten Gegner der Thebaner, daß diese allezeit, schon unter Xerxes, Freunde der Perser gewesen seien; in Persien bezeichne man sie mit dem Namen „Wohlthäter des Königs“. Man räume ihnen bevorzugte Sitze vor dem Großkönig ein. Durch diese auf den persischen Krieg bezügliche Betrachtung wurde der Bundesrath vermocht, die Zerstörung von Theben anzurathen; ein Antrag, dem der König beitrith; denn er will alle anderen Hellenen in Schrecken setzen. Die Gefangenen werden zu Sklaven verkauft und man berechnet, daß der König dadurch gegen fünfzehnhundert Talente eingenommen habe ²⁾. Bei Arrian verschwindet die Theilnahme Alexanders; der König überläßt seinen

1) c. 14: ὁ βασιλεὺς τοὺς συνέδρους τῶν Ἑλλήνων συναγαγὼν ἐπέτρειψε τῷ κοινῷ συνεδρίῳ πῶς χρῆσιτόν τῇ πόλει τῶν Θεβαίων.

2) Uebereinstimmend mit Diodor (c. 14) giebt Plutarch (Alexander c. 11) die Zahl der gefallenen Thebaner auf 6000, der in die Sklaverei verkauften auf 30,000 an.

Bundesgenossen d. h. denen, die mit ihm an der Schlacht theilgenommen, zu entscheiden, was aus Theben werden sollte¹⁾. Und durch diese wird der Beschluß der Zerstörung gefaßt²⁾.

Sag aber auch nicht darin eine Entscheidung Alexanders, wenn er den Beschluß denen überließ, die soeben die gräßlichsten Gewaltthaten gegen Theben ausgeführt hatten: hier wird die Zulassung eigene Absicht. Es war bei Alexander nicht Grausamkeit, so wenig wie in einem ähnlichen Falle bei Cromwell, sondern Berechnung; nur durch den Schrecken konnte er die übrigen Griechen im Zaum halten, wie das von Diodor oder vielmehr von dem Verfasser des Berichtes, den er wiederholt, von Anfang an ausgesprochen wird³⁾. Die Erzählung bei Arrian verwischt die Härte seines Verfahrens.

Der Beschluß der Zerstörung der Stadt war eben eine Ausführung der Landfriedensbedingungen, die man in Korinth vereinbart hatte, und von den gegen die Perser herrschenden Impulsen eingegeben. Möglich und selbst wahrscheinlich, daß Alexander durch eine unbedingte Unterwerfung der Thebaner begünstigt worden wäre. Daß diese sich dazu nicht entschließen, ist eine Handlung, welche den Untergang der thebanischen Unabhängigkeit gleichsam über das Gemeine erhebt und des altgriechischen Geistes würdig ist.

Es sei mir gestattet, nun auch über die Ereignisse in Athen, die auf die Katastrophe von Theben folgten, die beiden Erzählungen mit einander zu vergleichen; sie gehen auch hier auseinander. Nach Arrian haben die Athener in dem ersten Schrecken über das Ereigniß von Theben die Initiative in der Verhandlung mit Alexander dadurch ergriffen, daß sie eine Gesandtschaft an ihn

1) Arrian I, 9, 9: *τοῖς μετιποχοῦσι τοῦ ἔργου συμμάχοις ἐπέτρειπεν Ἀλέξανδρος τὰ κατὰ τὰς Θήβας διαθεῖναι.*

2) Grote XII, 56 findet es wahrscheinlicher, daß die Bundesgenossen Alexanders die Zerstörung Thebens beschlossen haben. Aber dagegen läßt sich fragen, ob Alexander der schon bei der Eroberung der Stadt zum Ausbruch gekommenen Wuth feindseliger Heerhaufen die Entscheidung in einer so wichtigen Angelegenheit würde überlassen haben.

3) Plutarch, Alexander c. 11 giebt die Motive Alexanders in folgenden Worten an: *τὸ μὲν ὅλον προσδοκῆσαντος αὐτοῦ τοὺς Ἕλληνας ἐκπλαγέντας πάθει τηλικόντῳ καὶ πτήξαντας ἀτρεμήσειν, ἄλλως δὲ καὶ καλλοπισμένον χαρίζεσθαι τοῖς τῶν συμμάχων ἐγκλήμασι.*

schickten. Sie haben sich hiebei nach Arrian soweit weggeworfen, daß sie ihm zu seiner Rückkehr aus Syrien und sogar zu seiner Züchtigung Thebens Glück wünschten¹⁾. Alexander nimmt diese Huldigung im Ganzen freundlich auf (*γαλανθρόπως*), fordert aber in einem Schreiben an den Demos die Auslieferung von neun Männern, die er als seine vornehmsten Feinde betrachtet, unter denen Demosthenes und Lykurg oben anstehen; ihnen allein sei das Unglück von Chäronea zuzuschreiben; an der Empörung der Thebaner seien sie nicht weniger Schuld, als diese selbst. Die Athener senden darauf eine zweite Gesandtschaft an Alexander, durch welche er gebeten wird, den Zorn gegen diese Männer fahren zu lassen. Arrian versichert, Alexander habe seinen Zorn wirklich aufgegeben (*τὴν ὀργὴν ἀγῆκε*) und sich damit begnügt, daß nur Einer von denen, deren Auslieferung er gefordert hatte, mit Verbannung bestraft wurde. Man kann sich nicht großmüthiger, als Alexander, und nicht erbärmlicher betragen, als die Stadt Athen bei Arrian. Sie begrüßt den König mit Schmeicheleien und antwortet seinem Auslieferungsverlangen mit demüthigen Bitten, welche Alexander bewilligt. Schon öfter ist auf die innere Unwahrscheinlichkeit dieses Herganges der Dinge aufmerksam gemacht worden. Ich füge dem hinzu, daß sie mit anderen Berichten in schroffem Widerspruch steht. Nach Diodor ist das Ereigniß ein ganz anderes. Bei ihm geht Alles von Alexander aus, der unmittelbar nach der Zerstörung Thebens durch eine Gesandtschaft die Auslieferung von zehn Rednern, die eine feindselige Politik in Gang gesetzt hatten, fordert²⁾. Eine Volksversammlung wird berufen, in welcher die Gesandten des Königs erscheinen, die Forderung vortragen und dadurch die größte Bestürzung hervorrufen; denn auf der einen Seite will man die Würde der Stadt nicht aufgeben, auf der andern fürchtet man ein ähnliches Schicksal über sich hereinzuziehen, wie das, welches Theben betroffen hat. Männer, wie Phocion, erklären sich im Sinne der Auslieferung; unter der

1) Arrian I, 10, 3: *ὅτι Θεβαίους τοῦ νεωτερισμοῦ ἐτιμωρήσαιο.*

2) Auch nach Plutarch, Demosthenes c. 23 fordert Alexander sogleich nach der Einnahme Thebens durch eine Gesandtschaft die Auslieferung von zehn Rednern (Diodor c. 15: *ἐξαπέστειλε, τοῖς ἐξαιτήσοντας τῶν ῥητόρων δέκα.* Plutarch: *ἐξήτει πέμπων τῶν δημιουργῶν δέκα.*)

Bedingung jedoch, daß sie mit Freiwilligkeit verbunden sein müsse; die zehn Männer müßten sich freiwillig aufopfern; er macht denen, die nicht für das Vaterland sterben wollen, Unmännlichkeit und Feigheit zum Vorwurf. Das Volk hört ihn mit Unwillen. Dagegen bringt die Rede des Demosthenes, der nach Phocion spricht, einen so großen Eindruck hervor, daß die Mehrheit des Volkes sich zu Gunsten der zehn Männer, deren Auslieferung Alexander fordert, erklärt und sie zu retten geneigt ist. In dieser Verlegenheit tritt Demades mit dem vermittelnden Vorschlag auf, dem Könige zu erklären, daß das Volk die Unschuldigen nach den Gesetzen bestrafen werde, wenn dieselben straffällig seien¹⁾. Demades selbst begiebt sich zum König und überredet denselben²⁾, von seiner Forderung abzustehen und die gegen seine Feinde erhobenen Anklagen fallen zu lassen.

Die beiden Berichte enthalten nicht allein Abweichungen des einen von dem andern, sondern sie stehen im vollen Gegensatz mit einander. Das Volk von Athen, das bei Arrian verächtlich erscheint, tritt bei Diodor ganz ehrenwerth auf. Untersucht man nun, welcher von den beiden Berichten vorzuziehen sei, so spricht es für Diodor, daß die Verhandlung in der Volksversammlung, über welche sich bei Arrian keine Nachricht findet, doch nicht in Zweifel gezogen werden kann. Was Diodor von Phocion erzählt, daß er für die Auslieferung der Redner sich erklärt habe, wird durch eine Rede des Syllurg bestätigt³⁾. Die Einzelheiten, welche Plutarch anführt (Phocion c. 27), lassen hierüber keinen Zweifel. Wir haben sogar Fragmente übrig, welche aus der Rede, die Demosthenes damals hielt, entnommen sein sollen⁴⁾. Und sehr bemerkenswerth ist,

1) *συνεβούλευε μὲν σώζειν τοὺς κινδυνεύοντας, παρανέγνω δὲ ψήφισμα γεγραμμένον φιλοτέχνως. περιείχε γὰρ παρατήσιν τῶν ἀνδρῶν καὶ ἐπαγγέλλαν τοῦ κολάζειν κατὰ τοὺς νόμους, ἂν ὡσιν ἄξιοι τιμωρίας.* — Was Diodor (c. 15) als zweifelhafte Ueberslieferung anführt (*ὡς γασί*), daß Demades durch fünf Talente von den Beschuldigten gewonnen worden sei, berichtet Plutarch (Demosthenes c. 23) ohne jede Bemerkung. Das Verdienst der Ausöhnung mit Alexander schreibt er im Demosthenes (c. 23) dem Demades, im Phocion (c. 17) hingegen diesem zu.

2) *τῇ τοῦ λόγου δεινότητι πάντα καταργασάμενος.*

3) Arnold Schäfer, Demosthenes und seine Zeit III, 1, S. 131 N. 1.

4) *περὶ τῶν ἡτόρων*, bei Suidas u. *ἄμα*. Vergl. Böhnede, Forschungen I, S. 647.

daß auch Aristobul, einer der vornehmsten Gewährsmänner des Arrian, einige sehr bezeichnende Worte aus jener Rede des Demosthenes angeführt hat¹⁾, während Arrian durchaus von derselben schweigt. Es wäre möglich, daß er hier ausschließlich dem Ptolemäus gefolgt wäre; aber auch, daß der römische Kriegsmann es nicht für der Rede werth hielt, auf die Beratungen einer demokratischen Versammlung einzugehen. Umso mehr Dank ist man dem Diodor schuldig, welcher die Ehre der atheniensischen Demokratie rettet. Ich halte nicht für möglich, die Berichte mit einander auszugleichen; und das Wahrscheinliche aus all den Widersprüchen zu ermitteln, ist nicht unsere Aufgabe²⁾. Wir bemerken nur eben, daß Diodor wie in der thebanischen so auch in der atheniensischen Angelegenheit die den Griechen zu Ehren gereichenden Nachrichten aufbehalten hat, während Arrian darüber hinweggeht; auch die ersten haben doch für das Verständniß der Ereignisse großen Werth.

Krieg in Klein-Asien.

Wenn nun Arrian zu den Unternehmungen Alexanders gegen Persien übergeht, so läßt sich Diodor in Bezug auf die Präcision und Glaubwürdigkeit der Nachrichten nicht mit ihm vergleichen. Doch findet sich bei Arrian in den Erzählungen, die er durch ein *λόγος ἐστί, λέγουσι* von den authentischen Nachrichten unterscheidet, manches Fabelhafte³⁾. Da ist er zuweilen noch fabelhafter,

1) Bei Plutarch, Demosthenes c. 23 frgt. 1 b, bei Müller S. 96. Da Arrian Aristobul zum ersten Male in dem zweiten Buche (c. 5) anführt, so darf man vermuthen, daß er diesen Autor im ersten Buche überhaupt nicht benutzt hat. — Der Bericht Plutarchs über die Zerstörung Thebens, der, wie die Erzählung von der Thebanerin Timoklea zeigt (Alexander c. 12 zu vergleichen mit der Abhandlung non posse suaviter vivere c. 11), wenigstens theilweise auf Aristobul zurückgeht, weicht durchaus von der Darstellung Arrians ab.

2) Die Angabe Diodors, daß flüchtige Thebaner von den Athenern aufgenommen seien, wird durch Aeschines (contra Ctesiphontem II, 156) bestätigt; die Nachricht Arrians (vergl. Curtius III, 5 = 2, 10), daß damals zufolge der Forderung Alexanders Charidemus von den Athenern verbannt worden sei, ebenfalls durch das Zeugniß von Zeitgenossen (vergl. Schäfer a. a. O. S. 126 A. 1, S. 133 A. 1).

3) Das Wunder von dem schweigenden Orpheusbilde, das auch von Plutarch c. 14 erwähnt wird, hat Arrian selbst unter seine authentischen

als Diodor. Die eigentlichen Informationen Diodors erscheinen wieder, sobald sich der Kriegsschauplatz nach Asien verlegt.

Da treten denn auch beachtungswerthe Differenzen hervor. Die erste betrifft die Beratungen in dem persischen Lager. Beide Autoren stimmen darin überein, daß Memnon den Rath gegeben habe, den Macedoniern nicht geradezu entgegenzugehen, sondern durch die Verwüstung des Landes dafür zu sorgen, daß Alexanders Heer keine Lebensmittel finde (Arrian I, 12, 9). Der Unterschied aber liegt darin, daß nach Diodor Memnon zugleich den Rath ertheilt, Macedonien zur See anzugreifen, und dem König dort auch Landtruppen entgegenzustellen; das Kriegstheater müsse nicht Asien, sondern Europa werden. Dem aber setzen sich die übrigen Heerführer entgegen, weil das der Hochherzigkeit der Perser nicht entspreche, d. h. sie wollten dem Feinde in der Front, wie sie angegriffen wurden, entgegengehen (c. 18). Es leuchtet ein, daß bei der in Griechenland herrschenden Aufregung, Alexander, wenn man Memmons Rath befolgt hätte, in die größte Schwierigkeit gerathen wäre, zumal da die maritime Ueberlegenheit der persischen Flotte unzweifelhaft war. Bei der Beschreibung der Schlacht am Granikus, die dann folgt, ist die Differenz, daß Diodor den Uebergang am frühen Morgen, zu welcher Zeit die Perser ihn nicht erwarten, geschehen läßt, während Arrian erzählt, daß Parmenio diesen Rath gegeben ¹⁾, Alexander aber denselben mit dem Worte zurückgewiesen habe: er habe den Hellespont überschritten und werde vor einem Bache, wie der Granikus sei, nicht zurückschrecken ²⁾. Gerade das, was nach Arrian von Parmenio gerathen, aber von Alexander ver-

Nachrichten aufgenommen. Die Erzählung, daß Alexander, als er nach Sium gekommen, der Athene geopfert und in deren Tempel seine Waffen als Weihgeschenk aufgehängt und statt derselben solche, die noch vom troischen Kriege her aufbewahrt waren, genommen habe, haben Diodor (XVII, c. 18) und Arrian (I, c. 11) mit einander gemein: der gesunde Menschenverstand spricht davor zurück.

1) Nach Arrian I, 13 war der Rath des Parmenio: *ἔωθεν εὐπετῶς τῷ στρατῷ διαβαλεῖν τὸν πέραν . . . υποφθάσομεν γὰρ αὐτοὶ περὶ πάντες πρὶν ἐκείνους ἐς τάξιν καθίστασθαι*, Diod. XVII, 19 berichtet, *Ἀλέξανδρος ἀμ' ἡμέρα περραιώσας τὴν δύναμιν ἐφθάσε τοὺς πολεμίους*.

2) *αἰσχύνομαι, εἰ τὸν μὲν Ἑλλήσποντον διέβην εὐπετῶς τοῦτο δὲ σμιζρὸν ἔειμα (οὕτω τῷ ὀνόματι τὸν Γρανικὸν ἐκφυλίσας) εἶρξει ἡμᾶς*

worfen worden war, ist nach Diodor geschehen. In Beziehung auf die Schlacht selbst kann es Niemand beikommen, in die Erzählungen Diodors mehr Vertrauen zu setzen, als in den zugleich auf guten Quellen beruhenden und militärisch durchdachten Bericht Arrians. Doch hat auch Diodor manches Bemerkenswerthe, z. B. wenn er dem Führer der Perser, den er Spithrobates nennt ¹⁾, indem er sich dem macedonischen König entgegentwirft, die Betrachtung zuschreibt, daß er, wenn es ihm damit gelinge, den vornehmsten Feind des Großkönigs vernichten würde (*νομίσας παρὰ τῶν θεῶν αὐτῷ δεδούσαι τὸν τῆς μονομαχίας καιρὸν, εἰ συμβήσεται διὰ τῆς ἰδίας ἀνδραγαθίας ἐλευθερωθῆναι τῶν μεγίστων φόβων τὴν Ἀσίαν*, Diod. XVII, 20). Ueber die Monarchie selbst weichen die beiden Berichte vielfach von einander ab. Plutarch hat einen dritten, welcher sich bald mehr an den einen, bald mehr an den andern anschließt. Sie unter einander zu vergleichen, würde jedoch zu sehr in das Detail des Zweikampfes führen, worauf doch zuletzt wenig ankommt. Die Ausschmückung, welche bei Diodor versucht wird, ist im Geiste der Perser gedacht und wahrscheinlich das Product eines Griechen, der im persischen Solde stand. Auch bei den folgenden Ereignissen weichen die beiden Berichterstattungen sehr wesentlich von einander ab.

Nach der Erzählung Arrians (c. 18) über die Belagerung von Milet befand sich daselbst eine persische Besatzung unter einem griechischen Heerführer, welcher geneigt war, sich an Alexander anzuschließen, aber doch bei der Annäherung einer persischen Flotte an dem Großkönig festhielt. Das meiste Gewicht legt Arrian darauf, daß Alexander keine Seeschlacht gegen die persische Flotte habe unternehmen wollen. Die Gründe, welche dem Par-

τοῦ μὴ οὐ διαβῆναι. Aehnlich Plutarch c. 16: *ἀσχύρεσθαι τὸν Ἑλλησποντον, εἰ φοβήσεται τὸν Γρανικὸν διαβεβηκῶς ἐκείνον . . . τῷ θεύματι.*

1) Arrian unterscheidet in der Erzählung über diesen Kampf Mithridates, Schwiegerjohn des Darius, von Spithridates, dem Statthalter von Lydien, während bei Diodor Spithridates oder, wie bei ihm die Namensform lautet, Spithrobates sowohl als Satrap, wie als Schwiegerjohn des Darius erscheint. Eine Verwechselung kann das bei Arrian nicht sein, weil er unter den Gefallenen sowohl Mithridates, wie Spithridates auführt (c. 16). In der Biographie Alexanders erwähnt Plutarch c. 16 nur den Spithridates; in der Abhandlung über das Glück Alexanders kommt auch der Name Mithridates vor.

menio für ein solches Unternehmen in den Mund gelegt werden, geben vielen Einwendungen Raum: denn mit 160 gegen 400 Schiffe den Kampf aufzunehmen, wäre doch sehr gewagt gewesen, und ein Unfall, den man dabei erlitten hätte, würde ganz Griechenland in Aufregung gesetzt haben. Die Berichte, denen Arrian folgt, sind überhaupt auffallend ungünstig für Parmenio, dem immer schwache und unannehmbare Rathschläge zur Last gelegt werden. Man darf vielleicht vermuthen, daß Arrian hiebei aus Ptolemäus schöpfte, der dem Manne, welcher im Rathe Alexanders den ersten Platz einnahm, nicht eben zugethan sein mochte. Dem aber wäre dann Arrian gefolgt.

Nach Arrian gelingt es der macedonischen Seemacht, noch ehe die persische anlangt, den Hafen von Milet zu schließen in dem Augenblick, in welchem Alexander eine Circumballationslinie um die Stadt gezogen hat und sie bestürmt. Milet fällt darauf in seine Hände; das kaum Erklärliche ist, daß die persische Flotte sich den Hafen so ruhig abgewinnen läßt. Diodor hat eine ganz andere Erzählung; ihm zufolge hat sich Memnon nach der Schlacht am Granikus sofort nach Milet gewendet. Die am Granikus entkommenen Perser waren ihm dahin gefolgt (c. 22 *εἰς τὴν Μίλητον συμπεγενότων τῶν διασωθέντων ἐκ τῆς μάχης Περσῶν μετὰ Μέμνωνος τοῦ στρατηγού*). Indessen lagert auch Alexander bei der Stadt. Anfangs wehren sich die Belagerten, denen es an Nichts gebricht und die besonders gute Geschosse haben, mit bestem Erfolg. Aber bei dem ferneren Andringen der Macedonier zu Lande und zu Wasser, *κατὰ γῆν ἄμα καὶ κατὰ θάλατταν*, flieht die Besatzung und die Milesier unterwerfen sich¹⁾. Dieselben werden sehr gnädig behandelt; alle anderen, die in Alexanders Hand fallen, macht er zu Sklaven. Man muß also annehmen, daß die persische Armee unter Memnon sich nach Milet zog, um daselbst Widerstand zu leisten; Alexander aber dies durch rasche Annäherung und Belagerung der Stadt verhinderte. Bei allen diesen Verschiedenheiten im Einzelnen bemerken wir doch in der Hauptsache Uebereinstimmung. Diodor, der von den beiden Flotten, die einander

1) Nach Arrian wird die Stadt mit Gewalt genommen, wie auch Strabo (XIV, 7, p. 635, wahrscheinlich nach Kallisthenes) und Plutarch (c. 17) berichten.

gegenüber gelagert hätten, kein Wort sagt, meldet doch, daß Alexander seine eigene Flotte aufgelöst und nur so viel Schiffe, als zur Transportirung der Belagerungswerkzeuge unentbehrlich waren, zusammenbehalten habe. Als Motiv hiezu giebt er an, daß die Macedonier nicht daran hätten denken sollen, zur See nach Hause kommen zu können: die Ansicht ist überhaupt, daß Alexander auf den Seekrieg Verzicht leistet; denn die griechisch-persische Seemacht war der macedonischen so sehr überlegen, daß ein Zusammentreffen die unglücklichsten Folgen haben müssen. Was bei Arrian als eine zufällige Differenz zwischen Alexander und Parmenio betrachtet wird, erscheint bei Diodor als der Kern eines großen Kriegsplanes. Alexander verzichtet darauf, den Feinden die Herrschaft zur See zu entreißen. Er faßt die Absicht, die Küstenplätze vom Lande aus in seine Gewalt zu bringen¹⁾.

Der Erzählung Diodors zufolge wendet sich die ganze Masse der Perser und der Miethstruppen nach dem Verlust von Milet nach Halicarnas (c. 23). Memnon schließt sich noch enger als bisher an den Großkönig an, indem er ihm seine Frau und Kinder als Geißeln schickt; er hofft, der König werde das dadurch erwidern, daß er ihm die gesammte Kriegführung überlasse. In der That befiehlt der König allen Seeanwohnern (*τὸς κατὰ θάλατταν οἰκοῦντας*) Memnon zu gehorchen.

Genug: er erlangt zwar nicht eine absolute, aber doch eine sehr ausgedehnte Vollmacht zur Kriegführung. Alexander rückt indessen, nachdem er sich andere griechische Städte unterworfen und Cariens versichert hat, gegen Halicarnas heran. Er bringt die von den Hellenen ausgebildeten Belagerungswerkzeuge in Anwendung; Memnon weiß denselben mit Feuer zu widerstehen. Die Vertheidigung ist dem Angriff anfangs überlegen; namentlich zeigen sich die Katapulte sehr wirksam. Wo die Mauern niedergestürzt sind, erbaut man andere, stärkere an ihrer Stelle. Memnon und seine Unteranführer belohnen jede Helden-

1) Arrian I, 20: *καταλύσαι ἔγνω τὸ ναυτικόν, χρημάτων τε ἐν τῷ τότε ἀπορία καὶ ἄμει οὐκ ἀξιόμαχον ἔρων τὸ αἰτοῦ ναυτικὸν τῷ Περσικῷ· οὐκ οὐδ' ἐθέλων μέρει τινὶ τῆς στρατιᾶς κινδυνεύειν.* Diodor c. 22: *τῆς ναυτικῆς δυνάμειος οὔσης ἀχρηστον καὶ δαπάνης μεγάλας ἐχούσης, κατέλυσε τὸ ναυτικόν.*

that mit Ehrengaben. Ein vorbereiteter Sturm der Macedonier wird durch einen Ausfall Memmons abgeschlagen (c. 15). Da aber Alexander selbst erscheint, müssen die Perser doch nach der Stadt zurückweichen. Alexander fordert durch einen Herold das Zugeständniß, die Leichname seiner Leute zu bestatten. Dem widersetzen sich die anwesenden Athener, Ephialtes und Thrasylbul, die kurz vorher vor den Waffen Alexanders aus ihrer Vaterstadt hatten weichen müssen. Memnon bewilligt das Verlangen Alexanders (c. 25 fin.); danach aber giebt er dem Ephialtes nach, daß ein neuer großer Ausfall unternommen wird, bei dem 1000 Mann, mit Fackeln ausgerüstet, die Belagerungswerkzeuge abermals in Brand stecken, während Andere die Macedonier angreifen. Auf beiden Seiten schlägt man auf das tapferste, aber Alexander wird doch sehr bedenklich und entschließt sich, die Veteranen, welche die Kriege Philipps mitgemacht haben, damals aber an Handgemengen dieser Art nicht theilzunehmen brauchten, heranrücken zu lassen. Diese führen nun die Entscheidung herbei. Ephialtes selbst kommt um; die Macedonier dringen bereits mit den Flüchtlingen zugleich in die Thore ein, als Alexander das Zeichen zum Rückzuge giebt. Memnon und die übrigen Führer sind inne geworden, daß sie die Stadt nicht halten können. Sie beschließen, dieselbe zu verlassen und führen den größten Theil der Einwohner nach Kos, nur die Akropolis hält Memnon mit einer tapfern Schaar besetzt (c. 27). Den anderen Morgen zieht Alexander ein, zerstört die Stadt und belagert die Akropolis. Während sich Alexander nach Syrien wendet, wird Memnon zum Oberanführer (c. 29: *στρατηγὸν τοῦ πολέμου παντός*) von Darius ernannt, der ihm eine große Summe Geldes schickt, so daß Memnon, der nun erst den Seekrieg organisiert, 300 Schiffe ausrüsten kann.

Vergleicht man diese Erzählung mit Arrian, so stehen die beiden Berichte nicht gerade in Widerspruch mit einander. Arrian giebt über die verschiedenen Ausfälle und ihre Zurückweisung noch genauere Nachricht als Diodor. Einige Momente, z. B. die Anzündung der Belagerungswerkzeuge, der Befehl Alexanders zum Rückzuge in einem Augenblick, als man schon in die Thore einrücken konnte, werden auch von Arrian (c. 22) erwähnt. Wenn aber kein eigentlicher Widerspruch zwischen ihnen

stattfindet, so unterscheiden sie sich doch sehr wesentlich von einander. Man bemerkt leicht, daß Arrian seinen Standpunkt bei den Belagerern hat, deren Thaten er aufzählt, während der Urheber des von Diodor aufgenommenen Berichtes den seinen innerhalb der Stadt unter den Belagerten genommen hat. Des Epialtes, der bei Diodor eine so große Rolle spielt, geschieht bei Arrian keine Erwähnung; ebenso wenig der Forderung Alexanders, seine Todten begraben zu dürfen. Von der endlich nothwendig gewordenen Theilnahme der Veteranen weiß Arrian nichts; das ist wohl eine Erzählung, wie sie in der Stadt von Mund zu Mund ging¹⁾. Wir haben die Berichte beider Parteien, eigentlich ohne Parteilichkeit, nur von verschiedenen Standpunkten. Von keiner Seite finden fabelhafte Einschaltungen statt, wie so häufig. Die militärische Kunde Arrians überwiegt. Doch hat seine Erzählung etwas Tagebuchartiges; Diodor hebt mehr die wirksamen Momente hervor²⁾.

Schlacht bei Issus.

Ich sehe, daß ich auf diese Weise fortjahrend doch nur eben zwei verschiedene Ansichten einander gegenüberstelle, ohne für die Anschauung der Thatfachen festen Boden zu gewinnen. Da tritt noch ein anderer Autor in den Kreis der Forschung ein, an dem wir unmöglich vorbeigehen können. Es ist Quintus Curtius Rufus mit seiner in aller Welt gelesenen Geschichte über die Thaten Alexanders des Großen³⁾. Versuchen wir uns das Verhältniß der Texte unter einander klar zu machen.

1) Einer Hinweisung auf diese Nachricht begegnen wir bei Curtius V, 2, 5 = 7: Atarrhias senior qui omissum apud Halicarnassum a junioribus praelium unus maxime accenderat, vergl. VIII, 1, 36 = 4.

2) Ein Widerspruch in einer Angabe von untergeordneter Bedeutung findet zwischen Arrian und Diodor insofern statt, als der von beiden Autoren genannte Neoptolem von Arrian (I, 20) als ein Macedonier bezeichnet wird, der zu Darius übergegangen war, während er nach Diodor im Kampfe für Alexander fällt. Vergl. Schäfer, Demosthenes und seine Zeit II, S. 94, N. 1.

3) In den Codices wird die Schrift des Curtius bezeichnet als Qu. Curti Rufi historiae Alexandri Magni Macedonis. Was man sonst als Titel anführt: de rebus gestis oder de gestis Alexandri Magni ist ohne handschriftliche Gewähr. (Vergl. die Bemerkungen in der Ausgabe von Heide zu Anfang des Werkes, zum Schluß der einzelnen Bücher und besonders der ganzen Schrift, soweit dieselbe erhalten ist.)

Die Erzählung der früheren Ereignisse ist verloren gegangen.

Erst bei den Vorbereitungen, die zur Schlacht von Issus führen, trifft Curtius mit unseren Autoren zusammen, und da tritt nun eine unleugbare Familienähnlichkeit mit Diodor, jedoch ohne Identität, hervor; Curtius ist weit ausführlicher über die Vorzüge der macedonischen Phalanx im Vergleich zu den Persern, aber in solchen Dingen sind die alten Autoren beinahe nie ganz gleichförmig. Die Erzählung über die Vorschläge des Charidemus und dessen durch dieselben veranlaßtes gewalttames Ende ist bei den beiden Autoren in einigen Punkten verschieden. Bei Curtius (III, c. 5) gibt Charidemus nicht so unbedingt den Rath, den Krieg durch einen Legaten führen zu lassen, wie bei Diodor. Die Prophezeiung, mit der Charidemus stirbt, ist hingegen bei beiden fast genau dieselbe. Diodor, XVII, 30: ἀνεβόησε μεταμείλειν ταῦτα ταχὺ τῷ βασιλεῖ, καὶ τῆς ἀδίκου τιμωρίας αὐτοῦ σύντομον ἔξειν τὴν κόλασιν, ἐπιδόντα τὴν κατάλυσιν τῆς βασιλείας. Curtius, III, 2, 18 = c. 5: habeo paratum mortis meae ultorem: expetet poenas consilii mei sprete is ipse, contra quem tibi suasi. Bei beiden tritt diese Reue unmittelbar ein. Diodor: ὁ δὲ βασιλεὺς εὐθὺς μετενόησε. Curtius: sera deinde poenitentia subiit regem. Bei Diodor erkennt man mehr die einfache Wiedergabe eines Textes, der ihm vorlag, bei Curtius den Autor, der Alles mit seinen Gedanken durcharbeitet. Ob ihm aber nicht dieselbe Quelle vorlag, wie Diodor? Es wäre eben die persisch-griechische Relation, die doch nur von solchen Griechen kommen konnte, die den Feldzug im Lager des Großkönigs als dessen Söldner mitdurchgemacht hatten.

Die Vorzeichen, welche Curtius ausführlich berichtet, hauptsächlich Traumgesichte und deren Auslegung durch die Chaldäer (c. 6), werden bei Diodor mit dem Worte: „durch Traumgesichte erschreckt“ (δνειροπολούμενος) flüchtig angedeutet.

Eine andere Abweichung ist, daß Curtius das Unglück des Charidemus nach Babylon verlegt (c. 2, 2: castris ad Babyloniam positis), während Diodor es schon länger vorausgehen läßt. Das hängt damit zusammen, daß Charidemus bei Curtius den Rath, einen Feldherrn zu senden, gar nicht mehr aussprechen konnte, da Darius in seinem ganzen königlichen Glanze schon in Babylon war; bei Diodor hat Alles in sofern einen

guten Zusammenhang, als Charidemus schon vorher getödtet wird. Aber Curtius liebt es, den Gegensatz zwischen Persern und Macedoniern stark hervortreten zu lassen, wie er denn gleich darauf den prächtigen persischen Aufzug in lauter Gold mit dem macedonischen in Eisen und Erz in Gegensatz bringt.

Die cilicischen Gebirgspässe, die Erkrankung Alexanders und seine Genesung, werden dann von Curtius sehr ausführlich beschrieben. Jetzt erscheint Darius am Euphrat.

Da finden sich bei Curtius auch Anklänge an die Erzählung Arrians. Der Marsch Alexanders wird ungefähr so angegeben wie bei Arrian; bei Soloi gedenkt auch Curtius (III, c. 7 = c. 17), wie Arrian (II, c. 5) der Bestrafung der Einwohner, der von Halicarnax eingetroffenen günstigen Nachrichten und der Festspiele, die Alexander hielt; doch könnte man nicht annehmen, daß ihm eben derselbe Bericht vorgelegen hätte, den Arrian benützt hat: denn die beiden Erzählungen stimmen doch keineswegs durchaus zusammen.

Bei dem Aufenthalt in Issus läßt Curtius den Parmenio den Rath geben, die Engpässe dieser Gegend nicht zu verlassen, sondern daselbst zu schlagen, weil sie den Macedoniern günstiger seien, als den Persern (c. 7, 9), ein sehr treffendes Wort, was sich jedoch bei Arrian nicht findet, der, wie berührt, den Parmenio mit besonderer Ungunst behandelt. Bei Arrian liest man dagegen eine Betrachtung über die schlechten Rathgeber der Könige, die am meisten Gehör finden. Er erklärt es für eine göttliche Schickung, daß Darius in einer für sein Heer so ungünstigen Vertlichkeit zu schlagen entschlossen gewesen sei; eine Reflexion, die ihm eigenthümlich ist (II, 6, 6).

Curtius erwähnt, wie Arrian, daß Darius Issus einnahm, im Rücken Alexanders; über die Mißhandlung der in Issus vorgefundenen Macedonier ist er noch ausführlicher, aber abweichend. Er läßt sie nicht, wie Arrian (II, c. 7: *ὄσους διὰ νόσον ὑπολελειμμένους αὐτοῦ τῶν Μακεδόνων κατέλαβε, τούτους χαλεπῶς αἰκισόμενος ἀπέκτεινεν*), tödten, sondern ihnen die Hände abhauen und sie dann in dem persischen Heere herumführen; dann heißt Darius sie, ihrem König melden, was sie gesehen hätten (c. 8, 15): Diodor hat weder das Eine, noch das Andere.

Nach Curtius hat Alexander damals auf einem hohen Berge

den vaterländischen Göttern ein Opfer dargebracht: denn bei aller Zuberficht zu feiner Sache habe ſich Alexander doch erinnert, daß das Glück allezeit fehr zweifelhaft ſei; bei Curtius ſpricht Alexander auch mit den einzelnen Soldaten, nicht gerade vor verſammelten Befehlshabern. In ſeinen Worten findet ſich Nichts von dem Gott, durch welchen nach Arrian der Feind verblindet worden ſei; auch keine Erinnerung an Xenophon und ſeine Zehntauſend. Bei Curtius ruft Alexander den Macedoniern ins Gedächtniß, daß ſie den Krieg ebenſowohl auf eignen Antrieb, als unter ſeiner Führung unternommen haben: non ipſius magis, quam ſuo ductu proſecti. Er beſtärkt ſie in der Idee der Welteroberung und der Weltbefreiung: Illos terrarum orbis liberatores, emensosque olim Herculis et Liberi patris terminos, non Persis modo, ſed etiam omnibus gentibus impositoſ jugum (III, . 25). Alles zuſammenfaſſend dürfen wir außſprechen, daß Curtius einer dem Berichte Diodors nahe verwandten Erzählung folgte; wenn er von derſelben abweicht, ſo nähert er ſich dem Berichte Arrians, und zwar auf eine fehr auffallende Weiſe, wie denn bei der Beſchreibung der Aufſtellung des macedoniſchen Heeres bei beiden dieſelben Namen in der gleichen Reihenfolge erſcheinen¹⁾; aber er fügt ſoviel Eigenthümliches hinzu, daß er nothwendig noch eine andere Quelle benutz haben muß, die ebenfalls gute hiſtoriſche Notizen enthielt. Nur macht Curtius immer den Eindruk, als habe er ſeiner Phantaſie dabei vielen Raum gelaffen.

Wir wenden uns jezt zu der Schlacht ſelbſt.

Nach Arrian geht Alexander in drei Abtheilungen, der rechten, die er ſelbſt befehligt, hauptſächlich Reiterei, der mittleren, vornehmlich der Phalanx durch den Pinarus, während die linke mit Parmenio noch auf dem linken Ufer des Fluſſes verharret. Eine perſiſche Abtheilung auf den Anhöhen wird durch eine macedoniſche außer Theilnahme an der Schlacht gehalten. Alexander gelingt es mit ſeinen Truppen, die perſiſche Linke zu werfen. Indeffen iſt es zwiſchen der Phalanx und den auf perſiſcher Seite ſtehenden griechiſchen Hülfstruppen ebenfalls zum

1) Die Berichte beider Autoren ſind einander gegenübergeſtellt bei N. Peterſdorff, Diodorus Curtius Arrianus p. 14.

Handgemenge gekommen, wobei die Griechen im Vortheil sind, da die Macedonier bei ihrem Anmarsche ihre Phalanx durchbrochen haben (II, c. 10); der linke Flügel wird von der persischen Reiterei, die über den Fluß gesetzt hat, angegriffen und beschäftigt. Die Entscheidung erfolgt dadurch, daß Alexander mit dem Fußvolke seines rechten, eben im Siege begriffenen Flügels den griechischen Miethstruppen, welche im Kampfe mit der den Fluß überschreitenden macedonischen Phalanx im Vortheil sind, in die Flanke kommt und sie zum Weichen bringt. Darius, der sich in der Mitte aufgestellt hat, flieht gleich im Anfang, sobald als er Alexander im Vortheil sieht; in den Schluchten, wo er mit dem Wagen nicht mehr fort kann, besteigt er ein Pferd; in dem Wagen läßt er Schild, Oberkleid und Bogen. Alexander, der das Schlachtfeld nicht eher verlassen wollte, ehe die Reiterei vertrieben war, erreichte nicht den König selbst, aber den Wagen.

Das Auffallendste in der Schlachtbeschreibung nun ist, daß Darius sich in der Mitte seiner Stellung, die doch durch die griechischen Miethstruppen gebildet wird, aufhält und dann ohne weiteres flieht.

Nehmen wir uns nun die Mühe, den Bericht Diodors mit dem Arrians zu vergleichen.

Diodor, der den Fluß gar nicht erwähnt, läßt Alexander zwei Reiterhaufen bilden, von denen er den einen selbst anführt, den linken Parmenio, was mit Arrian übereinstimmt, — mit dem großen Unterschied jedoch, daß die Phalanx auf Befehl Alexanders (*τοὺς ἰππεῖς ἔστησε πρὸ πύσσης τῆς στρατιάς, τὴν δὲ φάλαγγα κατόπιον ἐφεδροῦναι προσέταξεν*) weit hinter der Front zurückbleibt (c. 33) und die eigentliche Entscheidung bloß von den Reitern abhängt. Man streitet auf beiden Seiten mit größter Tapferkeit. Alexander sucht vor Allem den Darius selbst auf; denn mit eigener Hand will er den großen Streit ausfechten. Das Biergespann des Darius wird besonders von Orathres, dem Bruder desselben, vertheidigt, so daß um den Wagen ein heftiger Kampf entsteht (c. 34). Darius würde durch seine im Getümmel wild gewordenen Pferde in die Mitte der Feinde gerathen sein, wenn er nicht die Zügel gegen die Sitte der Perser selbst ergriffen hätte. Indem man ihm einen anderen Wagen bringt

und er denselben besteigt, entsteht ein Getümmel, in welchem die Perser, da sie ihren König weichen sehen, die Flucht ergreifen (*κατανοήσαντες τὸν βασιλέα ταραττόμενον*). Die macedonische Phalanx und das persische Kriegsvolk kämpfen nur kurze Zeit; die Perser fliehen beim Anblick ihrer fliehenden Reiterei.

Die Auffassung Arrians ist durchaus macedonisch; die Diodors orientalisches und persisches. Bei Arrian wird die Schlacht dadurch entschieden, daß Alexander die Linie der Phalanx, die bei dem Aufmarsch durch den Fluß gebrochen ist, wiederherstellt; Diodor gruppirt die Entscheidung um das Biergespann des Königs; die Verwirrung, in welche dieser geräth, ist das Entscheidende in der Schlacht, womit die allgemeine Flucht beginnt. Ich sehe auch hier zwei grundverschiedene Relationen, die nur darin übereinstimmen, daß die Herbeiführung des Sieges Alexander persönlich zugeschrieben wird.

Bergegenwärtigen wir uns nun, wie sich die anderen Schriftsteller zu diesen Differenzen verhalten. Plutarch folgt hauptsächlich dem Berichte, der auch Arrian vorgelegen hat; faßt aber dessen Erzählung recht gut darin zusammen, daß Alexander nicht allein vermieden habe, sich durch die Feinde umzingeln zu lassen trotz ihrer überlegenen Anzahl; er habe sogar verstanden, seine Rechte über die Linke des Feindes auszubehnen und diesem in die Flanke zu kommen.

Curtius dagegen steht (c. 11 = 26, 1 ff.) im Ganzen mehr auf der Seite Diodors; er geht davon aus, daß Darius den Entschluß gefaßt habe, die Schlacht durch die Reiterei zu entscheiden, weil er sich vor der Phalanx fürchtete; er läßt den linken Flügel der Macedonier angreifen und den rechten umgehen. Der letzten Bewegung setzt Alexander eine besondere Abtheilung seiner Truppen entgegen, was auch Arrian erzählt, doch ohne Erwähnung der Absicht, Alexander zu umgehen, so daß der Plan des Darius bei Curtius verständlicher erscheint, als bei Arrian. Es folgt dann bei Curtius eine Stelle, die große Ähnlichkeit mit der Erzählung Diodors hat. Die Entschlossenheit, mit welcher Orathres den Wagen des Darius vertheidigt, wird von Curtius beinahe mit denselben Worten berichtet, wie bei Diodor. Diodor: *ὡς εἶδε τὸν Ἀλέξανδρον ἀκατασχέτως ἰέμενον ἐπὶ τὸν*

Λαγείον, Curtius (c. 11, 8): cum Alexandrum instare ei (Dareo) cerneret equites, quibus praeerat, ante ipsum currum regis objecit. Diodor: τῶν ἰππέων τῶν μεθ' ἑαυτοῦ τεταγμένων προεμάχето τοῦ Λαγείου τεθρίπτου.

Ebenso erwähnen beide Autoren die Unruhe der Pferde vor dem Wagen des Darius; doch findet sich gerade hierbei eine Abweichung, bei der ich Diodor vorziehen möchte. Diodor läßt die Entscheidung dadurch erfolgen, daß der König von einem Wagen auf den andern steigt; eben hiedurch werden die Perser erschreckt (c. 34); dagegen besteigt er bei Curtius (§ 11), in der Besorgniß, lebendig in Gefangenschaft zu gerathen, ein Pferd, was dann wieder dem Berichte Arrians entspricht (II, c. 11). Daß in dem Wagen Mantel, Schild und Bogen des Königs zurückgelassen seien, erwähnt Arrian, nicht jedoch Diodor; bei Curtius heißt es: der König habe, als er den Wagen verließ, die Insignien der Herrschaft abgelegt. Das Resultat der Vergleichung ist ungefähr dasselbe, was sich schon oben ergab, daß die Relation, welcher Curtius folgte, in der Hauptsache dieselbe war, die bei Diodor zu Grunde lag, allein auch einige Züge enthielt, welche mit den Berichten stimmen, die Arrian vor sich hatte. Jede von diesen Erzählungen hat etwas Eigenthümliches. Curtius läßt Alexander in jenem Getümmel um den Wagen des Darius her verwundet werden, was auch Diodor und Arrian erwähnen, der letztere jedoch erst später (c. 12 in.); wie er denn auch die drei im Getümmel gefallenen Perser erst hinterher nennt, wo er der Ungesehensten unter den Gefallenen überhaupt gedenkt. Das Besteigen des Pferdes melden Arrian und Curtius, doch jeder auf eine andere Weise.

Es ist immer von Werth, daß wir bei Diodor und bei Curtius eine Relation vor uns haben, die das Gepräge ihres Ursprungs aus dem persisch-griechischen Lager an der Stirne trägt. Aber zweifeln kann man doch nicht ernstlich, daß der Bericht Arrians den Vorzug verdient. Nicht allein, weil Arrian ein Kriegsmann von Gewerbe war, sondern auch weil ihm die zuverlässigen Berichte eines großen Feldherrn zu Gebote standen.

Wir haben auch noch ein älteres Zeugniß, welches die Auffassung Arrians bestätigt. Nach Polybius XII, 18 hatte Kallisthenes, der Begleiter Alexanders auf seinen Feldzügen, in seinem

Geschichtswerk gesagt, daß Darius, der in der Mitte der Schlachtordnung sich befand, die griechischen Miethsvölker von einem der Flügel zu sich berufen habe. Kallisthenes hatte nämlich früher die Schlachtordnung des Darius so bestimmt, daß derselbe seine Reiterei am Meere und die Belasteten an den Bergen, in der Mitte die Miethsvölker aufgestellt haben sollte. Wenn Kallisthenes erzählt: *μετωπηδὸν ἄγειν τὴν δύναμιν*, so stimmt auch das mit der Erzählung Arrians überein, der die Bildung einer einzigen Schlachtklinie, soviel es ihm möglich ist, betont. Bei Kallisthenes würde also die griechisch-macedonische Auffassung vorliegen¹⁾.

Ich untersuche hier nicht, inwiefern die Auffassung des Kallisthenes gegen die Einwürfe, die Polybius gemacht hat, gerechtfertigt werden kann. Ich bleibe nur dabei stehen, daß er die Aufstellung des Darius in der Mitte seiner geordneten Schlachtordnung annimmt. Ihm hierin zu folgen, wurde Arrian hauptsächlich durch die Bemerkung des von ihm so hoch verehrten Xenophon bewogen, daß es Sitte der Könige der Perser sei, sich in der Mitte ihrer Schlachtordnung aufzustellen. Die Differenz der beiden Erzählungen besteht nun eben darin, daß nach Arrian die griechischen Miethsvölker den Angriff der macedonischen Phalanx nicht aushalten können. Bei Diodor tritt diese Katastrophe der Miethsvölker in den Hintergrund. Das Charakteristische der persisch-griechischen Tradition von der Schlacht, welches darin liegt, daß Darius den König Alexander zu umgehen, ihn, wie ein wildes Thier zu fangen und seine Macedonier niederzutreten dachte und hoffte, wird bei Arrian vermischt.

Auf das stärkste wird es bei Curtius hervorgehoben. In Athen hat man das wohl gewußt, wie aus den Aeußerungen des Demosthenes, die bei Aeschines aufbehalten sind, erhellt²⁾.

Alexanders Begegnung mit den Frauen.

In der Lebensgeschichte Alexanders nimmt seine Behandlung der Familie des Darius nach der gewonnenen Schlacht eine vorzügliche Stelle ein. Auch darüber aber gehen die Schriftsteller auseinander. Bei Diodor werden neben der Mutter und

1) Kallisthenes schrieb sein Geschichtswerk noch zu Lebzeiten Alexanders; sein Tod fällt in das Jahr 327 v. Chr.

2) Schäfer, Demosthenes und seine Zeit, Bd. III, 1, S. 163, N. 3.

Gemahlin des Darius deutlich unterschieden die zwei erwachsenen Töchter desselben und ein Sohn, der noch Kind war¹⁾; überdies sind auch die Frauen der Satrapen zugegen; sie wußten noch nicht, was aus Darius geworden sei, sahen aber bewaffnete Feinde in ihr Zelt bringen und sie als Gefangene behandeln. Die königlichen Frauen werden von den Frauen der Satrapen um Hülfe angerufen; diese selbst nehmen die Hülfe der anderen in Anspruch. Indessen wird das Zelt des Darius von den Dienern Alexanders für dessen Rückkehr von der Verfolgung in Stand gesetzt. Diodor erwähnt zweimal, daß die Herrschaft über ganz Asien in diesem Wechsel zu liegen geschehen habe. Endlich meldet Jemand den Frauen, daß Alexander von der Verfolgung zurückkomme, nachdem er den Darius seiner Rüstung beraubt habe. Sie verdoppeln ihr Wehklagen, worauf Alexander den Leonnatus zu ihnen schickt, um der Mutter des Königs, deren Name Sisygambis sich hier findet, zu melden, daß Darius lebe und Alexander Sorge für sie tragen werde, er werde sie bald besuchen; worauf ihre Wehklagen sich legen und sie Alexander als ein göttliches Wesen betrachten. Er erscheint dann mit Hephästion: Sisygambis hält diesen, welcher groß an Gestalt ist und gleich prächtig angethan, für den König und erweist ihm ihre Verehrung. Ihres Irrthums verständigt, bittet sie Alexander um Verzeihung. „Mutter“, sagt Alexander, „das mache dir keinen Kummer; denn auch dieser ist Alexander“ (Diodor, XVII, 37). Das Bedeutende ist das Wort „Mutter“. Es tröstet die Gefangenen; Alexander zeigt dadurch seine Menschenfreundlichkeit; und daß es ihm Ernst damit sei, beweist er durch den Befehl, sie ihrer königlichen Würde gemäß zu behandeln. Für die Töchter verspricht er zu sorgen, besser als Darius es gekonnt habe; den Sohn wolle er aufziehen, wie seinen eigenen. Die unerschrockene Haltung des Knaben macht einen gewissen Eindruck auf Alexander; er giebt dem Sohn den Vorzug

1) Diodor c. 36: *μάλιστα τοῖς παρόντας εἰς δίκρυα καὶ συμπύθειαν ἤγαγεν ἡ Δαρείου μήτηρ καὶ γυναῖκα καὶ δύο θνητάτους ἐπίγαμοι καὶ υἱὸς πνίς τὴν ἡλικίαν.* Curtius III, 29 = 11, 24: *omnium oculos animosque in semet averterunt captivae mater conjunxque Darei; — Filium nondum sextum annum aetatis egressum adultae virgines duae.*

vor dessen Vater. Zugleich ertheilt er die Zusage, daß der Gemahlin des Darius nichts geschehen werde, was ihres früheren glücklichen Zustandes unwürdig wäre. Die Frauen erwidern das mit Freudenthränen; auch die anwesenden Schlachtgenossen sind über die Großmuth Alexanders erfreut. Diodor selbst bezeichnet die Handlung als die größte Alexanders.

Man ist nun begierig, zu hören, wie Arrian diese Sache behandelt; er ist viel kürzer und wiederholt zunächst, was ihm seine beiden Hauptquellen an die Hand geben. Ihm zufolge vernimmt Alexander, von der Verfolgung zurückkehrend, ein Gestöhne in seiner Nachbarschaft. Er fragt, was das sei, und hört dann, es seien die Mutter, die Frau und die Kinder des Darius, welche aus seiner Rückkehr mit dem Schilde, dem Bogen und dem Oberkleid des Darius geschlossen haben, daß Darius umgekommen sei, und ihn beweinen. Alexander läßt ihnen durch Leonnatus sagen, der Großkönig lebe, er aber werde ihnen ihre Hofhaltung und ihren Rang lassen: denn mit Darius habe er einen gerechten Streit über die Herrschaft von Asien. Soweit berichtet Arrian aus Ptolemäus und Aristobulus. Es folgt dann bei ihm als eine andere Erzählung die Geschichte des Besuches Alexanders in Begleitung des Hephästion bei den Gefangenen; Arrian weiß aber nichts davon, daß Alexander die Mutter des Darius selbst mit dem Namen „Mutter“ angeredet habe. Man findet bei Arrian die Angabe, daß die Gemahlin des Darius auch zugleich seine Schwester gewesen sei¹⁾, woraus sich der hohe Rang, den Sisygambis einnimmt, noch besonders erklärt.

Als unzweifelhafte Thatsache muß man annehmen, daß die Mutter und Gemahlin des Darius in die Hand Alexanders gefallen sind; denn so stand in dem Bericht des Ptolemäus zu lesen: Arrian giebt es als gewiß an. Nicht so gewiß ist ihm der Besuch Alexanders bei den Frauen. Aber er fand davon bei anderen Autoren Nachrichten, die er doch nicht verwirft. Man könnte selbst einen Beweis für ihre Glaubwürdigkeit darin sehen, daß sie in einem der wichtigsten Punkte von Diodor abweichen, weil diese Abweichung eben ihrem Interesse entsprach. Die Sache selbst aber ließen sie bestehen.

1) Wie auch Justin angiebt, XI, 9, 12: uxor eademque soror.

Curtius, III, 28—32, stimmt auch in dieser Erzählung mit Diodor zuweilen wörtlich zusammen, doch hat er wohl noch aus anderen Quellen geschöpft, da er vor Leonnatus einen anderen und zwar einen der persischen Sprache mächtigen in das Frauengemach gehen läßt (c. 32, 6); was sich bei Diodor nicht findet. Das persische Deforum hat aber Diodor besser bewahrt. Der Mutter des Darius fügt Curtius die Gemahlin des Darius hinzu; beide zugleich sollen dem Hephästion zu Füßen gefallen sein¹⁾. Die Anrede „Mutter“ betont Curtius ebenfalls sehr stark²⁾. Von den Zusätzen des Curtius müssen wir gänzlich absehen. Arrian verdient in der ersten Hälfte seines Berichtes vollkommen Glauben. Von der zweiten ist unleugbar, daß sie von einem guten Gewährsmann hervührt. Nur darin vornehmlich, was Diodor von der Anrede „Mutter“ erzählt, weicht Arrian von ihm ab. Ueberhaupt aber trägt die Erzählung Diodors das Gepräge einfacher Aufrichtigkeit und eine für die Perser günstige Farbe, wie besonders der Werth beweist, den er auf die Anrede Mutter legt.

Gegen die Wahrheit beider Erzählungen könnte man einen Brief Alexanders an Parmenio anführen (Plut. Alex. c. 32), in welchem Alexander versichert, er habe die Gemahlin des Darius nicht gesehen, noch auch diejenigen anhören wollen, die von ihrer Schönheit gesprochen haben. Allein ist jener Brief wirklich echt? Gegen die meisten Briefe, die man Alexander zuschreibt, läßt sich Etwas einwenden; sie tragen die Spuren absichtlicher Erdichtung. Der angebliche Brief Alexanders war gegen die thierischen Vergehungen der Soldaten gerichtet, denen er sein Beispiel doch schwerlich entgegengesetzt haben wird, daß er sich selbst enthalten habe, die Gemahlin des Darius zu sehen. Für mich haben die übereinstimmenden Erzählungen der Autoren, nach welchen die Königin-Gemahlin unter den Gefangenen war, während die Königin-Mutter das Wort führte, mehr Beweiskraft als ein Stück aus einem Briefe von zweifelhafter Echtheit. Die alten Erzählungen wissen dabei von keiner Abstinenz, deren sie überhaupt hiebei nicht gedenken; sie rühmen nur die

1) c. 12, § 17: Reginae illum regem ratae suo more veneratae sunt.

2) Diodor (c. 37): μηδὲν φροντίσας, ὃ μητρὶ καὶ γὰρ καὶ οὗτος Ἀλέξανδρός ἐστιν. Curtius: non errasti, mater: nam et hic Alexander est.

Großmuth Alexanders, der den königlichen Frauen eine ihrem Range angemessene Behandlung ungeschmälert gelassen habe. Die durch Bild und Wort gefeierte Handlung Alexanders kann bei der Erzählung der Autoren noch eher bestehen, als nach dem Briefe, nach welchem Alexander die Gemahlin des Darius gar nicht mit Augen gesehen hätte.

Belagerung von Tyrus.

Auch in der Erzählung über die Belagerung von Tyrus sieht man, daß Curtius weder mit Arrian noch mit Diodor übereinstimmt, sondern eine selbständige Darstellung, die fast mehr Ausschmückung ist, vorlegt; er weiß von goldenen Kränzen, welche die Tyrier überbracht hätten; von der Begründung der Forderung Alexanders, im Tempel des Hercules zu opfern, auf die Abstammung der macedonischen Könige; der Drohung, ihnen zeigen zu wollen, daß sie auf dem Continente wohnen¹⁾, — Alles sehr übertrieben und willkürlich. Diodor leitet den Widerstand von Tyrus daher, daß man dem Könige von Persien habe Zeit schaffen wollen, sich zu vertheidigen und auch Hülfe von Carthago erwartet habe; die ältesten Männer, Weiber und Kinder seien nach Carthago geschickt worden (c. 41)²⁾.

Diodor führt uns in die Stadt ein und giebt eine merkwürdige Beschreibung von den der Belagerung entgegengesetzten Vorkehrungen. Arrian dagegen begleitet Alexander zuerst bei den Verhandlungen, dann bei der Herbeischaffung von Schiffen; denn der König setzte hier eine neue Flotte zusammen.

Bei beiden Autoren erscheint Alexander zugleich als Admiral und als Befehlshaber der Landtruppen, bei der Belagerung über-

1) Curtius IV, 7 = 2, 2—7: coronam auream donum legati afferbant. — Ille dona ut ab amicis accipi jussit benigneque legatos allocutus Herculi sacrificare velle se dixit . . . Legati respondent, esse templum Herculis extra urbem in ea sede, quam Palaeotyron ipsi vocent: ibi regem deo sacrum rite facturum. Justin XI, 10, 10: Tyriorum civitas cum coronam auream magni ponderis per legatos in titulum gratulationis Alexandro misisset, grate munere accepto Tyrum se ire velle ad vota Herculi reddenda dixit. Cum legati rectius id eum Tyro vetere et antiquiore templo facturum docerent

2) Curtius IV, 2, 11 = 8: brevi Carthagine auxilia ventura. Justin XI, 10, 12: fiducia Carthaginensium; 14: amota inbelli aetate Carthaginem.

aus thätig und von glänzender Tapferkeit. Im Ganzen lassen sich wohl beide Erzählungen vereinigen, und es würde, wie schon anderwärts bemerkt, ein Gegenstand für die Geschichte der Kriegskunst, namentlich der Belagerungen, sein, eine Zusammenstellung der beiderseitigen Angaben mit militärischer Einsicht zu versuchen. In Zahlen gehen Arrian und Diodor weit auseinander, z. B. wenn Diodor die Zahl der Gefangenen auf 13,000 (c. 46), Arrian auf 30,000 angiebt (II, c. 24). In der Angabe, Alexander habe wenigstens 2000 waffenfähige Thyrer, die in seine Hände fielen, aufhängen lassen¹⁾, stimmt Diodor mit Curtius überein.

Der Schonung der carthaginiensischen Gesandten gedenkt auch Curtius, ohne daß sich jedoch eine Identität seiner Quellen mit denen Arrians ergäbe²⁾.

Zug nach dem Ammonium.

Arrian III, 3 ist über den Zug Alexanders nach dem Ammonium sehr ausführlich; er theilt darüber mit, was er bei Aristobul und Ptolemäus Lagi findet; es sind das meistens Wunder der Reise, — Drachen oder auch Raben flogen voran — und Wunder der Oasen, ihrer Quellen und ihres Sandes. Aber auf diese topographischen Mittheilungen beschränkt er sich; und doch beginnt erst jetzt das Wissenswürdige, was die Welt immer vorzugsweise beschäftigt hat, die Erzählung über das Verhältniß Alexanders zu der altägyptischen Gottheit. Von den Fragen, die Alexander, und den Antworten, die der Gott gegeben haben soll, hat er nicht einmal eine Andeutung; er sagt nur, die Antwort sei ganz nach Wunsch ausgefallen³⁾ — die Erzählung bekommt dadurch etwas Dürftiges. Aber man muß annehmen, daß Arrian in den ihm vorliegenden Berichten Nichts weiter fand.

Diodor dagegen läßt sich über dies Ereigniß sehr ausführlich

1) Diodor XVII, 46: *μαχόμενοι κατεκόπησαν ὄντες πλείους τῶν ἐπιτακισχιλίων. τοὺς νέους ἅπαντας, ὄντας οὐκ ἐλάττους τῶν διαχιλίων ἐκρέμασε.* Curtius IV, 19 = 4, 16: *extra munimenta urbis sex milia trucidata sunt. Duo milia crucibus affixi per ingens littoris spatium pependerunt.*

2) Curtius IV, 19: *Carthaginiensium legatis pepercit.*

3) c. 4: *τῷ θεῷ ἐχρήσατο καὶ ἀκούσας ὅσα αὐτῷ πρὸς θεοῦ ἦν ὡς ἔλεγεν.*

bernehmen. Man wird bei ihm die orientalische Tradition vor sich haben. Der älteste der Priester begrüßt den König mit dem Worte: o Sohn. Alexander erwidert mit der Anrede: o Vater; ich werde mich in Zukunft den deinen nennen, wenn du mir die Herrschaft über die Erde verleihst¹⁾. Der Priester begibt sich in das Allerheiligste und verkündigt, daß der Gott die Bitte des Königs erfüllen werde. Dieser Version zufolge war also die Annahme der Sohnschaft nicht ganz unbedingt; sie war an die Bedingung geknüpft, daß der Gott dem König die Welt-herrschaft verschaffe. Nach Diodor fassen aber die Priester den Begriff, daß Alexander der Sohn des Gottes sei, im eigentlichen Sinne auf. Auf die Frage Alexanders, ob er alle diejenigen bestraft habe, die an dem Tode seines Vaters Philipp Schuld gewesen, antwortet der Priester: sein Vater sei ein solcher, dem Niemand etwas anhaben könne; von denen aber, die an Philipps Ermordung Antheil genommen, sei Niemand übrig²⁾. In alle dem, was Diodor erzählt, kann man nichts weiter sehen, als die Anwendung des ägyptischen Begriffs vom Königthum auf Alexander, wie das schon von Tölken in seinen Anmerkungen zu Minutolis Reise nach dem Ammonium bemerkt worden ist: denn die Pharaonen hatten sich allezeit als Söhne des obersten Gottes, Ammon-Ra, betrachtet. Die Frage Alexanders würde also gewesen sein, ob der Gott auch ihn so betrachte, und sein Versprechen, sich so zu nennen, wenn er die Welt-herrschaft durch den Gott erlange. Hier würde nicht, wie bei der Sage von Jerusalem, die Josephus mittheilt, von einer bloßen Toleranz und Bestätigung der alten Gesetze die Rede sein, sondern von einer Identificirung des macedonischen Königthums mit dem ägyptischen. Man begreift es, wenn die macedonische Ueberlieferung, die bei Arrian zu Grunde liegt, hievon abstrahirt. Denn die Macedonier sahen in Alexander eben nur den Sohn Philipps, der die Pläne mit dem Heer ausführte, das ihm derselbe hinterlassen hatte. Davon, daß König Philipp nicht der wahre Vater Alexanders sei, wollten sie Nichts hören, noch wissen. Auch hier treten, wenn ich nicht irre, zwei verschiedene Traditionen

1) δέχομαι, φησιν, ὃ πάτερ, καὶ τὸ λοιπὸν κεκλήσομαι σὸς ἄλλ' εἴ μοι δίδως τὴν ἀνάσσης τῆς γῆς ἀρχήν. Diob. XVII, 51.

2) Diodor c. 51, vergl. Curtius IV, 32.

einander entgegen. Daß nun aber die orientalische durchaus erdichtet sei, dürfte man doch nicht annehmen. Denn daß Etwas vorgefallen, wovon die Macedonier Notiz zu nehmen vermieden, ergibt sich selbst aus den Worten Arrians, der einer Antwort, wie Alexander sie gewünscht hätte, gedenkt, aber sie nicht mittheilt. Alexander konnte an seiner Stelle die Deification seines Ursprungs, der immensen Aussicht wegen, die sich daran knüpfte, nicht zurückweisen. Und auch auf die Griechen konnte wohl die Erklärung des Gottes Ammon, daß er der Vater Alexanders sei, einen gewissen Eindruck machen: die wilde Phantasie der Olympias gab dazu allen Anlaß. Von Kallisthenes (bei Strabo XVII, 43) erfährt man, daß er die Behauptung, Alexander sei ein Sohn des Zeus, vollkommen annahm und noch durch das, was das branchidische Orakel verkündigt hatte, bekräftigte. So die Macedonier und die orientalisches gesinnten Griechen. Bei den Römern tritt noch ein anderer Moment ein, den wir als den moralischen bezeichnen dürfen. Bei Curtius nimmt Alexander die Anerkennung der Vaterschaft des Gottes an; der Autor gedenkt nicht der Bedingung, an welche sie nach Diodor geknüpft ist, aber er spricht seine Mißbilligung darüber aus: Alexander habe vergessen, daß er ein Mensch sei, *humanae sortis oblitus*, als er die Bezeichnung „Sohn“ angenommen habe, worauf dann eine neue Frage über die Weltherrschaft von Alexander gestellt und von dem Priester im Namen seines Gottes bejaht wird, was jedoch Curtius für eine Schmeichelei erklärt (*vates in adulationem compositus*). Man kann schon hierin eine Verstärkung der ursprünglichen Sage nicht verkennen; dem, was wir bei Diodor lesen, fügt Curtius noch hinzu: die Gefährten Alexanders, die auch ihrerseits dem Gotte Geschenke darbrachten¹⁾, hätten ihn gefragt, ob derselbe billige, daß dem König in Zukunft göttliche Ehre erwiesen werde²⁾. Der Gott billigt das

1) Diodor: ὁ Ἀλέξανδρος τὸν θεὸν μεγαλοπρέπειν ἀναθήμασι τιμήσας. Curtius V. 32: dona et sacerdotibus et deo data sunt.

2) Curtius: (amici) nihil amplius quaesierunt, quam an (deus) auctor esset sibi divinis honoribus colendo suum regem. Hoc quoque acceptum fore Jovi vates respondet, ut ipsi victorem regem divino honore colerent. Justin IV, 11: comitibus quoque suis responsum, ut Alexandrum pro deo, non pro rege colerent.

ausdrücklich, worin Curtius das Unglück des Königs selbst sieht. Curtius oder der Autor, dem er folgt, erweitert also die Erzählung Diodors nach Maßgabe dessen, was später erfolgt ist. Und noch weiter hat Trogus Pompejus diese Erzählung ausgedehnt. Ihm zufolge besuchte Alexander den Gott, um zu erfahren, welches eigentlich seine Herkunft sei: denn Olympias selbst habe seine Erzeugung nicht dem Könige Philipp, sondern einem göttlichen Wesen, in Gestalt einer großen Schlange, zugeschrieben. Das habe nun der Priester ausdrücklich bestätigt, indem er den eintretenden König als Sohn des Ammon begrüßt habe, nicht jedoch ganz aus freien Stücken; Alexander habe ihn vielmehr wissen lassen, welche Antwort er zu empfangen wünsche und nun diese Adoption des Gottes mit Freuden angenommen¹⁾. Man sieht, wie das bei den Römern wächst; der eine bezeugt seine moralische Indignation, der andere aber gibt eine sehr rationalistische Erklärung.

Ueber all diesen Erzählungen schwebt ein Hauch des Unglaubens. Am stärksten tritt derselbe bei Plutarch hervor in der Anekdote, daß der Priester, welcher ὁ παῖδιον sagen wollte, sich versprochen und gesagt habe ὁ παῖς Ἰδός (c. 27); es beweist, wie man diese Erzählungen interpretirte. Sonst hat Plutarch nichts Eigenthümliches. Auch bei ihm werden die beiden Fragen gestellt, ob die Mörder des Königs Philipp bestraft seien; und ob der Gott ihm verleihen werde, Herr aller Menschen zu werden²⁾.

Schlacht bei Gaugamela.

Darius erscheint in seiner letzten Schlacht nicht so ganz verächtlich bei Diodor XVII, 60, wie bei Arrian, bei welchem derselbe flieht, wie bei Issus, ohne selbst zu streiten. Bei Diodor gehen die beiden Könige auf einander los; Darius auf seinem Wagen streitet sehr tapfer. Alexander trifft mit seinem Wurfspeer nicht Darius, wie er gewollt hatte, sondern dessen Wagenlenker; in der Umgebung aber meint man, der König selbst sei getroffen, und (c. 60) erhebt ein lautes Geschrei, so

1) Alexander per praemissos subornat antistites quid. sibi responderi vellet. XI, 11, 6.

2) In der Folge der Fragen stimmt Justin mit Plutarch überein.

daß die Truppen glauben, der König selbst sei getödtet; damit aber beginnt die Flucht. Bei Curtius erscheint dieselbe Auffassung: die beiden Fürsten seien auf einander losgegangen, der eine zu Wagen, der andere zu Pferd. Curtius flücht hier eine Einschaltung über die Tapferkeit der beiderseitigen Begleiter ein; er rühmt sie, weil sie sich selbst dabei vergessen. Ueber den Kämpfenden schwebt ein Adler in ruhigem Fluge; der Seher Aristander, in weißem Gewand, verkündigt Alexander den Sieg; mit verdoppeltem Muthe gehen die Macedonier auf den Feind; da wird der Wagenlenker des Darius getroffen; Curtius sagt nicht, daß es von der Hand des Königs geschehen sei; auf beiden Seiten glaubt man, Darius selbst sei getödtet (IV, 59 = 17, 27). Der ganze linke Flügel wirft sich in die Flucht: der König will sich tödten, wird aber durch die Betrachtung zurückgehalten, daß es schändlich sei, die noch im Kampfe begriffenen Truppen dadurch zu verlassen, daß er sich selber tödte; endlich, als die Truppen weichen, lenkt auch er seinen Wagen zur Flucht. Curtius ist noch eifriger bemüht, als Diodor, die Ehre des Darius zu retten. Plutarch hat Nichts von dem Zusammentreffen des Darius und seines Gegners; wohl aber stellt er sie einander malerisch gegenüber; Alexander hoch zu Roß, prächtig gerüstet; Darius auf seinem Wagen, weithin sichtbar und von den Treuen umgeben, die für ihn sterben wollen; neben Alexander erscheint der Seher, der den über der Schlacht schwebenden Adler als ein Vorzeichen des Sieges für Alexander deutet (c. 32). Er folgt doch wieder einem anderen Bericht als denen, die den drei übrigen Autoren vorlagen, so daß deren vier existirt haben werden. Oder hat vielleicht Plutarch die Erzählung aus einer bildnerischen Darstellung genommen? sie trägt ganz das Gepräge einer malerischen Phantasie.

Bleiben wir bei den beiden Hauptautoren stehen, so liegt der Gegensatz darin, daß Arrian, wie er denn auch die Localitäten mit militärischem Auge betrachtet, dem macedonischen Berichte folgt; Diodor aber einem persisch-griechischen.

Brand von Persepolis.

Bei Athenaeus findet sich mit Bestimmtheit, daß Nitarch der atheniensischen Hetäre Thais das Verbrennen der Burg

von Persepolis Schuld gegeben habe. Dasselbe erzählen nun auch Diodor und Curtius. Sie gehen beide davon aus, daß Alexander Persepolis seinen Truppen preisgegeben und nur die königliche Burg davon ausgenommen habe. Diodor schaltet eine Beschreibung der Burg von Persepolis ein, welche von vielem Werth ist; sie entspricht den Ruinen, die noch heute vorhanden sind, wenigstens im Allgemeinen. Der Urheber dieser Schilderung muß an Ort und Stelle gewesen sein. Die Erzählung von dem Brande eröffnet Curtius mit einigen Bemerkungen, die sich auf Alexanders Tugenden beziehen, welche nur durch seine Trunkenheit häßlich entstellt worden seien. Von diesem Laster leitet er nun das Ereigniß her: *de die inibat convivia, quibus feminae intererant, non quidem quas violari nefas esset, quippe pellices, licentius, quam decebat, cum armato vivere assuetae* (V, 7 = 22, 1). Unter denen befindet sich Thais, die, selbst betrunken, den König auffordert, die Königsburg anstecken zu lassen: das jordreue Griechenland von ihm. Dem stimmen viele Andere, vom Wein aufgereg, bei, und der König selbst. Warum, ruft er aus, sollen wir nicht Griechenland rächen und die Stadt in Brand stecken? Das Wort „Stadt“ nimmt Curtius sehr eigentlich: denn er bemerkt, daß man die Stadt, die man, als man die Waffen trug, geschont habe, jetzt vernichtet hätte. Die Königsburg geht, da sie zum Theil von Cedernholz gebaut ist, in helle Flammen auf. Alles bleibt bei Curtius ungeheuerlich und übertrieben. Bei weitem weniger ist das bei Diodor der Fall.

Diodor XVII, 72 erzählt, daß Alexander zur Feier des Sieges Opfer veranstaltet und dann eine Festlichkeit habe stattfinden lassen. An derselben nahmen seine Freunde und auch einige Frauen Antheil, unter denen Thais aus Attika. Ein gewisser Werth scheint darauf gelegt zu werden, daß eben an der Zerstörung der Tempel in Attika sich der Haß der Nationen entzündet hatte. Thais sagt, es werde Alexander gut anstehen, wenn er einen Festzug veranstalte (*χομῆσας*) und dabei die Königsburg verbrennen lasse und zwar durch Frauen. Viele sind bereits trunken. Die Jüngeren werden von diesen Worten aufgereg; einer von ihnen ruft aus, man solle gleich Fackeln anzünden: *ἄγειν τις ὀνεβόρησε καὶ δῆδας ἄπτειν παρεκέλευετο*. Andere bemerken, das stehe allein dem König zu; auch Alexander

wird von der allgemeinen Bewegung ergriffen. Der Ausruf erschallt: man wolle einen Siegeszug zu Ehren des Dionysus veranstalten; die anwesenden Frauen, von denen ihre Bezeichnung *μουσουργοί* andeutet, daß sie eben herbeigezogen waren, um mit Gesang und Spiel an dem Feste theilzunehmen, thun dies auch jetzt mit Gesang, Flötenspiel und Pfeifen. Der König geht voran, ihm folgt Thais; sie ist die erste, die nach dem König die Fackel in die Burg wirft. Das Holzwerk der Burg brennt vollständig ab. Diodor betont, daß es eine attische Frau war, durch welche die den Göttern in Attika zugesügten Frevel gerochen wurden.

Wie sehr unterscheiden sich diese Erzählungen! Die bei Diodor ist gelassen und wahrscheinlich. Es war ein bacchisches Fest, das bei Gelegenheit eines Opfers in der Burg zu diesem Exceß führte. Die Sache hat sogar ein religiöses Moment: sie ist der Sieg des Bacchus über Ormuzd. Bei Curtius ist Alles moralisch aufgefaßt, aber zugleich unflätig. Daß sich die griechischen Heerführer unter Weisheit des Königs betrunken haben mit einer Anzahl von unzüchtigen Weibsbildern, ist an sich nicht wahrscheinlich und steht im Widerspruch mit der Erzählung des Diodor. Aus Klitarch können unmöglich beide geschöpft haben; in Curtius athmet schon die Kaiserzeit mit ihren Ausschweifungen.

Vergleichen wir mit diesen Erzählungen Arrian III, 18, so legt derselbe den meisten Werth darauf, daß Parmenio den König gewarnt und ihn gebeten habe, Persepolis nicht zu zerstören, weil die Perser daraus schließen würden, er wolle Persis wieder verlassen; Alexander aber habe darauf bestanden, weil er die griechischen Götter rächen müsse. Arrian spricht sein Mißfallen über die Handlung aus, die er im Einzelnen nicht weiter schildert. Plutarch (Alexander 38) dagegen schmückt die Handlung und das Verhalten der Thais noch weiter aus; er legt ihr sogar eine Rede in den Mund, welche an die bei Diodor geäußerten Worte anknüpft. Ich halte nicht dafür, daß die Thatfache geleugnet werden kann; wie sie Diodor erzählt, hat sie viel Wahrscheinliches; doch kann sie sich nur eben auf das Holzwerk jener Gemächer bezogen haben, in denen man tafelte; es war eine dionysische Ausgelassenheit, nicht eine vor-

bedachte Handlung, die aber den Ideen Alexanders entsprach. Den Namen des Autors, dem Diodor hierbei folgte, anzugeben, ist unmöglich. Die Erzählung ist allen seinen Berichten, wenn man dieselben im Zusammenhang ansieht, homogen. Gewiß hat Alexander Persepolis mit einer Grausamkeit behandelt, die man sonst an ihm nicht wahrnimmt; er wollte in Persepolis den Mittelpunkt des Reiches züchtigen, das er zu zerstören gekommen war. Hier hielt ihn keine religiöse Beziehung im Zaume. Ueberall hatte er die Religionen und die Hauptstädte geschont; nur Thyrs und Persepolis hat er zerstört¹⁾.

Wenn man die Berichte Diodors an einander reiht, wie sie denn die ganze Kette der Ereignisse umfassen, so haben sie einen inneren Zusammenhang, der zu der Annahme berechtigt, daß hier der Auszug aus einem Werke vorliegt, welches ein selbstständiges Verdienst hat. Es umfaßte die letzten Ereignisse in Hellas, die Eroberung von Theben, bei der die Thebaner zu Ehren kommen, die Verhandlungen mit Athen, die hier erst begreiflich werden. in Kleinasien besonders die Bewegungen Memnons, dessen Thun und Lassen hier mehr, als irgendwie sonst hervortritt; die Eroberung von Milet, welche einzig hier verständlich wird; dann die übrigen Ereignisse des Krieges in dem Sinne, welcher dem Antheil, den die Griechen, besonders die Miethstruppen an demselben nahmen, entspricht. Doch hat die Darstellung zugleich einen Anflug orientalischer Auffassung. Ich halte nun dafür, daß die Schrift einem unterrichteten, der persischen Angelegenheiten kundigen Autor angehört, dessen Informationen aus dem persisch-griechischen Lager stammten. Wer dieser Autor sei, darüber habe ich keinerlei Vermuthung. Aber auch ohne den Namen des Autors ist es eine Reliquie der Zeit von Bedeutung. Erst aus der Verbindung dieser Notizen mit

1) Curtius und Plutarch bemerken im Ausgang ihrer Erzählungen, daß es noch andere hievon abweichende Berichte gebe, denen zufolge die Handlung auf einem vorher erwogenen Entschluß beruht habe, was der Darstellung Arrians entspricht; beide fügen hinzu, daß Alexander die Handlung bald bereut habe. Auch Strabo S. 730 gedenkt des Brandes von Persepolis: ἀνέπρησε δὲ ὁ Ἀλέξανδρος τὰ ἐν Περσέπολει βασίλεια τιμωρῶν τοῖς Ἕλλησιν, ὅτι κάκεϊνων ἱερὰ καὶ πόλεις οἱ Πέρσαι πρὸ καὶ σιδήρω διεπόρθησαν (XVII, 6).

dem aus dem macedonisch-griechischen Lager stammenden Nachrichten Arrians läßt sich eine allgemeine Anschauung gewinnen.

Darf ich hier noch die Frage nach dem Zeitalter des Curtius berühren, so ist bekannt, wieviel sich gegen die Annahmen, daß er unter Augustus oder unter Vespasian gelebt habe, einwenden läßt. Wenn man die Gründe vergleicht, welche Hirt für die erste, Buttman für die zweite Annahme vorgelegt haben, so wird man sehr geneigt sein, dem letzten beizupflichten. Doch sind von den Beweisen, die angeführt werden, manche, wie der von der Schlacht von Bedriarum hergenommene, eher hinfällig, als stichhaltig. Ueberhaupt, was hätte unter Vespasian Anlaß geben können, die Geschichte Alexanders des Großen zum Gegenstand einer begeisterten Darstellung zu machen. Unter Septimius Severus, dessen Epoche Niebuhr für die Zeit der Abfassung der Lebensbeschreibung Alexanders von Curtius angenommen hat, hatte sich die Aufmerksamkeit wieder auf den orientalischen Krieg gewendet. Ich bestreite nicht, daß das auch unter Trajan der Fall gewesen sei; aber da ist nun nach meinem Dafürhalten eine von Niebuhr angeführte Stelle, an welcher Curtius die Vorrede des Florus vor Augen gehabt hat und erweitert, entscheidend. Florus sagt im Proömium § 8: *senectus imperii reviruit. Curtius X, c. 28 = 9, 5: non revirescit solum, sed etiam floret imperium.* Wenn nun Florus die Zeit Trajans bezeichnet hatte, so springt in die Augen, daß Curtius eine andere folgende im Sinne haben muß. Da er nun zugleich von einem nach tiefer Nacht plötzlich erschienenen Gestirn redet, so kann er damit Nichts anders meinen, als die aus den nach dem Tode des Commodus ausgebrochenen Entzweigungen hervorgegangene Herrschaft des Septimius Severus. Ich habe oben berührt, daß Curtius in wichtigen militärischen Behauptungen mit Arrian übereinstimmt. Möglich wäre es, daß er dabei Schriften vor sich gehabt hätte, deren sich auch Arrian bediente. Wie hätte aber Arrian, wenn eine Lebensbeschreibung Alexanders des Großen wie die des Curtius bereits in Umlauf war, sagen können: noch Niemand habe das Leben Alexanders geschrieben. Mir ist wahrscheinlicher, daß Arrian dem Curtius vorlag; und dieser nur eben dessen Nachrichten mit denen verband, die er bei Diodor gelesen hatte. Er hatte auch noch andere Schriftsteller

benutzt. Er fügt dem Stoffe, den Arrian und Diodor lieferten, manche Züge hinzu, die wir ungern entbehren würden. Was die Argumente betrifft, die man von dem Styl hernimmt, der dieser Epoche nicht entspreche, so beziehe ich mich auf die Bemerkungen Niebuhrs, der ein trefflicher Sprachkennner war und unter Anderem die reine Sprache Ulpian's hervorhebt, welcher derselben Epoche angehört. Die offenbare Nachahmung des Livius beweist nach meinem Dafürhalten, daß er nicht in die Zeiten des Augustus gehörte; sie ist unzweifelhaft zu stark dazu. Ueberdies aber ist Curtius voll von Uebertreibungen, die den classischen Zeiten fremd sind.

Tod des Darius und des Bessus.

Ueber die weiteren Ereignisse, den Aufenthalt Alexanders in Babylon, die Flucht und Verfolgung des Darius, ist Diodor sehr kurz; es scheint, als habe ihm die Information, die sich von Griechen im persischen Dienste herschreibt, nicht weiter zu Gebote gestanden¹⁾. Der Beachtung ist er aber auch dann noch werth. Diodor kannte Autoren, welche die Behauptung aufgestellt hatten (c. 73: *ἐνιοὶ γεγράφουσιν*): Alexander habe den Darius noch lebend angetroffen (*ἐμπρὸν ἔτι καταλαβών*), was sich jedoch nirgends so genau wieder findet. Aber sowohl bei Plutarch, als bei Justin kommt doch ein damit nahe verwandter Bericht vor. Nach der Erzählung des letzteren trifft ein Soldat an einem Brunnen bei der Verfolgung der Flüchtigen den Darius verwundet, aber noch lebendig an (c. 15: *Dareum multis quidem vulneribus confossum, sed spirantem adhuc invenit*). Der Soldat bringt einen Gefangenen herbei. Darius, sehr erfreut, daß er Jemand finde, mit dem er reden kann, läßt nun durch ihn dem König Alexander sagen, er sei ihm sehr dankbar für die gute Behandlung seiner Mutter und seiner Töchter; er bitte die Götter der Oberwelt und der Unterwelt und die Götter des Königthums (*regales deos*), daß sie Alexander die Herrschaft

1) Die griechischen Miethstruppen begleiteten Darius auf seiner Flucht nach der Schlacht bei Gaugamela (Diodor XVII, 76, Arrian III, 21, Curtius V, 11 = 30, 1); zogen sich aber, als sie das Vorhaben des Bessus nicht hindern konnten, von der Heerstraße ins Gebirge; nach Darius Tode ergaben sie sich an Alexander.

über die Welt verleihen, nach welcher er trachte (ut illi terrarum omnium victori contingat imperium); er möge ihn beerdigen lassen, dann aber an den Uebelthätern rächen, wodurch er die Sache aller Könige führen werde. Er gibt dann dem Soldaten seine Hand und stirbt. Ein sehr tragischer und poetischer Ausgang des Darius, der für Alexander gleichsam eine Bestätigung seiner Ansprüche auf die Weltherrschaft enthält. Plutarch (c. 43) hat nun eine sehr ähnliche Erzählung; er nennt den Soldaten Alexanders Polystratus; des herbeigeführten Gefangenen gedenkt er nicht. Polystratus gibt dem Sterbenden noch einen Trunk Wassers; dieser nun trägt ihm auf, Alexander für die gute Behandlung seiner Mutter, seiner Gemahlin und seiner Kinder seinen Dank darzubringen; „ich gebe ihm meine rechte Hand durch dich“. Er reicht ihm die Hand dar und vertheidet. Alexander kommt herbei und bedeckt den Leichnam mit seinem eigenen Mantel. Die Version dieser Erzählung, wie sie bei Plutarch vorkommt, könnte Diodor vielleicht gekannt haben: denn die Angaben berühren sich sehr nahe. Die Erzählung bei Trogus Pompejus weicht etwas weiter ab; sie hat durch die Ankündigung der Weltherrschaft eine allgemeinere Bedeutung. Besonders fällt es auf, daß Justin die Gefangennahme des Darius durch Bessus an einen Ort verlegt, von dem er behauptet, er sei in dem Lande der Parther gelegen, so daß das Reich der Perser in dem Gebiet derer geendigt habe, die ihnen in der Herrschaft über Asien gefolgt seien¹⁾. Es ist eine Combination, die den Untergang des alten an den Ursprung des neuen Reiches knüpft. Bei Curtius fehlt gerade die Erzählung des Todes. Daraus, daß er Polystratus nennt, darf man wohl schließen, daß er einer mit der plutarchischen nahe verwandten Tradition gefolgt ist²⁾.

Bei dem Tode des Bessus erkennt man nochmals den Gegensatz der beiden Traditionen.

1) in vico Parthorum Thara . . . ut in terra eorum, qui successuri imperio erant, Persarum regnum finiretur. Daß Darius in Parthien ums Leben kam, sagt auch Arrian (III, 20) und das Nämlche ergibt sich aus der Darstellung des Curtius (V, 13).

2) Justin: multis vulneribus confossum. Curtius: multis confossum vulneribus.

Arrian erzählt: Alexander habe in Folge des Verbrechens, das Bessus gegen Darius begangen, befohlen, ihm Nase und Ohren abzuschneiden und ihn nach Ecbatana zur Hinrichtung abführen zu lassen. Arrian, dem immer das Verhältniß zwischen den römischen Imperatoren und den Befehlshabern der Legionen vorschwebt, spricht seine Mißbilligung über dies Verfahren aus, weil dadurch Alexander sich zu der Gewohnheit orientalischer Könige, sich für etwas Besseres zu halten, als ihre Unterthanen, (IV, 7), habe fortreißen lassen¹⁾. Arrian war ein Schüler Epiktets, vielleicht der vornehmste von Allen; man wird nicht zu weit gehen, wenn man hier, sowie in seinen Bemerkungen über die Proskynesis, die Ansichten der späteren Stoa über das Fürstenthum überhaupt erblickt. Diodor dagegen weiß Nichts von einer eigentlichen Verurtheilung des Bessus durch Alexander; er berichtet, dieser habe Bessus dem Bruder und den Verwandten des Darius gleichsam zur Blutrache überlassen; von ihnen sei Bessus dann auf das abscheulichste mißhandelt und umgebracht worden, eine Erzählung, in welcher Curtius dem Diodor folgt und ihn durch weitere Ausmalung der orientalischen Grausamkeit überbietet. Dabei bleibt es aber trotz dieser Abweichung, daß Alexander den Bessus in orientalischem Sinne bestrafen ließ²⁾.

1) Ueber die Gefangennehmung des Bessus hat Arrian zwei Berichte. Nach dem einen erklären sich zwei Begleiter des Bessus bereit, ihn auszuliefern; man traut ihnen aber nicht ganz; und so bricht Ptolemäus Lagi auf; er findet Bessus in einem offenen Orte, und indem er den Uebrigen Verzeihung ankündigt, bringt er Bessus in seine Gewalt und führt ihn zu Alexander. Diese Erzählung stammt aus Ptolemäus. Aristobul ließ Bessus unmittelbar an Alexander überliefern, ohne der aktiven Thätigkeit des Ptolemäus Lagi zu gedenken. Von einer solchen wissen auch Diodor und Curtius nicht. Der letztere berichtet über die Gefangennehmung des Bessus in Uebereinstimmung mit dem, was Arrian aus Aristobul angibt.

2) Curtius VII, 24 = 5, 36 ist an dieser Stelle nicht ohne Werth. Auch bei ihm erscheint die Hinrichtung des Bessus als eine Art von Blutrache. Bessus wird dem Bruder des Darius ausgeliefert, um an ihm die Strafe zu vollstrecken. Was dabei vorkommt, hat eine sehr orientalische Färbung und kann von Curtius durchaus nicht erfunden sein. Alexander ei (fratri Darii) tradi Bessum jussit, ut cruci affixum, mutilatis auribus naribusque sagittis configerent barbari asservarentque corpus, ut ne aves quidem contingerent. — c. 48. Bessum Ecbatana duci jussit. Daß Bessus zur Bestrafung dem Bruder des Darius zur Bestrafung übergeben wird, hat auch Justin XII, 5, 11: ex cruciandum fratri Darii tradidit.

Zug nach Indien. Tod Alexanders.

Auch über den Zug nach Indien geben die Berichte Diodors, die mit den bei Arrian befindlichen bei weitem nicht gleichzustellen sind, doch bisweilen erwünschte Auskunft; zum Beispiel über die Unterwerfung des Taxiles, die durch eine Unterhandlung in Sogdiana eingeleitet war, über das Zusammentreffen der Elephanten des Porus mit der Phalanx, über die Motive der Widersetzlichkeit des Heeres gegen die Absicht Alexanders, weiter vorzudringen. Er sieht dieselben nicht sowohl, wie andere Autoren, in der Besorgniß vor den zu erwartenden Feinden, als vor der Ungunst des Klimas, eine Auffassung, die sich auch bei Strabo findet.

Aber ich stehe davon ab, auf Einzelheiten einzugehen. Hervorragenden Werth haben die Berichte Diodors in den Zeiten, in welchen es eine griechisch-perfische Partei gab, deren historischer Nachhall sie sind. Sie sind von bei weitem geringerem Belang, sobald die macedonisch-griechischen Interessen obwalten. Da sind dem Autor denn auch zuweilen böse Irrthümer begegnet. Hier will ich nur noch die Berichte der Autoren über den Tod Alexanders mit einander erörtern.

Plutarch und Arrian, welche Zeitgenossen sind, Plutarch etwas älter, haben für ihre Darstellung des Ereignisses die königlichen Tagebücher (*αἱ βασιλικοὶ ἐγρηγορίδες*) benutzt; die Auszüge, die sie aus denselben liefern, stimmen jedoch nicht ganz überein. Bei Arrian tritt die Absicht, einen neuen großen Zug zu unternehmen, stärker hervor; bei Plutarch liest man nur, daß der franke König durch die Erzählungen des aus Indien heimgekehrten Nearch erheitert worden sei. Prodigien haben beide. Das Bemerkenswertheste derselben kehrt auch bei Diodor wieder. Eine Angabe, die Plutarch verwirft, kommt bei Diodor als eine sichere Erzählung vor, daß nämlich Alexander, bei einem Gelage den großen Becher des Herakles austrinkend, sich plötzlich unwohl gefühlt und sich habe wegbringen lassen. Ueber diese Meinung ließe sich streiten. Auf der einen Seite könnte man sagen: in den officiellen Tagebüchern habe man diese Scene zu erwähnen absichtlich vermieden; auf der anderen könnte man anführen, daß die mündliche Erzählung es liebt, ein bestimmtes Factum

hervorzuheben, ohne dasselbe genau zu prüfen. Der letzten Meinung wird man sich ohne Bedenken anschließen und die Scene beim Trinkgelag verwerfen müssen. Eben an diese knüpft sich nun aber die Tradition von der Vergiftung; ich will darüber noch ein paar Worte hinzufügen. Diodor nimmt dieselbe nicht an; da er sie jedoch bei einigen Schriftstellern findet, hält er für nothwendig, sie zu erwähnen¹⁾: Antipater, mit Olympias entzweit und gewarnt durch das Schicksal des Parmenio, habe durch einen seiner Söhne, der Alexanders Mundschent war, ihn vergiften lassen: *διὰ τοῦ ἰδίου υἱοῦ, τεταγμένον περὶ τὸν κῆρανον, δοῦναι πικρὸν θανάσιμον φάρμακον τῇ βασιλεῖ* (c. 118): eine Erzählung, die sich aus dem Vorangegangenen insofern erklären läßt, als eben bei dem Schmaus Alexander von dem tödtlichen Krankheitsanfall betroffen wurde. Der Mundschent, der hier nicht genannte Sohn des Antipater, würde der jüngste, Jollas, sein.

Justin XII, 13 erzählt die Vergiftung als eine unbezweifelte Thatsache; er leitet sie mit den Worten ein: *re autem vera insidiae fuerunt* (§ 10). Ihm zufolge fürchtete Antipater, von Alexander nach Asien zu kommen aufgefordert, das werde zu seinem Tode führen und ließ das Gift durch Kassander, den einen, an Jollas, den andern seiner Söhne überbringen; der letzte gab es dem König bei dem Gastmahl, das er bei dem Thessalus Medius einnahm und das eben zu diesem Zweck angestellt worden war. Die Krankheits Symptome stellten sich sofort ein. Es heißt: mitten im Trunke habe Alexander einen Schrei ausgestoßen, als sei er von einem Geschoß getroffen: *repente velut telo confixus ingemuit* (c. 13)²⁾. Diese Version ist es, welche Plutarch bei seiner

1) *Ἐπεὶ δὲ τινες τῶν συγγραφέων περὶ τῆς τελευτῆς τοῦ βασιλέως τούτου διαπεφωνήκασιν, ἀποφαινόμενοι διὰ φαρμάκου θανάσιμου γεγενῆσθαι τὸν θάνατον, ἀναγκαῖον ἡγοῦμεθα δεῖν μὴ παραλιπεῖν αὐτῶν τοὺς λόγους, c. 117 fin.*

2) Curtius bemerkt, daß die Meisten die Erzählung von der Vergiftung Alexanders für wahr gehalten hätten (*veneno necatum esse credidere plerique*); und fügt hinzu: durch den Einfluß der Nachfolger Alexanders sei diese Nachricht unterdrückt worden (*haec, utcumque sunt credita, eorum quos rumor asperserat, mox potentia extinxit*), was sich in ähnlicher Weise bei Justin findet (*infamiam successorum potentia oppressit*) und von Diodor als Ansicht Anderer berichtet wird (*πολλοὺς συγγραφεῖς μὴ τολμᾶν γράψαι περὶ τῆς φαρμακείας*).

Erzählung widerlegen wollte. Alexander, sagt er, habe weder den Becher des Herakles ausgetrunken, noch, wie man angebe, Schmerz im Hinterkopfe gefühlt (c. 75): οὐτε σκύβον Ἡρακλέους ἐκπιῶν οὐτε ἄγρω διαλύης γενόμενος τὸ μετὰφρονον ὡσπερ λόγῳ πεπληγώς. Er meldet aber, einige Jahre darauf sei der Olympias eine Anzeige von dem Verbrechen des Jollas gekommen; sie habe den Leichnam desselben wieder ausgraben lassen¹⁾. Auch erwähnt er, daß dem Antipater das Gift von Aristoteles nachgewiesen und von diesem in dem Hufe eines Lastthiers eingeschlossen dem Jollas zugesandt worden sei²⁾; das Gift sei einem Trunke kalten Wassers ähnlich gewesen.

Bei Arrian VII, 27, erscheint die Erzählung von der Vergiftung, obwohl er sie verwirrt, gleichwohl noch bestimmter. Kassander wird als Ueberbringer des von Aristoteles seinem Vater gegebenen Gifttrankes bezeichnet und das Motiv des Jollas hinzugefügt; es entsprang aus der griechischen Liebe.

Was soll man zu diesem Wust von abenteuerlichen Fabeleien sagen. Ihr Ursprung läßt sich vielleicht auf folgende Weise erklären. Wenn Hypereides in Athen auf Ehrenbezeugungen für den Mundschenk des Königs antrug, weil man durch ihn von Alexander befreit worden sei, so wird man dabei an die wichtige Combination späterer Zeit erinnert, nach welcher der Arzt, dem man den plötzlichen Tod eines Papstes zuschrieb, als Befreier des menschlichen Geschlechtes gepriesen wurde. Der Schenke, der die ausschweifende Trunksucht Alexanders nicht gehindert hatte, wurde als der Mörder desselben geehrt. Nun war leicht hinzugedichtet, daß Jollas selbst von Alexander beleidigt worden und daß Antipater, immer in Differenzen mit der Olympias verwickelt, den Sohn zu der That veranlaßt habe. Dann wurde der große Philosoph, der durch die Behandlung des Kallisthenes sich beleidigt gefühlt habe, als Mitverschwörer herbeigezogen.

1) Di. 115, 4; 317 v. Chr., wie dies auch Diodor (XIX, 11) berichtet.

2) Auch Plinius, Hist. nat. XXX g. E. gedenkt dieses Giftes, von dem er sagt: unguis mularum repertas neque aliam ullam materiam, quae non perroderetur a veneno Stygis aquae, cum id dandum Alexandro Magno Antipater mitteret, dignum memoria est magna Aristotelis infamia excogitatum.

Das Gelag bei Medius war auch in den Tagebüchern erwähnt; und der Anlaß zur Krankheit Alexanders wurde in der langen Ausdehnung desselben gesucht. Die Differenz der Erzählung über den Tod Alexanders besteht also nur darin, daß in der Tradition des Diodor, der sich Trogus Pompejus (nach Justin) angeschlossen, der Ausbruch der Krankheit in einen präcisen Moment, nämlich das Austrinken des herkulischen Bechers gesetzt wurde. Dabei eben habe Alexander jenen Schmerz im Hinterkopf gefühlt, mit welchem seine Krankheit begann. Das war die gang und gäbe Tradition, an die sich auch die fabulose Vergiftungsgeschichte anknüpft. Der Inhalt der Ueberlieferung ist, daß die Krankheit Alexanders durch übermäßigen Genuß des Weines veranlaßt worden sei. Die allgemeine Annahme des Alterthums war, daß Alexander seine im übrigen große Vorzüge durch Trunksucht besleckt habe. So spricht sich Curtius in seinem moralischen Schwung sehr nachdrücklich aus.

An einer bekannten Stelle des Vellejus (II, 41, 1) wird Cäsar über Alexander gestellt, weil er nüchtern gewesen sei; Seneca schreibt den Tod Alexanders ausdrücklich den übermäßigen Genuß des Weines und dem herkulischen Becher zu, epp. mor. 83:

§ 23. Alexandrum tot itinera, tot praelia, tot hiemes, per quas victa temporum locorumque difficultate transierat, tot flumina ex ignoto cadentia, tot maria tutum dimiserant, intemperantia bibendi et ille Herculaneus ac fatatis soyphus condidit.

Im Laufe der Studien habe ich in der Hoffnung, noch einige Aufklärungen zu finden, das Itinerarium Alexandri ad Constantium in die Hand genommen. Die Schrift zeugt von dem Interesse, das man im vierten Jahrhundert unserer Aera an der Geschichte Alexanders nahm. Das Itinerarium wurde bei den orientalischen Unternehmungen des Constantius an denselben gerichtet, ungefähr um das Jahr 340 unserer Aera. Die Mühe der Lektüre, welche die Schwierigkeit der Latinität und die Verderbtheit des Textes verursacht, wird durch das Ergebnis nicht belohnt. Zum größeren Theil ist das Itinerarium ein Excerpt des Arrian; an anderen Stellen entspricht es dem Berichte Diodors¹⁾.

1) Eine Vergleichung der Schrift mit den bei den anderen Autoren vorkommenden Angaben findet sich in der Abhandlung von Kluge *De itinerao Alexandri Magni* (Vratislaviae 1861).

Zuweilen finden sich aber auch Notizen, die weder der eine, noch der andere dieser Autoren hat. Ich unterlasse es, sie aufzuzählen. Die auffallendste besteht in der Nachricht von einer Mission Alexanders an die Satrapen in Vorderasien im Anfang seiner Kriegszüge, deren Zweck gewesen sei, sie auseinander zu halten: denn nicht mit Allen auf einmal habe er schlagen wollen.

Nicht übel drückt sich der Autor über den Tod Alexanders aus, wenn er sagt: der Mann, welchen keine feindlichen Waffen zu erlegen vermocht hätten, sei durch ein zu großes jugendliches Vertrauen in seine Kräfte zu Grunde gerichtet worden (*ut quem tot bellis adversa vulnera non vicerant, eum fati invidia juvenilis confidentia solveret*); er sieht darin einen Zufall, den Neid des Schicksals, während Justin (XII, 16, 12) sagt: Alexander sei umgekommen: *non virtute hostili, sed insidiis suorum et fraude civili*.

III. Ueber die römischen Alterthümer des Dionysius von Halicarnaß.

Dionysius gehört zu der literarischen Schule, welche sich in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts vor unserer Aera der Ausartung der griechischen Beredsamkeit, die in den asiatischen Städten um sich gegriffen hatte, mit Ernst und Eifer widersetzte. In jeder Literatur oder, wie wir es erleben, in mehreren gleichzeitigen zusammen macht sich zuweilen ein Geist der Uebertreibung in Ausdruck und Gedanken geltend, gegen welchen Vernunft und besseres Beispiel lange vergebens ankämpfen. Dionysius ist erstaunt, daß es in seiner Epoche mit einer solchen Gegenwirkung glücklich ging; er weiß nicht, ob er es dem Eingreifen eines Gottes oder dem natürlichen Kreislaufe der menschlichen Dinge zuschreiben soll; das Meiste trug wohl, wie er mit Recht annimmt, die Berührung der griechischen Literatur mit den Römern dazu bei. Eine frische und unverdorrene Nation, durch lebendige Beschäftigung mit den großartigsten Angelegenheiten gehoben, konnte unmöglich an diesen Verunstaltungen Geschmack finden. Indem sich die Römer der Bildung der Griechen angeschlossen, übten sie zugleich auf dieselben einen heilsamen Einfluß aus. Dionysius, der den Zustand der griechischen Literatur mit einem Hauswesen vergleicht, in dem die sittsame Hausfrau Nichts mehr vermag und eine freche Hetäre die Leitung an sich gerissen hat, bemerkt mit Vergnügen, daß die attische Muse wieder zu Ehren komme. Er selbst macht es sich zum Geschäft, durch eine Würdigung der alten Dichter, Redner und Historiker in Beziehung auf den Ausdruck zur Herstellung des guten Geschmacks beizutragen.

Nun geschieht aber wohl, daß man bei einer Beurtheilung früherer Schriftsteller von einem allgemeinen literarischen Stand-

punkt aus in Gefahr geräth, ihre Eigenthümlichkeit zu verkennen. Es bedarf keiner weiteren Ausführung darüber, daß das dem Dionysius besonders in Bezug auf Thuchdides begegnet ist. Von der Erörterung der Eigenheiten des thuchdideischen Ausdrucks ging er auch zu einer Kritik seines historischen Werkes fort. Er hatte keine Ahnung davon, was es heißen will, gleichzeitige Geschichte genau zu erkunden und unparteiisch zu schreiben, und welch ein Werth für alle folgenden Zeiten in einem solchen Werke liegt. Es setzt ihn vielmehr in Erstaunen, daß Thuchdides eine Periode gewählt habe, in der Griechenland anfangs glücklich ist und dann unglücklich wird; der peloponnesische Krieg hätte nie geführt werden, wenn es aber einmal nicht zu ändern war, in ewiges Stillschweigen begraben werden sollen. Dionysius hatte ein Ideal der Geschichte im Kopf, in welchem die Bedeutung des Stoffes und die Darstellung zusammenwirken sollten, um das Vortreffliche hervorzubringen.

Als die wesentlichste Rückwirkung der Römer auf die griechische Literatur darf man es vielleicht ansehen, daß sie dem ausgebildeten Geiste der Griechen durch ihre äußere nicht nur, sondern auch ihre innere Geschichte gleichsam eine neue Arena darboten. Dionysius von Halicarnaß wählte sich die Epoche der älteren römischen Geschichte zu seinem Gegenstand.

In seiner Vorrede verwahrt sich Livius dagegen (§ 6), daß er das, was über die Zeit vor der Erbauung der Stadt erzählt werde, für historisch halte. Gerade dieser Zeit hat nun aber Dionysius von Halicarnaß ein ganzes Buch seiner Antiquitäten gewidmet, von dem wir zunächst zu reden haben. Wir besitzen eine kleine, jetzt nach meinem Dafürhalten mit Unrecht bei Seite geschobene Schrift de origine gentis Romanae, die dazu bestimmt war, einer schon vorhandenen römischen Geschichte die Darlegung von dem Ursprung des römischen Volkes hinzuzufügen. Männer von großem Namen in diesen Studien haben wohl gemeint, daß dies Buch erst im 15. oder 16. Jahrhundert verfaßt sei. Allein in neuerer Zeit kann dasselbe unmöglich erdichtet sein ¹⁾.

1) Das ist von Mähly in der Abhandlung De auctore libelli, qui inscribitur de origine gentis Romanae (in Jahns Jahrbüchern für Philologie 18. Bb. 1852 S. 132 ff.) nachgewiesen. Vergl. Rubino, Beiträge zur Vorgeschichte Italiens S. 108 ff.

Es kommen darin Stellen vor, die erst im armenischen Eusebius zu Tage getreten sind. Auch fällt es mit einigen Fragmenten aus Diodor zusammen, die erst in unserer Zeit wieder aufgefunden worden sind. Wahrscheinlich rührt das Buch aus dem vierten oder fünften Jahrhundert her, in welcher Epoche, wie die *Panegyrici veteres* zeigen, noch eine sehr gute Kenntniß des Alterthums vorhanden war. Die Citate sind nur oberflächlich und bisweilen selbst unrichtig¹⁾; aber deshalb nicht gradehin zu verwerfen. Man ersieht aus denselben, daß es eine ausgebreitete Literatur über diesen Gegenstand gab; eine ganze Reihe von Autoren wird genannt, die fast sämmtlich verloren sind²⁾. So hat auch Dionysius eine Anzahl von Gewährsmännern römischen Ursprungs, von denen keiner erhalten ist, erwähnt. Das Werk des Dionysius ist allein, wenn gleich nur fragmentarisch, auf uns gekommen. Man muß es schon deshalb mit einer gewissen Ehrerbietung begrüßen, weil es das einzige ist, das sich über die Anfänge und das höhere Alterthum von Rom verbreitet. Nicht allein mit dem griechischen Rhetor also haben wir es zu thun, sondern mit den Resten einer unvordentlichen Zeit, die er zusammenstellt. Man möchte fast wünschen, Dionysius wäre mehr ein Sammler gewesen, und hätte kein Historiker sein wollen. Wie weit bleibt er da hinter anderen zurück! Die Reden, die er nach deren Muster einflicht, entschädigen nicht durch Gedankenreichtum für die Fiction, die dabei obwaltet. Man bewundert die Geschicklichkeit des Perioden-

1) Z. B. bei der Anführung Catos zu Ende von c. 15. Die mehrfache Uebereinstimmung der Citate mit den anderwärts, besonders in den Virgilcommentaren vorkommenden Anführungen zeigt, daß dieselben ursprünglich den Schriftstellern, die angeführt werden, selbst entnommen und keineswegs, wie man gemeint hat, willkürlich erfunden sind. Dafür, daß das Werk des Dionysius von dem Verfasser benutzt worden sei, liegt kein Beweis vor. Denn wenn die Etymologie des Wortes *Aborigines* im Sinne von „Bergbewohnern“ nur bei ihm und Dionysius sich findet, so ist doch zu bemerken, daß der Grieche dieselbe mit der Ansiedlungsweise in Arkadien (I, 13), der Römer mit der großen Fluth (c. 4) in Verbindung gebracht hat.

2) Wie denn auch Hieronymus eine verloren gegangene *Latina historia de origine gentis Romanae* benutzt hat (Mommson, in den Abhandlungen der königlich Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften I, S. 680).

haus, die Wahl der Worte. Dabei ermüdet aber doch der geduldigste Leser. Allein der Autor hat mannichfache Materialien vor sich, die doch wieder seinem Werke einen gleichsam von ihm selbst unabhängigen Werth verleihen, und ohne deren Herbeiziehung keine Kunde des römischen Alterthums möglich ist. Daraus entspringt die Aufgabe der Forschung. Die sorgfältige Darstellung muß hintangeseht, das ihr zu Grunde liegende Material ausgeschieden und hervorgehoben werden.

Als Dionysius in der Mitte der Ol. 187 (I, 7), etwa 30—29 vor unserer Aera nach Rom kam, der Hauptstadt der Welt, — denn das war Rom damals bereits, — war er entrüstet darüber, daß manche gelehrte Griechen den Ursprung der Stadt von zusammengelaufenem Gefindel herleiteten; er verwirft dies nicht allein, sondern er stellt die Behauptung auf, daß die Latiner und die Römer griechischen Ursprungs seien. Heutzutage wird man durch diese Behauptung eher abgeschreckt, als angezogen werden. Man wird jedoch begierig sein, zu erfahren, auf welchem Wege Dionysius zu derselben gelangte, und welches die Uebersieferungen sind, auf die er sich hiebei stützt. Denn selbst, wenn sein Beweis nicht erbracht werden sollte, behalten diese ihren Werth.

Ich werfe zunächst einen Blick auf die Grundlage des Ganzen, die Combination von Aboriginern und Pelasgern.

Aboriginer und Pelasger.

Dionysius hält die Pelasger für gute Griechen. Sie sind ihm Eingeborene des Peloponnes und haben ihren Namen von Pelasgos, dem ersten Menschen, welchen Zeus mit einem sterblichen Weibe zeugte (I, c. 11). Sie ziehen nach Thessalien, welches sie den barbarischen Ureinwohnern abgewinnen, und fünf Generationen hindurch haben sie die Berge und Thäler inne, bis sie von den Vorvätern der späteren Aetoler und Lokrer unter Anführung des Deucalion besiegt werden und sich nach allen Seiten zerstreuen. Die Meisten gehen nach Dodona, wo sie durch ein Orakel sich nach Italien zu wenden bestimmt werden ¹⁾. Es ist eigentlich nicht ihr Wille; von Wind und Wellen

1) Nach einer Ueberlieferung, welche sich bei Diodor XII, 113 findet, verließen die Pelasger Thessalien zur Zeit der deucalionischen Fluth und siedelten sich in den Gegenden zwischen Alpen und Apenninen an.

lassen sie sich nach der spinetischen Mündung des Po treiben. Hier bleiben einige zurück, und anfangs geht es ihnen daselbst glücklich, doch werden sie zuletzt von den Barbaren der Umgegend überwältigt. Die anderen dringen gegen die Ombriker vor. Bei diesem Angriff gerathen sie jedoch in Nachtheil; von den Feinden höher in die Gebirge gedrängt, gelangen sie zu den Aboriginern. Und hier vollzieht sich die große Verbindung, auf die es Dionysius besonders ankommt. Die Aboriginer, im Krieg mit den Sikulern begriffen, gegen die sie Hülfe brauchen, lassen sich leicht dazu bestimmen, die Pelasger aufzunehmen. Beide Völkerschaften führen nun ihre Kriege gemeinschaftlich. Den Ombrikern gewinnen sie Kroton ab (I, 20), das die Pelasger behaupten. Von den Aboriginern werden die Sikuler immer weiter gedrängt, bis das ganze Gebiet zwischen Tiris und Tiber aboriginisch geworden ist. So die Erzählung des Dionysius. Aber mit Unrecht würde man annehmen, daß ihm bei derselben besondere Ueberlieferungen vorgelegen hätten. Dionysius argumentirt aus einigen Stellen des Herodot und Thucydides, von denen man aber sehr bezweifeln muß, ob er sie richtig erklärt hat.

Der vornehmste Autor, den er anführt, ist Hellanikus von Lesbos (I, 28), nach welchem die Pelasger unter ihrem König Nanas von den Hellenen verjagt wurden, bei dem Fluß Spines an dem ionischen Meerbusen ihre Schiffe verlassen und im Binnenlande Kroton erobern.

Unter dem Flusse Spines verstand Dionysius das Ostium Spineticum des Padus; unter Kroton verstand er Cortona, wohin er die Pelasger vordringen ließ.

Da kam ihm nun eine Stelle des Varro zu Statten, die wir noch aus einer anderen als der dionysianischen Anführung kennen, nämlich aus einem Citat des Macrobius, dem sie dient, um den Ursprung der Saturnalien zu erläutern (I, 7, 28). Varro läßt die Pelasger, aus ihren Sizen verjagt, größtentheils nach Dodona gelangen, wo ihnen ein Orakel zu Theil wird, in dessen Folge sie nach Italien gehen. Das Orakel ist erfüllt, als sie nach Cutilia gelangen, wo sie einen See mit schwimmender Insel finden¹⁾. Es ist der See auf dem Wege von Antrodoco nach Rieti, in der sogenannten Tempe Reatina.

1) Varro (bei Plinius Hist. nat. III, 17, 109) bezeichnet den See

Diese beiden Erzählungen combinirt Dionysius mit vieler Geschicklichkeit. Aus Hellanikus nahm er auf, daß die Pelasger aus ihren alten Sizen von den Hellenen vertrieben worden, aus Varro, daß sie in ihrer Zerstreung nach Dodona gelangt seien. Dem fügt er wieder nach Hellanikus zu, daß sie zuerst nach Spina gegangen seien, wo sie ihre Schiffe zurückgelassen hätten; er nahm an, daß dort die einen eine Stadt gegründet, aber die andern ließ er dann nicht sogleich nach Cortona gehen; er brachte sie erst, nach Varros Andeutung, in die Mitte des Gebirgs, und nachdem sie sich hier durch Bundesgenossen verstärkt hatten, ließ er sie Cortona einnehmen.

Durch diese überaus gewagte Combination entstand eine Geschichte, von der weder der eine noch der andere der Gewährsmänner eine Vorstellung gehabt hatte.

Noch ein Moment dürfen wir nicht unerwähnt lassen: die Verbindung von Pelasgern und Aboriginern. Varro behauptet sie nicht wörtlich; er gedenkt eines Orakels, das Dionysius auch aus einer anderen Quelle kannte. Darin wurden die Pelasger aufgefordert, nach dem Saturnischen Lande der Aboriginer zu gehen. ἡδ' Ἀβοριγινέων Κοτύλην οὐ νᾶσος ὄχειται (I, 19). Dionysius hält die Echtheit des Orakelspruches für unzweifelhaft, was sie theillich nicht ist; er gedenkt eines nicht unberühmten Mannes, Lucius Mannius, der die Verse in dem Haine des dodonäischen Jupiter auf einem Dreifuß in uralten Buchstaben eingegraben gesehen haben wollte. Für ihn war das Document unschätzbar; es bewies ihm seinen Satz, daß die Pelasger zu den Aboriginern gekommen, und gab ihm Anlaß, eine Verbindung zwischen den beiden Völkern anzunehmen. Auch Varro nahm das Orakel an und nennt den Ort unter den aboriginischen Städten, wie schon von Cato Cutilia als die vornehmste Stadt der Aboriginer bezeichnet worden war¹⁾.

Kommen wir nun auf die Aboriginer selbst. Dionysius

von Cutilia (Pago di Contiglione) als den Nabel Italiens (umbilicus Italiae). Auch die schwimmende Insel ist noch jetzt vorhanden (Berlach und Bachofen, Geschichte der Römer I, S. 113 U. 4).

1) Cato bei Dionysius II, c. 49; p. 172 Kießling — nach der Lesart von Lupus in dessen lateinischer Uebersetzung des Dionysius, dem Selenius, Glareanus und der neueste Herausgeber gefolgt sind.

erörtert die Meinungen, welche die römischen Schriftsteller, die ihm vorlagen, über die Aboriginer ausgesprochen hatten, von denen sie den Ursprung der Römer herleiteten.

Nach den Einen bedeutet das Wort Autochthonen „Stammväter“ (*γενάρχοι, πρωτόγονοι* I, 10); und sie führen diesen Namen, weil sie der Stamm, aus dem die Römer hervorgegangen, gewesen seien. Von anderen wird das Wort in Aboriginer verwandelt; man verstehe darunter heimathlose Menschen, die auf ihren Irrfahrten sich vereinigen, feste Plätze einnehmen, Landbau treiben, aber auch zugleich Räubereien ausüben. Die beiden Meinungen sind an und für sich merkwürdig. Die eine nimmt ein festhaftes Urvolk an, aus dem Rom hervorgegangen sei, und die andere einen Ursprung aus verschiedenen Völkerschaften, welcher der weiteren römischen Sage entspricht. Die Auslegung des Wortes ist dabei Nebensache.

Es gab nun aber noch andere Meinungen, welche die Aboriginer selbst für eine fremde Colonie erklärten: die einen für eine ligurische zum Kampfe gegen die Ombriker, die anderen, zu denen Cato gehörte, für eine griechische, ohne daß diese näher bestimmt hätten, von wo und unter wem sie nach Italien geführt worden seien. Dionysius meint, sie müßten dann aus Arkadien gekommen sein. Von da nämlich leitet er die Peucetier und Denotrer ab, wofür er selbst eine Stelle aus Sophokles anführt (c. 12). Er meint, wenn die Aboriginer wirklich Griechen gewesen seien, so müßten sie von den Denotrern stammen; er nimmt es nicht von vornherein an, ist aber weit entfernt, es zu verwerfen. Er hält für wahrscheinlich, daß die Denotrer, wie sie viele andere Landschaften Italiens eingenommen, auch mit den Ombrikern in Krieg gerathen seien und ihnen Landestheile entrißen hätten. Da hätten sie den Namen Aboriginer angenommen; und zwar weil sie sich auf den Bergen angesiedelt (I, 13), wie es die Sitte der Arkadier noch heute sei. Diesen Ausführungen fügt Dionysius die Bemerkung hinzu, daß es leichtsinnig sei, die Aboriginer für Ombriker und Barbaren zu halten; man müsse Alles überlegen und dann urtheilen. Offenbar geht seine Meinung dahin, daß der alte Cato und Sempronius doch Recht haben, wenn sie die Aboriginer für Griechen erklären.

Dionysius glaubt wenigstens den Weg angegeben zu haben,

auf welchem Griechen in diese Gegenden gekommen sein könnten. Folgt man ihm aber einen Schritt weiter, so nimmt er, was er anfangs nur als Hypothese betrachtet hat, später als Thatsache an. Indem er nach Varro die Städte aufzählt, welche die Aboriginer den Umbriern entrißen, wiederholt er die Ansicht, daß sie von den Denotern abstammen, also Griechen seien. Dann gerathen sie mit den Sikulern in Kampf und zwar dadurch, daß sie eine Art ver sacrum ausschickten. Sie entreißen ihnen eine Anzahl von Ortschaften, unter denen Tibur, worüber dann ein Krieg ausbricht, länger als je einer früher. Die Aboriginer sind in diesem Kriege begriffen, als die Pelasger aus Thessalien ankommen. Dionysius meint, daß sie bei diesen freundliche Aufnahme gefunden haben, hauptsächlich weil sie ihre Stammesgenossen gewesen seien. Die Pelasger hat er, wie wir wissen, auf einem langen Umweg nach der Spinetischen Mündung des Po geführt.

Dionysius läßt nun durch die glücklich vereinigten Aboriginer und Pelasger ein bedeutendes Gebiet erobern, später aber die Pelasger sich wieder entfernen und zu Pelasger-Thyrhenern werden.

Als Anlaß bezeichnet er ein furchtbares Geschick, das er mit ungewöhnlich geschmückten Worten schildert. Eine schreckliche Dürre habe das Land heimgesucht, die Quellen seien vertrocknet, keine Feldfrüchte mehr gewachsen, und zugleich die Geburten der Menschen und Thiere verkrüppelt oder unreif zu Tage gekommen. Durch ein Orakel, das ihnen einer ihrer Ältesten auslegt, werden sie inne, daß sie Strafe leiden, weil sie einst in einem unfruchtbaren Jahre dem Zeus, dem Apollo und den Kabiren den Zehnten von Allem, was ihnen in diesem Jahr zuwachsen würde, gelobt und dann das Beste, die in dem Jahre geborenen Menschen, nicht geopfert haben (c. 23). Indem sie nun die Schuld gut zu machen suchen, bricht über die Ausführung eine Entzweiung aus, in welcher das Land verödet und die Meisten es verlassen, vertrieben oder freiwillig. Diese sind es nun, welche als Pelasger-Thyrhener alle Meere und Küsten unsicher machen. Dionysius ist weit entfernt, die Pelasger für Thyrhener oder die Thyrhener für Pelasger zu erklären; er hält sie für vollkommen verschieden. Er nimmt aber an, daß die sogenannten Pelasger-Thyrhener nur Pelasger seien; den Namen Thyrhener habe man ihnen

gegeben, weil sie, in der Nähe von Thyrhenien sesshaft, von den Thyrhenern die Seefahrt erlernt hatten. Als sie nun tapfer und thätig in See erschienen, furchtbar durch ihren Seeraub, habe man ihnen den Namen Pelasger-Thyrhener gegeben. Für seine Anschauung ist es wesentlich, daß die Pelasger selbst geradezu Thyrhener genannt werden. In dieser Ueberzeugung hat er die Stelle aus Myrsilus, die er nicht allein anführte, sondern ausschrieb, in der eigentlich nur von den Thyrhenern die Rede war, auf die Pelasger umgedeutet; er hat dabei kein Arg, er sagt es ganz unbefangen heraus (I, c. 23) ¹⁾. Von den Thyrhenern behauptet er mit aller Entschiedenheit, daß sie Eingeborene gewesen; man habe sie von den Bauten, die sie ausführten, Thyrhener genannt.

Unter allen Behauptungen des Dionysius ist keine, welche mehr bestritten worden wäre, und größeren Einfluß ausgeübt hätte; da er die Thyrhener für Eingeborene Italiens erklärt, so verwirft er die Erzählung, daß sie aus Sydien eingewandert seien, obwohl dies Herodot berichtet hatte, mit vieler Entschiedenheit. Ich denke nicht, daß man auf seine Beweisführung großen Werth legen darf.

Er hat einen alten, aus Sydien stammenden Autor über die Geschichte dieses Landes nachgeschlagen, den er wegen seiner Kunde des Alterthums höchlich rühmt, des Namens Xanthus. Bei diesem aber findet er von einer solchen Auswanderung keine Andeutung. Er bemerkt, daß von den beiden Söhnen des Atys, welche Herodot anführt, derjenige, welchen derselbe Thyrhenos nenne, sich bei Xanthus gar nicht finde, sondern ein anderer des Namens Torrhebos, der nicht etwa ausgewandert sei, sondern nach seines Vaters Tod den Landstrich, der nach ihm Torrhebien genannt worden, erhalten habe (c. 27, 28).

Im Alterthum gab es eine dem Xanthus untergeschobene Geschichte; aber ich denke nicht, daß Dionysius an eine solche gerathen ist. Wenn die von Dionysius angeführte Stelle aber auch in dem alten Xanthos stand, so wäre sie doch keineswegs beweisend.

Der modernen Forschung war es aufbehalten, doch eine

1) Myrsilus ist ein Geschichtschreiber aus der Zeit der ersten Ptolemäer.

Verknüpfung der Thyrhener mit Kleinasien aufzufinden. Otfried Müller leitet den Namen der Thyrhener von Thyrhe her, einer Stadt im südlichen Sydien am Kaystros, im Lande, welches Thyrhebien hieß, sodaß Thyrheber und Thyrhener identisch sind (Etrusker I, 80); der Thyrhebos des Xanthus und Thyrhenos des Herodot sind hienach eine und dieselbe Person. Die Behauptungen des Dionysius erweisen sich also ohne allen realen Werth (I, c. 28).

Man könnte vielmehr dadurch zu der Meinung geführt werden, daß eine Auswanderung von Sydien doch wirklich stattgefunden habe, wohl nur in der Form räuberischer Seezüge, deren Bezeichnung sich von jenem Thyrhe herschrieb, was dann, da die Sydier mit den semitischen Stämmen zusammenhängen, die Verbindung Etruriens mit dem orientalischen Alterthum erläutern würde. Wir lassen das jedoch dahin gestellt sein: die Parteinahme des Dionysius dagegen erklärt sich aus seiner Hypothese überhaupt. Die Thyrhener mußten in Italien Einheimische sein; denn sonst würde er die Pelasger mit ihnen auf die eine oder andere Weise haben identificiren müssen, aber dadurch wäre seine Behauptung, daß die Pelasger Griechen seien, hinfällig geworden.

Die Hauptsätze, die er versichert, sind eben diese drei: daß die Aborigener Griechen seien, die mit den Denotern zusammenhängen, die Pelasger ebenfalls Griechen, die Thyrhener aber Eingeborene. Man wird darin übereinstimmen, daß die Beweisführung des Dionysius eine sehr ungenügende ist, aber sehr willkommen sind die Notizen, die er aus römischen und griechischen Autoren beibringt. Von Myrsilus und Xanthus würden wir ohne ihn nur wenig wissen. Barros und Catos Ansichten lernen wir aus Dionysius erst eigentlich kennen. Von Barro, dessen Schrift *antiquitates rerum humanarum et divinarum* er mit der Bezeichnung *ἀρχαιολογία* citirt, hat er wohl den Titel seines eigenen Buches *ῥωμαϊκὴ ἀρχαιολογία* hergenommen¹⁾, welchen Titel dann Josephus, wie wir bemerkten, für seine jüdische Archäologie herübergenommen hat.

1) Die origines des Cato bezeichnet er als *ἱστορίαι ἀρχαιολογούμενη*.

Aeneas und seine Nachkommen in Latium.

Bei dem, was Dionysius über die ersten Gründungen vorbringt, aus denen Rom hervorgegangen ist, hält er sich an die in dem Buche de origine gentis Romanae beigebrachten Stellen aus Cato. Er ist ihm, wenn wir nicht irren, selbst im Einzelnen gefolgt.

Unter anderem stimmt Dionysius mit Cato ¹⁾ und, wie wir aus einem einseitigen Fragment des Fabius Maximus ²⁾ schließen können, auch mit diesem Autor insofern überein, daß Aeneas bei dem Anblick des Hügels, der ihm durch ein göttliches Zeichen zur Erbauung von Lavinia angedeutet war, erschrocken sei, weil das Land umher ihm sehr unfruchtbar vorkam (I, 56). Wenn dann Dionysius zwei Erzählungen über das Wunder, durch welches Aeneas bewogen worden sei, sich an dem Platze anzusiedeln, anführt: entweder durch eine Stimme aus dem Walde oder eine Erscheinung der Penaten (*οἱ πατρῴοι θεοί*), so ist das letzte eben die Tradition bei Cato; er erwähnt die simulacra penatium per quietem ³⁾. Wir setzen diese Vergleichung noch weiter fort.

Das Zusammentreffen des Aeneas und Latinus wird sehr ähnlich geschildert; bei Cato ⁴⁾ eigentlich verständlicher, bei dem es heißt: Latinus bemerkte, daß seine Feinde in voller Kriegsrüstung seien, während seine eigenen Leute nur mit Schleudern und Stöcken (*sudibus*) bewaffnet wären und durch ihre Thierfelle gehindert den linken Arm nicht frei hätten. Dionysius erzählt seinem System gemäß, Latinus habe wahrgenommen, die Tro-

1) Cato bei dem auct. de orig. gentis Rom. c. 12 fin. frgt. 15, p. 270 bei Roth in der Gerlach'schen Ausgabe des Callust.

2) Bei Roth, p. 309 frgt. 2.

3) Bei Dionysius c. 56, p. 69, 21 Kießling: ἕτεροι λέγουσι . . . τῷ ἀνδρὶ . . . ὡς ἔτυχεν ἀλλισθέντι τὴν νύκτα ἐκείνην, ἐπιστῆναι μεγάλην τινα καὶ θαυμαστήν ἐνυπνίου τῶν θεῶν τιμῶν πατρῴων εἰκασθεῖσαν ὄψιν, welche ihm dasselbe sagt, wie jene Stimme im Wald. Cato bei dem Verfasser der origo führt deorum penatium simulacra redend ein: post annos totidem, quot foetus illius suis essent, Trojanos in loca fertilia atque uberiorem agrum transmigraturos et urbem clarissimi nominis in Italia condituros.

4) a. de or. g. R. c. 13.

janer seien gerüstet wie Griechen (*ὀπλισμένους ὡς Ἕλληνας* c. 57, p. 70, 15 Kießling) und ständen unerschrocken in ihrer Schlachtordnung. Nach Cato ist Latinus durch göttliche Vorzeichen (*extis ac somniis*) erinnert worden, er werde besser thun, wenn er sich mit den Ankömmlingen verbinde, wodurch er stärker, als seine Feinde werden würde. Er vernimmt, daß die Ankömmlinge Troer seien, welche, mit den Bildern ihrer Götter herumirrend, nach einer festen Ansiedlung suchen. Er trifft mit ihnen eine Abkunft, durch welche sie sich gegenseitig verpflichten, in Zukunft immer dieselben Feinde und Freunde zu haben. Bei Dionysius werden die beiden Führer, Latinus sowohl wie Aeneas, durch göttliche Erscheinungen abgemahnt, mit einander zu streiten, der letzte abermals durch seine heimischen Götter, die ihn heißen, durch Ueberredung den Latinus zu vermögen, ihm eine Wohnstätte einzuräumen. Man darf nicht glauben, daß das eine Erfindung des Dionysius sei; ihm wird vielmehr eine noch ausführlichere Darstellung vorgelegen haben, als die, welche uns aus Cato in der origo erhalten ist, aber diese enthält immer schon die Hauptsache. Auch von dem Zwiegespräch zwischen Aeneas und Latinus kommt in dem Auszug eine Andeutung vor (c. 13 *per colloquium inquisito qui essent quidvis peterent*); aber Dionysius hat es zu ausführlichen Reden ausgearbeitet, die gar nicht übel erfunden sind. Die Worte des Vertrags sind bei beiden Autoren ziemlich dieselben: *κοινῆ ἀμφοτέρους τὰ κράτιστα ἐπὲρ ἀλλήλων πράττειν καὶ χειρὶ καὶ γνώμῃ*. Dion. I, 59; *ut communes quoque hostes amicosve haberent* or. g. R. 13. Die Bedingung, daß den Ankömmlingen der Hügel, den sie inne haben, und 40 Stadien im Umkreis überlassen werde, fehlt in dem Auszug aus Cato, der sich in der origo findet, allein daß Cato von einer Landabtretung berichtet hatte, ergiebt sich aus einem anderwärts aufbehaltenen Fragment desselben ¹⁾. Der Kampf mit den Rutulern, der dann eintritt, wird ebenfalls von beiden Autoren sehr ähnlich

1) Orig. I, 9 bei Jordan (vgl. Prolegomena p. XXVIII). — Die origo hat an einer früheren Stelle (c. 13) aus Domitius berichtet, daß Latinus 50 Jugera an Aeneas abgetreten habe, — eine Angabe, die aus Cassius Hemina bei Solinus II, c. 14 angeführt wird (Rubino, Beiträge zur Vorgeschichte Italiens, S. 130, N. 168).

erzählt; Latinus selbst und der Anführer der Rutuler, Turnus, den er früher zu seinem Schwiegersohn bestimmt hatte, fallen. Hierauf wird Aeneas in Folge seines Rechtsanspruches als König der Latiner anerkannt. Man sieht wenigstens so viel, daß diese erste Festsetzung der Troer auf latinischem Boden von Cato ungefähr ebenso erzählt wurde, wie bei Dionysius. Nicht so ganz einfach und gleichmäßig wird nun aber die Succession des Aeneas berichtet. Man stimmt überein, Aeneas sei mitten in dem Kriege gegen die Rutuler verschwunden; diesen selbst aber habe erst sein Sohn Ascanius durchgeführt. Die eigentliche Differenz zwischen Livius und Dionysius ist die folgende. Nach Dionysius ist der Nachfolger des Ascanius der Bruder desselben Silvius, der Sohn des Aeneas und der Lavinia (I, 70 cfr. II, 1).

Sehr verschieden davon ist die Auffassung des Livius, der dieser ältesten Geschichte zwar kurz, aber doch mit einer gewissen Umständlichkeit gedenkt. Livius scheint einen Sohn des Aeneas schon nach Troja zu versetzen. Ascanius, der zuweilen auch den Namen Julius führt, betrachtet er als den Sohn des Aeneas und der Lavinia. Bei dem Tode des Aeneas ist Ascanius zu jung, um die Regierung anzutreten. Seine Mutter regiert an seiner Stelle, bis er selbst herangewachsen ist. Dann folgt der Sohn des Ascanius, Silvius, von dessen Mutter die Rede nicht weiter ist. Der Unterschied ist also, daß bei Livius die Julier unmittelbar durch Ascanius, dem die Herrschaft zu Theil wird, von Aeneas abstammen, während bei Dionysius der Stammvater der Julier der älteste Sohn des Ascanius ist, welchem die Herrschaft verweigert wird. Diese gelangt nach dem Tode des Ascanius an Silvius, den Sohn des Aeneas von der Lavinia, die vor Ascanius, der hier immer als der ältere von Troja mitgebrachte Sohn des Aeneas gedacht wird, zu den Hirten im Gebirge geflüchtet war; von Silvius stammen die Silvier ab. Gewiß ist, daß die Julier hauptsächlich vermöge ihrer hierarchischen Stellung emporgekommen sind, und es könnte scheinen, als ob diese ursprüngliche Tradition bei Dionysius aufbehalten wäre. Daran aber, daß späterhin die Herrschaft an die Julier gekommen war, scheint sich die Version bei Livius zu knüpfen, nach welcher die Könige von Alba Longa regelmäßig von Ascanius abstammen. Von Aeneas und seiner Verbindung mit Lavinia stammt die

weltliche Macht von Alba Longa; die geistliche aber beruht auf der Abstammung der Julier durch Ascanius. Man wird hierbei an die Auffassung Virgils erinnert, nach welcher der Sohn des Aeneas, der diesen auf seiner Flucht begleitete, Julius genannt wird, II, 673 ff.: *Ecce autem complexa pedes in limine conjunx Haerebat parvumque patri tendebet Julum.* Dieser Julius ist schon in der Prophezeiung des Jupiter an die Mutter des Geschlechtes, Venus, (I, 267) zugleich mit dem zweiten Namen Ascanius erwähnt: *puer Ascanius, cui nunc cognomen Iulo Additur.* Er wird als der Nachfolger des Aeneas und Gründer von Alba Longa bezeichnet. Früher hieß er Iulus, dum res stetit Iulia regno.

Man erkennt darin die genealogische Ueberlieferung des julisch = augusteischen Hauses. Livius gerieth dadurch, daß die latinische Sage den Sohn des Aeneas von Lavinia herleitete, in große Verlegenheit. Er weiß nicht, ob er Ascanius mit Julius, der in Troja geboren sein soll, identificiren soll, oder nicht (*quis enim rem tam veterem pro certo adfirmet?*) Auch spricht er sich darüber nicht mit Bestimmtheit aus: *ubicunque et quacumque matre genitus*, I, 3, 3. Aber dabei beharrt er, die späteren Könige von Alba Longa von Ascanius selbst herzuleiten. Silvius ist ihm ein Sohn des Ascanius.

Er wurde damit der späteren Tradition nicht ganz gerecht: denn diese setzte voraus, daß Ascanius der Vorfahr der Könige von Alba Longa gewesen sei. Aber er widerspricht ihr doch nicht gradezu, indem er die Möglichkeit zuläßt, daß der troische und der latinische Ascanius eine und dieselbe Person seien. Er combinirt zwei Sagen, die einander doch ursprünglich widersprechen; die ältere Auffassung ist die, welche Dionysius aufbehalten hat. Bleiben wir bei dieser Differenz noch einen Augenblick stehen.

In einem Excerpt, welches Diodorus Siculus aus Fabius Pictor aufgenommen hatte, und welches aus demselben bei Eusebius wiederholt wird, finden sich zwar nicht wörtlich dieselben, aber sehr ähnliche Angaben, wie bei Dionysius. Auch Fabius Pictor wußte von einer nach dem Tode des Ascanius in Alba Longa über die Fortsetzung des Königthums ausgebrochenen Entzweiung. Er kennt den Sohn des Ascanius, Julius, so daß

Ascanius nicht selbst als Julius gedacht worden ist. Dieser Julius macht nach dem Tode des Vaters Anspruch auf die Succession. Aber es giebt auch noch einen Bruder des Ascanius, dem dieser sogar nach dem Tode getrachtet hat. Es ist der Sohn des Aeneas und seiner latinischen Gemahlin.

Fabius nannte die Gemahlin Lavinia nicht; er weiß auch Nichts von vertrauten Vorstehern der königlichen Heerden, von denen Dionysius spricht; aber er erzählt, daß der Knabe unter den Hirten in Berg und Wald erzogen worden sei, namque dum adhuc infantulus esset, in monte a quibusdam armentariis educatus Silvius est dictus ad nomen montis Latinorum, quam Silva vocitabant, Euseb. I, 285.

Man kann sich darüber nicht wundern, wenn einzelne Worte zweifelhaft sind: denn welchen Weg haben diese Notizen gemacht. Aus Fabius Pictor sind sie von Diodor aufgenommen, aus diesem von Eusebius, dessen Text dann ins Armenische übersetzt wurde, aus der armenischen Uebersetzung ins Latein. Nach Fabius bekam nun Silvius die Regierung, Julius aber das Priestertum. Bei beiden Autoren entscheidet das Volk nach Diodor bei Eusebius multitudinis electione, bei Dionysius I, 70 τὴν δίκην ἐπεψήφισεν ὁ δῆμος, der dann hinzufügt, der Grund sei gewesen, daß die Mutter des Silvius als Erbtöchter betrachtet worden sei (ἐπίκληρος)¹). Wenn nun Fabius Pictor weiter sagte: Julius autem pontifex maximus constitutus est et quasi secundus rex erat, so liegt diese Auffassung auch bei Dionysius zu Grunde, bei dem es heißt: *Ἰούλιω δὲ ἱερά τις ἔξουσία προσετέθη καὶ τιμὴ*. Die Differenz ist nicht ganz zu übersehen, insofern der alte Fabius Pictor die priesterliche Gewalt gleichsam als ein zweites Königthum betrachtete, Dionysius sie aber dem Königthum noch vorzieht, weil sie größere Sicherheit gewähre. Beide stimmen darin überein, die Julier von ihnen abzuleiten. Bei Diodor heißt es einfach: man leite die gens Julia davon ab; das könnte wohl auch bei Fabius Pictor gestanden haben, doch ist es nicht ganz außer Zweifel. Dionysius bezeichnet die Familie als die vornehmste

1) Diese Auffassung wird in der Geschichte der Römer von Gerlach und Bachofen I, 1, S. 210 ff. eingehend erörtert und als alt-italisch nachzuweisen versucht.

und größte, die man kenne, μέγιστος ἄμα καὶ λαμπρότατος οἰκῶν οὗτος; er spielt auf den Kriegsrühm an, den sie sich erworben habe. Dieselbe Tradition wie Fabius Pictor hat Dio Cassius aufgenommen ¹⁾.

Man erkennt zwei verschiedene Sagen, von denen die eine die Könige von Alba Longa auf Julius-Ascanius, der noch in Troja geboren war, zurückbezieht, die andere diese Könige aus einer Ehe des Aeneas mit einer einheimischen Königstochter herleitet. Fabius Pictor, Dionysius, Dio nehmen die letztere an, Livius schwankt zwischen beiden; er läßt für die erstere eine Möglichkeit offen ²⁾. Für das Emporkommen des Hauses der Julier haben nun diese Stellen Wichtigkeit. Denn gewiß trug das Prästigium der alten Herkunft und der Besitz des Pontificats zur Befestigung des Principats durch Augustus wesentlich bei. Und, wie bereits erwähnt, Livius, der dem Augustus nahe stand, vermeidet von einer Trennung der beiden Gewalten zu sprechen, obwohl er die Sage im Ganzen adoptirt. Was von Silvius erzählt wird, ist eben das Vorspiel von dem, was die Sage von Romulus berichtet. Nur die Sage von dem Pontificat knüpfte unbedingt an Aeneas an, welcher als Jupiter Indiges verehrt wurde, und aus den Lebendigen weggenommen sein soll, wie Moses, ohne daß man eine Spur von ihm fand. Der Dienst der Penaten, der von Rom auf Alba Longa, von Alba auf Lavinium zurückführte, knüpfte an Aeneas an.

Ueber die Könige von Alba Longa, durch welche die Sage von Aeneas mit der von der Gründung von Rom verknüpft ist, brauche ich Dem, was Bd. II, S. 13 vorgekommen ist, Nichts hinzuzufügen. Dagegen muß ich über die Ereignisse, durch welche Rom und Alba verbunden werden, und ihre Darstellung bei Dionysius mit einer Ausführlichkeit handeln, von der ich nur wünsche, daß sie nicht ermüdend ausfällt.

1) Nach Zonaras und dem aus Dio bei Tzetzes erhaltenen Fragment (4, 10 Bekker); in dem letzteren jedoch findet sich auch die Angabe, daß nach Einigen dem Ascanius dessen Sohn Silvius gefolgt sei, was der bei Livius vorkommenden Tradition entspricht.

2) Auch nach Appian (*ἐκ τῆς βασιλικῆς*) ist es zweifelhaft, ob Ascanius, der Nachfolger des Aeneas in der Herrschaft, dessen Sohn von der Krensa oder der Lavinia gewesen sei; über die Herkunft des Silvius, der dem Ascanius folgt, wird in den Fragmenten Nichts angegeben.

Romulus und Remus.

Als die eigentliche Grundlage der Sage ist ein Mythos zu betrachten, welcher sich nach Dionysius bei den meisten Autoren fand (*οἱ δὲ πλείστοι μυθολογοῦσι* I, 77), dessen Summe ist, daß eine vestalische Jungfrau, Tochter Numitor's, der von dem Besitz des Königthums mit Unrecht verdrängt worden war, die Rhea Silvia oder Rhea genannt wird, die sich, um reines Wasser zu schöpfen, in einen nahen Hain begab, daselbst von dem Gotte, dem der Hain geweiht war (*τὸν ἐμβάτευοντα τῷ χωρίῳ δαίμονα*), überwältigt worden sei, indem zugleich die Sonne sich verfinsterte und der Himmel sich mit Nacht überzog (vergl. II, 56). Um sie in ihrer Betrübnis zu trösten, habe er gesagt, sie sei mit dem Gotte vermählt und werde Zwillinge gebären, welche die stärksten und tapfersten aller Menschen sein würden.

Den beiden Autoren, Livius und Dionysius, ist bereits, dem einen sowie dem anderen, unglaublich, daß die Sache sich so verhalten habe, wie der Mythos angab. Ihre Gründe dagegen sind aber sehr verschieden. Der sonst wundergläubige Livius drückt sich darüber mit einer gewissen rationalistischen Umwandlung aus: Silvia habe das angegeben, vielleicht, weil sie es glaubte, vielleicht, weil sie es für ehrenvoller hielt, einen Gott als Schuldigen anzusehen: *seu ita rata, seu quia Deus auctor culpae honestior* (erat I, 4, 2). Dionysius hat ein religiöses Bedenken; er mißbilligt es, daß man Leichtfertigkeiten der Menschen den Göttern zuschreibe und verwirft die Idee von Wesen, welche zwischen den Göttern und Sterblichen mitten inne stehen, von Dämonen, von welchen die Heroen erzeugt sein sollen. Offenbar war das letzte der eigentliche Sinn der Sage. Er lag auch den alten Liedern zu Grunde, welche Dionysius anführt (I, 79), worin es hieß, die beiden Brüder seien unter den Hirten erzogen worden, aber doch durch Gestalt und Gesinnung als solche erschienen, die von königlicher Geburt sein mußten oder von Samen der Dämonen abstammen (*ἀπὸ δαιμόνων σποράς γενέσθαι*). Dem Sinne und der ganzen Auffassung des Alterthums entspricht es, daß eine Erscheinung, wie die des Romulus, mit dem Göttlichen oder, wenn man will, dem Dämonischen in Verbindung gebracht wurde. Der

Genius des Ortes und eine beim heiligen Dienst von ihm überwältigte Jungfrau sind die Eltern der Stadt.

Wenn nun aber die beiden Autoren im Sinne ihrer Zeit sich sträuben, ein solches Ereigniß für möglich zu halten, so sind nun auch ihre weiteren Erzählungen, besonders die des Dionysius, ganz dazu angethan, den Kost des Alterthums vollends abzustreifen. Wir bleiben zunächst bei Dionysius stehen. Amulius, so erzählt er, schöpft über den Zustand der Llia, die sich jetzt dem Dienste der Vesta entzog, Verdacht; er erkundet durch seine Gemahlin, endlich die Wahrheit und läßt die Schwangere bewachen. Alles geht vor sich, wie in einer schon social ausgebildeten Welt. Zuerst durch seine Aerzte hatte Amulius die Wahrheit erforschen wollen; doch waren diese von den Frauen zurückgewiesen worden. Als er seiner Sache gewiß geworden, beruft er seinen Bruder, weil er an der Sache Antheil habe und sie geflissentlich verheimliche, vor das Synedrium, eine Art von Senat. Indem Numitor, der von der Sache nichts weiß und sie erst jetzt nach kaum gewonnenem Aufschub von seiner Frau erfährt, vor den Versammelten alle Mitwissenschaft seinerseits in Abrede stellt, kann er hinzufügen, daß die Wahrheit der Aussage seiner Tochter sich bald bewähren werde, denn schon stehe ihre Niederkunft nahe bevor. Amulius will sich damit nicht zufrieden geben ¹⁾, sondern als echter Tyrann sucht er seinen Bruder auf der Stelle zu verderben. Indem sie noch sprechen, kommt die Nachricht, daß Llia mit zwei Knaben niedergekommen sei (I, 78). Numitor zieht daraus den Schluß, daß ihre Aussage überhaupt richtig und ein Gott der Vater dieser Kinder sei. Amulius will aber so wenig wie Kreon im Oedipus Rex auf die göttlichen Zeichen Rücksicht nehmen, sondern behauptet, daß seine Wachen durch die Frauen betrogen worden seien; durch Furcht vor seinem Zorn werden die Senatoren vermocht, ihm nachzugeben, Llia zur Züchtigung mit Ruthen und Tödtung, die Kinder zur Aussetzung zu verdammen.

1) Die Worte *Ἀμούλιος δὲ οὐδὲν ὑγιὲς ἀπέφαινε τῶν ἀξιολογούμενων* sind gewiß falsch. Vielleicht muß es heißen *οὐδὲν ὑγιὲς ἀπέφαινε οὐδ' ἄξιον λόγου*. Stephanus conjicirte *τῶν ἀπολογουμένων*, was Kießling (p. 97, 4) in den Text gesetzt hat.

Was hier so ausführlich erzählt wird, thut Livius mit Einem Wort ab. Er läßt Nlia einschließen und die Kinder in dem Liber aussetzen, *vinctâ in custodiam datur: pueros in profluentem aquam mitti jubet*, I, 4. Nach Dionysius hat nun Amulius eine einzige Tochter, in gleichem Alter mit Nlia — und auf deren Bitten schenkt Amulius seiner Nichte das Leben und läßt sie nur eingeschlossen halten. Man kann denken, daß es eine sehr effectvolle, dramatische Scene gab, wie die Tochter ihre Freundin, mit der sie sich Schwester nannte, von dem Vater losbittet¹⁾. Auch der Name der Tochter fehlt uns nicht; nach Plutarch heißt sie Antho (Romul. c. 3).

Plutarch, der an dieser Stelle aus Diokles von Beparethos schöpft, ergänzt hie und da den Dionysius. In der Hauptsache stimmen sie zusammen, nicht in den Nebendingen, in welchen jedoch die Abweichung auch vielleicht dem Plutarch, der bei weitem summarischer erzählt, als Dionysius, zugeschrieben werden kann.

Mit der dramatischen Ausbildung der ausführlichen dionysianischen Erzählung hängt es zusammen, daß, als nun die Kinder, eigentlich nicht durch ein ganz einseitiges Gebot des Amulius, sondern in Folge eines Senatsbeschlusses ausgelegt, aber durch die Wölfin in Schutz genommen werden, andere namenlose Hirten sie retten; nicht Faustulus selbst, — was Livius hat —, der vielmehr alle Umstände in der Stadt, wo er eben anwesend war, erkundet, und seinen Rückweg auf das Land mit den Dienern gemacht hat, welche die Wanne (*σκάφη*) mit den Kindern zur Auslegung getragen. Er läßt sie sich von der Gemeinde der Hirten geben und zieht sie auf.

Das fernere Gewebe der dionysianischen Erzählung beruht darauf, daß Faustulus Alles weiß; und nachdem die Knaben Männer geworden sind, den älteren von ihnen selbst in Kenntniß setzt; es geschieht bei folgender Gelegenheit.

Zwischen den Hirten des Amulius, zu denen die beiden Jünglinge gehören, und denen des Numitor ist Streit ausgebrochen; wie sich einst Romulus ein Opfer zu vollziehen entfernt hat, wird sein Bruder gefangen und nach der Stadt

1) Der Tochter des Amulius gedenkt auch Dio Cassius frgt. 3 Better.

gebracht. Ueber diesen Vorfall gab es noch eine andere Version, welche Livius ausführlich erzählt, die aber auch Dionysius aus Aelius Tubero kannte (I, 80); sie läßt den Streit bei den Supercalien ausbrechen. Romulus ist höchst begierig, den Bruder aus der Gefangenschaft zu befreien. Indessen war Numitor schon nahe daran gekommen, den Remus zu erkennen; von beiden Seiten, den Hirten vom Lande und den Leuten aus dem Hause des Numitor wird nun der Angriff gemacht. Gerade über diese Katastrophe ist Dionysius bei weitem ausführlicher, als Livius. Aber seine Erzählung trägt keineswegs, wie schon berührt, den Charakter einer alten Sage, sondern vielmehr, wenn ich nicht irre, einer dramatischen Ausschmückung; eines Auszuges aus einem Drama, welches jedoch nicht eben Alles, was erzählt wird, auf das Theater brachte; denn Vieles davon wird nur in der Weise des griechischen Dramas durch Botschaften berichtet worden sein; das Spätere aber verräth überall die Hand eines Dramatikers. Soviel wußten die Brüder schon, daß sie ausgehört und nicht die Kinder des Faustulus seien. Faustulus theilte jetzt dem Romulus mit, wie nahe sie dem Numitor angehörten. Romulus wird von Erbarmen für die Mutter und Sorge für den Großvater ergriffen; der Beschluß wird gefaßt, den Räuber des Thrones, den gewaltthätigen Amulius, zu stürzen. Romulus versammelt die Bewohner des Dorfes (*τοὺς κομήτας*), er bringt sie auf seine Meinung und verabredet mit ihnen, wie sie in die Stadt gehen wollen.

Indessen ist Remus vor Amulius gebracht worden. Der tyrannische König, dem dies eine große Besorgniß einflößt und der zugleich Recht und Gesetz haben will, überliefert ihn dem Numitor zur Bestrafung, die keine andere, als der Tod sein kann. Aber er täuscht sich in seiner Berechnung. Numitor bewundert die Haltung des Jünglings, der mit schönem Stillschweigen zum Tode geht. Er läßt sich mit ihm in ein Gespräch ein, das sie bis zum gegenseitigen Vertrauen führt. Die Tradition, wie sie bei Dionysius gefaßt wird, erscheint auch hier in sehr ähnlicher Weise in dem Auszug aus Diokles von Peparethos bei Plutarch, und wir können aus demselben ergänzen, was Dionysius oder sein Gewährsmann wegließ. Bei Dionysius bewundert Numitor die königliche Haltung des Jünglings (I, c. 81); bei Plutarch Remus den Numitor, den er dem Amulius auch deshalb vorzieht,

weil er doch erst höre, ehe er ein Urtheil spreche. Er erscheint ihm βασιλικιώτερος Άμουλιον (Rom. c. 7). Wir begegnen da von beiden Seiten einem Motiv, das bei Euripides häufig vorkommt. Königliche Gefinnung und Haltung vermittelt die Erkennungsscenen. Genug; zwischen beiden entsteht ein Verständniß: Numitor vertraut sein ganzes Geschick dem Remus an, und als nun eben der bereits auch seinerseits unterrichtete Romulus erscheint, so wird der Plan zu einem Angriff auf Amulius, der schon gefaßt war, von beiden Seiten näher erörtert.

Zur Ausführung desselben gehört nun aber noch die Theilnahme des Faustulus.

Wie im Ion des Euripides, so soll auch hier die Wanne, welche Faustulus sorgfältig bewahrt hat, jeden Zweifel an der Wahrheit heben. Er macht sich selbst damit auf, um die Aussagen des Romulus zu bestätigen. Aber unter dem Thore wird er ergriffen. Wie der Pädagog in der Electra, so findet sich auch hier Einer, der an der Aussetzung selbst noch Theil genommen hat, und das wunderbare Gefäß erkennt. Faustulus wird vor Amulius gebracht. Er sagt diesem nicht die ganze Wahrheit. — Er habe, sagt er, die Staphé bei sich, um mit der Nlia zu reden, zu der ihn die Tochter des Amulius führen sollte, so daß sie hier beide wieder erscheinen, woraus sich erklärt, daß die Tödtung der Nlia, wie das für dies Drama unentbehrlich war, oben weggeblieben ist. Er versichert, die Jünglinge seien auf dem Lande und räth dem Tyrannen, dahin zu schicken, und ihnen nachzustragen; dadurch erfährt dieser mit Bestimmtheit, daß sie noch leben. Den Boten, die er sendet, befiehlt er, sich ihrer zu bemächtigen. Es sind die getreuesten seiner Waffenträger (πιστότατοι τῶν ὀπλοφόρων), denen er dies aufträgt. Seine Absicht ist, zugleich die beiden Brüder in seine Hand zu bringen, um so erst vor ihnen sicher zu sein. Aber der Bote, den er an diese schickt, um sie einzuladen, verräth den ganzen Anschlag. Hierauf beschließt Numitor mit seinen Enkeln zu der beabsichtigten That zu schreiten. Er hat Anhänger in der Stadt und auch die von Faustulus und Romulus bestimmten Landleute kommen, Schwerter unter ihren Mänteln verbergend, herein. So überwältigen sie die nicht sehr zahlreichen Wachen und ermorden den Amulius.

Niemand wird heutzutage noch behaupten, daß dies Geschichte sei. Die Ereignisse haben nicht einen natürlichen Verlauf, sondern nur das Scheinleben, welches die Bretter geben. Auch wird man es nicht für die Wiederholung einer alten einheimischen Sage erklären; die höhere Poesie und Einfachheit, welche solche haben, fehlt hier durchaus.

Wir sehen hier lauter theatralische Figuren: einen Tyrannen, vorsichtig, grausam und verschlagen wie Megisthus, den aber ebenso Alles, was er unternimmt, ins Verderben führt; ein, wenigstens dem Namen nach, schwesterliches Paar, die sich zu einander verhalten möchten, wie Chrysothemis und Electra, Ismene und Antigone; jugendlich kräftige Helden, wie Hippolyt, oder Jon, oder auch Orestes, die hier zu dem ihnen gebührenden Recht durch Gewalt und Verhängniß gelangen; endlich in Faustus einen jener tugendhaften Naturgen, wie sie zuweilen bei Euripides erscheinen, der die Kinder schützt und den Gang der Ereignisse durch Klugheit und Treue beschleunigt.

Auf theatralischen Effect ist besonders das Zusammentreffen kleiner Umstände berechnet. Eben als Numitor auf die Entscheidung des Ereignisses provocirt, werden die beiden Kinder geboren; als Faustus die Pfleglinge nach Hause bringt, findet er seine eigene Frau niedergekommen; Romulus muß sich entfernen, damit Remus gefangen genommen werden kann. Faustus wird durch einen zufällig dort befindlichen Diener aufgegriffen, gerade in dem rechten Augenblick, um die Katastrophe herbeizuführen.

Die Scenen sind sehr mannichfaltig: der Streit der beiden Brüder vor dem Synedrium; die Fürbitte der Tochter; die ländlichen Scenen der Hirten, soviel davon vorkommen konnten; die Scene der gegenseitigen Eröffnung zwischen Remus und Numitor.

Nichts ist müßig: das erste greift mit dem letzten zusammen. Man könnte fast versucht sein, sich den Plan eines früheren römischen Stückes nach den angegebenen Momenten zu reconstruiren.

Das läge jedoch jenseits unseres Amtes. Nur darauf kam es an, die dionysianische Umformung dieses merkwürdigen Ueberrestes aus dem Alterthum, die sonst nicht mehr verstanden werden

kann, anzudeuten. So ist aus der Dichtung nicht allein der Dyrifer, sondern auch der Tragiker der mannichfaltigste Stoff in die griechische Mythographie übergegangen.

Betrachten wir die Sache aus diesem Gesichtspunkte, so erläutert sich auch das bestrittene Verhältniß zwischen Diokles und Fabius.

Was Plutarch aus Diokles anführt, stimmt zuweilen ganz wörtlich mit dem, was Dionysius aus Fabius berichtet: z. B. wo Numitor den Remus wegführt, heißt es bei Fabius (bei Dionysius c. 81): *τοῦ σώματος τὴν εὐπρέπειαν ἀπεθαύμαζεν, ὡς πολὺ τὸ βασιλικὸν εἶχε*, bei Diokles (Plutarch, Romulus c. 7): *θαυμάζων ἀπὸ τοῦ σώματος τὸν νεανίσκον ὑπερφέροντα μεγέθει καὶ ῥώμῃ πάντας*.

Bei Fabius: *τοῦ φρονήματος τὴν εὐγένειαν ἦν παρὰ τὰ δεινὰ δέσωσεν — — ἀλλὰ σὺν εὐκόσμῳ σιωπῇ ἐπὶ τὸν μόνον ἀπιών*.

Bei Diokles: *τὸ θαρρόλεον καὶ ἰταμὸν τὴν ψυχῆς ἀδούλωτον καὶ ἀπαθές ὑπὸ τῶν παρόντων*.

Bei Fabius heißt es, daß Numitor entweder durch den Verstand oder das göttliche Geschick auf die Vermuthung der Wahrheit gekommen sei: *εἴτε ὑποτοπηθεὶς τι τῶν ἀληθῶν εἴτε τοῦ δαίμονος ἄγοντος εἰς τοῦμφανές τὸ πρᾶγμα*. Bei Diokles erscheinen diese Motive vereinigt: der Gott ruft die Vermuthung hervor: *θεοῦ συμπαιρόντος καὶ συνεπειθύνοντος ἀρχὰς μεγάλων πραγμάτων, ἀπτόμενος ἐπινοίᾳ καὶ τύχῃ τῆς ἀληθείας*.

Allein gleich gehen sie wieder auseinander.

Ich habe schon bemerkt, daß Diokles den Auszug aus Fabius ergänzt; die Fabel des Dramas kann man jedoch nur bei diesem kennen lernen. Diokles läßt Antho schon in den Zeiten der Schwangerschaft für Iulia bitten (Plutarch c. 3), so daß manches von jenen Anfangsscenen weggefallen sein muß; am Ende läßt er Romulus erst mit den Landleuten zugleich in die Stadt vordringen, ihn von der einen, Remus von der anderen Seite den Angriff machen (c. 8). Ich sollte meinen, er habe das Historisch-wahrscheinliche vorgezogen, indem er übrigens den Inhalt der dramatischen Bearbeitung wiedergab. Durch dieses Beispiel mußte

sich Fabius bestärkt fühlen, die ganze Summe der Ereignisse aus der Fabel mitzutheilen.

Von wem aber diese Fabel ursprünglich herrührt, ist schwer zu sagen. Man könnte an das Stück des Nāvius Alimonium Remi et Romuli, das der alte Scholiast zum Terenz, Donat (zur Andria IV, 1, 21) anführt, denken, von dem er sagt, die Wölfin sei darin nicht auf der Bühne erschienen, so daß man sieht, daß es die Jugendgeschichte der beiden Brüder behandelt hat. Wir würden, wenn diese Vermuthung richtig wäre, im Dionysius einen Auszug aus dem Stücke des Nāvius haben¹⁾. Wenn man aber auch Bedenken tragen muß, dies anzunehmen, so ist doch sicher, daß der Gegenstand auf das Theater gebracht wurde und hier dramatische Gestaltung empfing.

Das Uebergewicht aber erlangte die Fabel durch einen Poeten, der sie, wie wir annehmen, in einem dramatischen Werke, nach dem vorgeschrittenen Geiste seiner Zeit vergegenwärtigte.

Die Erzählung ward zuerst durch Diokles von Pepareth nach der Weise griechischer Mythographen und mit einigen Abänderungen in die Historie eingeführt. Fabius nahm sie nachher, wie sie war, auf. Seine Erzählung kann als die ausführliche Hypothese eines dramatischen Stückes angesehen werden.

So ist sie an Dionysius gelangt und durch diesen erhalten worden.

1) Von Nāvius wird auch ein Stück unter dem Titel Romulus angeführt, von dessen Inhalt wir jedoch keine nähere Kunde haben. Welcker und Lachmann hielten dasselbe für eine Comödie, Moritz Haupt (Philologus I, S. 374 ff.) für eine Tragödie (fabula praetextata), dem auch Otto Ribbeck beistimmt. Von den meisten Gelehrten wird der Romulus des Nāvius mit dem Stück desselben Alimonium Remi et Romuli identificirt. — Schon bei meinen ersten Studien über Dionysius von Halicarnas, von denen ein Theil in der Akademie der Wissenschaften vorgetragen worden ist, habe ich diese Vermuthung aufgestellt; ich erinnere mich noch, wie lebhaft mein Bruder Ferdinand von derselben betroffen wurde. Die Arbeit Ribbeck's über die römische Tragödie im Zeitalter der Republik (Leipzig 1875) ist mir erst bei meinen Studien über Senecas Tragödien bekannt geworden; ich sehe mit Vergnügen, daß dieser Gelehrte (a. a. O. S. 63 ff.) von der literarischen Seite her meinen Ansichten entgegenkommt.

Die früheren Könige.

In dem zweiten Buche, mit welchem das eigentliche Werk des Dionysius erst beginnt, tritt mit der sagenhaften Ueberlieferung zugleich eine politische Auffassung hervor. Ich habe den eigentlich republikanischen Gesichtspunkt, unter welchem Dionysius die Gründung der Stadt betrachtet, schon an anderer Stelle hervorgehoben ¹⁾.

Er sah darin, wie bemerkt, eine in aller Form deducirte Kolonie. Man wird begierig, zu erfahren, wie er sich bei dieser Auffassung die Ereignisse, die den ferneren Inhalt der Königs-sage ausmachen, die Eröffnung eines Asyls und den Raub der Sabinerinnen, gedacht hat. In dem Asyl sieht er nicht, wie Livius, ein Zusammentreten von allerlei Volk, auch unfreier Leute, sondern eine Aufnahme von Exuln aus benachbarten Gemeinwesen, die in Rom ihre Sicherheit gesucht und gefunden haben, in dem Raube der sabinischen Jungfrauen den Versuch, sich mit den benachbarten Städten und Stämmen in eine durch Connubium gesicherte Verbindung zu setzen.

Bei ihm wird die Handlung sorgfältig berathschlagt und, nicht ohne religiöse Gelübde, vorbereitet. Romulus selbst giebt das Zeichen zum Raube.

Die Räuber der Jungfrauen werden verpflichtet, sie nicht zu berühren bis zum folgenden Tage, an welchem die Paare förmlich mit einander vermählt werden. Sie sollen Feuer und Wasser mit einander gemein haben.

An diesen Vorgang knüpft nun Dionysius die Erweiterung der römischen Macht, die Erfolge des Krieges; er leitet von diesen Vorfällen den Ursprung der römischen Colonien her, den er ohne Bedenken auf Romulus zurückführt.

Wer könnte die Erzählung des Dionysius mit der livianischen vergleichen wollen; diese ist überall poetischer, sagenhafter, römischer.

Livius sowie Dionysius läßt die geraubten, jetzt vermählten Sabinerinnen dem Kampfe ihrer Männer und Brüder durch ihr Erscheinen Einhalt thun, aber Dionysius kennt die unmittelbaren

1) Weltgeschichte II, 1, S. 17.

Impulse nicht, die von Livius unübertrefflich geschildert werden. Dionysius läßt die jungen Frauen erst bei dem Senat anfragen, ob sie sich an den König der Sabiner wenden dürfen: denn Spontaneitäten, die in die höchste Gewalt eingreifen, will er einmal nicht dulden.

Die Folge des Ereignisses ist dann doch, daß Sabiner und Römer sich mit einander verständigen und unter zwei Fürsten eine Einheit bilden. Eben darauf kam es dem Geschichtschreiber an, die Bildung Roms aus verschiedenen Elementen historisch zu erklären, namentlich auch die Einführung des Quiritischen Namens.

Dem Dionysius zufolge hat aber Romulus die Pflichten eines wahren Königs späterhin vergessen. Er wird ein Tyrann, womit denn auch sein Tod zusammenhängt. Von den Sagen über den Tod des Romulus giebt Dionysius der den Vorzug, welche ihn umbringen läßt; doch bleibt bei ihm zweifelhaft, ob er von den Senatoren, die seine Macht unter sich zu theilen suchten, oder nicht vielmehr von den neuen Bürgern, die den Augenblick ergriffen, als das übrige Volk sich zerstreut hatte und der Fürst allein war, ermordet worden sei (II, c. 56).

Von der letzten Ueberlieferung findet sich bei Livius keine Spur; die Ermordung durch Senatoren wird von ihm als fama obscura nur oben hin erwähnt.

Die Idee, daß die mit Gewalt nach Rom übergesiedelte Bevölkerung ein eigenthümliches Element gebildet habe, welches nicht vollkommen mit den übrigen verschmolzen war, tritt auch in der Geschichte des Numa bei Dionysius hervor. Er nimmt an, daß nach dem Tode des Romulus zwischen den alten Senatoren albanischen Ursprunges und den nach der Eroberung neu hinzugekommenen ein Zwiespalt ausgebrochen sei, um so gefährlicher, da jeder Theil seine Klienten für sich gehabt habe (II, 62). Endlich entschließen sie sich, einen Fremden zu wählen, eben Numa, dessen erste Handlung nach seiner Ankunft es ist, diejenigen zu befriedigen, welche ohne Herd und Besitz leben und von Romulus vernachlässigt waren, weil sie an seinen Kriegen keinen Antheil genommen hatten. Numa weiß auch die Senatoren der verschiedenen Parteien mit einander zu versöhnen.

Die Differenz der beiden Autoren ist nicht so durchgreifend,

daß ihre Berichte einander nicht berühren sollten. Allein diese Berührung ist in den Erzählungen über Romulus und Numa nur eine sporadische, so zu sagen: oberflächliche. In der Sage von Tullus Hostilius dagegen ist die Grundlage beider Erzählungen identisch: denn nur wenig will es bedeuten, wenn Dionysius die Verwandtschaft der beiden Geschlechter, der Horatier und Curiatier, noch einen Schritt höher hinaufführt und den beiden Schwestern, von welchen die Drillinge stammen, gleichsam einen Wettstreit in der Erziehung derselben zuschreibt. Die Sache ist nämlich die: der Ausgang des Kampfes soll über den Vorrang der einen Stadt vor der anderen entscheiden.

Auch die Substanz der folgenden Erzählung ist dieselbe. Das charakteristisch Römische kommt erst dann eigentlich zum Vorschein. Durch die Besonnenheit des einen Horatiers behält Rom die Oberhand. Die Schwester des Siegers war die Verlobte eines Curiatiers; sie hatte für ihn schon ein Paludamentum gewirkt, das nun dem Bruder in die Hand gefallen ist; sie bricht bei diesem Anblick in laute Klagen aus, wofür sie von dem entrüsteten Sieger unverzüglich ermordet wird; denn eine Römerin dürfe über den Tod eines Feindes des Vaterlandes unter keinen Umständen wehklagen. Er selbst hat dadurch das Leben verwirkt und wird von den Blutrichtern zum Tode verurtheilt. Aber der König zögert, das Urtheil zu vollstrecken. Der Horatier appellirt an das Volk. Der eigene Vater der Ermordeten erklärt den Mord, den er kraft seines väterlichen Rechtes zu ahnden die Befugniß haben würde, für eine gerechte Handlung; das Volk, an das der Horatier appellirt hat, spricht ihn los.

Genug, alle Bande der Blutsverwandtschaft, selbst die Sagen des Rechtes waren von der Idee des Gemeinwefens und seines Uebergewichts über die Nachbarn zurückgewichen. Man muß dies bei Livius lesen. Dionysius hat mancherlei Abweichungen; jedoch lag ihm dieselbe Erzählung vor, wie unter Anderem die Worte beweisen, welche beide dem Horatier, der seine Schwester tödtet, in den Mund legen. Bei Dionysius, der auf seine Weise eine kleine Rede einflücht, sagt Horatius, III, 21 (p. 242, 15 R.): *ὑπεριδοῦσα τῶν σεαυτῆς ἀδελφῶν τὸν τοῦ μνηστῆρος ἀνακλαίεις μόρον . . . ἀπιθεὶ πρὸς ἐκείνον, ὃν ἀνακαλῆ.*

Bei Livius I, 26, 4: *abi hinc cum immaturo amore ad sponsum, oblita fratrum mortuorum vivique, oblita patriae.*

Man kann wohl nicht zweifeln, daß diese charakteristischen Worte aus einer älteren Tradition stammen, welche beiden Autoren vorlag.

Noch aber blieb es zweifelhaft, ob auch Alba sich in eine dergestalt entschiedene Oberherrlichkeit Roms fügen werde.

Der römische König besiegt die Feinde, gegen welche ihm der Dictator der Albaner zu Hülfe kommen soll, nicht allein ohne diesen, sondern, indem derselbe Anstalt macht, sich mit den Feinden zu verbinden. Der entscheidende Moment ist auch hier von beiden Autoren mit denselben Worten geschildert:

Dion. c. 24 (p. 253, 23 R.): *μεγάλη φωνῇ χρώμενος, ὥστε καὶ τοὺς πολεμίους ἀκούειν . . . Ἀλβανοὶ . . . κατὰ τὰς ἐμὰς ἐντολὰς, ἵνα κατὰ νότου γενόμενοι τῶν πολεμίων ἐπίωσιν αὐτοῖς.* Liv. c. 27, 8: *clara increpans voce, ut hostes exaudirent . . . suo jussu circumduci Albanum exercitum, ut Fidenatium nuda terga invadant.*

Aus manchen anderen anlautenden Stellen heben wir nur folgende hervor:

Dion. c. 25 in.: *τοὺς Φιδηναίους δέος εἰσέρχεται;* Livius c. 27, 9: *terror ad hostes transit.* Am auffallendsten ist die Uebereinstimmung in der Rede, die dem Tullus Hostilius in den Mund gelegt wird. Liv. I, 28, 4: *primum deis immortalibus gratias ageretis; deinde vestrae ipsorum virtuti.* Dion. III, 28, p. 260, 3 R.: *θεῶν εὐνοίας προσηγησαμένης . . . τὸ θάρσος τὸ ἐμέτερον.* Liv. 5: *injussu meo Albani subiere ad montes . . . meum consilium et imperii simulatio fuit.* Dion.: *ἂ ἐγὼ ἐν τῷ ἀγῶνι ἔφην, ὡς ὑπ' ἐμοῦ κελευσθέντες Ἀλβανοὶ προζαταλαμβάνονται τὰ ὄρη κυκλώσεως τῶν πολεμίων ἕνεκα, πλάσματα καὶ στραρηγήματα ἦν ἐμὰ.*

Der Befehl des Tullus, daß die Albaner nach Rom übersiedeln sollen, wird bei Livius und Dionysius auf ähnliche Weise motivirt. Liv. I, 28, 7: *ut ex uno quondam in duos populos divisa Albana res est, sic nunc in unum redeant.*

Dionysius c. 29, p. 261, 18 R.: *μία φυλακὴ καὶ πρόνοιά*

ἔστιν, εἰ τῆς αὐτῆς πόλεως πολῖται γενοίμεθα ἅπαντες καὶ μίαν ἡγοίμεθα πατρίδα.

Ich denke: Niemand kann daran zweifeln, daß auch in diesem Theile der Erzählung eine alte Darstellung beiden Autoren vorgelegen hat, die sie dann jeder in seinem Sinne wiedergegeben haben. Den constitutionellen Standpunkt hält Dionysius in seiner Erzählung allezeit fest; meistens differirt er hiebei von Livius. Bei Dionysius vergißt Tullus nie die Beschränkung seines Königthums durch ein freies Gemeinwesen; der König behauptet bei ihm sogar, seinen Krieg gegen Alba Longa nicht ohne Berathung mit dem Senat begonnen und nach dem Siege nicht ohne eine solche die Bedingungen des Friedens aufgelegt zu haben. Nach der Erzählung des Dionysius wird Ancus Marcius vom Senat mittelst des Interrex gewählt: das Volk bestätigt ihn; nach Livius wählt ihn das Volk; er wird vom Senat bestätigt¹⁾.

Die Tarquinier und ihre Verjagung.

Eine große Differenz zwischen Livius und Dionysius findet sich in der Erzählung über Tarquinius Priscus. Gleich über die Erhebung des neuen Königs gehen die beiden Traditionen auseinander.

Nach Dionysius überläßt das Volk beim Tode des Ancus dem Senat, zu entscheiden, welche Regierungsform angenommen werden soll (III, 46 in: ἐπιτρέψαντος αὐτῇ (τῇ βουλῇ) τοῦ δήμου τὴν πολιτείαν ἣν ἐβούλετο). Der Senat beschließt, beim Königthum zu bleiben, wählt Interreges, die das Volk versammeln und die Wahl des Tarquinius durchführen. Bei Livius dagegen wird dem Tarquinius eine Rede in den Mund gelegt, durch welche er das Volk auf seine Seite bringt. Das Volk votirt ihm die Regierung. I, 35, 2: is primus et petisse ambizioso regnum et orationem dicitur habuisse ad conciliandos

1) Dionysius III, 36: ἡ μεσοβασιλείος ὑπὸ τῆς βουλῆς ἀποδειχθεῖσα ἀρχὴ κατὰ πατρίους ἔθισμοὺς αἰρεῖται βασιλέα τῆς πόλεως Μάρκιον . . . ἐπικυρώσαντος δὲ τοῦ δήμου τὰ δόξαντα τῇ βουλῇ.

Liv. I, 32, 1: res, ut institutum jam inde ab initio erat, ad patres redierat hique interregem nominaverant, quo comitia habente Ancum Marcium regem populus jussit, patres fuere auctores.

plebis animos compositam. eum ingenti consensu populus Romanus regnare jussit.

Im Laufe der Erzählung wächst die Differenz.

Bei Livius wird Tarquinius als Gründer des Circus Maximus, Erbauer der Abzugsgräben, erster Urheber des capitolinischen Tempels gepriesen. Dann folgen seine Siege über Latiner und Sabiner, für welche die sehr merkwürdige Deditionsformel von Collatia beigebracht wird. Eines Kampfes dieses Königs mit den Etruskern wird nicht einmal gedacht. Auf diesen aber legt Dionysius den größten Werth.

Livius hat in den Quellen, aus denen er schöpfte, darüber Nichts gefunden. Die Herübernahme der königlichen Insignien von den Etruskern, die bei Dionysius als eine Folge des Sieges des Tarquinius erscheint, hat Livius schon bei Romulus in seine Erzählung eingeschlossen.

Die Unternehmungen des Tarquinius gegen die Etrusker können schon darum nicht bezweifelt werden, weil die Triumphalfesten, freilich fragmentarisch, aber gleichwohl deutlich derselben gedenken. Die Triumphalfesten verzeichnen drei verschiedene Triumphe des Lucius Tarquinius Priscus, Sohn des Demaratus, über Latiner, Etrusker und Sabiner.

Man sieht, diese alten Ueberlieferungen haben auch einen solchen Bestandtheil, in welchem Dionysius wichtige Thatfachen, die ihnen ohne Zweifel angehörten, allein aufbehalten hat. Aber in der Regel stimmen die beiden Traditionen doch wenigstens im Allgemeinen überein und ihre Abweichungen von einander gehören mehr verschiedenen Auffassungen im Einzelnen an, die jedoch weniger dem Livius und dem Dionysius selbst zuzuschreiben sind, als den Autoren, denen sie folgen.

Ueber die Herkunft des Servius haben beide Autoren zwar nicht identische, aber verwandte Erzählungen; sie nennen die gefangene Wittve eines angesehenen Mannes aus Corniculum als seine Mutter. Die Tradition, daß die Gefangene in Folge eines am Herde erscheinenden Feuerzeichens bräutlich geschmückt eingeschlossen wurde und nach gehöriger Zeit eines Knaben genaß, findet sich nur bei Dionys, der sie wiederholt, ohne daran zu glauben.

Er bemerkt, daß die Kinder des Tarquinius Priscus,

wenn man die Jahre berechne, seine Enkel gewesen sein müßten, was unter den Römern allein die Meinung des Calpurnius Piso gewesen sei. Und gewiß stimmt es mit den angenommenen Regierungsjahren des Ancus und Tarquinius Priscus nicht zusammen, woraus aber nur zu schließen ist, daß die alte Erzählung die später angenommenen Regierungsjahre nicht kannte; sie nahm Tarquinius Superbus und seine Geschwister in gutem Glauben als Kinder des Tarquinius Priscus an, wie dies der innere Zusammenhang erfordert.

Livius weiß ebenfalls davon, daß man den jungen Tarquinius lieber für den Enkel, als den Sohn des alten Tarquinius halten wollte, was Calpurnius Piso angegeben hatte. Er zieht aber die gewöhnliche Sage vor, ohne sich um Zeitrechnung zu kümmern; er läßt der Sage vollkommen ihr Recht widerfahren.

Ueber die Erhebung des Servius folgen beide Autoren ganz verschiedenen Ueberlieferungen. Nach Dionysius tritt Servius als Vertreter der Gewalt des Tarquinius noch bei dessen Lebzeiten auf und verwaltet, nachdem derselbe gestorben ist, eigenmächtig das königliche Amt; darüber aber zerfällt er mit den Patriziern. Der Senat beabsichtigte, bei der ersten Versammlung, zu der er berufen werden würde, Servius zu nöthigen, die Fasces abzulegen. Aber Servius Tullius beruft nicht den Senat, sondern eine Volksversammlung. Er versichert, daß er nicht für sich selbst die höchste Gewalt suche, sondern für seine Pflegebefohlenen, die jungen Tarquinier, die er mit herbeigebracht hat. Zugleich aber macht er nun dem Volke große Versprechungen: er wolle die Schulden tilgen, welche die Armen nicht zu zahlen im Stande seien; er werde die Schuldhast aufheben, weil denen, die als römische Bürger die allgemeine Freiheit versochten haben, die eigene nicht geschmälert werden dürfe; damit aber der dem Gemeinwesen zu zahlende Tribut Niemandem beschwerlich falle, werde er einen Census instituiren, nach welchem Jeder nur seinem Vermögen gemäß zu den öffentlichen Lasten beitragen solle; er werde eine Vertheilung der öffentlichen Ländereien vornehmen, die sie haben erobern helfen. Endlich verspricht er ihnen auch ein gleiches Recht, damit sie nicht von den Mächtigen überwältigt werden.

Die Rede wird mit allgemeinem Beifall begrüßt. Servius legt dann den nächsten Tag Hand an, sein Versprechen zu erfüllen, bezahlt die Schulden aller derer, welche sie nicht selbst abtragen können, und giebt eine Verordnung, nach welcher das öffentliche Land denjenigen, welche es als Privatgut inne haben, entzogen und unter die anderen Bürger vertheilt werden soll.

Als der Senat auch dann seine feindseligen Absichten nicht aufgibt, erscheint Servius mit seiner Mutter Octavia und Tanaquil vor dem Volke und weiß zu bewirken, daß dies sofort in Curien auseinandertritt und ihn zu seinem König wählt, ohne sich um die Bestätigung des Senats zu kümmern.

Bei Livius liest man das gerade Gegentheil: Servius habe regiert mit Einwilligung der Väter ohne Beistimmung des Volkes (c. 41, 6. *in jussu populi voluntate patrum regnavit*)¹⁾. Davon, daß das Volk sich für Servius ausgesprochen habe, berichtet Livius (I, 46) erst in einem anderen Zusammenhang. Servius, sagt er, sei mit dem jüngeren Tarquinius über die weitere Fortsetzung seiner Herrschaft in Streit gerathen; da habe sich Servius an das Volk gewendet und sei von diesem zum König proklamirt worden.

Bei dieser durchgreifenden Verschiedenheit ist es um so auffälliger, daß beide Autoren über den Sturz des Servius vielfach wörtlich übereinstimmen.

Dion. IV, c. 38, Bd. II, p. 55, 13 R: *ἐκέλευσε τῶ κήρυκι τοὺς βουλευτὰς καλεῖν εἰς τὸ συνέδριον . . .* p. 56, 1: *ὁ Ταρκύνιος συναρπάσας τὸν γέροντα ἔφερε. γενόμενος δ' ἔξω τοῦ βουλευτηρίου μετέωρον ἔξαρπάσας αὐτὸν ἀκμάζων τὸ σῶμα καὶ ῥωμαλέος ἀνὴρ ῥίπτει²⁾ κατὰ τῶν κρηπίδων τοῦ βουλευτηρίου τῶν εἰς τὸ ἐκκλησιαστήριον*

1) Bei Cicero (de republ. II, 21, 38) liegt eine Tradition zu Grunde, die von der livianischen abweicht und der dionysianischen verwandt ist: *cum Tarquinius insidiis Anci filiorum interisset Serviusque regnare coepisset non jussu, sed voluntate atque concessu civium, quod . . . obaeratos pecunia sua liberavisset . . . non commisit se patribus sed . . . populum de se ipse consuluit, jussusque regnare legem de imperio suo curiatam tulit.*

2) Die Handschriften haben *ἀναρῶλπει*, die Emendation rührt von Sintenis und Kießling her.

μεροσῶν. Liv. I, 47, 8: patres in curiam per praecone[m] ad regem Tarquinium citari jussit. 48, 3: Tarquinus multo et aetate et viribus validior medium arripit Servium elatumque e curia in inferiorem partem per gradus dejecit.

Im Einzelnen finden sich mannichfaltige kleine Abweichungen, bei denen man den Eindruck gewinnt, daß die Auffassung des Livius bei weitem minder populär ist, als die dionysianische. Z. B. wenn nach Dionysius Tarquinus sein Attentat auf Servius in dem Augenblick ausführt, in welchem das Volk, durch seine Landarbeiten beschäftigt, größtentheils aus der Stadt entfernt ist (p. 55, 7).

In einer nachträglichen Bemerkung erwähnt Dionysius, daß man gemeint habe, Servius wolle dem Gemeinwesen überhaupt eine republikanische Form geben (IV, c. 40); darüber entrüstet seien die Patricier mit den Tarquiniern in Einverständnis getreten; weniger jaß den Letzteren als den Ersteren wird die That beigemessen. Mit der ausführlicheren Sage stimmt das nicht genau überein. Es ist eine neue Gestaltung derselben. Der Voraussetzung, daß Servius eine Republik habe einführen wollen, gedenkt auch Livius; daß dies die Patricier zu verhindern versuchten, erzählt er nicht. Ueberhaupt haben wir in den beiden Autoren zwei verschiedene Auffassungen. Nicht erst in unseren Zeiten hat man begonnen, die Geschichte aus politischen Gesichtspunkten zu schreiben. Das ist vielmehr, wie man sieht, eine uralte Art und Weise. Es ist ein Glück, daß von zwei verschiedenen Seiten Fassungen vorliegen; denn dadurch wird es möglich, daß man nicht von der einen oder von der anderen abhängt.

Ueber die Regierungsweise des Tarquinus stimmen Livius und Dionysius überein, bisweilen selbst wörtlich, z. B. I, 41 domesticis consiliis rem publicam administravit, ἐξομημάτιζε τὰ περὶ τῶν κοινῶν, κατ' οἶκον μὲν τὰ πολλὰ IV, 41, p. 60, 23. In der Erzählung von der Verjagung des Königs ist der Unterschied, daß Livius die Verbindung zum Sturze des Tarquinus bei der Leiche der Lucretia in Collatia, Dionysius in Rom geschehen läßt.

Ueberall ist Livius bei weitem anschaulicher und präciser,

Dionysius pragmatischer und voll von politischen Beziehungen. Von größter Bedeutung ist die, durch welche er die Umbildung der Verfassung einleiten läßt, unter Anderem auch deshalb, weil die Bewaffnung des Volkes zur Abwehr der Angriffe, die man von Tarquinius erwartete, erst dann beschlossen wird, nachdem der Beschluß, zwei Consuln mit königlicher Gewalt zu wählen, gefaßt ist.

In der Erzählung von der Begründung der Republik nach der Ausschließung des Tarquinius läßt Livius ein Mitgefühl für die Sache des Königthums durchblicken. Wie er angenommen hat, daß sich um das Asyl her eine zusammengelaufene Menge Volkes gebildet hat, so nimmt er an, diese würde ohne die Königsmacht gar nicht im Zaum zu halten gewesen sein. Er setzt den Fall, daß die ursprünglichen Bürger des Gemeinwesens durch tribunicische Stürme aufgeregt worden seien; selbst ein Brutus hätte dann das Königthum nicht auflösen dürfen. Nur sehr kurz erwähnt er des Beschlusses, daß fortan Niemand in Rom König sein solle, und des darauf geleisteten Eides.

Livius ist der Meinung, man sei damals fast zuweit darin gegangen, wenn man keine Spur des tarquinischen Königthums habe übrig lassen wollen. Daher leitet er dann die Verbannung des Collatinus, die er eigentlich dem Brutus zuschreibt, welcher es für rathsam gehalten habe, weil es die allgemeine Stimme fordere, daß kein Tarquinier in der Stadt bleibe.

Bei Dionysius dagegen liegt der Grund der Entjernung des Collatinus darin, daß derselbe seine bei einer Verschwörung compromittirten Verwandten schonen will. Collatinus wird bewogen, sein Amt niederzulegen und sich aus Rom zu entfernen. Diese Version stimmt mit der Erzählung überein, die wir bei Plutarch (Pobl. c. 7) lesen.

Seinem System getreu führt Dionysius aus, daß bei dem förmlichen Eidschwur, es sei kein König zu dulden, der von den Patriciern ausging, dem Volke die wichtigsten Zusagen gemacht worden seien: die Wiederherstellung der von den Tarquiniern wieder aufgehobenen Gesetze des Servius *περι συμβολαίων* (c. 2), was doch auch die durch Schuldverschreibungen eingegangenen Verpflichtungen begreift; ferner die Wiedergestaltung der von

Tarquinius aufgehobenen Zusammenkünfte bei den Opfern auf dem Lande.

Es sind die für die späteren Streitigkeiten zwischen Patriciern und Plebejern grundlegenden Bedingungen. Die Auffassung, die wir bei Dionysius finden, ist die eigentlich republikanische. Bei Livius treten die Momente, die hierfür maßgebend sind, sehr zurück. Bei den kriegerischen Vorfällen, die dann folgen, ist wieder eine nahe Verwandtschaft zwischen den beiden Autoren zu bemerken, z. B. bei der Schilderung des Zweikampfes zwischen Aruns Tarquinius und Brutus; weder der Eine noch der Andere habe daran gedacht, was er erleiden könne, sondern nur daran, daß er den Gegner niedermachen müsse. Dion. V, 15: λογισμὸν οὐχ ὅν πεισόνται λαβόντες, ἀλλ' ὅν ἐβούλοντο δοῦσαι. Liv. II, 69: neuter dum hostem vulneraret sui protegendi corporis memor.

In der Geschichte des Angriffes von Porfenna finden sich wieder sehr erhebliche Verschiedenheiten. Nach der Erzählung von Livius wäre Porfenna besonders durch einen Besuch des verjagten Tarquinius bewogen, die Waffen zu ergreifen; der nämlich habe ihm vorgestellt, daß in allen Städten daran gedacht werde, die Könige zu vertreiben und die Königsherrschaft, die doch bei Göttern und Menschen eine der schönsten Erscheinungen sei, aufzulösen (adesse finem regnis, rei inter deos hominesque pulcherrimae, Liv. II, 9, 3).

Die Sache der Tarquinier wird also als eine Sache der königlichen Gewalt überhaupt betrachtet. So sieht man sie auch in Rom an, wo der Senat eine Unterstützung derselben durch die Menge fürchtet, und dieser Erleichterungen in Bezug auf den Verkauf von Getreide, Salz und den nöthigsten Lebensmitteln gewährt, so daß sie vollkommen gewonnen und dem königlichen Namen abgeneigt wird. Die Landleute verlassen das Land und kommen in die Stadt.

Nach Dionysius war Porfenna schon überhaupt ein Gegner der Macht von Rom; er hatte bereits Gesandte nach Rom geschickt, um entweder die Rückkehr der Tarquinier auszuwirken oder doch die Herausgabe der ihnen entriffenen Güter. Er hatte schon damals Bitten und Drohungen vereinigt; jetzt verspricht er den Tarquiniern, die ihn aufsuchten, das Eine oder das

Andere mit Gewalt zu erreichen und ihnen wenigstens ihre Güter zurückzugeben (*τὰς οὐσίας ἀνακομισάμενος ἀποδώσειν* V, 21).

Gleich hierdurch verliert das Unternehmen seinen ausschließlich royalistischen Charakter, wie denn der Senat die Wiederaufnahme des Königs mit Bezugnahme auf die gegenseitigen Eidesleistungen noch bei weitem nachdrücklicher abgelehnt hatte, als die Zurückgabe der Güter.

Nach Dionysius sieht Porseuna in dem Ereigniß eine willkommene Gelegenheit, die Macht von Rom aufzulösen, was er schon längst gewünscht hatte.

Dionysius läßt eine Schlacht erfolgen, in welcher die Römer besiegt werden. Von dieser Schlacht schweigt Livius; aber bei den folgenden sagenhaften Ereignissen findet wieder eine Uebereinstimmung zwischen beiden Autoren statt, wie denn die Vertheidigung der Brücke durch Horatius Cocles bei Dionysius ungefähr ebenso berichtet wird, wie bei Livius, der jedoch selbst an die volle Wahrheit dessen, was er erzählt, nicht recht zu glauben scheint; er hat es in seiner Weise vortrefflich ausgeschmückt.

Ueber die Ehrenbezeugungen, die dem Vertheidiger des *pons sublicius* zu Theil werden, stimmen die beiden Autoren so zusammen, daß sie offenbar dieselbe traditionelle Aufzeichnung (Dion. V, 25, Liv. II, 10, 13) vor sich hatten und zu Grunde legten. In der großen Bedrängniß, welche die Römer hierauf erfuhren, erfolgt die Handlung des Mucius.

Bei Livius sowohl, wie bei Dionysius spricht Mucius im Voraus mit dem Senat, aber bei Livius macht er von dem, was er vorhabe, bloß eine Andeutung. Bei Dionysius kündigt er sein Vorhaben unverhohlen und weitläufig an: denn er ist für seinen Nachruhm besorgt; er will den sterblichen Leib gern verlieren gegen einen unsterblichen Ruhm. Der Senat billigt nicht nur sein Vorhaben, sondern lobt ihn darüber.

Was nun zunächst weiter folgt, die Ermordung des mit der Auszahlung des Soldes beschäftigten königlichen Beamten, den Mucius für den König hält, und was er dann, vor den König gebracht, diesem sagt, daß nämlich 300 junge Leute in Rom sich verschworen hätten, den König zu tödten, daß sie einer nach dem andern dies zu vollbringen versuchen würden, ist ungefähr dasselbe, was bei Livius folgt und den Kern der

Freignisse bildet. Aber man erstaunt, die vornehmste Handlung des Mucius, der er seinen Beinamen verdankt, daß er nämlich, um die Standhaftigkeit der Römer zu erweisen, seinen Arm ins Feuer streckte, bei Dionysius nicht anzutreffen. Diese Erzählung fand also Dionysius nicht bei den Autoren, die ihm vorlagen: denn es ist kein Grund zu ersehen, weshalb er sie weggelassen hätte.

Der Erfolg aber ist derselbe: Porfenna nähert sich den Römern, wie Dionysius angiebt, von seinem Sohn Aruns noch besonders gewarnt. In der Darstellung des Dionysius erscheint dann der etruskische König in der Stellung eines Schiedsrichters zwischen den Römern und den Tarquiniern; er läßt seine Etrusker über den Streit der beiden Parteien abstimmen; diese sprechen die Römer von den vorgebrachten Anklagen frei, kündigen den Tarquiniern und den Latinern ihre Allianz auf (*τὴν ξενίαν*, Dion. V, 34), so daß diese noch an demselben Tage das Lager verlassen müssen.

Livius schweigt darüber, sowie auch über die von Dionysius berichteten Beschlüsse des römischen Senats, dem Porfenna, nachdem er das Gebiet der Stadt verlassen hat, die Insignien der Hegemonie der römischen Könige über Etrurien zurückzugeben. Natürlich: denn diesen Zusammenhang des alten Roms mit Etrurien kennt ja Livius nicht. Wenn ich nicht irre, muß man drei verschiedene Bestandtheile der Ueberlieferung unterscheiden: zuerst eine feste Grundlage, in welcher zuweilen wörtliche Uebereinstimmungen der beiden Autoren zu Tage treten; sodann eine Ausarbeitung derselben mit mancherlei Ausschmückungen oder auch wesentlichen Abweichungen: drittens Mittheilungen, von der nur der eine oder der andere Autor etwas hat; und die dann hauptsächlich bei Dionysius sehr stark sind, größtentheils Verschiedenheit der Auffassung und des Standpunktes, zuweilen aber auch den Inhalt der Thatfachen betreffen. Ein Beispiel davon bietet auch die Schlacht am Regillischen See. Die Hauptthatfachen sind bei beiden Autoren dieselben: der Zweikampf zwischen Postumius und Tarquinius, — nur daß Dionysius aus äußerlichen Gründen statt des Vaters, den die Quellen nannten, den Sohn substituirt; der Zweikampf zwischen Nebutius und Mamilius, die Entscheidung durch den Angriff des Postumius und Herminius. Wenn daneben überall auch

Abweichungen eintreten: so ist doch nicht zu bezweifeln, daß dieselbe Ueberlieferung bei beiden Autoren zu Grunde lag: denn, wie gesagt, es gab veränderliche Bestandtheile der Tradition. Daneben aber tritt nun bei Dionysius noch eine Erweiterung ein, auf welche er das größte Gewicht legt, von der aber bei Livius sich Nichts findet.

Es ist die Erzählung von der Erscheinung der Dioskuren in der Schlacht und von der unerwartet raschen Meldung des ersehnten Sieges durch diese Heroen, die er sehr ausführlich schildert. Auffallend ist, daß dasselbe mythische Ereigniß anderwärts in ganz ähnlicher Weise vorkommt; und zwar in einem Kriege zwischen Croton und Locri in einer Schlacht; die Erscheinung in jener Schlacht wird von Justin fast mit denselben Worten geschildert wie bei Dionysius in der Schlacht am regillischen See.

Justin XX, 3, 8: duo juvenes diverso a ceteris armorum habitu, eximia magnitudine.

Dionysius VI, 13 in.: κάλλει τε καὶ μεγέθει μακροῦ κρείττους ὄν ἢ καθ' ἡμᾶς φύσις ἐκφέρει.

Die Iokrische Sage, die sich auf die etwas ironische Anweisung der Sacedämonier stützt, und bei der die Dioskuren im Gegensatz gegen den crotoniatischen Apollo erscheinen, gehört ganz in den Gesichtskreis der griechischen Religionen. In Rom ist sie unerwartet.

Man könnte wohl gar meinen, Dionysius habe sie von den Griechen willkürlich herübergenommen und der römischen Geschichte eingeflochten. Das ist jedoch nicht der Fall. Auch Cicero erwähnt das angebliche Wunder auf eine sehr ähnliche Weise: Tuscul. I, 12, 28: Tyndaridae fratres qui non modo adjutores in praeliis victoriae populi Romani, sed etiam nuntii fuisse perhibentur (vergl. de natura deor. II, 2, 6. III, 5, 11)¹). Und sehr merkwürdig ist in dieser Beziehung eine Münze, die der Familie der Postumier angehört. Man sieht auf derselben die

1) Auch sonst wird von römischen Autoren der Sage gedacht; die Stellen führt Lewis, Untersuchungen über die Glaubwürdigkeit der alt-römischen Geschichte, ins Deutsche übersetzt von Liebrecht II, S. 25, N. 100 an.

Dioskuren neben ihren Pferden stehend, die aus einem Brunnen saufen, zur Seite den Halbmond, was mit der Angabe des Dionysius, daß die Schlacht am Abend vorgefallen sei, zusammentrifft; die Münze wird von Mommsen (Römisches Münzwesen S. 558 N. 299) um das Jahr 665 der Stadt gesetzt.

Die Republik bis zum Decemvirat.

Wir befinden uns bereits an einer Stelle, wo sich die Tradition mit annalistischen Aufzeichnungen begegnet. Auch hier zeigt sich ein bemerkenswerthes Verhältniß des Zusammentreffens zwischen Dionysius und Livius.

In den ersten Decennien der Republik finden sich viele chronologische Verschiedenheiten zwischen den beiden Autoren. Dionysius hat eine Reihe von Jahresangaben, die bei Livius fehlen, bei 250 eine Eroberung von Fidenä (V, 43), 251 den Ursprung der Ovation (V, 47), 252 die Beendigung des jabinischen Krieges (V, 49), 253 einen Sklavenaufruhr, 254 Verschwörungen zu Gunsten der Tarquinier (V, 53 ff.).

Livius legt großen Werth auf den volskisch-aurunkischen Krieg, und zwar, wie mir nach Ansicht der Verhältnisse dieser kleinen Völker scheint, mit Recht. 251 hat er den Abfall von Pometia und Cora zu den Aurunkern (II, 16, 8), 252 ihre Wiedereroberung (II, 17, 5. 6), wovon wir bei Dionysius nichts finden.

Livius setzt so wichtige Ereignisse, wie die Errichtung der Dictatur, die Schlacht am regillischen See in andere Jahre als Dionysius, unter andere Consuln; er weiß jedoch, daß hierüber verschiedene Angaben existiren und beklagt den Widerspruch, der sich in den ältesten Annalen finde. *Tanti errores implicant temporum — aliter apud alios ordinatis magistratibus — in tanta vetustate non rerum solum sed etiam auctorum.* Liv. II, 21, 4. Ob er nun aber bei der Zusammenstellung immer das Richtige wählt, ist nicht außer Zweifel; man hat es längst auffallend gefunden, daß er die Eroberung von Pometia unter sehr ähnlichen Umständen schon 259 wieder bringt.

Bei Dionysius erscheinen diese Unsicherheiten nicht; er hat z. B. die Eroberung von Pometia erst 259; Alles ist in gutem

Zusammenhang; doch ist das kein Beweis, daß seine Angaben echter seien: sie sind nur besser überarbeitet. Bei Livius fehlen 248, 264, 265 die Consuln und, wie Niebuhr bei den ersten Jahren sagt: es ist sehr wahrscheinlich, daß er hier das unverfälschte Alte darstellt.

Nach dieser Lücke treten die Annalen der beiden Autoren näher an einander; dieselben Ereignisse kommen bei beiden unter denselben Consuln vor, doch weichen die Erzählungen über den Erfolg von einander ab.

267 haben Beide einen Krieg mit den Volstkern. Livius läßt ihn unentschieden bleiben (II, c. 40, 14. cum Vulscis aequo Marte discessum est). Dionysius schreibt den Römern einen Triumph zu (VIII, 67) ¹⁾, worauf die Volster ihre Unterthanen werden (*ἐπιζωοι*), wovon Livius weder bei diesem noch bei dem folgenden Jahre etwas hat.

268 wird bei beiden Frieden und Bündniß mit den Hernikern geschlossen, aber die Bedingungen, welche jeder von ihnen angiebt, könnten nicht verschiedener sein; nach Livius müssen die Herniker zwei Dritttheile ihres Landes abtreten, das zwischen Latiner und Römer vertheilt werden soll; nach Dionysius dagegen werden ihnen so günstige Bedingungen gewährt, wie diejenigen, deren sich die Latiner erfreuen, woran sich dann eine durchgreifende Verschiedenheit in der Geschichte des Cassius knüpft.

270 läßt Livius einen Sieg über die Volster erfechten (II, c. 42, 4. Volscos et Aequos duce Aemilio prospera pugna vicere), Dionysius die Volster mit Mühe von den Römern abwehren (VIII, 88).

272 wird Ortona durch die Aequer bei Livius (II, 43, 2) nur belagert, bei Dionysius erobert (VIII, 91).

273 setzt Dionysius das Abbrechen einer beinahe gewonnenen Schlacht in einen Krieg gegen die Vejenter, Livius in einen Krieg gegen die Aequer.

Die Annalen der beiden Autoren zeigen für jene Jahre

1) Auch die Triumphalgesten gedenken zu diesem Jahre eines Triumphes über die Volster, den sie dem Consul Titus Sicinius Sabinus zuschreiben.

eine große Verwandtschaft, indem immer von denselben Ereignissen die Rede ist, und doch wieder eine ganz unerwartete Abweichung, indem die Erfolge verschieden sind.

Schreiten wir noch ein Jahrzehnt weiter vor, so sind die Abweichungen geringer. In den Kriegen gegen Aequer und Volcker von 285, 288—292, 294, 299 stimmen die Nachrichten auch über den Erfolg zusammen, doch finden sich auch hier wieder in Bezug auf die Summe der Dinge merkliche Verschiedenheiten. Bei dem Jahre 294 z. B. berichten die beiden Annalisten, daß die Aequer Tusculum einnehmen und wieder verlieren, und die Volcker besiegt werden; aber der dionysianische setzt den äquischen, der livianische den volckischen Krieg voran, was dann auf die Motivirung — wenn wir annehmen dürfen, daß diese sich an die Thatfachen hielt, daß man nicht etwa diese nach schriftstellerischer Laune modificirte — Einfluß ausübte. Der livianische Annalist läßt zuweilen die Römer eine Niederlage erleiden, z. B. den Consul Furius 290 vor der Porta decumana (III, c. 5) des Lagers, wo der dionysianische nur von einer Veränderung der Stellung aus einer unsicheren in eine gesicherte weiß.

Ein andermal giebt jedoch der dionysianische Annalist eine ernstere Vertheidigung der Gegner zu, als sie der livianische hat. Nicht allein bei den Kriegsergebnissen, sondern auch bei anderen Vorfällen tritt diese Verschiedenheit hervor. Bei der Pest des Jahres 291 sagt Livius nur, die vornehmsten Männer, der größte Theil der Väter sei davon hingerafft. Dionysius giebt bestimmter an, daß der vierte Theil der Senatoren, die beiden Consuln und mehrere Tribunen gestorben seien.

So ziehen sich diese annalistischen Angaben einander berührend, aber in steter Abweichung neben einander hin.

Die Abweichung ist anfangs in Beziehung auf die Datirung sehr bedeutend; später betrifft sie weniger das Ereigniß selbst, als den Erfolg; endlich verschwindet sie auch in dieser Beziehung, erscheint aber in allen Nebendingen.

Man könnte meinen, daß dies die Glaubwürdigkeit der römischen Geschichte schwäche, und gewiß läßt sich keine Geschichte im gewöhnlichen Sinne, wenn man auf das Einzelne reflektirt, daraus formen. Aber im Großen angesehen vermehren

die Abweichungen vielleicht die Glaubwürdigkeit. Wären sie nicht da, so könnte Alles als eine Erfindung der späteren Zeit angesehen werden. Es bleibt immer eine sehr merkwürdige literarische Erscheinung, daß aus einer so frühen Epoche Annalen einer Stadt vorhanden sind, die sich mit verhältnißmäßig unbedeutenden Ereignissen beschäftigen; und zwar selbst in der ersten Grundlage in etwas verschiedener Fassung.

Livius sagt ausdrücklich, daß er verschiedene Annalisten vor sich hatte, und von Dionysius ist es höchst wahrscheinlich.

Wenn man z. B. 282 bei Dionysius dieselben Zeichen und Wunder, die er schon 271 berichtet hatte, erwähnt findet, — beide Male sind sie die Folge der Schändung einer vestalischen Jungfrau; beide Male werden ihrer zwei als Schänder angegeben; ein Mal heißt sie Urbinia (IX, 40), ein Mal Opimia (VIII, 89); Livius aber die Sache nur bei dem Jahre 271 hat, er nennt sie Oppia (II, 42, 11) —, so kann man das nicht anders erklären, als daß Dionysius Annalen von verschiedener Zeitrechnung combinirte. Hätte Livius die Sache auch das zweite Mal gefunden, so würde er, der in Dingen dieser Art sehr gläubig ist, sie nicht vergessen haben. In Zeichen und Wundern stimmen die beiden Autoren sonst am besten zusammen, so daß man auf die Vermuthung geräth, die Jahresanzeichnungen, denen sie folgen, seien sacralen Ursprunges, vielleicht jedoch von verschiedenen Collegien.

Wenn nun aber die Frage ist, welcher von beiden Autoren den älteren Annalisten gebraucht hat, so stehe ich nicht an, diesen Vorzug dem Livius zuzuschreiben.

Beim Jahre 295 erwähnt Livius einen Abfall von Antium; er sagt, so finde er bei den meisten Schriftstellern; daß es aber von dem Consul Cornelius wieder erobert sei, davon könne er bei den alten Schriftstellern nichts entdecken, *nulla apud vetustiores scriptores eius rei mentio* III, 23, 7. Eben diese Unternehmung erzählt Dionysius in aller Ausführlichkeit und Breite (X, 21). Livius kannte, wie man sieht, die Nachricht, aber die Gewährsmänner waren ihm zu jung.

So wußte er wohl, daß manche die Regillische Schlacht 258 setzten; er zog es vor, sie bei 255 anzunehmen. Doch dürfte man die Angaben des Dionysius nicht leicht hin verwerfen; mit den Triumphalstätten stimmen sie besser überein, als die

des Livius, was allerdings die Richtigkeit seiner Angaben nicht erhärtet, aber doch soviel beweist, daß er gute Informationen, welche man in Rom annahm, zur Seite hatte. Die Triumphalfasten verzeichnen jene Siege des Consuls Cornelius, von welchen Livius in den älteren Annalen keine Meldung finden konnte.

Nun aber enthalten beide Geschichtschreiber noch Vieles, was in den alten annalistischen Auszeichnungen so wörtlich unmöglich vorgekommen sein kann: nähere Erzählungen der Vorfälle in Krieg und Frieden. Die kriegerischen Ereignisse sind unbedeutend. Von hohem Interesse aber sind die bürgerlichen Entzweigungen, um derenwillen diesem Abschnitt der römischen Geschichte in allen späteren Zeiten die größte Aufmerksamkeit gewidmet worden ist. Wir müssen hauptsächlich untersuchen, wie sich die beiden Autoren in dieser Hinsicht zu einander verhalten.

Das erste Hauptereigniß für die innere Geschichte ist die Seceßion des Volkes und die Errichtung des Tribunats. In der Erzählung desselben treffen die beiden Autoren zuweilen wörtlich zusammen:

Z. B. Dion. VI, 27 (II, p. 245, 7): *ἐν τούτῳ Λατίνων ἰππεῖς κατὰ σπουδὴν ἐλαύνοντες τοὺς ἵππους παρῆσαν εἰς τὴν ἀγορὰν ἐξεληλυθότας ἀγγέλλοντες τοὺς πολεμίους.*

Liv. II, 24, 1: Inter haec Latini equites cum tumultuoso advolant nuncio Volscos infesto exercitu advenire.

So noch öfter, wie bei der Schilderung des Consuls.

Ueberhaupt ist bei Beiden der Hauptinhalt und Gang der Erzählung von vornherein ein und derselbe.

Erst in dem Moment, wo sich das Volk unter Sicinius von den Consuln entfernt, wird Alles anders. Nicht allein, daß bei Dionysius die Ausgetretenen sich sogleich einen anderen Führer, andere Centurionen ernennen (VI, 45), während sie sich bei Livius ohne Anführer befestigen (sine ullo duce, II, 31, 4), *λοχαγούς τε ἑτέροους καὶ περὶ ἀπάντων ἀρχοντα τὸν Σικίνιον ἀποδείξαντες*, oder daß, während bei Livius nur gefürchtet wird, daß die in der Stadt zurückgebliebenen Plebejer sich den Ausgetretenen anschließen möchten, dieses bei Dionysius wirklich schon geschieht (VI, 46), und zwar unter gewaltsamem Widerstand der Patricier, sondern die ganze Anschauung ist eine andere, als bei Livius.

Aber das Merkwürdigste ist, daß Dionysius hiebei Dinge sagen läßt, die mit Dem nicht übereinstimmen, was er selbst erzählt hat. Seine Darstellung der Kämpfe der jungen Republik mit Tarquinius unterscheidet sich von der livianischen besonders dadurch, daß er darüber einen langen Krieg mit den Sabinern, die durch Sertus Tarquinius aufgereizt sind ¹⁾, führen läßt; in der Rede aber, in der Junius Brutus vor der Plebs auf dem Mons sacer die Verdienste aufzählt, die sich dieselbe in jenen Kämpfen erworben habe (c. 64), wird dieses Krieges nicht gedacht, und wenn die Sabiner dann später angeführt werden (c. 65, p. 301, 28. 66, p. 302, 14. 67, p. 303, 13) ²⁾, so erscheinen sie doch nur vorübergehend und im Allgemeinen als Nebenbuhler.

So erhebt sich diese Erzählung aus den annalistischen Traditionen bei Dionysius als ein besonderes Stück. Dionysius hat die Uebenhelten doch nicht völlig ausgeglichen; dieser Bericht läßt sich fast noch eher mit Livius vereinigen, als mit der eigenen annalistischen Darstellung des Dionysius. Hat man aber bei Dionysius ein so eigenthümliches Element, das er aufnahm, ohne jedoch seine ganze Erzählung umzugestalten, unterschieden, so wird man begierig darauf, ob sich nicht auch in späteren Erzählungen ähnliche Bestandtheile ausscheiden lassen. Die Erzählung der nächsten großen Begebenheit, des Schicksals des Coriolan, ist bei Dionysius bei weitem prächtiger, als bei Livius, was jedoch keine wesentliche Verschiedenheit constituirte. Wie in den einfachen Aufzeichnungen der Annalen, so finden sich auch in der umständlichen Ausführung der großen Ereignisse zwei nahe mit einander verwandte Ueberlieferungen, von denen Dionysius die ausgeschmücktere und prosaischere, Livius die einfachere und poetischere vorzieht.

Nicht auf Alles und Jedes darf man hiebei Werth legen.

Wie die Hungernoth entstanden, ob das Volk oder der Senat mehr Schuld daran gehabt, — wer das Getreide herbei-

1) V, 40.

2) Die beiden zuletzt angeführten Stellen kommen hier überhaupt nicht in Betracht; sie gehen auf den späteren Krieg der Römer gegen die Sabiner, den Dionysius VI, p. 25 ff. erzählt. An der ersten heißt es: *Σαβίνους, οἷς διὰ παντός ὁ περὶ τῶν πρωτείων πρὸς ὑμᾶς ἦν ἀγών.*

gesandt, ob Dionysius oder Gelon — auf Alles spätere, was Begebenheit oder Abenteuer, kommt es dabei nicht an.

Von größter Wichtigkeit dagegen ist der constitutionelle Gesichtspunkt, den Dionysius hervorhebt und der mit der Geschichte der Seceffion unmittelbar zusammenhängt, er ist in meiner Erzählung ausführlich wiedergegeben ¹⁾.

Von dem wesentlichen Inhalt dieser Darstellung findet sich bei Livius keine Spur. Er weiß nur, daß man das Volk entweder abzuschrecken oder zu erweichen gesucht habe; die Senatoren seien in langen Zügen gleichsam als Schuldige hervorgetreten, das Volk zu ersuchen, ihm diesen einen Schuldigen zu schenken: aber vergeblich; in seiner Abwesenheit sei Coriolan verurtheilt worden. Der Zwiespalt, der hier in der Mitte der beiden Staatskörper erscheint, wenn der eine die Angehörigen des anderen ohne dessen Urtheil verdammen kann, bleibt bei ihm unentwickelt. Ich maße mir nicht an, in der Sache selbst entscheiden zu wollen, aber Jedermann wird zugestehen, daß der Verfasser des dionysianischen Berichtes die Aufmerksamkeit auf einen der wichtigsten Punkte dieser alten Verfassung richtet.

Von Dionysius oder aus den annalistischen Aufzeichnungen, welche demselben vorlagen, kann dieser Bericht nicht stammen.

Kein Zweifel ist, daß Dionysius von den Reden, die er einflicht, manche nach der Weise der alten Historiographie erfunden hat. Welcher Art diese sind, zeigt sich in der Geschichte der Horatier und Curiatier und an dieser Stelle bei den Bittfendungen an den siegreich vor der Stadt lagernden Coriolan. Sie sind fleißig ausgearbeitet, aber vollkommen inhaltsleer, das Langweiligste, was man zu lesen verurtheilt sein kann. Die Reden dagegen in den Verhandlungen, die hier vorkommen, sind lebendig, scharfsinnig, geistreich, voll Inhalt und weit jenseit der Fähigkeit, die die Natur dem Sammler gegeben hatte.

Mit dem, was früher bei Dionysius selber vorgekommen, stimmen sie eben so wenig zusammen, als die bei der Seceffion gehaltenen.

1) II, 1, S. 52.

Dionysius hat oben ausführlicher als Livius das valerische Gesetz de provocatione eingeschaltet; er bezieht es da bloß auf die Magistrate. Wenn Jemand von den Magistraten mit der Strafe des Todes, der Geißelung oder auch mit einer Geldstrafe heimgesucht werden soll, so kann er sich an das Volk wenden, *ἐάν τις ἄρχων Ῥωμαίων τινὰ ἀποκτείνειν ἢ μαστιγοῦν ἢ ζήμιον εἰς χρήματα θέλῃ, ἐξεῖναι τῷ ἰδιώτῃ προκαλεῖσθαι τὴν ἀρχὴν ἐπὶ τὴν τοῦ δήμου κρίσιν* (V, 19). So ungefähr hat es auch Cicero; und so versteht man es allgemein. In der Rede ¹⁾, die er dem Lucius oder Decius in den Mund legt, lautet es aber ganz anders: „Als ihr die Könige verjaget“, sagt der Tribun im Senate, „mit der Hülfe des Volkes und die jetzige Staatsform einrichtetet, habt ihr — denn ihr saht wohl, daß die Plebejer Unrecht bekamen vor dem Gericht, sobald sie Streitigkeiten mit den Patriciern hatten —, auf den Vorschlag des Publius Valerius festgesetzt, daß es den Plebejern, welche von Patriciern Unrecht erleiden, freistehen solle, sich auf das Gericht des Volkes zu berufen (VII, 41) ²⁾.“

Hier ist nicht bloß von einer Beschränkung des Strafrechtes des Magistrats, sondern von wirklichen Rechtshändeln zwischen Patriciern und Plebejern die Rede, die, wenn sie zu Ungunsten der Plebejer entschieden wurden, von diesen vor das Volk gebracht werden konnten. Eine Auffassung des valerischen Gesetzes, welche an die gewöhnliche heranstreift, aber doch etwas ganz anderes enthält, und mit der ursprünglichen Trennung der beiden nationalen Elemente zusammenstimmt. Man sage nicht, daß der Autor hier seinen Redner übertreiben lasse; es wäre wenigstens sehr arg, wenn er den ersten Tribunen, der im Senat sprach, mit einer offenbaren Falschheit ein Raisonement hätte beginnen lassen, das dann bei dem Senat einen so großen Erfolg hatte.

1) Die Handschriften haben Lucius (*Λούκιος*), Gelenium will lieber *Δέκιος* lesen; dann würde es M. Decius sein, der schon bei der Secession als Führer des Volkes genannt wird.

2) *ἐξεῖναι τοῖς κατισχυομένοις ὑπὸ τῶν πατρικίων δημοταῖς προκαλεῖσθαι τὰς κρίσεις ἐπὶ τὸν δῆμον*. In der Gegenrede des Appius Claudius heißt es c. 52 z. Aufg.: *νόμος ὁ περὶ τῶν δικαστηρίων τῶν δημοτικῶν . . . ἐγράφη . . . ὑπὲρ ἀσφαλείας τῶν κατισχυομένων δημοτικῶν*.

Auch könnte man nicht sagen, daß das ein Gesetz gewesen sei, das oben nur eben nicht erwähnt worden wäre. Die Ausdrücke des Dionysius, daß es volksthümliche Gesetze gab, das eine, daß jeder Magistrat vom Volke gewählt wurde, das andere, das erwähnte über die Provocation von den Magistraten, läßt nicht zu, daß er dabei noch ein drittes im Sinne hätte behalten können.

Es bleibt nichts übrig, als anzunehmen, daß er im siebenten Buch aus einer Schrift schöpfte, die mit der Ueberlieferung, der er im fünften folgte, nichts zu schaffen hatte, und sie copirte, ohne den Widerspruch mit dem Früheren gewahr zu werden. Denn, daß Dionysius sich die römische Geschichte recht begreiflich zu machen, sie zu durchdenken gesucht habe, wird sich überhaupt nicht annehmen lassen. Er sammelte nur, was er über die Epoche, die er behandelte, vorfand, und suchte dies in ein angenehmes, rhetorisch nach seinen Begriffen wohl ausgearbeitetes Ganze zu vereinigen.

Für uns kommt es im Gegentheil darauf an, seine Zusammenstellung wieder in ihre Elemente aufzulösen.

Und da scheint es mir nun, als müßte man annehmen, daß er die politischen Discussionen, die er bei der Auswanderung des Volkes und bei der Verbannung des Coriolan einschaltet, aus anderen Schriften nahm, als aus den ihm übrigens vorliegenden, annalistischen Traditionen.

Dionysius betrachtet selbst die Secession und die Verbannung des Coriolan als zusammengehörig.

Unmittelbar nach der Verbannung, noch vor den Ereignissen, die sich daran knüpfen, macht er einen förmlichen Schluß: es sei die erste innere Entzweiung in Rom gewesen, seit der Verbannung der Könige; glücklicherweise sei es in Rom bei den Bewegungen, durch welche das Volk den Aristokraten seine Rechte abgedrungen, nicht zu so blutigen Gewaltthaten gekommen, wie in Corchyra oder Milet oder Argos; eben deshalb habe er die Sache ausführlich erzählen wollen.

In dem siebenten Buch des Dionysius ist mir aufgefallen, daß er die Verfassung der Centurien, die er doch schon im vierten dargestellt hatte, nochmals in aller Ausführlichkeit und Breite vorbringt (VII, 59). Sollte sich diese ganz unnütze

Wiederholung nicht daher schreiben, daß sie Dionysius hier in der Schrift fand, die ihm als Quelle diene. So erklärt er auch gegen Ende des sechsten Buches, aber in einer Stelle, die noch in jene Schrift fallen würde, das Wort Curie nochmals, obwohl er davon schon im vierten Buch gehandelt hatte.

Wenn dem nun so ist; wenn sich aus dem Werke des Dionysius einzelne Partien ausscheiden lassen, die einen eigenthümlichen Geist verrathen, und in denen wir eine Arbeit wahrnehmen, welche der des Verfassers bei weitem überlegen ist, so verliert zwar Dionysius selbst an schriftstellerischer Bedeutung, aber sein Werk gewinnt an historischem Werth.

Wir erkennen das nämliche Verhältniß auch in der Geschichte des Spurius Cassius.

Die beiden Relationen bei Livius und Dionysius lassen sich eigentlich nicht vereinigen. Was bei Dionysius mit aller Bestimmtheit angegeben wird, daß Cassius nach der höchsten Gewalt gestrebt habe, erscheint bei Livius nur als ein Verdacht, und davon, daß Cassius die Latiner und Herniker an den Landaustheilungen, die er vorschlug, habe Theil nehmen lassen, weiß Livius so wenig, daß er eigentlich nur die Verluste der Herniker, denen ein Dritttheil ihres Landes abgenommen wurde, mit deutlichen Worten anführt. Was den Cassius unvergeßlich macht, ist nicht sowohl die Einbringung eines agrarischen Gesetzes, als ein Senatsconsult, das unter seiner Einwirkung beschloffen sein soll.

Darüber finden wir nun bei Dionysius Auskunft.

Nach einem Triumph, den er nicht dem Senat, sondern der Plebs verdankt, nimmt Cassius eine Haltung, welche den großen agrarischen Streit eröffnet.

Es giebt ein Stück öffentlichen Landes, das die vornehmen Patricier inne haben; das, schlägt er vor, dem Volke jedoch nicht allein, sondern zugleich den Latinern und Hernikern (VII, 71), die er beide in das römische Bündniß gebracht hatte, durch Vertheilung zu überlassen.

Bei weitem anders, als Livius, welcher im Gegentheil erzählt, daß das den Hernikern entriessene Gebiet zwischen Latinern und Römern vertheilt werden solle.

Wenn dann Cassius daran geht, das von den Patriciern eigenmächtig an sich gerissene Land unter seine drei Verbündeten,

Plebs, Latiner und Herniker, auszutheilen, so liegt darin ein Angriff auf die Prærogative des Senats, welchen dieser allerdings als einen Versuch, die höchste Gewalt an sich zu reißen, ansehen konnte.

Hierüber bilden sich zwei Parteien in der Stadt.

Nach Dionysius schließt sich das gemeinste und schmutzigste Volk an Cassius an, die besseren Leute an den Mitconsul desselben, Virginius (VIII, 71). Von dieser Seite klagt man hauptsächlich darüber, daß Cassius Latiner und Herniker zu der Vertheilung herbeiziehen wolle; die Tribunen treten auf die Seite des Virginius, schon werden sie aber hiedurch selbst der Menge verdächtig; Cassius sagt dieser, daß die Theilnahme der Bundesgenossen erst die Zugeständnisse befestige.

Hierauf benützt ein geschickter Volkstribun Cajus Rabulejus den günstigen Augenblick, die Wünsche des Volkes zu erfüllen und das zu vermeiden, was es nicht will.

Auf seine Frage erklärt Virginius, daß er für die Vertheilung des Landes unter die Römer selbst stimme; das nimmt Rabulejus an und mit ihm das Volk.

In dem Senat stimmen selbst die stärksten Aristokraten, wie Appius Claudius, für die Abschaffung jener eigenmächtigen Benutzung des öffentlichen Landes. Die entscheidende Rede hält Nulus Sempronius Utratinus, nach welchem zehn Patricier ernannt werden sollen, um zu untersuchen, wie viel ferner als öffentliches Land zu betrachten und zu verpachten sei, um damit öffentliche Bedürfnisse zu bestreiten, wie viel unter die Einzelnen vertheilt werden soll; den Popoliten soll erst der Antheil gewährt werden, wenn sie Theil an dem Krieg und der Eroberung genommen haben.

So wird vom Senat beschlossen, die Ausführung aber den Consuln des nächsten Jahres übertragen (VIII, 76).

Cassius hatte bereits Herniker und Latiner, um ihre Stimmen zu geben, in die Stadt berufen; der Consul Virginius gebot denen, die nicht in der Stadt wohnten, dieselbe zu verlassen. Cassius forderte sie auf, zu bleiben, bis sein Gesetz bestätigt worden sei (c. 72). Die allgemeine Gefahr, die hieraus zu entspringen drohte, war es eben, was den Senat vermochte, jenen

Beschluß zu fassen; die Bekanntmachung desselben bewirkte die öffentliche Ruhe.

Gegen die Glaubwürdigkeit dieser Darstellung lassen sich mancherlei Einwendungen machen. Es fällt in die Augen, daß einige Vorgänge der gracchischen Zeiten hier gleichsam vorausgenommen werden. Niebuhr, der das cassische Gesetz annimmt, verwirft doch die Begründung desselben bei Dionysius. Noch viel weiter geht Mommsen, der die Existenz des Senatsconsultes überhaupt leugnet und die bei Dionysius vorkommenden Reden als Erfindungen dieses Autors betrachtet (Römische Forschungen II, S. 153 ff.). Ueber die Reden, die man bei Dionysius liest, hat schon einmal eine Discussion zwischen Mommsen und Nitzsch stattgefunden. Nitzsch (Die römische Annalistik von ihren ersten Anfängen bis auf Valerius Antias S. 24 ff.) hat gezeigt, daß mehreren Reden des Dionysius eine Notiz bei Livius zur Seite stehe, durch welche die Ueberlieferung, daß sie gehalten worden, bewiesen werde¹⁾. Ich denke, daß ist unleugbar. Ebenso gewiß aber ist, daß in den Reden und der Erzählung des Dionysius sich allerlei Züge finden, die eine spätere Zeit verrathen. Meine Annahme ist nun, daß diese dem Autor angehören, aus welchem Dionysius seine Darstellung überhaupt entnahm. Damit wird aber, soviel ich sehe, noch nicht eine völlige Verwerfung der Reden oder Erzählungen, die bei Dionysius vorkommen, gerechtfertigt. Denn der Autor, welchem Dionysius folgte, legte ohne Zweifel Nachrichten zu Grunde, die er bei dem einen oder anderen Annalisten gefunden hatte. Daher schreibt sich die Uebereinstimmung der allgemeinen Angaben desselben mit Livius, welcher einer anderen Tradition folgte, die dieselben aber auch enthielt.

Und wenn augenscheinlich ist, daß Dionysius viele andere

1) Daß dem Dionysius Annalisten vorlagen, welche schon in die Erzählungen über die älteste Zeit Reden eingeflochten hatten, erhellt aus seiner Angabe, daß Hersilia an Latiuss eine lange Rede gerichtet habe (II, 45: *μακρὰν καὶ συμπασῆν διεξῆλθε λόγον*), in Verbindung mit der bei Gellius (N. Att. XIII, 22, 13) vorkommenden Notiz, daß eine solche Rede in den Annalen des Ennius Gellius zu lesen war, und dem Umstande, daß dieser Autor von Dionysius an mehreren Stellen angeführt wird.

Reden, die er beibringt, nach der Sitte der alten Historiker selbst abgefaßt hat, so finden sich doch bei ihm auch solche Reden, welche, von allen Gemeinplätzen entfernt, in die Realität der Thatfachen eindringend, von ihm nicht erfunden sein können.

Noch weniger könnte ich mich entschließen, die Existenz des Senatsconsults, wenngleich es nicht in völlig authentischer Form überliefert ist, in Abrede zu stellen. Die Einwendung, daß auch hier Thatfachen, die den späteren republikanischen Kämpfen angehören, namentlich aus den gracchischen Unruhen und dem Bundesgenossenkriege herausgenommen seien, trifft nicht eigentlich zu. Denn von einer Landvertheilung, wie sie den Latinern und Hernikern versprochen wird, ist in späteren Zeiten niemals die Rede gewesen; nur von dem Bürgerrecht war die Rede. Die damaligen Händel gaben keinen Anlaß, ein Senatsconsult zu supponiren, wie das vorliegende.

Auch wird ja dem Cassius ein Ueberschreiten der allezeit inne gehaltenen Schranken zugeschrieben, um den Verdacht, daß er nach der Alleinherrschaft gestrebt habe, zu motiviren. Daß aber der Plebs selbst Zugeständnisse in Beziehung auf das Gemeinland gemacht worden sind, erhellt daraus, daß Livius, der übrigens anderen Nachrichten folgt, doch der *lex agraria promulgata* mit voller Bestimmtheit gedenkt. Nicht allein für das siebente Jahrhundert war sie von Bedeutung, sondern sogleich für das dritte selbst. Die Ereignisse der letzten Hälfte desselben bis zum Decemvirat bleiben unverständlich, wenn man das Senatsconsult nicht annimmt. Uehnlich verhält es sich auch mit der Anklage gegen Cassius. Es finden sich bei derselben allerdings Momente, welche an die Anklage gegen Livius Drusus erinnern. Aber Drusus ist doch nicht wie Cassius deshalb zum Tode verurtheilt worden, weil er nach der höchsten Gewalt gestrebt habe (XI, 37).

Ueber die Verurtheilung selbst hat das Alterthum zwei verschiedene Auffassungen, von denen die eine die Hinrichtung dem Vater selbst, die andere der Plebs zuschreibt. Die erste gehört zu jenen Erzählungen, in denen das natürliche Gefühl für die Familie vor der Hingebung an das Vaterland zurückweicht. Wenn Dionysius die andere vorzieht, so geschieht das, weil es der Zusammenhang seiner Erzählung so mit sich bringt.

Cassius wird nach Dionysius auch deshalb zum Tode verdammt, weil er, wenn man ihn blos zum Exil verurtheile, zu Unternehmungen schreiten könne, wie kurz vorher Marcius Coriolan. So forderte es auch die alte Vereinbarung der beiden Stände, welche das Königthum für immer ausgeschlossen hatte. Die Quästoren stürzen ihn vom tarpejischen Felsen auf das Forum.

Man darf, wie mir scheint, nicht bei den einzelnen Abweichungen der dionysianischen Darstellung in jedem Falle stehen bleiben. Was er vorlegt, ist vielmehr ein zusammengehöriges Ganzes von eigenthümlichem Charakter und in gewissem innerem Zusammenhang.

Zunächst folgt nun eine Epoche des gegenseitigen Widerstreites, bei deren Darstellung ich dem Dionysius gefolgt bin. Wenn wir Vieles von dem, was bei Dionysius erzählt wird, bei Livius vergeblich suchen, so darf man wohl mit Bestimmtheit sagen, daß er davon in seinen Quellen Nichts fand. Wo die beiden Erzählungen sich berühren, treten auch wieder Differenzen ein, z. B. bei der Erwähnung des Latorius, der bei Dionysius die entscheidende Rede hält, während Livius ihn als einen Mann bezeichnet, der des Wortes nicht mächtig ist (II, 56, 9).

Als den Ankläger des Romilius bezeichnet Dionysius den Siccius Dentatus, während Livius einen anderen nennt. Aber Plinius, der dem Siccius Dentatus einen Lobspruch der Tapferkeit gewidmet hat, erwähnt doch auch seine Anklage des Romilius; über den Gegenstand derselben drückt er sich sehr allgemein aus: *convicto male imperatae rei militaris* (VII, 28, 29, 102).

Bei Dionysius wird die vornehmste Anklage dahin präcisiert, daß der Tribun in dem Feldzug selbst Nachstellungen des Consuls erfahren habe. Diese Beschuldigung erscheint als erwiesen und Romilius wird zu einer Zahlung von 10,000 Asses verurtheilt.

Dieselbe Strafe giebt auch Livius an, der den Grund der Verurtheilung in dem Verkauf der Kriegsbeute, den der Consul ohne Rücksicht auf die Plebs vorgenommen habe, sieht.

Bald hierauf erwähnt Dionysius (X, c. 50) das Gesetz, nach welchem allen Magistraten in der Republik freistehen soll, diejenigen zu strafen, von denen sie auf eine ungesetzliche Weise verletzt werden würden. Er fügt zugleich die Bestimmung über

das höchste Strafmaß hinzu, das in einem solchen Falle auferlegt werden konnte. Livius kennt das Gesetz nicht. Aber seine Existenz kann man nicht leugnen. Die Festsetzung der Multen durch die Lex Aternia wird bei Gellius (Noct. Att. XI, 1, 2) und Festus, wenngleich mit einigen Abweichungen erwähnt (S. 237, 17).

Bei der Erzählung der Vorgänge, welche zur Decemviratgesetzgebung führen, weiß Livius Nichts von einer Nachgiebigkeit der Consuln, die bei Dionysius einen sehr wesentlichen Bestandtheil der Erzählung bildet. Nach ihm beharren sie vielmehr in dem alten Streit mit der Plebs (III, 31, 6: *nec haec priorum calamitas consulum segniores novos fecerat consules. et se damnari posse ajebant et plebem et tribunos non legem ferre*). Sie blieben dabei, man könne sie verurtheilen, das Volk aber habe dennoch kein Recht, Gesetze zu geben. Da sollen es nun die Tribunen gewesen sein, welche auf das promulgirte Gesetz Verzicht leisten und den Senat ersuchen, den Streitigkeiten endlich ein Ende zu machen.

Ein vollkommener Gegensatz mit Dionysius liegt darin nicht: denn auch Dionysius sagt, daß die Tribunen, nachdem sie so vieles Anderes erlangt hatten, dem Senat die Entscheidung über das von ihnen vorgeschlagene Gesetz anheimgestellt hätten. Der Unterschied aber ist dennoch sehr stark: denn bei Livius (III, 31, 7) wird ausgesprochen, sie hätten ihre alten Gesetzesvorschläge fallen lassen, *abjecta lege quae promulgata consenuerat*, nämlich *ut quinqueviri creentur legibus de imperio consulari scribendis*. Nach Dionysius dagegen hätten sie ihren Gesetzesvorschlag nur der Entscheidung des Senats vorbehalten. Dionysius oder der Autor, dem er folgt, hält also an der Continuation des früheren Gesetzesvorschlages des Terentilius Arsa fest. Dionysius weiß nichts von den vorläufigen Bedingungen, welche der Senat nach Livius aufgestellt haben soll, daß nämlich nur Patricier zur Gesetzgebung berufen werden sollen (*daturum legem neminem nisi ex Patribus ajebant* III, 31, 8); so daß bei Dionysius die ursprüngliche Forderung, nach welcher Patricier und Plebejer gleichmäßig an der Gesetzgebung theilhaftig sein sollten, in ihrer Kraft bestehen bleibt.

Es werden nun drei Gesandte abgeschickt, welche nach Dio-

nyfius von den Gefetzen der griechifchen Städte in Italien und den attifchen, nach Livius von den Gefetzen Solons und den Rechtsbestimmungen und Einrichtungen der anderen Städte Griechenlands Kenntniß nehmen follen. Bei der Rückkehr der Gefandten fagt Livius: fie hätten die attifchen Gefetze mitgebracht, Dionyfius: die von Athen und den anderen in Italien gelegenen griechifchen Städten, fo daß bei ihm mehr Nachdruck auf die griechifchen Städte in Italien gelegt wird.

Bei Livius fowohl, wie bei Dionyfius wird die Fürforge der Decemvirn in ihrem erften Jahre für die Niedrigen gerühmt. Bei Dionyfius heißt es, von Vielen fei gefagt worden, daß man keiner Tribunen und überhaupt keiner anderen Behörde in der Stadt bedürfe.

Was den Senat vornehmlich bewog, das Decemvirat für das zweite Jahr zu erneuern, war das Aufhören der tribunicifchen Gewalt, die er nicht wiederhergestellt zu fehen wünfchte.

Dionyfius giebt an, daß unter dem neuen Decemvirat drei Plebejer gewesen feien (X, 58, p. 86, 27 R.), — eine Thatfache, die anderweitig beftätigt wird, von der aber bei Livius fich Nichts findet; nach einer fpäteren bei ihm vorkommenden Stelle (IV, 3 fin.) folgt er vielmehr der Annahme, daß fie fämmtlich Patricier gewesen feien.

Nach der Erzählung des Dionyfius fchloffen die neuen Decemvirn einen Pakt ab, durch welchen fie fich verpflichteten, zufammenzuhaltten und den Befiß der höchften Gewalt zu einem lebenslänglichen zu machen (c. 69).

Daß das eine fehr verbreitete Meinung war, fagt auch Livius (c. 36, 9). Bei ihm ift jedoch nur davon die Rede, die höchfte Gewalt von den Comitien unabhängig zu machen, nicht auch vom Senat.

Um den Schein der Gefeklichkeit für ihr Verfahren zu bewahren, fezen fie nach Dionyfius für jede Angelegenheit Gerichte ein; als Ankläger traten diejenigen auf, die ihnen behülfflich gewesen waren, fich in den Befiß der Herrfchaft zu fezen; die Gerichte bildeten fie aus ihren Genoffen (*ἐταῖροι*), die in den Prozeffen einander gegenfeitig Gefälligkeiten erwiefen. Wer zu feinem Rechte kommen wollte, mußte fich zu den Anhängern der Decemvirn halten. Vornehme und Niedere fchloffen fich ihnen an

(XI, 2). Livius berichtet von der Einsetzung der Gerichte Nichts; nach ihm saßen die Decemviren ihre richterlichen Entscheidungen vielmehr zu Hause und sprachen sie nur auf dem Forum aus (§ 7).

Nach seiner Erzählung hielten sich die Decemviren von jeder Beeinträchtigung der Patricier fern (*abstinebatur a patribus*); von ihrer Grausamkeit und Willkür wurde allein die Plebs betroffen. Die jüngeren Leute aus der Nobilität schlossen sich ihnen an und die Klage wird erhoben, daß dadurch die Plebs in große Bedrängniß gerathen sei (III, 37, 6: *decemviri patriciis juvenibus saepserant latera*).

Bei Dionysius wird die Umgebung des Appius nicht ausdrücklich als eine patricische bezeichnet (XI, 2: *τοῖς θρασυτάτοις τῶν νεῶν*); ihre Gewaltthaten fallen nicht der Plebs, sondern den Gegnern ihrer Politik zur Last: *ἀγειν καὶ φέρειν τὰ τῶν ἐναντιωμένων τῇ πολιτείᾳ*.

Ueber die Debatte, die dann im Senat erfolgt, giebt Dionysius einen ausführlichen Bericht; die Hauptthatsachen desselben werden bei Livius reproduzirt.

Die Einwendungen des Valerius und des Horatius Barbatus, die Anmahnung des Oheims Claudius an seinen Neffen, die Idee, einen Interrex zu wählen, die Verbindung des Lucius Cornelius mit den Decemviren und die Beistimmung, die derselbe bei den jungen Patriciern findet, werden bei Livius in größerer Ausführlichkeit mitgetheilt.

Im Einzelnen ist doch wieder Alles anders. Der hauptsächlichste Unterschied möchte darin liegen, daß bei Livius die widerstrebenden Patricier sich an die Plebs zu wenden beabsichtigen (c. 39, 6: *ne vetando in curia libere homines loqui extra curiam moverent vocem*. c. 39, 2: *Valerium proditurum se ad plebem denuntiantem*. c. 41, 1: *dicturos ad populum, si in senatu per factionem non liceret*), während bei Dionysius das vornehmste Argument des Appius ist, daß durch Plebiscit die Decemviren sowohl die consulare als die tribunicische Gewalt in sich vereinigen (XI, c. 6: *οἱ δέκα τὴν δημοκρατικὴν ἐπανασείοντες ἔξουσίαν* und in der Rede des Appius: *τὴν ἔξουσίαν παρὰ τοῦ δήμου λαβόντες ἔχομεν, ὅτε ἡμῖν καὶ τὴν τῶν ὑπάτων καὶ τὴν τῶν δημόρων ἀρχὴν ἐψηφίσαντο*), wie es später bei Augustus der Fall gewesen ist. Man geräth auf den Gedanken, daß Livius

das zu sagen vermieden hat: denn dann würde das Decemvirat als ein Vorbild der augusteischen Macht erschienen sein. Dionysius schöpft aus einem Autor der letzten republikanischen Zeiten. Sein Bericht hat überhaupt mehr dramatisches Leben und ist eigentlich gründlicher, da er die Fragen besser distinguirt.

Die erste Folge dieser Vorgänge ist nach Dionysius, daß noch mehr als früher Mißvergnügte von beiden Ständen die Stadt verlassen. Der Oheim des Appius ist der erste, der sich entfernt. Valerius und Horatius dagegen setzen mit Hülfe ihrer Klienten und Freunde ihre Häuser in Vertheidigungszustand: denn sie fürchteten offene Feindseligkeiten. Uebrigens aber standen die Decemviren noch fest; die Plebejer freuten sich, daß die Patricier keine wirkliche Macht mehr besaßen, und die Patricier, daß die Plebejer ihre Freiheit verloren hatten.

Von alledem schweigt Livius.

In Beziehung auf die Feldzüge findet der Unterschied statt, daß nach Dionysius (c. 24) die Decemviren allein die nöthigen Anstalten für die Sicherheit der Stadt treffen, bei Livius im Zusammenwirken mit dem Senat (III, 42, 6).

Bei Dionysius geschieht das Vorrücken des Lagers in das Gebiet der Sabiner, welches der Anlaß zu der Ermordung des Siccius Dentatus ist, auf Rath desselben und nach Anordnung der Decemviren; bei Livius ist es ein Beschluß des Senats.

Ueber die Prozeßverhandlung der Virginia wird von Livius und Dionysius ziemlich übereinstimmend berichtet. Die am meisten hervortretende Differenz ist die, daß bei Dionysius für Virginia zwei vindices in libertatem, ihr Bräutigam Icilius und ihr Oheim Numitorius sogleich beim Beginn der Verhandlung zugegen sind; bei Livius erst nach gefällter Sentenz hinzukommen. Von Kundigen ist bemerkt worden, daß die Darstellung des Dionysius den Bestimmungen des römischen Rechts mehr entspricht, als die des Livius.

Bei Dionysius stößt Virginius das Messer seiner Tochter in den Leib mit den Worten: „So schieße ich dich frei und unbefleckt zu den Manen deiner Altvordern“ (*ἐλευθέραν σε καὶ εὐσχήμονα . . . ζώσῃ γὰρ ταῦτα οὐκ ἔστιν ἀμφοτέρω*¹⁾).

1) Bei Livius sagt Virginius in seiner Rede an das Heer c. 50, 6: *si liberae ac pudicae vivere licitum fuisset.*

Bei Livius heißt es bloß: Hoc te modo in libertatem vendico, III, 48, 5, so daß bei Dionysius die mit der Freiheit verbundene Herkunft nachdrücklicher betont wird, als bei Livius.

Die Erzählung des Livius von dem städtischen Tumult, der bei dem Leichenbegängniß der Virginia ausbricht, ist weniger distinct, als die des Dionysius. Die Vorgänge auf dem Forum erscheinen bei ihm noch tumultuarischer; den Victoren des Appius, die den Valerius und Horatius ergreifen wollen, werden von der Menge die Fasces zerbrochen; Appius selbst flieht, für sein Leben besorgt, mit verhülltem Haupt, in sein nahe dem Forum gelegenes Haus (c. 49). Hierauf wird sogleich von Spurius Oppius der Senat berufen, was nach Dionysius erst geschieht, nachdem der Aventin von den Truppen besetzt war.

Die Erzählung des Dionysius ist in Bezug auf Deutlichkeit und Zusammenhang der des Livius weit vorzuziehen.

Von den Vorgängen im Lager erwähnen wir nur, daß bei Livius von der Verletzung des Eides, die darin liegt, daß die Truppen sich eigenmächtig nach Rom begeben, nicht die Rede ist. Nachdem die Truppen den Aventin besetzt, pflegt der Senat Rath über die Sache; in dem Bericht über diese Sitzung bricht die Darstellung des Dionysius ab.

Es wird der Antrag gestellt, daß die Verletzung des Eides, welche die Truppen sich haben zu Schulden kommen lassen, an den Anstiftern bestraft werden soll. Valerius erhebt sich, um dem zu widersprechen. Hierbei eben tritt die Lücke im Text des Dionysius ein. Wir sind nun ausschließlich auf Livius angewiesen; und wir kommen in den Fall, den Ausgang einer Begebenheit aus dem Autor entnehmen zu müssen, welcher von dem, dem wir in der Entwicklung derselben hauptsächlich folgten, doch wieder sehr verschieden ist.

Glücklicherweise haben Livius sowohl wie Dionysius einige objektive Bestandtheile ihrer Erzählung, so daß wir sie auch mit einer fremden Auffassung zu combiniren wagen dürfen.

Meine Untersuchung bricht hier nothwendig ab, obwohl ich noch an anderer Stelle in den Fall kommen werde, Dionysius zu erwähnen. Ich erlaube mir nur noch, eine allgemeine Bemerkung vorzulegen, die sich mir auf meinem Wege aufgedrungen hat. Nicht auf einzelne Abweichungen kommt es bei dem Ver-

lauf der Geschichtserzählung an, sondern auf die allgemeine Geschichtsauffassung. Wie über die Decembirn, so ist diese auch in den vorangehenden Stücken eine vollkommen andere, als bei Livius. Und zwar hat sie bei Dionysius in sich selbst wieder einen sehr genauen Zusammenhang. Mit der Erzählung von dem Decemvirat hängen die vorangegangenen von der Secession, von Coriolan und von Cassius in ihren Besonderheiten zusammen. Die Schrift, der Dionysius folgte, war aber wahrscheinlich noch viel umfassender.

Alles, was wir als die republikanische Ansicht in der Erzählung von den Königen und dem Beginn der Republik bezeichneten, stimmt mit derselben überein. Dionysius hat sie von Anfang seines zweiten Buches an benutzt. Doch nahm er sie keineswegs in ihrer vollen Integrität auf. Er slicht Einiges ein, was ihr gradezu widerspricht. Die Schrift erhebt sich weit über alles Andere, was bei Livius oder Dionysius selbst vorkommt.

Die verschiedenen Momente sind unter einander verwoben; man kann, wenn man sie mit einander combinirt, nicht anders urtheilen, als daß sie von Anfang auch zusammengedacht waren. Nimmermehr darf man dem Dionysius selbst, der nach der Zerstörung der Republik nach Rom kam, die Anspielungen, die sich in seinem Werke auf den Bundesgenoffenrieg, insbesondere auf den seit dem Jahr 70 ausgebrochenen Streit beziehen und die lebendigste Sympathie mit demselben verrathen, zuschreiben. Nur in eben diesen Zeiten kann der Autor gelebt haben, dem Dionysius vorzugsweise, wenn auch nicht ausschließlich, gefolgt ist.

Wenn dem aber so ist; wenn die Schrift, welche Dionysius größtentheils wiedergiebt, dem siebenten Jahrhundert angehört, der Blüthezeit der republikanischen Verfassung und der emporkommenden Literatur, welches mögen die vornehmsten Hülfsmittel gewesen sein, deren sich der griechische Geschichtschreiber bediente? Er hat in seiner Vorrede uns einen Wink darüber gegeben; er erwähnt seiner Bekanntschaft mit den Aelii Tuberones, von denen er hauptsächlich mit den lateinischen Schriften über die römische Geschichte, die er benutzt habe, versehen worden sei. Eine seiner eigenen Schriften — die über den Charakter des Thucydides — ist einem Tubero gewidmet. Einer von den Tuberonen

selbst hat eine römische Geschichte geschrieben ¹⁾. Ein Anderer, dessen Vater, hat sich unter den Anhängern des Pompejus im Kriege gegen Cäsar hervorgethan. Ohne Zweifel huldigten die Tuberonen den gewissermaßen republikanischen Ideen, die das Werk des Dionysius überall durchziehen und ihm einen über die Ueberlieferung der bloßen Thatsachen noch hinausreichenden Werth verleihen. Ich wage nun die Vermuthung auszusprechen, daß die Schrift, welche dem griechischen Rhetor vorlag, einem Tubero angehörte. Doch gebe ich das nur als Vermuthung, ohne es zu behaupten. Nur dann hoffe ich Beistimmung zu finden, wenn ich die Meinung ausspreche, daß Dionysius eine Schrift des siebenten Jahrhunderts über die republikanischen Zustände benutzt und in ihrem wesentlichen Inhalt uns erhalten hat. In dem griechischen Werke würde ein sehr beachtenswerther Ueberrest römischer Historiographie — freilich eben in griechischer Uebersetzung — zu erkennen sein.

1) Dionysius nennt den Tubero, dem er seine Schrift: *περὶ τοῦ Θουκυλίδου χαρακτῆρος* widmete, mit vollem Namen: Quintus Aelius Tubero (c. I, 1, LV, 33). So hieß der jüngere Tubero, der Geschichtsschreiber, das Pränomen von dessen Vater war Lucius.

IV. Analyse der Traditionen über die Eroberung Roms durch die Gallier.

In der Ordnung ist, daß die Tradition sich besonders an die großen Begebenheiten anschließt, welche die Weltgeschichte bestimmen. Das hat aber wieder die Folge, daß dieselben in ihrem historischen Verlauf vieldeutig und dunkel werden. Vor Allem ist das bei der Eroberung Roms durch die Gallier der Fall. Wir finden da zunächst die Autoren wieder, die wir schon kennen: die beiden Griechen, Diodor und Dionysius, von denen der eine die Begebenheiten in ein allgemein historisch-chronologisches Werk einreihete, der andere die ältere Geschichte von Rom aus römischen Aufzeichnungen zusammenstellte. Leider ist Dionysius hier sehr fragmentarisch auf uns gekommen. Dann erscheint der römische Geschichtschreiber, der die eigensten römischen Ueberlieferungen in einer prächtigen Gesamtdarstellung der Nachwelt überliefert hat. Es folgen noch zwei Griechen, Plutarch, welcher allenthalben besondere Informationen hinzusetzt, und der hier epitomatorische Appian, der aber doch wieder abweichende Nachrichten beibringt. Sie glauben Alle, wirkliche Geschichte zu schreiben; ihre Erzählungen gehen aber weit auseinander. Ich will nun nicht abermals einen Versuch zu einer Vereinigung derselben machen; was in dieser Hinsicht durch Kritik und Combination geleistet werden kann, ist bereits geleistet. Ich will vielmehr die Traditionen auseinanderlegen und ihre Verschiedenheit bei jedem einzelnen Punkt zur Anschauung bringen, natürlich ohne das Ganze aus den Augen zu verlieren, das doch auch seine Wahrheit hat. Das Ereigniß setzt sich aus sechs verschiedenen Momenten

zusammen, die abgefondert, nach einander ins Auge gefaßt werden müssen.

Der erste Moment ist das Zusammentreffen der Römer mit den Galliern vor Clusium. Es ist zweifelhaft, ob die römische Mission nur dazu bestimmt war, Kunde über die Lage der Dinge, namentlich den Anfall der Gallier, einzuziehen, wie Diodor (XIV, 113) angiebt (*τοὺς κατασκευασμένους τὴν στρατιὰν τῶν Κελτῶν*), ob deren nur zwei¹⁾ oder drei gewesen sind, die sich dann sofort in ein Gefecht zwischen Clusinern und Galliern mischten, wobei einer von diesen umkam, oder ob eine förmliche Legation an die Gallier geschickt worden ist, um ihnen zu sagen, daß die Clusiner Verbündete der Römer seien, worauf dann Rede und Antwort folgt, wodurch die Gemüther entflammt werden, sodaß es nun zu einem Treffen kommt, in welchem die römischen Legaten vorankämpfen.

Die Differenz ist augenscheinlich; die Uebereinstimmung beschränkt sich darauf, daß einer von den Galliern durch einen Römer getödtet wird. Diesen Römer nennt Diodor nicht, wahrscheinlich deswegen, weil die Anführung des Namens von dem Autor, der ihm vorlag, — wie schon Niebuhr vermuthet hat, dem Fabius Pictor —, vermieden war, der einem Genossen seines Geschlechtes diese unglückselige Handlung zuzuschreiben Bedenken getragen haben wird²⁾. Der Kampf des Römers mit dem Gallier wird bei Plutarch (Camillus c. 17) mit besonderer Ausführlichkeit geschildert; er folgt im Allgemeinen der Erzählung des Livius, läßt aber die erste Drohung von den Galliern ausgehen, nicht wie Livius von den Römern. Den Römern schreibt

1) Diodor XIV, 113. Aus dem ambrosianischen Fragment des Dionysius Halic. XIII, 12 Kießling (18 bei Mai) erhellt nicht, ob nach ihm zwei oder drei Abgesandte von den Römern nach Clusium geschickt wurden. Nach Diodor fordern die Gallier die Auslieferung nur Eines der römischen Beauftragten, nach Dionysius desjenigen sowohl, der den Gallier getödtet hatte, wie seines Bruders.

2) Diodor bezeichnet den Vater des Gesandten als einen der Militärtribunen mit consularer Gewalt (*τῶν χιλιάρχων εἰς ὧν τὴν ὑπατικὴν ἐξουσίαν ἐχόντων*) des Jahres 364, die er vorher namhaft gemacht hat (c. 110). Unter diesen erscheint ein Caeso Fabius (Ambustus bei Livius V, 24), nicht aber Marcus Fabius, dessen Söhne nach Livius c. 35, 5 nach Clusium geschickt wurden.

er zu, sie hätten die Clusiner zu einem Ausfall vermocht und hiebei sich nach dem Ausdruck, den er dem gallischen König in den Mund legt, als Feinde erwiesen, da sie doch als Gefandte gekommen seien ¹⁾. Wie Livius (c. 38), nennt er den König der Gallier Brennus, der hierauf sogleich die Schlacht abbricht ²⁾ und sich gegen Rom wendet.

An Livius schließt sich auch Appian (Celt. 3) an, obwohl er die Verhandlung zwischen den Galliern und Römern etwas anders wendet, und, wie Plutarch, den Fabiern Schuld giebt, die Clusiner zu einem Ueberfall der Gallier aufgereizt zu haben.

Dionysius; hier sehr kurz, hat doch den Namen der Gefandten und die Erlegung. Die Gallier sind nach ihm auf Plünderung ausgezogen, Quintus Fabius greift sie an und tödtet ihren Anführer. Fünf Autoren — fünf verschiedene Relationen. Die Erzählung des Dionysius ist von Allen die einfachste. Mit seinem Bericht stimmt Appian insofern überein, als auch nach ihm die Gallier, während sie das Land plündern, unerwartet von Fabius angegriffen werden, der den Führer der Schaar tödtet ³⁾. Bei Diodor und Livius ist hingegen von einer förmlichen Schlacht die Rede, nicht von einem plötzlichen Ueberfall.

Der zweite Moment ist die Entzweigung, die in Folge dieser Ereignisse in Rom ausbricht. Auch hier liegen fünf Berichte vor, der einfachste wieder bei Dionysius, dem zufolge der Senat mit der Antwort zögerte, der für den Senat ehrenvollste bei Diodor aus Fabius Pictor. Zweifelhaft über die Vertheilung der Schuld sind Livius und Appian. Bei Appian fällt der Unterschied zwischen Senat und Volk überhaupt weg ⁴⁾. Plutarch kennt die

1) Plutarch, Camillus c. 17: *ὡς παρὰ τὰ κοινὰ καὶ νενομισμένα πᾶσιν ἀνθρώποις ὅσια καὶ δίκαια πρεσβυτοῦ μὲν ἤκοντος, πολέμια δὲ ἐργασμένου.* Appian, Fragment 3: *ὅτε πρεσβεύοντες παρὰ τοὺς κοινούς νόμους ἐπολέμησαν.*

2) Plutarch: *καταπαύσας τὴν μάχην αὐτίκα Κλουσίνοὺς εἶα χαλεπεῖν.* Livius V, 36, 8: *omissa in Clusinos ira receptui canunt minantes Romanis.*

3) Dionysius: *ἐπὶ προνομῆν;* Appian: *ἐν προνομῆ.* Dion.: *τὸν ἡγεμόνα ἀναιρεῖ;* App.: *τὸν ἡγούμενον ἀνεῖλε.*

4) Was Diodor angiebt, daß man zuerst durch eine Geldzahlung die Gallier habe befriedigen wollen, berichtet auch Appian.

Einmischung der Fetialen allein c. 17. Nach seiner Erzählung waren viele im Senat für die Auslieferung des Fabius, worin sie hauptsächlich durch die Fetialen unterstützt wurden. Plutarch versichert, daß die Fetialen auch bei dem Volk für die Auslieferung gewesen seien. Ihr Motiv war, daß man keine Schuld auf sich laden, sondern denjenigen büßen lassen müsse, der die verwerfliche Handlung begangen habe; was wenigstens im Sinne der Ereignisse bei den caudinischen Pässen und bei Numantia ist. Damals aber geschah das Gegentheil; die Schuldigen, die Fabier, wurden eben zu Kriegsobersten gegen die Gallier ernannt. Das Constante ist, daß die Römer, statt den Forderungen der Gallier Gehör zu schenken, aus Rücksicht auf die Schuldigen den Krieg unternehmen und den Galliern entgegengehen.

Der dritte Moment ist die Schlacht an der Allia. Ueber die Schlacht stimmen die Berichte insofern überein, daß sich die Römer aus zwei verschiedenen Heerhaufen zusammensetzen, von denen der eine aus geübten Truppen, wie Dionysius sagt: vier Legionen, besteht, der andere aus Leuten, die bisher keine Kriegsdienste geleistet hatten, zahlreicher als die anderen. Diodor XIV, 114, der ein Aufbieten aller Waffenfähigen annimmt, die mannhaftesten (*ἀνδρειότατοι*) und schwächsten scheidet, giebt die Zahl der ersteren auf 24,000 Mann an, eine Zahl, auf die sich die von Dionysius angegebenen vier Legionen nicht belaufen haben könnten. Es bliebe immer ein Widerspruch, auch wenn man mit Niebuhr Feldlegionen der späteren Zeit hier annehmen wollte. Wahrscheinlich ist das eine Zahl, die der Autor, wie so oft, nach seinen Gedanken festsetzte. Diodor giebt der Schlachtordnung der Gallier eine Ausdehnung, durch welche sie mit den besten ihrer Leute die schwächeren unter den Römern anzugreifen in Stand gesetzt werden. Livius (V, 38) schreibt gerade den Römern eine allzu weite Ausdehnung zu. Da er aber davor zurückseht, die Römer schlechthin schlagen zu lassen, so nimmt er an, daß der schwächere Theil der römischen Schlachtordnung aus Subsidiartruppen bestanden habe. Nachdem diese geschlagen sind, werden auch die Römer von Schrecken ergriffen; sie schlagen jedoch nicht, sie weichen nur. Bei Livius liegt das Hauptmotiv der Niederlage darin, daß die Militärtribunen die religiösen Ceremonien versäumt haben, *non Deorum memores, nec auspicato*

nec litato V, 38. So sagt auch Plutarch: man habe sich um die Götter nicht bekümmert, weder die Wahrsager befragt, noch günstige Opferzeichen erhalten (*ἐξημέλητο τὰ τῶν θεῶν αὐτοῖς οὔτε καλλιερήσουσιν οὔτε μάντις ἐρομένοις*, Camillus 18)¹⁾. Er giebt die Zahl der Schwerebewaffneten auf 40,000 an, was man doch nur mit der größten Mühe herausrechnen kann: denn von Bundesgenossen sagt er selber wenigstens Nichts. Abweichungen dieser Art sind jedoch in den Schlachtbeschreibungen alter und neuer Zeit nicht selten. Höchst außerordentlich aber ist die Verschiedenheit, welche in Bezug auf die Lokalität zwischen ihnen hervortritt. Diodor läßt die Schlacht offenbar am rechten Ufer des Tiber vorfallen, während sie Livius und Plutarch an das linke setzen, auf welchem sich die Allia in den Tiber ergießt.

Bei Diodor entsteht nun aber eine große Schwierigkeit dadurch, daß er die geschlagenen Römer nach Rom zurückfliehen läßt — die Verluste, die sie dabei erleiden, schildert er ausführlich; wer indessen die sind, die sich nach Veji gewandt haben, was er doch sehr ausdrücklich meldet, darüber finden wir nichts Verständliches — sie müssen den Fluß zweimal passirt haben. Bei Mommsen (Römische Forschungen, Bd. II, p. 310) ist der Widerspruch, der darin liegt, sehr gut auseinandergesetzt. Der erste Theil der Schlachtbeschreibung Diodors paßt auf das rechte, der zweite auf das linke Ufer des Tiber; das heißt doch eigentlich: er vermischt die Nachrichten, welche einen Rückzug nach Veji möglich erscheinen, mit denen, welche eine Flucht nach Rom erfolgen ließen. Bei Livius und Plutarch wird zwar diese Confusion vermieden; allein es ist doch schwer zu glauben, daß die Geschlagenen ihren Rückzug nicht unmittelbar nach Rom, das auf demselben Tiberufer lag, genommen haben, sondern nach Veji geflüchtet sein sollen, wozu der Uebergang über den Fluß nothwendig war.

1) Nach der Erzählung der Annalisten Cassius Hemina und Cnäus Sellius (bei Macrobius, Saturn. I, 16, 26. Roth p. 292. 25), wie nach der Angabe des Verrinus Flaccus (bei Sellius, Noct. Att. V, 17) waren die religiösen Ceremonien (*rem divinam fecisse*) vor der Schlacht erfüllt worden. Cassius Hemina lebte zur Zeit des dritten punischen Krieges (Censorinus, *de die natali* c. 17); er ist demnach einer der ältesten römischen Geschichtschreiber in lateinischer Sprache.

Der vierte Moment ist der Zustand Roms nach der Schlacht und seine Einnahme durch die Gallier. Bei Diodor rücken die Gallier erst am dritten Tage vor die Stadt, bei Livius noch an demselben Tage vor Sonnenuntergang, so daß es eines Wunders bedarf, um die Feinde von sofortigem Eindringen in die Stadt abzuhalten. Nach ihm sind die Gallier selbst erstaunt über ihren Sieg; sie erscheinen nur langsam vor Rom, wo es ihnen Eindruck macht, daß gar keine Anstalten zur Abwehr getroffen sind; sie fürchten anfangs verrätherische Anschläge, bis sie der Wahrheit inne werden (V, 39). Livius sieht es schon als ein Wunder an, daß die Gallier nicht sogleich nach ihrem Sieg auf Rom losgingen¹⁾; daß sie nicht eindringen, als sie in die Nähe gekommen, das ist das zweite Wunder. Denn einige Zeit mußten die Römer haben, um das Capitol nothdürftig in Vertheidigungsstand zu setzen.

Da tritt nun die größte Verschiedenheit ein. Bei Diodor hören die Gallier Lärm in der Stadt, der daher rührt, daß die unentbehrlichsten Dinge (*τὰ χορησιώτατα*) nach dem Capitol geschafft werden. Die äußere Ruhe und der innere Lärm erwecken bei ihnen den Verdacht, daß ein Hinterhalt gegen sie gelegt werde. Livius bleibt bei dem Wunder stehen; er läßt zwar Veranstaltungen zur Vertheidigung der Burg treffen, keine aber zur Vertheidigung der Stadt, deren Thore vielmehr offen bleiben. Nach Diodor haben die Gallier die Thore verrammelt gefunden, sie mit Gewalt erbrochen und dann Alles in der Stadt zu Grunde gerichtet, einige Häuser auf dem Palatin ausgenommen; hierauf greifen sie die besetzten Punkte an, ohne etwas Rechtes auszurichten. Von einem Angriff auf das Capitol, wie ihn Livius schildert, findet sich bei Diodor keine Meldung. Daß die Stadt von den Galliern in Brand gesteckt sei, erzählt Diodor nicht ausdrücklich; er sagt nur: *ἐλυμαίνοντο* — aber verwüsten ist doch nicht gradezu verbrennen. Für die großartigste aller Ueberlieferungen: das Verbleiben der Consularen in ihren Häusern, wo sie mit heroischer Ruhe den Tod erwarten, der Senatoren auf den curulischen Sitzen, und was dem folgt,

1) 39, 1: Gallos velut obstupefactos miraculum victoriae tam repentinae tenuit.

hat Diodor keinen Platz. Auch die, welche diese Sage überliefern, stimmen dabei doch nicht überein. Nach Livius erwarten die Consularen in den Vorhöfen ihrer Häuser den Tod; nach der Erzählung bei Plutarch sind es Patricier und Priester, die, durch den Oberpontifex eingeseget, auf dem Forum den Tod erwarten (Cam. c. 21). Das Letzte entspricht den allgemeinen patriotischen Ideen des Alterthums; das Erste ist durchaus römisch¹⁾; grade hier möchte man bei Livius kein Wort wegstreichen. Aber unzweifelhaft ist doch die Differenz der Fassungen der Tradition, selbst wenn man sie im Ganzen annimmt.

Der fünfte Moment ist die Rettung des Capitols bei einem Ueberfall durch die Gallier. Da erscheint vor Allem die Tradition zu Ehren des Marcus Manlius, der den Ueberfall der Gallier mit seinem Schwert und Schild zurückgeworfen haben soll. Sie findet sich bei Diodor XIV, 116; sehr ähnlich auch bei Livius (c. 47). Identisch aber sind die Berichte nicht; sie enthalten einige Verschiedenheiten; diese sind aber nur von untergeordneter Art. Die Autoren stimmen vollkommen überein in der Sage von den Gänsen der Juno, nur daß Livius dem Schnattern derselben den Flügelschlag zufügt und das Motiv beibringt, sie seien der Hungersnoth zum Troß doch immer geschont worden. Wie sehr die Rettung des Capitols die Erinnerung beschäftigte, sieht man aus der Darstellung Virgils, der sie auf das Scutum des Aeneas (Aen. VIII, 652—662) versetzt. Da erscheinen die hinaufklimmenden Gallier, Manlius im Begriff, mit ihnen zu kämpfen, die rettenden Gänse sind nicht vergessen.

Der Kern der alten Sage ist das Hinaufklettern der Gallier auf einer zufällig gefundenen Spur, das Erwachen und Schnattern der Gänse und die wackere That des Manlius. Doch findet sich auch hier eine bei einer Handlung von dieser Art sehr bedeutende Differenz. Bei Dionysius XIII, 7 (11 bei Mai) wird Alles auf eine abweichende Weise motivirt, worauf ich sogleich zurückkommen werde; zunächst sei nur von der Action des Ueberfalls die Rede.

1) Es ist die Tradition, die sich auch bei Ovid Fasten VI, 363, Florus I, 7, 10 = 13 und Valerius Maximus III, 2, 7 findet. Florus erwähnt die Devotion durch den Pontifex maximus, die, wie bemerkt, bei Plutarch in der eigentlichen Erzählung berichtet. von Livius (c. 41, 3: sunt qui tradant) als eine Variation derselben angeführt wird.

Dem Dionysius zufolge war es darauf abgesehen, die Wächter, welche schliefen, zu ermorden. Eine Anzahl von Galliern hatte schon die Höhe erklimmt und schritten vorwärts, als durch das Geschrei der Gänse die Mannschaften auf dem Capitol wach wurden und ein tapferer Consular, Marcus Manlius, den Galliern entgegenging. Der erste von ihnen schwang bereits das Schwert über dem Haupt des Manlius, als es diesem noch gelang, mit dem Schwert ihm den Arm abzuhauen und ihn zugleich mit dem Schilde niederzuwerfen. Er wendet dann den Niedergeworfenen mit dem Gesicht zur Erde und erschlägt ihn in aller Form. Hierauf erschrecken die Uebrigen, die Einen tödtet Manlius, die anderen jagt er die Höhe hinunter. Bei Diodor ist die Erzählung, daß Manlius bei dem Abhange eben anlangte, als der erste Gallier schon mit seinen Händen die Anhöhe erfaßt hatte, um sich hinaufzuschwingen, ihm diese abhieb und ihn dann mit dem Schilde zurückstieß und in den Abgrund stürzte. Der Unterschied ist doch bemerkenswerth, daß in der einen und zwar verbreitetsten Fassung, die bei Diodor erscheint, die Abwehr erfolgt, als die Höhe eben erstiegen werden soll, bei Dionysius dagegen, nachdem die Höhe erstiegen ist, und Manlius sich noch ein größeres Verdienst erwirbt, da er den Führer der Gallier in dem Moment, wo dieser ihn bedroht, tödtet und die Uebrigen in einem heroischen Scharmüchel auseinanderjagt und zurückwirft.

Alles Andere halte ich für spätere Ausschmückung, auch die Sendung des Cominius bei Diodor, wo sie nur wenig Sinn hat¹⁾. Denn wozu diese Ansage? Was konnten die Eingeschlossenen im Capitol zum Angriff auf die Gallier helfen? Um eine Vermittelung zu finden, ist dann ein Sieg über die Tusker hinzugefügt worden, welchen die Sage dem Camillus zuschreibt; die

1) Der Sendung des Cominius gedenkt der Annalist Claudius Quadrigarius in einem Fragment 2, p. 339 Roth (Gellius Noctes Atticae XVII, 2, 24). Aus den Worten (§ 14): Marcus Manlius, quem Capitolium servasse a Gallis supra ostendi cujusque opera cum M. Furio dictatore apud Gallos . . . respublica sensit darf man folgern, daß der Annalist die Dictatur des Camillus zur Zeit der Abwehr der Gallier angenommen hat. Die Sendung des Cominius wird in derselben Weise wie von Diodor, auch in dem von Angelo Mai edirten Fragment Dios motivirt. Diodor: διότι — ἐπιθήσονται τοῖς Κελτοῖς. Dio: ὡς ἐπιθέσθαι βούλεται τοῖς Γαλατοῖς.

von Camillus geforderte Bestätigung seiner Dictatur macht die Sendung des Cominius verständlich, aber bei Diodor fehlt dies Moment.

Plutarch im Camillus c. 27 hat die Erzählung noch auf seine Weise erweitert. Bei den Gänsen z. B. sagt er nicht allein, daß sie der Juno heilig gewesen, wie Diodor, noch auch, daß man trotz des Mangels an Lebensmitteln sich enthalten habe, sie zu speisen, wie Livius hinzufügt, sondern er meldet, daß sie zuletzt doch vernachlässigt und durch ihren Hunger um so wachsammer geworden seien. Ebenso ist es ungefähr bei der Handlung des Manlius. Diodor läßt denselben dem hinaufsteigenden Gallier zugleich die Hand abhauen und den Schild gegen die Brust setzen; Livius vermeidet, das Schwert zu erwähnen; Plutarch aber läßt sich das nicht entgehen. Er nimmt zwei zugleich hinaufsteigende Gallier an; dem Einen von ihnen, der schon die Streitart schwingt, haut Manlius die Hand ab, dem andern stößt er den Schild ins Gesicht und stürzt ihn wieder hinab¹⁾. Bei Diodor wird allerdings auch ein zweiter Gallier erwähnt, der aber eben der zweite hinaufsteigende ist und auf eine ähnliche Weise, also durch Schwert und Schild, hinuntergeworfen wird. Livius weiß von dem zweiten Gallier überhaupt Nichts. Er hat aber andere seiner Tradition eigenthümliche Zusätze.

Er sichtet die Ehrenbezeugungen ein, die dem Manlius von den Geretteten zu Theil geworden seien. Plutarch hat dieselben Einschaltungen über die dem Manlius zu Theil gewordenen Huldigungen. Nach Dionysius wird der Schuldigste der Wächter wie bei Livius vom Felsen gestürzt. Darin weichen sie von einander ab, daß nach Dionysius XIII, 11 der Senat alle bestraft zu sehen gewünscht, das Volk sich mit Bestrafung des Anführers der Wächter begnügt habe²⁾, während bei Livius der Militärtribun

1) Plutarch stimmt an dieser Stelle bisweilen wörtlich mit Dionysius zusammen: Dion. 8: τὸν τὸ ξίφος κέρουτα φθάσας παύει . . . ἀποκόπτει τὸν ἀγκῶνα . . . τῷ θυρεῷ πατάξας εἰς τὸ πρόσωπον. Plutarch c. 27: τοῦ μὲν ἔφθασε διηρημένον κόπιδα τῷ ἔλει τὴν δεξιὰν ἀποκόψας, τὸν δὲ τῷ θυρεῷ πατάξας εἰς τὸ πρόσωπον, und auch trotz der Abweichung in einzelnen Angaben mit Diodor: τῷ μὲν ἔλει τὴν χεῖρα ἀπέκοψε, τῷ δὲ θυρεῷ πατάξας εἰς τὸ στήθος.

2) Auch nach Plutarch wird der Anführer der Wache vom Felsen gestürzt.

Sulpicius die Bestrafung aller fordert, aber durch das Geschrei der Soldaten veranlaßt wird, nur den Schuldigsten vom Felsen zu stürzen.

Den sechsten Moment bilden die Verhandlungen zwischen den Römern und Galliern und die Befreiung. Wenn Diodor (c. 116) nach dem verunglückten Ueberfall berichtet, die Römer hätten hierauf und deshalb (*διώπεο*) auf einen Stillstand mit den Galliern angetragen, so hängt das nicht eben gut zusammen. Auch hat das Livius nicht. Er läßt vielmehr wegen des schlechten Zustandes bei den Galliern und des Mangels an Lebensmitteln bei den Römern einen Stillstand schließen (*induciae cum Romanis factae V, 48*), was doch mehr auf eine Initiative der Gallier als der Römer hindeutet. Plutarch erwähnt den schlechten Zustand, in den die Gallier durch ansteckende Krankheiten gerathen seien, dann läßt er nicht eigentlich einen Stillstand schließen; nur die Vorposten besprechen sich unter einander, worauf dann eine Vereinbarung über die von den Römern zu leistende Geldzahlung folgt, wie bei Diodor. Bei Dionysius hängt Alles auf das Beste zusammen: da nach dem verunglückten Ueberfall die Wachen auf das Sorgfältigste beobachtet werden und keine weitere Nachlässigkeit sich erwarten läßt, so machen die Gallier, die also an der Eroberung der Burg verzweifeln, den Römern den Vorschlag, die Stadt durch eine Geldsumme von ihnen loszukaufen (*περὶ λύτρων διαλέγεσθαι, ἂ τοῖς βαρβάροις δόντες κομιοῦνται τὴν πόλιν, XIII, 12. Mai*), so daß der Antrag von den Galliern ausgeht, nicht von den Römern, wie bei Diodor.

Dionysius weiß Nichts von Unterhandlungen zwischen Sulpicius und Brennus, von denen Livius und Plutarch berichten; er kennt den Letzteren überhaupt gar nicht. Er versichert ausdrücklich, daß die Römer auf die Verhandlungen eingegangen seien, weil sie von Camillus, also auch seiner Dictatur Nichts wußten ¹⁾.

1) Auch nach Plutarch (Camillus c. 28) ist ein Motiv für die Römer, mit den Galliern zu unterhandeln, daß sie über die Unternehmungen des Camillus in Unkenntniß sind, eine Angabe, die allerdings mit seiner Erzählung von der Sendung des Cominius (c. 25) nicht durchaus übereinstimmt.

Blicken wir zurück, so herrscht über die Hauptpunkte des Ereignisses eine durchgehende Verschiedenheit der Berichte. Man weiß nicht, in welcher Absicht die ersten Gesandten nach Clusium gingen: ob als Späher oder als Rundschaffter; ebensowenig, wie es kam, daß die Anträge der Gallier auf eine friedliche Ausgleichung verworfen wurden. Man ist ferner verschiedener Meinung, ob die Schlacht auf dem rechten oder linken Tiberufer stattgefunden hat; ob die Thore der Stadt offen blieben oder von den Galliern eingenommen werden mußten. Selbst über die Abwehr des Anfalls der Gallier ist man streitig: darüber, ob die Gallier schon hinaufgestiegen oder erst im Aufsteigen waren, als Manlius mit ihnen schlug; endlich ob die Römer oder die Gallier die ersten Anträge, die zur Festsetzung eines Lösegeldes führten, gemacht haben. Zu diesen primären Differenzen treten noch secundäre hinzu — ich will sagen: jede der beiden Auffassungen ist wieder in verschiedenen Nuancen vorhanden. Bei diesem Antagonismus der Ueberlieferungen läßt sich an eine exakte Darstellung der Begebenheit selbst wohl nicht denken. Die Frage ist noch mehr literarischer Natur, wie nämlich die Ueberlieferungen sich gebildet haben und nach oder neben einander aufgetreten sind. Haben wir das Räthsel aufgestellt, so müssen wir auch dessen Lösung versuchen.

Ich knüpfe hiebei an eine noch gar nicht berührte Differenz an, die aber vielleicht die wichtigste von allen ist, die nämlich, daß Diodor das für die Ereignisse entscheidende Auftreten des Camillus gar nicht einmal erwähnt, während alle Anderen von demselben voll sind. Diodor läßt den Abzug der Gallier in Folge des zwischen Römern und Galliern abgeschlossenen Vertrages erfolgen. Er legt besonders darauf Werth, daß die Matronen ihren Schmuck hergegeben¹⁾, und bringt die topographische Notiz bei, daß die Unregelmäßigkeit der Straßen in Rom sich von dem gallischen Sturme herschreibe: denn von einem Brande, wie gesagt, weiß er Nichts. Von der von Veji erhaltenen Hülse, die er doch hat erwarten lassen, schweigt er.

Daß nun aber die Sage von Camillus deshalb aus der

1) Doch berichtet er es nur als eine Ergänzung seiner eigentlichen Erzählung (c. 117 fin. λέγουσι δέ τινες).

Reihe der ursprünglichen Traditionen ausgeschlossen werden sollte, davon kann ich mich doch nicht überzeugen. Eben von der Dictatur des Camillus haben wir die sichersten Zeugnisse.

Mommsen (Römische Forschungen II, S. 324 N. 62) erinnert, daß auch nach den Angaben in den capitulinischen Fasten eine Dictatur des Camillus für das Jahr der Befreiung Roms von den Galliern vorausgesetzt werden muß, wie sich auch der im Clogium aufgeführte Triumph nicht ohne Dictatur denken läßt (ebenda S. 329 N. 72). Und auch die nach Athen gelangte und von Aristoteles aufbehaltene Nachricht von der Eroberung Roms durch eine fremde Nation und die Befreiung der Stadt durch eine große militärische Persönlichkeit¹⁾, beweist doch, daß die gleichzeitige Erzählung die Befreiung der Stadt einem siegreichen Feldherrn zuschrieb, nicht dem Golde der Matronen.

Wenn nun dieser Name doch in der Nachricht Diodors fehlt, so muß das mehr auf einem Zufall beruhen, — ich denke eben der Unvollständigkeit der an Diodor gelangten Notiz. Auch ich halte den Bericht bei Diodor für sehr beachtenswerth, wie die meisten anderen, die wir bei ihm finden. Aber ohne anderweite Hülfsmittel ist Diodor überhaupt kaum zu benutzen. Wie sollten wir die Geschichte Alexanders des Großen allein aus den Mittheilungen Diodors construiren können, da er mit dem Richtigen Falsches vermischt und Vieles ganz bei Seite läßt! Arrian ist dazu unentbehrlich. Diodor hat eben nicht das Bedürfniß, die Begebenheiten, über die er berichtet, sich von Grund aus verständlich zu machen. Er ist ein Sammler, dem nur daran liegt, die Nachrichten aneinander zu reihen, ohne sie kritisch zu prüfen. Wir haben davon in seiner Erzählung von der Schlacht an der Mlia selbst ein Beispiel. Mommsen hat am besten gezeigt, daß sie in sich selbst unverständlich, beinahe albern ist. Da nun Diodor an dieser Stelle mangelhaft, an anderen unvollständig ist, so schlage ich vor, daß man bei der Kritik nicht von ihm ausgehe, sondern von Dionysius, bei dem sich die einfachste Darstellung der gesammten Ueberlieferung findet, zwar fragmentarisch, aber doch so,

1) Es hat nicht viel zu sagen, daß er Lucius statt Furius nennt (bei Plutarch, Cam. c. 22): denn wie leicht sind Verwechselungen dieser Art bei den Griechen; bei Dionysius selbst kommen ähnliche vor.

daß sich dabei ein ganz guter Zusammenhang herausstellt. Bei dem Anfang des Streites zwischen Galliern und Römern stimmte er mit Diodor insofern zusammen, als sich auch bei ihm Nichts davon findet, daß die nach Clusium geschickten Gesandten den Auftrag gehabt hätten, zwischen Clusinern und Galliern zu pacificiren oder den Galliern Friedensanträge zu machen. Einer der Gesandten hört zufällig, daß die Barbaren in der Nähe sind und wirft sich in den Kampf. Der Anführer der Gallier wird getödtet. Nur dadurch unterscheidet sich Dionysius von Diodor, daß er den Namen des Gesandten, Quintus Fabius, hat, der bei Diodor fehlt, wie schon berührt, wahrscheinlich aus einer Rücksicht, die zwar ihm selbst ferne lag, aber dem Verfasser der ihm gewordenen Mittheilung zuzuschreiben ist. Die Gallier schicken nun ihrerseits nach Rom, um die Auslieferung des Mannes und zugleich des Bruders desselben zu fordern, durch den sie angegriffen worden sind, gleichsam als Sühne für die Umgekommenen. Auch bei Dionysius wird also der ausgebrochene Streit noch nicht als ein Verbrechen gegen das damals geltende Völkerrecht behandelt, sondern als eine zu sühnende Beleidigung. Der Senat zögert aber, diese Bitte zu erfüllen; und so unternehmen die Gallier den Krieg gegen Rom. Dionysius hat die Umstände nicht, welche den Entschluß des Senats verzögerten. Aber er urtheilt, daß die Gallier in ihrem Rechte gewesen seien, als sie heranrückten. Von den Streitigkeiten in Rom selbst, deren Diodor gedenkt, findet sich bei Dionysius keine Notiz; und nur eine kurze über die Schlacht an der Allia, die aber vielleicht deshalb Beachtung verdient, weil er vier Legionen wirklich ausgerüsteter Mannschaften ausrücken läßt. Er begnügt sich zu erwähnen, daß die Gallier den Platz behielten und Rom einnahmen mit Ausnahme des Capitols, in welches sich die vornehmsten Römer zurückzogen, während die Menge in verschiedene italische Städte auswanderte, zum Theil nach Veji. Bei dieser Nachricht, welche den Charakter einer wenn gleich summarischen, doch ursprünglichen Ueberlieferung trägt, fällt Alles weg, was von der religiösen Verschuldung, der darüber in Rom ausgebrochenen Entzweiung, der durch die Götter verhängten Niederlage in den späteren Traditionen vorkommt.

Man kommt dabei auch über die Frage, ob die Schlacht an

dem linken oder dem rechten Ufer des Tiber vorgefallen, und wie sich die Flucht nach der verlorenen Schlacht nach Veji gewendet haben könne, hinweg. Diodor nahm an, daß Veji von Römern besetzt und zum Theil wieder hergestellt, die Flüchtigen bei sich aufgenommen habe. Das läßt sich bei Dionysius wenigstens denken. Was in der Stadt vorging, darf man bei ihm nicht suchen; er erwähnt die Aufopferung der römischen Consulare so wenig, wie Diodor. Eine epitomatorische Fassung der Begebenheit könnte sich wohl mit seinen Nachrichten begnügen. Bedeutender wird er erst, wie er nun auf Camillus kommt. Er hat schon früher die Verbannung des Camillus und ein Gebet desselben erwähnt, das jedoch bloß persönliche Beziehungen und einfachen Patriotismus athmet (XII, 14 R., 20 M.). Nach Dionysius hatten die nach Veji geflüchteten Römer sich schon selbst einen militärischen Vorsteher (*στρατοπεδάρχης*) erwählt (XIII, 6 R., 7 M.). Durch diesen aber wird Camillus zum Dictator ernannt mit voller Gewalt über Krieg und Frieden, worauf er sich an ihre Spitze stellt und die Gallier in mehreren einzelnen Gefechten schlägt. Von einer Vergleichung mit Diodor kann hier nicht die Rede sein, da dieser überhaupt, wie bemerkt, in diesem Zusammenhange nicht von Camillus spricht. Aber zu den übrigen Berichtserstatlern verhält sich Dionysius in diesem Punkte ebenso, wie die anderen zu Diodor; die Schwierigkeiten, welche Camillus gemacht haben soll, die auf ihn gefallene Wahl anzunehmen, kommen bei ihm nicht vor: Camillus tritt als der von den nach Veji geflüchteten Römern erwählte Dictator auf. Noch einmal trifft die dionysianische Ueberlieferung (7 R., 9 M.) mit der von Diodor adoptirten insofern zusammen, als auch die erste die Sendung eines jungen Menschen nach Rom erwähnt, um den im Capitol Verbliebenen eine allgemeine Mittheilung zu machen. Es ist dieselbe Sendung, mit der bei Diodor und den anderen Autoren Cominius beauftragt wird.

Dionysius hat den Vorzug, sie nur sehr im Allgemeinen zu erwähnen, ohne auf die fabelhaften Einzelheiten einzugehen, welche sich bei den übrigen finden. Die Sendung hat aber bei Allen einen ähnlichen Erfolg. Die Gallier werden dadurch aufmerksam, daß die Höhe des Capitols ersteigbar sei; übrigens aber weichen doch die Berichte sehr von einander ab. Bei

Dionysius tritt der Führer der Gallier hervor, der, durch einen Anderen darauf aufmerksam gemacht, seine Leute zusammenberuft und die Muthigsten ermuntert, auf diesem Wege nun auch selbst einen Versuch auf das Capitol zu unternehmen, wobei er darauf rechnet, die Wachen im Schlaf zu finden. Aus diesem Grunde läßt er die Gallier sich besonders ruhig verhalten; der Gewalt wird noch die List hinzugefügt. Die Erzählung von den Gänsen erscheint insofern bedeutend, da man darauf Bedacht genommen hat, die sonstige Wachsamkeit der Römer durch Ruhe zu täuschen. Die Gänse treten gleichsam gegen die Hinterlist der Gallier ein. Ich berührte schon oben, wie nun auch die Scene auf dem Capitol eine ganz andere wurde. Die List war so gut gelungen, daß eine Anzahl Gallier wirklich auf die capitolinische Höhe gelangten; die Heldenthat des Manlius besteht darin, daß er allein unter den größten persönlichen Gefahren die Gallier zurückwirft und das Capitol rettet.

Daran knüpft sich nun die weitere Differenz in Bezug auf die Befreiung überhaupt. Bei Diodor folgt, wie angedeutet, auf das Zurückweisen des gallischen Anfalls, daß die Römer den Galliern den Antrag auf eine friedliche Abkunft machen. Ich bemerkte schon, daß das vollkommen unmotivirt erscheint; bei Diodor ist eben Alles unverstanden und unverständlich. Bei Dionysius hat es dagegen einen sehr guten und natürlichen Zusammenhang, daß die Gallier durch die Erfolglosigkeit ihres Angriffs auf den Gedanken gebracht werden, die Eroberung des Capitols aufzugeben und sich mit einer Geldzahlung befriedigen zu lassen, die die Römer ihnen leisten sollen, wenn sie wieder in den Besitz der Stadt gelangen wollen. Damit hängt aber dann wieder jene Sage zusammen, daß die Gallier übermüthig genug gewesen seien, die Zahlung der stipulirten Summe Goldes durch verfälschtes Gewicht zu erschweren, wobei dann der gallische Führer das berühmte Wort *vae victis* ausgesprochen habe — ein Wort von so auffallendem Charakter, daß es in der Gesamtheit der Tradition nicht fehlen durfte. Für historisch kann es wohl nicht gelten; eben aus diesem Worte ist die Bekämpfung der Glaubwürdigkeit der älteren römischen Geschichte überhaupt hervorgegangen. Aber die Tradition könnte ohne dasselbe nicht

bestehen; es vollendet bei Dionysius das ganze Ereigniß. Und da nun die Dictatur des Camillus überhaupt unleugbar ist, so läßt sich auch diese vielleicht sagenhafte Erzählung doch nach meinem Dafürhalten aus der alten Tradition nicht streichen. Dionysius benutzte, wie wir wissen, römische Originale aus dem 7. Jahrhundert; wir können nicht anders, als seine Erzählung auf dieselbe Quelle zurückführen, aus der er in der Geschichte des Decemvirats schöpft.

Und selbst das politische Moment, das uns dort begegnete, treffen wir hier wieder an. Denn wenn man den Anfang und das Ende zusammensetzt, so beruht der Zusammenhang doch darauf, daß der gallische Anfall durch die Schuld des Senats herbeigeführt wurde. Bei der Einnahme der Stadt scheiden sich dann die beiden Elemente: die Vornehmen begeben sich auf das Capitol, das Volk flüchtet in die benachbarten Städte, namentlich nach Veji. Da aber ermannt sich das Volk im Kampfe mit den Galliern. Die nach dem Capitol zurückgezogenen Geschlechter vertheidigen sich zwar wacker, sind aber doch zuletzt genöthigt, sich zu einer Geldzahlung zu verstehen. In diesem Augenblick werden sie von den nach Veji geflüchteten Plebejern unter einem Dictator, den diese sich eigenmächtig gesetzt haben, von dieser Schmach befreit. Denn nicht durch Gold soll Rom gerettet werden, sondern durch Eisen.

Dies sind die Grundzüge einer Tradition, welche wohl geeignet waren, als Historie betrachtet zu werden und fortzuleben. Ich möchte sie für die ursprünglichen halten. Aber es ist sehr begreiflich, daß man dabei nicht stehen blieb. Rom war zugleich der Sitz der Götter; nicht allein das Capitol, sondern auch die Stadt hatte heilige Stätten. Ueberdies aber: mit der Verfassung von Rom vertrugen sich manche Momente der Tradition, z. B. eben die Ernennung des Camillus zum Dictator durch die in der Nachbarschaft vereinigten Plebejer, sehr schlecht; und das natürliche Bemühen entstand, die Continuation des Götterdienstes und der Verfassung in dieser Gefahr ebenfalls in die Erzählung zu verflechten. Ich meine nicht, daß die hierauf zielenden Momente von einem späteren Autor erfunden worden seien; man kann nicht anders denken, als daß sie sich von selbst gebildet haben. Diesen Ursprung darf man wohl der

großartigsten aller Sagen zuschreiben, der Selbstaupferung der Consularen in den Vorhöfen ihrer Häuser. Denn Alle konnten doch unmöglich im ersten Moment aus der Stadt geflüchtet sein und ebensowenig Alles, was Namen hatte, in der Burg Aufnahme gefunden haben. In den Familien der Nobilität, welche ihre Oberhäupter im Kampfe verloren hatten, wird diese Tradition entsprungen sein. Noch wichtiger für das Gemeingefühl war das Bestehen der alten Heiligthümer. Daraus entstanden Erzählungen, wie die von der Flucht der Vestalinnen, dem Begraben ihrer Heiligthümer bei dem Flamen Quirinalis und der Ehrerbietung, die ihnen ein auf einem Wagen dahersahrender Plebejer erweist, indem er Frau und Kind absteigen läßt, um die heiligen Jungfrauen aufzunehmen; dann der Opfertod des Fabius Dorso. Das hatte nun aber noch eine andere Rückwirkung auf die Gesamtfassung der Ueberlieferung. Das Unglück wird als eine von den Göttern verhängte Strafe betrachtet; daher mußten die Fabier wirkliche, mit einem bestimmten Auftrag versehene Gesandte sein und mußten später die Fetialen auf ihre Auslieferung dringen. Die Schlacht mußte deshalb verloren werden, weil die gewohnten gottesdienstlichen Gebräuche versäumt waren. Aber die Götter wollen doch nicht den Untergang der Stadt; durch mehr als Ein Wunder verschaffen sie den Römern Zeit, Vertheidigungsanstalten zu treffen. Hiedurch bekam die ganze, ursprünglich nur als eine nationale Fehde betrachtete Begebenheit eine religiöse Färbung. In diesem Sinne hat sie Livius gefaßt. Doch war er damit noch nicht zufrieden. Ihm kam es auch darauf an, die ungebrochene Continuität der römischen Verfassung, welche durch die Flucht der Plebejer und die Behauptung des Capitols durch die Vornehmsten gleichsam gebrochen war, aufrecht zu halten. An mehreren anderen Stellen zeigt sich das Bemühen, hauptsächlich aber in der Sage von Camillus, wo er, wie schon früher, in Plutarch einen mit ihm wetteifernden Gesinnungsgenossen gefunden hat.

Nach der Erzählung bei Plutarch wenden sich die in Veji versammelten Römer aus einer Art von Neid gegen die Ardeaten, denen Camillus, der in seiner Verbannung zu ihnen seine Zuflucht genommen hatte, Vortheile verschafft, an diesen selbst.

Sie halten sich für befugt, ihn zu ihrem Anführer zu ernennen, denn er sei kein Verbannter und sie keine Bürger mehr. So schicken sie an ihn; Camillus aber schlägt den in Veji Versammelten ab, sich an ihre Spitze zu stellen, wenn er nicht von den auf dem Capitol anwesenden Bürgern zurückgerufen werde.

Bei Livius ist zwar die Herbeirufung des Camillus und seine Bestimmung zur Dictatur auf eine ähnliche Weise motivirt, wie bei Dionysius, aber Livius fügt dann hinzu, ehe sie an Camillus schickten, sei von ihnen der Beschluß gefaßt worden, die Genehmigung des römischen Senats einzuholen; denn er behält immer die Continuation der römischen Verfassung im Auge.

Ich will nicht die weiteren Momente der Erzählung ausführen, in denen man die constitutionellen Schwierigkeiten, die sich hiebei hervorthaten, zu heben bemüht gewesen ist. Wahrscheinlich haben auch hiebei alte Ueberlieferungen zu Grunde gelegen, aber die Art und Weise, wie man das Ziel zu erreichen dachte, trägt doch sehr den Stempel willkürlicher Erdichtung. Dadurch aber wird die Tradition über die Dictatur des Camillus keineswegs hinfällig; diese besteht vielmehr, wie wir bei Dionysius sehen, ohne daß auf diese Schwierigkeiten irgendwie Rücksicht genommen ist. Darf ich nun meine Meinung in wenig Worten zusammenfassen, so geht sie dahin, daß sich eine ursprüngliche Tradition, welche den nationalen Streit zwischen Galliern und Römern als solchen auffaßte, gebildet hatte. Sie läßt sich aus Diodor und Dionysius, doch noch mehr aus dem letzteren, als dem ersteren zusammensetzen. An diese Ueberlieferung schlossen sich aber dann andere an, die mehr auf partiellen Momenten beruhten, denen aber auch ihrerseits eine große Bedeutung zukam; sie betrafen die Erhaltung des Götterdienstes und die Continuation der Verfassung. Sie alle mit einander vereinigt und in ihrer Gesamtheit dargestellt zu haben, ist das Verdienst des Livius; es ist ihm damit vortrefflich gelungen, er hat die Meinung der Nachwelt bestimmt; doch ist es mehr ein literarisches als ein historisches Verdienst.

V. Erörterung über einige zweifelhaft erscheinende Nachrichten bei Polybius.

Es muß als ein für die Gesamtanschauung der antiken Historiographie höchst beklagenswerther Verlust betrachtet werden, daß uns das Werk des Polybius so überaus unvollständig überliefert worden ist. Denn es war eine gleichzeitige Geschichte der Epoche in weitester Ausdehnung von einem ebenso einsichtsvollen als gemäßigten und unterrichteten Manne geschrieben. Von den vierzig Büchern, in welche er seinen Stoff eintheilte, sind uns nur fünf vollständig erhalten worden, von denen die beiden ersten von Polybius selbst als Einleitung zu den folgenden betrachtet werden. Den Anfang seiner Geschichtserzählung sollte eigentlich die 140. Olympiade bilden; allein über diese Olympiade geht der uns vorliegende Theil des Polybianischen Werkes gar nicht hinaus.

Von allem andern finden wir nur Fragmente. Es sind Bruchstücke von höchstem Werth, die man selbst in dieser Gestalt mit Vergnügen liest; denn nur eben die Stellen von wirklicher Bedeutung waren nach verschiedenen Kategorien in späterer Zeit in die Sammlungen aufgenommen, aus denen wir sie kennen lernen. Aus diesen Fragmenten ergiebt sich unter Anderem, wie viel Livius aus Polybius entnommen hat. Auch die verlorenen Abschnitte sind in der That nicht untergegangen, da sie von einem vielgelesenen Autor wiederholt worden sind¹⁾. Grade dadurch sind sie vielmehr ein Bestandtheil der allgemeinen

1) Wie besonders in dem Buche von Nissen (Kritische Untersuchungen über die Quellen der vierten und fünften Dekade des Livius) nachgewiesen worden ist.

historischen Ueberlieferung geworden, die von Geschlecht zu Geschlecht übergeht.

Wir haben bereits die Stellung des Polybius, den Wechsel der Verhältnisse, in denen er sich bewegte, die eigenthümliche Gefinnung, die er in sich selbst ausbildete, zu schildern versucht. Hier nun denke ich nicht, die Mittheilungen, die er in dem Werke über seine eigene Zeit niedergelegt hatte, zu untersuchen. Nur auf die Partien will ich die Aufmerksamkeit richten, welche eigentlich als gelehrte Arbeit betrachtet werden können, da sie den Erlebnissen des Autors soweit vorauslagen, daß er keine unmittelbare Kunde von denselben haben konnte. Dazu gehört Alles, was er über den ersten und den zweiten punischen Krieg beibringt. Bei einem Manne wie Polybius ist nicht daran zu denken, daß er andere Autoren, die ihm vorlagen, auf eine Weise benutzte hätte, daß wir sie nach dem bei uns herkömmlichen Ausdruck als seine Quellen betrachten könnten. Es fehlte ihm für diese Abschnitte nicht an Vorgängern; und nicht selten erwähnt er solche, freilich fast immer nur, um sie zu widerlegen. Er ist voll von kritischen Exkursen gegen karthagische sowohl, wie gegen römische Geschichtschreiber. Zuweilen hat er den Vortheil über sie, sie mit Dokumenten, z. B. alten Verträgen, widerlegen zu können; meistens aber setzt er ihren Abirrungen seine eigene Information und Anschauung entgegen. Dabei geräth er nun aber in unvermeidlichen Widerspruch mit Ueberlieferungen, die aus den Autoren, die er bekämpft, geflossen sind; die kritische Frage ist dann, ob diese bei Seite zu legen und die Darstellungen des Polybius allem Anderen vorzuziehen sind. Bei aller Verehrung, die auch ich dem Polybius widme, kann ich nicht verhehlen, daß die Ansichten, von denen er ausgeht, mir doch wieder sehr subjective Momente zu enthalten scheinen, die sich nicht eignen, allgemein adoptirt zu werden. Polybius hat eine sehr ausgesprochene politische Meinung; es ist dieselbe, durch welche die Achäer seiner Faction mit der in Rom vorwaltenden Gefinnung verbunden wurden: er verwirft die Demokratie und schließt sich der aristokratischen Partei an.

Ueberdies aber tritt bei der Verwicklung der auswärtigen Angelegenheiten überall die Voraussetzung hervor, daß es von vornherein die Absicht der Römer gewesen sei, die Weltherrschaft

zu erobern, ohne daß er auf die aus dem Vorangegangenen entspringenden Motive viel Rücksicht nähme. Aus den Gesichtspunkten, die in der Epoche des dritten punischen Krieges obwalteten, sieht er nun auch den Ursprung des ersten und die Ereignisse des zweiten an. Nur mit Mühe habe ich mich von seiner Auffassung, die daher entspringt, losgewunden. Hauptsächlich dazu, um meine Abweichung von Polybius zu rechtfertigen, theile ich die folgenden Bemerkungen mit.

Veranlassung und Ausgang des ersten punischen Krieges.

Gleich an der Art und Weise, wie Polybius den Ausbruch des ersten punischen Krieges erklärt, nehme ich Anstoß. Sehr mit Recht legt Polybius Werth auf die Aehnlichkeit des Verfahrens, durch welches die in Rhegium aufgenommene campanisch-römische Legion und die Mamertiner in Messana sich zu Meistern dieser Städte gemacht und den Eingeborenen abscheuliche Unbilden zugefügt hatten. Den Römern standen aber beide Städte keineswegs in gleichem Verhältniß gegenüber. Rhegium hatte sich gegen die Römer empört; die Mamertiner hatten, wie wir anderweit unterrichtet werden, die Römer bei der Unterwerfung von Rhegium unterstützt.

Nach der Notiz, welche Zonaras (VIII, c. 6, Vol. I, p. 379 D. ed. Par.) aus Dio mittheilt, wurde Croton von Rhegium aus angegriffen. Die in Croton anwesenden Römer wurden zu Grunde gerichtet, d. h. Römer, die sich an Rom hielten; die in Rhegium zur Gewalt gelangten Campaner und Römer waren aber abgefallen von Rom und traten der römischen Republik feindlich entgegen. Die Mamertiner waren hiebei Anfangs Verbündete von Rhegium, allein sie wurden gütlich abgefunden: *ὁμολογία διεχοῦσαντο* ¹⁾. Mamertiner erscheinen auch anderweit als einverstanden mit den Römern. Die Hauptsache leistete dort bei Rhegium Hiero, welcher die Römer mit Getreide und Lebensmitteln unterstützte. Nun behauptet Polybius: die Verwandtschaft der mamertinischen und rheginischen Vorgänge habe bei der Aufforderung, den Mamertinern zu Hülfe

1) So verstand es auch Niebuhr, obwohl er einer andern Lesart folgte.

zu kommen, den Senat abgehalten, diese Hülfeleistung zu bewilligen; die Bewilligung sei durch das Volk erfolgt. Sehr auffallend ist es doch, daß in der Epitome des Livius, der hier noch von Polybius unabhängig ist, das gerade Gegentheil gemeldet wird. Auch Livius weiß von einem Zwiespalt der Meinungen, versichert aber, daß der Senat den definitiven Beschluß gefaßt habe, den Mamertinern Beistand zu leisten (*auxilium Mamertinis ferendum censuit senatus*, ep. XVI). Polybius schreibt den Plebejern das sehr unwürdige Motiv zu, daß sie durch die Erwartung eines Vortheils, der aus dem Kriege jedem Einzelnen erwachsen werde, bestimmt worden seien, — ein Motiv, welches zu seiner Zeit häufig stattfand, von dem aber in der früheren Epoche nicht die Rede sein kann. Und wenn es bei Polybius so aussieht (I, 10), als ob die Mamertiner sich entzweit und ein Theil von ihnen sich nach Rom, der andere nach Karthago gewendet hätte, so stimmt es mit Livius nicht überein, nach welchem die Römer beschlossen, den Mamertinern gegen Karthago und Hiero zugleich Hülfe zu leisten (*Carthaginensium, contra quos et Hieronem auxilium ferendum*). Zonaras berichtet (p. 382 C.): die Verzögerung der römischen Hülfe habe die Mamertiner doch zuletzt veranlaßt, sich an die Karthager zu wenden, die ihnen den Frieden mit Hiero verschafften und die Meerenge mit ihren Fahrzeugen bewachen ließen, um die Ueberfahrt der Römer zu verhindern. Hierauf erst langten die Römer in Rhegium an. Ihr Befehlshaber, der Militärtribun Cajus Claudius, der von dem Consul Appius Claudius vorausgeschickt war, wagte in einem Boote sich einmal und zweimal nach Messana. Die Mamertiner gaben zu erkennen, daß sie weder die Römer noch auch die Karthager zu ihren Herren haben wollten; Cajus Claudius erklärte: die Römer kämen, um die Stadt zu befreien.

Zonaras nimmt also an, daß die Stadt in der Gewalt der Karthager gewesen sei, die nun aber durch die Römer von ihnen befreit zu werden hofften. Die Römer versprachen, wenn dies geschehen sei, wieder zurückkehren zu wollen. Diese Tradition legt Werth darauf, daß die Karthager keinen Grund für ihre Besignahme anzugeben gewußt hätten; die ausgesprochene Absicht der Römer sei dann gewesen, zunächst nur Messana von den Kar-

thagern zu befreien, dann aber sich selbst zu überlassen. Dabei kann die Erzählung des Polybius (I, 10), die mamertinische Gesandtschaft hätte von Anfang an den Römern versprochen, die Stadt ihnen zu übergeben, nicht bestehen. — Nach Zonaras mißlingt den Römern der erste Versuch, über die Meerenge zu gehen, hauptsächlich durch ausbrechende Stürme und die Geschicklichkeit (*τέχνη*) der Karthager; eine Anzahl ihrer Triremen geräth in die Hände der Karthager. Von einem eigentlichen Kampfe ist hierbei nicht die Rede; der karthagische Befehlshaber Hanno giebt vielmehr die Triremen den Römern zurück. Daß die Römer aber einen neuen Versuch zum Uebergange machen sollten, will er nicht dulden. Die Römer, sagt er, sollten auch nicht einmal ihre Hände in der See waschen. Nach diesem Bericht also hatten die Karthager Messana mit militärischer Gewalt inne. Sie bewachten den Hafen; und ihre Absicht war, die Römer von der Ueberfahrt über die Meerenge abzuhalten. Die Mamertiner, bereits mißvergnügt über die Anwesenheit der Karthager, waren mit den Römern, welche sie zu befreien versprochen, einverstanden. Einigen Vorkehrungen der Karthager zum Troß wußten die Römer nach Messana zu gelangen. Und auch hier waren die Vorkehrungen Hannos doch nicht sehr umfassend gewesen. Eine Versammlung der Mamertiner wurde veranstaltet, zu der man Hanno, der sich in der Burg befand, zu kommen einlud. Hanno entschloß sich, weil er den Mamertinern keine Gelegenheit lassen wollte, ihn anzuklagen, dieser Einladung Folge zu leisten. Hier kam es nun zum lebhaftesten Wortwechsel, bei welchem einer der herübergekommenen Römer Hanno ergriff und in ein Gefängniß abführte, unter Beistimmung der Mamertiner (p. 383 C.).

Hiedurch wurde Hanno gezwungen, die Stadt zu verlassen wofür ihn dann die Karthager bestraft haben. Die Karthager forderten die Römer feierlich auf, Sicilien überhaupt gänzlich zu verlassen; sie belagerten Messana und trafen Anstalt, daß weder Truppen noch Lebensmittel dahin gebracht werden konnten. Der Consul aber wußte unbemerkt bei Nacht in den Hafen zu gelangen. Hierauf griff er Hiero unerwartet an.

Die Fassung bei Zonaras ist also folgende: Die Mamertiner werden von Hiero belagert und wenden sich an Rom, wo man ihnen Hülfe zu leisten beschließt. Diese Hülfe läßt

aber so lange auf sich warten, daß die Mamertiner sich auch an die Karthager wenden, welche ihnen Frieden mit Hiero verschaffen, zugleich aber die Stadt in Besitz nehmen, indem sie sich entschließen, die Ueberfahrt der Römer nach Messana nicht zuzulassen. Wie die Römer einen Angriff der Karthager auf Italien fürchten; so wollen sich die Karthager gegen Eingriffe der Römer in Sicilien sicher stellen. Die Römer aber, von denen nun endlich eine kleine Abtheilung zur See anlangt, verschaffen sich Zugang nach Messana und finden, daß die Mamertiner zwar ihre — der Römer — Herrschaft nicht wünschen, aber vor Allem, von den Karthagern befreit zu werden verlangen. Die Karthager suchen nicht allein sich in Messana zu behaupten, sondern überhaupt die Römer von jedem Eindringen fern zu halten. Aber schon üben diese so starke Einwirkung aus, daß der in Messana liegende Führer der Karthager gefangen wird. Die Karthager verbinden sich jetzt mit Hiero, um die Stadt zu belagern, und treffen Anstalt, um Meerenge und Hafen zu behaupten; den Römern gelingt es dennoch, hinüber zu kommen. Sie schlagen zuerst Hiero und dann die Karthager. Das eigentliche Motiv ist die Eifersucht der beiden Mächte auf einander, der Wunsch der Römer, die Karthager von Italien, der Wunsch der Karthager, die Römer von Sicilien abzuhalten. Die Mamertiner sind nur instrumental. Sie werden zuerst von den Karthagern überwältigt; eben dies aber veranlaßt die Römer, bei ihnen einzudringen. Ich halte die Darstellung bei Zonaras, die aus Dio stammt, der selbst wieder mannichfaltige Documente benutzt hat, — ein Verhältniß, das in einem folgenden Abschnitt ausführlich erörtert werden soll, — für sehr beachtenswerth. Die Einzelheiten, die sie enthält, sind in ihrer Art so trocken, daß eine Erfindung derselben nicht vorauszusetzen ist. Von der polybianischen unterscheidet sie sich durch folgende Punkte:

1) Sie nimmt eine frühere Verbindung zwischen Römern und Mamertinern in den Händeln von Rhegium an¹⁾.

1) Diese Nachricht darf um so weniger bezweifelt werden, als auch Polybius an einer anderen Stelle eine frühere Verbindung der Mamertiner mit Rom erwähnt (III, 25: *Μαμερτινούς προσέλαβον εις την γιλιαν και μετὰ ταῦτα δεομένους ἐβοήθησαν*).

2) Sie weiß nichts von der angeblichen Entzweiung der Mamertiner, so daß die einen sich nach Rom, die andern nach Karthago gewandt hätten.

3) Die Verzögerung der römischen Hülfe, welche sich dadurch erklären läßt, daß sie zugleich zur See geleistet werden mußte, veranlaßt die Mamertiner, sich an die Karthager zu wenden; diese bringen nun einen Frieden zwischen Hiero und den Mamertinern zu Stande, werfen aber zugleich eine Besatzung nach Messana.

4) Ihre Absicht ist, die Römer von aller Landung in Sicilien abzuhalten und Sicilien vor ihnen zu schützen, während bei Polybius es die Absicht der Römer ist, Italien vor den Karthagern zu sichern. Diese sind offenbar dadurch aufgeregt, daß die Römer zur See erscheinen. Darauf zielt der Ausspruch Hannos, sie sollten ihre Hände nicht in der See waschen. Auch Diodor wiederholt diese Phrase der Karthager¹⁾.

5) Von dem ersten zurückgewiesenen Versuch der Römer, überzugehen, schweigt Polybius. Die dann gelungene Ueberfahrt erscheint erst bei Zonaras begreiflich und anschaulich.

6) Vollkommen fehlt bei Polybius die Erklärung der Römer, sie würden, wenn die Dinge in den alten Zustand gekommen wären, zurückgehen.

Von dem Ausbruch des Krieges gehe ich nun unmittelbar auf den Friedensschluß über, da sich auch hiebei eigenthümliche Schwierigkeiten herausstellen. In seiner fortlaufenden Erzählung legt Polybius allen Nachdruck darauf, daß die Karthager Sicilien verlassen, mit Hiero und den Syrakusanern keinen Krieg weiter führen sollen. Nun hat er aber die Urkunde des Friedens in dem dritten Buche (c. 27) eingeschaltet. In dieser Urkunde finden sich starke Abweichungen von der ersten Erzählung. Darauf kommt es nicht an, daß die Urkunde nicht allein Sicilien, sondern auch die benachbarten Inseln zwischen Italien und Sicilien erwähnt. Denn auch in dem ersten Buch (c. 68) hatte Polybius angegeben, daß dieser Zusatz von einer von dem Volke nachträglich ernannten Commission beigelegt worden

1) Zonaras p. 383 B.: μήδ' ἀπονήσασθαι ποτε τὰς χεῖρας ἐν τῇ θαλάττῃ. Diodor XXIII, 3: οὐδὲ νηήσασθαι τὰς χεῖρας ἐκ τῆς θαλάσσης.

sei. Sehr auffallend jedoch ist, daß die nächste Bedingung der Urkunde, nach welcher kein Theil die Bundesgenossen des andern angreifen dürfe (*τὴν ἀσφάλειαν ὑπάρχειν παρ' ἑκατέρων τοῖς ἑκατέρων συμμάχοις*), in der ersten Fassung des Polybius fehlt. Man sage nicht, daß in den folgenden Worten, welche Hiero und die Syrakusaner betreffen, das schon ungefähr mitbegriffen sei. Denn die urkundliche Angabe ist bei weitem umfassender und enthält eine gegenseitige Verpflichtung; daß sie von Polybius an der ersten Stelle weggelassen ist, hat um so mehr zu sagen, da die Sache mit dem Ursprung des zweiten punischen Krieges genau zusammenhängt.

Ich bin entfernt, dem Polybius ein Verbrechen aus dieser Auslassung machen zu wollen: wahrscheinlich hat er bei der ersten Abfassung den urkundlichen Text gar nicht gekannt, und für den Schluß seiner Geschichte schien es ihm vollkommen hinreichend, das Hauptresultat, die Räumung Siciliens, ausführlich zu betonen, so daß er auch Hiero und die Syrakusaner erwähnt, deren die Urkunde nicht gedenkt.

Ursprung des zweiten punischen Krieges.

Die Ansicht, welche namentlich von Fabius vorgetragen war, ging dahin, daß die Hauptschuld am Kriege der Herrschsucht des Hasdrubal zuzuschreiben sei, der sich zum Herrn von Karthago habe machen wollen; er sei aber mit diesem Vorhaben an dem Widerstande der ersten Männer in jener Republik gescheitert und hätte sich hierauf in Spanien um so eigenmächtiger betragen. Dies Verfahren habe sich auf Hannibal vererbt; Hannibal habe aus eigener Entschließung den Krieg gegen Sagunt begonnen, — ganz wider den Willen der Karthager. Hierauf sei eine römische Gesandtschaft nach Karthago gegangen, um den Karthagern zwischen der Auslieferung des Hannibal und einem Kriege mit Rom die Wahl zu lassen.

Die Erzählung des Fabius ist ungemein merkwürdig. Dabei liegt nicht so viel daran, daß Hasdrubal sich wirklich zum Herrn von Karthago hat machen wollen, als daran, daß zwischen den Führern des karthagischen Staates und der Armee in Spanien Mißverständnisse obwalteten. Polybius verwirft diese Ansicht;

denn wenn sie richtig wäre, würde den Karthagern nichts erwünschter haben sein können, als die Aufforderung der Römer, sich dieses gefährlichen Mannes zu entledigen; sie würden also derselben Gehör gegeben haben. Da möchte man nun doch für den alten Fabius eintreten. Denn, um sich Hannibals entledigen zu wollen, müßten sie auch im Stande dazu gewesen sein. Aber die Heerführer in Spanien waren offenbar schon zu mächtig geworden, als daß sie durch einen Beschluß in Karthago hätten entfernt werden können. Ueberdies hatten die Barkas eine Partei in Karthago; durch Geldspenden machten sie sich Freunde: Und endlich: die Feindseligkeit, welche die Römer gegen Hannibal zeigten, mußte das punische Selbstgefühl gegen sie empören. Die Beharrlichkeit, mit der die Karthager den Krieg dennoch führten, beweist Nichts hiegegen. Denn die glücklichen Successse der ersten Jahre zogen das karthagische Gemeinwesen in die Unternehmung seines Heerführers fort, nachdem es sich derselben nicht gleich im Anfang opponirt hatte. Polybius sucht nun die vornehmste Ursache des Krieges darin, daß Hamilkar, der in dem ersten punischen Kriege den Römern den kräftigsten Widerstand geleistet hatte, über den Frieden, zu dem er genöthigt war, in eine tiefe Verstimmung gerieth, die noch dadurch gesteigert wurde, daß später Sardinien den Römern abgetreten werden mußte.

Um nun zu beweisen, daß Hamilkar, wiewohl er zehn Jahre vor dem zweiten Kriege gestorben war, dennoch der vornehmste Urheber desselben gewesen sei ¹⁾, führt Polybius, und zwar wie die Worte ergeben, zuerst, jenen Schwur an, welchen Hannibal auf Veranlassung seines Vaters geleistet habe. Hannibal habe das dem Könige Antiochus erzählt, als er bei diesem in Verdacht gerathen sei, er werde den Versuch machen, sich mit den Römern zu versöhnen. Wäre die Erzählung nicht in sich so bedeutend, so könnte die Gelegenheit, bei welcher Hannibal sie dem Könige von Syrien mitgetheilt haben soll, einigen Zweifel darüber auf-

1) Es ist die Auffassung, die auch von Cornelius Nepos wiederholt wird: Hamilkar c. 4: huius perpetuum odium ergo Romanos maxime concitasse videtur secundum bellum Punicum. Polybius III, 10: *Ἀμίλκατος πλείστα συνεβάλετο πρὸς τὴν σύστασιν τοῦ δευτέρου πολέμου.*

kommen lassen. Polybius schließt daraus auf die dauernde Feindseligkeit des Hamilkar gegen die Römer.

Livius, der von Anfang des zweiten punischen Krieges an Polybius überall zu Grunde legt, wiederholt diese Erzählung nicht allein, sondern er verstärkt sie. Polybius III, 11: ἀψάμενον τῶν ἱερῶν δυνάμει, μηδέποτε Ρωμαίοις εἰδνοήσειν. Livius XXI, 1, 4: altaribus admotum tactis sacris iurejurando adactum se quam primum posset hostem fore populo Romano ¹⁾. Der Unterschied ist doch beachtenswerth. Bei Polybius schwört Hannibal, mit den Römern niemals Freundschaft zu machen, was seinem Verhältniß zu Antiochus entspricht. Bei Livius gelobt er, sobald er nur könne, dem römischen Volke sich als Feind entgegenzustellen. Ungefähr ebenso heißt es bei Dio = Bonarus VIII, 21: ὄρκωσε πολεμήσειν αὐτοῖς. Appian (Seric. c. 9), der die Erzählung als Sage bezeichnet, läßt Hannibal schwören, ein unverföhnlicher Feind der Römer zu sein, sobald er zu einem öffentlichen Amte gelange (ὅτε ἐς πολιτείαν πορεύοι) ²⁾. Cornelius Nepos, der Hannibal in erster Person redend einführt (Hannibal c. 2), giebt den Sinn getreuer wieder. Er verlegt das Ereigniß ausdrücklich nach Karthago und nimmt keinen Anstoß daran, daß Hannibal dort dem Jupiter Optimus Maximus geopfert haben soll. Auch Polybius hat, daß Hannibal Jupiter geopfert habe, was doch nur ein Mißverständniß sein könnte. Diesen Anstoß hat Livius vermieden, der von den Göttern im Allgemeinen redet. Dagegen läßt Silius Italicus den Eidswur feierlich im Tempel der Elisa leisten. Die Motive Hamilkar's entnimmt Livius ebenfalls seinem Vorbilde Polybius; es sind der Verlust von Sicilien und Sardinien.

Die Annahme des Polybius (III, 13) ist: die Karthager

1) Die Abweichung bedeutet nicht viel, zumal da Livius an einer späteren Stelle (XXXV, 19, 5) den Polybius wörtlich übersetzt (nunquam amicum fore populi Romani); aber sie ist immer bemerkenswerth für die Fortbildung der Erzählung; die Einmischung des Jupiter vermeidet Livius auch an der zweiten Stelle.

2) Diese Fassung hat mit der des Livius im 21. Buche insofern eine gewisse Ähnlichkeit, als die Erzählung bei beiden Autoren als zweifelhaft bezeichnet wird (bei Livius: fama est, bei Appian: ἔλεγετο) und dem aus Appian angeführten Satze bei Livius die Worte entsprechen: cum primum posset.

hätten den Verlust der beiden Inseln nie verwinden können und, als sie sich in Iberien so mächtig gesehen, darauf gedacht, den Krieg zu erneuern und daher einstimmig die Wahl Hannibals zum Feldherrn, welche das Heer getroffen, bestätigt, sodaß von ihrer Seite der Wunsch, den Krieg mit Rom zu erneuern, ebenso stark gewesen wäre, wie der der Römer, sie aus Iberien zu verjagen.

Den Römern nämlich schreibt Polybius den von langer Hand her gehegten Wunsch zu, sich in Iberien den Karthagern entgegenzusetzen. Sie seien, sagt er, in dieser Absicht nur durch den Ausbruch der Kriege in Oberitalien gehindert worden. Für die Zukunft sich die Möglichkeit hiezu offen zu erhalten, sei der Zweck des Vertrages gewesen, den sie mit Hasdrubal schlossen, nach welchem die Karthager den Ebro nicht überschreiten sollten. Er erwähnt dabei nicht, daß auch Sagunt in den Frieden aufgenommen worden, aber mit Bestimmtheit setzt er voraus, daß den Römern Alles daran gelegen gewesen sei, Sagunt als ihren Waffenplatz in Iberien zu behaupten. Da nun Hannibal im Fortgang seiner Eroberungen auch Sagunt bedroht, so schicken die Römer eine Gesandtschaft an ihn, die ihn in Neu-Karthago findet, mit der er dann über die Frage discutirt. Er behauptet, bei einer inneren Entzweiung der Saguntiner seien von den zur Entscheidung herbeigerufenen Römern Gewaltthaten begangen worden, welche Karthago nicht dulden könne (c. 15). Polybius macht dem karthagischen Feldherrn einen Vorwurf daraus, daß er hiebei nicht die eigentlichen Ursachen angegeben hätte, nämlich den Verlust von Sardinien, welcher das wesentliche Motiv gewesen sei, nicht die zufälligen Irrungen um Sagunt. Denn für seine Combination ist es wesentlich, daß der Verlust von Sardinien den Hamilkar und dann den Hannibal zu kriegerischen Intentionen veranlaßt habe. Das sind aber eben nur seine Combinationen. Hannibal erwähnt in seiner Erklärung, die freilich sonst nicht weiter vorkommt, nur die Irrungen von Sagunt. Er macht kein Hehl daraus, daß er Sagunt angreifen werde. Er hat dabei die entschiedene Absicht, mit Rom zu brechen. Denn eben durch ihre Verbindung mit Rom werden ihm die Saguntiner in den inneren Angelegenheiten Spaniens sehr beschwerlich. Daß die Karthager

sein Unternehmen billigen würden, daran kann bei der Darstellung des Polybius kein Zweifel sein, obwohl er berichtet, daß Hannibal nach der Eroberung von Sagunt die gemachte Beute nach Karthago geschickt habe, um die Karthager geneigter zu machen, auf seine Pläne einzugehen (c. 16); ebenso wenig darüber, ob Rom in der Eroberung von Sagunt eine Verletzung sehen würde; das liegt nach Polybius auf der Hand ¹⁾. Hier stießen die Interessen der beiden Republiken aufeinander; hier mußte der Krieg ausbrechen und ist er ausgebrochen; alle Unterhandlungen waren überflüssig.

Gegen diese Auffassung des Polybius regen sich nun aber bei näherer Betrachtung mancherlei Zweifel. Nach den Regeln der historischen Forschung würde doch immer die von Polybius verworfene Erzählung von Fabius Pictor eine vorzügliche Aufmerksamkeit verdienen, da sie von einem gleichzeitigen, wohlunterrichteten Autor, der im römischen Senat saß, herrührte, zumal sie auch durch andere Nachrichten bestätigt wird. Auch bei Diodor (XXV, 12), der über die römische Geschichte ebenfalls gut unterrichtet war, wird Hamilkar beschuldigt, eine Gesellschaft aus schlechten Subjekten zusammengebracht zu haben ²⁾. Bei Appian lesen wir, Hasdrubal sei ein großer Demagog gewesen (*δημοκοπιώτατος*); es sei von ihm eine Fraction gebildet worden, die sich dem Senat von Karthago entgegengesetzt habe ³⁾; in diese inneren Entzweigungen wäre dann auch Hannibal verwickelt worden. Es versteht sich, daß diese Nachrichten, die aus guten Informationen herrühren, alle Rücksicht verdienen. Diese Erwägungen mögen es rechtfertigen, daß ich der von Polybius verworfenen Tradition in meiner Geschichte folgen zu dürfen geglaubt habe. Ueber die weiteren Verhandlungen habe ich mich schon in dieser zu ausführlich und im Tone der Unter-

1) Von den römischen Gesandten, die von Neu-Karthago nach Karthago gehen, sagt Polybius III, 15: *ὅτι εἴη πολεμητιόν σαφῶς εἰδότες.*

2) *συστησάμενος ἑταιρείαν τῶν πονηροτάτων ἀνθρώπων.*

3) Von Hamilkar sagt Appian, Iber. c. 3 *θεραπεύων τὸ πλῆθος;* und berichtet von ihm, daß er einen großen Theil der Beute aus den Feldzügen in Spanien an die geschickt habe, die in Karthago in seinem Interesse wirksam waren (*τοῖς ὑπὲρ αὐτοῦ πολιτευομένοις*).

suchung geäußert, als daß ich nochmals darauf zurückzukommen brauchte.

Römisch-cisalpinische Kriege vom Standpunkt der Gallier.

Dem Werk des Polybius giebt es einen besonderen Werth, daß er überall geographisch orientirt ist und zu orientiren weiß. Nirgends findet sich eine bessere Schilderung der Küstenlande, welche seine Erzählung berührt. Die meisten Orte, die er beschreibt, hat er selbst besucht. Dann und wann führt er uns auch in das Thun und Treiben der Einwohner ein, namentlich in Cisalpinien, das er selbst bereist hat. Er giebt Nachricht von den Herbergen in diesem Lande und den Preisen, die man da zu zahlen habe. Er schildert die Landwirthschaft der cisalpinischen Bevölkerung und ihren Zustand überhaupt. Er hatte mancherlei Kunde darüber eingeزogen, die er mittheilt und die besonders deshalb unendlich merkwürdig ist, weil sie das Verhältniß der Gallier zu Italien und Rom betrifft.

Polybius erwähnt die Verjagung der Etrusker; das Wichtigste ist, daß die Gallier mit überlegener Macht einbrechen, die Ebene in Besitz nehmen und sich daselbst ansiedeln. Er führt die Völker jenseit des Po ethnographisch und geographisch auf. Dann kommt er auf die cispadanischen Gallier. Er nennt Ananen, Bojer, Lingonen, zunächst am adriatischen Meere Senonen. Von den eingenommenen Sizen aus halten sie auch die benachbarten Nationen in Furcht. Zu diesen gehören auch die Römer. Ich komme hier nochmals auf die Eroberung Roms durch die Gallier zu reden. Nach Polybius schlagen die Gallier die Römer und die mit ihnen in der Schlacht vereinigten Bundesgenossen, folgen dann den Fliehenden nach und nehmen drei Tage darauf Rom ein, welches sie so lange inne haben, bis sie von den schon früher erwähnten Nachbarn, den Venetern angegriffen, einen Vertrag mit den Römern machen und sich in ihr Gebiet zurückziehen (II, 18).

Eine zweite Stelle bei Polybius ist etwas ausführlicher (II, 22). Bei der an die Gäsaten gerichteten Aufforderung nämlich erinnern die Bojer an die früheren Erfolge der Gallier; sie hätten die Römer nicht allein in einem Treffen besiegt, sondern auch Rom

beim ersten Anlauf eingenommen; sie hätten sich aller Güter der Römer bemächtigt und die Stadt sieben Monate hindurch behauptet, hierauf den Römern ihre Stadt freiwillig zurückgegeben¹⁾ und wären dann im Besitz ihrer Beute unverlezt (*ἄθραυστοι καὶ ἀσινεῖς ἔχοντες τὴν ὠφέλειαν*) nach Hause gezogen, was mit der früheren Notiz übereinstimmt, aber doch nicht aus der römischen, sondern der gallischen Erinnerung geschöpft ist.

Aus dem Zusammenhang des Textes ergibt sich, daß die Nachricht des Polybius von den Bojern herstammte. Es ist eine gallische Tradition, keine römische. Man dürfte sie in der Hauptsache nicht unbenuzt lassen. Aber volles Vertrauen flößt sie doch nicht ein. Alle die Nachrichten, welche Polybius über die Verhältnisse der Römer und Gallier mittheilt, beweisen nur, daß die gallischen Urheber derselben von ihrer natürlichen Ueberlegenheit über die Römer sehr durchdrungen waren. Es sieht fast so aus, als wäre die Größe von Rom in dem Umstand begründet, daß die Gallier durch anderweite Beschäftigung oder auch durch eigenen Entschluß verhindert wurden, diese geltend zu machen.

Damit stimmt dann überein, was die Gallier dem Polybius weiter erzählt haben: nach diesem freiwilligen Friedensabschluß mit Rom seien sie durch einheimische Kriege beschäftigt gewesen, indem andere alpinische Völker, ihr Glück beneidend, auf sie eingedrungen seien. In diesem Intervall hätten sich die Römer durch ihre Siege über die Latiner verstärkt. Die Gallier wären ihrerseits nochmals vorgerückt, hätten aber ihr Heer in Folge innerer Entzweiung aufgelöst und aus Neuem Frieden geschlossen.

Die Zeitbestimmungen des Polybius, auf die er sonst so viel Werth legt, sind hier doch nur ungefährender Art. 30 Jahre nach der ersten Eroberung erscheinen die Gallier wieder (Pol. II, 19), nochmals nach 12 und 13 Jahren, nach 30 Jahren dann die Schlacht von Sentinum²⁾.

1) Als der Tag der Befreiung Roms von den Galliern gilt in der Tradition der 13. Februar. (Mommsen im Corp. inscr. lat. I, p. 386.)

2) Ich zähle bei der Angabe der Intervalle nach Ordinalzahlen den terminus a quo nicht mit, da man, wenn man anders verfährt, von den augenscheinlichsten Parallelen zwischen der polybianischen und der anna-

Wenn es nun bei Polybius heißt: im dreißigsten Jahre hierauf seien die Gallier mit einem großen Heere vorgezogen und bis Alba gelangt, die Römer aber in der Unmöglichkeit gewesen, ihnen entgegenzugehen, weil sie ihre Bundesgenossen nicht versammeln konnten, so werfen wir die Frage auf, wie sich diese Angaben zu den römischen Annalen verhalten. Beim Jahre 393 der Stadt erwähnt Livius einen Einfall der Gallier (VII, 10): die Römer schlagen ihr Lager am Anio auf; aber durch den Sieg des Manlius Torquatus veranlaßt, ziehen die Gallier sich nach Tibur und mit den Tiburtinern vereinigt nach Campanien. Wahrscheinlich war es eben ein Söldnerzug, der von vornherein nach Campanien bestimmt war. Die Tiburtiner folgen den Galliern, wodurch es geschieht, daß, da sie nun ihrerseits von den Römern angegriffen werden, die Gallier im nächsten Jahre — 394 — aus Campanien zurückkehren, das römische Gebiet verwüsten, namentlich den *ager Albanus* (Livius VII, 11, 2: *foedae populationes in Labicano, Tusculano et Albano agro*). Aber die Römer setzen sich ihnen mit aller Macht entgegen; es kommt zu einer Schlacht am collinischen Thor, in welcher die Gallier zurückgedrängt werden. Die Angaben der Annalen sind evident und präcis. Die Gallier sind auf einem Zuge nach Campanien begriffen und haben Tibur auf ihrer Seite. Daraus, daß sie, durch den furchtbaren Schrecken des Manlius Torquatus bewogen, abziehen, kann man wenigstens abnehmen, daß es zu einem ernstlichen Kampfe im Jahre 393 nicht kam. Im nächsten Jahre hat ein solcher stattgefunden. Die Gallier wurden durch eine Schlacht am collinischen Thore zurückgewiesen; sie vereinigen sich mit den Tiburtinern, werden aber auch dann aus dem Felde geschlagen. Aus der Luft gegriffen war es nicht, wenn dem Polybius von einem nach 30 Jahren erneuerten Kampfe zwischen Römern und Galliern erzählt wurde. Und in der Behauptung, daß die Römer sich ihrer Bundesgenossen nicht hätten bedienen können, weil sie überrascht worden waren, mag eine Erinnerung daran liegen,

listischen Tradition abstrahiren muß und zu einem Resultat gelangt, das mit ausdrücklichen Datirungen des Autors in Widerspruch steht.

daß die Gallier mit Tibur in Verbindung standen¹⁾. Aber eben in dieser Verbindung mit Tibur gegen Rom sind die Gallier den römischen Nachrichten zufolge geschlagen worden, was ihnen nicht im Gedächtniß geblieben war. Gegen die Wahrheit der Thatsachen können diese selbstgefälligen Erinnerungen nicht in Betracht kommen.

Auch mit dem Zusammentreffen zwölf Jahre darauf hat es seine Richtigkeit.

In den Jahren 404 und 405 ist es zwischen Römern und Galliern zu entscheidenden Kämpfen gekommen. Namentlich ist das Jahr 405 durch einen Sieg des Lucius Camillus ausgezeichnet, durch welchen die Gallier genöthigt werden, sich nach dem südlichen Italien zu ziehen (c. 26, 9). Davon aber, was die gallischen Nachrichten bei Polybius melden, enthalten die livianischen Berichte (Liv. VII, 23—25) keine Spur²⁾; und eigentlich ist der wesentliche Inhalt des gallischen Berichtes, daß nämlich die Römer jetzt von ihren Bundesgenossen unterstützt worden seien, das Gegentheil dessen, was die römische Tradition enthält, welche den größten Werth darauf legt, daß die Römer, von ihren Bundesgenossen nicht unterstützt³⁾, zugleich gegen Latiner, Gallier und Griechen hätten Aufstellung nehmen müssen. Erst 13 Jahre später (418) schließen die Gallier Frieden.

Wenn nun 30 Jahre darauf dieser Friede gebrochen wird, so leiten das die gallischen Nachrichten bei Polybius daher, daß die Gallier, von transalpinischen Völkern bedrängt, um sich von ihnen zu befreien, denselben eine Richtung gegen Rom gegeben, und dann an diesem Zuge selbst theilgenommen hätten. Sie rückten tief in Etrurien vor, mit den Etruskern verbündet

1) Man kann hiebei auch an die Angabe denken, die Livius in das folgende Jahr gestellt hat: *inter multos terrores solatio fuit pax Latinis petentibus data, et magna vis militum ex foedere vetusto accepta.*

2) Eine solche dürfte man nur etwa darin finden, daß Livius VII, 25, 9 berichtet, *inter primos atrox proelium, alia multitudo, priusquam ad conjectum teli veniret, terga vertit* und Polybius c. 19: *οἱ Γαλάται καταπλαγύντες . . . νυκτὸς ἐπιγενομένης φυγῆ παραπλησίον ἐποίησαν τὴν ἀποχώρησιν.*

3) Livius c. 26, 7: *defectione sociorum senatus anxius.*

bringen sie Beute aus dem römischen Gebiete zusammen. Ganz unbegründet ist auch diese Nachricht nicht, aber sie weicht doch weit von dem ab, was wir sonst erfahren. Denn nach Livius (X, 10, 6) haben die Gallier von den Etruskern einen Lohn empfangen, um gegen Rom vorzurücken. Die Gallier behaupten, das Geld sei ihnen bloß zu dem Zwecke bewilligt worden, um sie zu vermögen, das etruskische Gebiet in Ruhe zu lassen; sie gehen mit dem Gelde davon. Bei Polybius ist von einer Plünderung römischer Gebiete die Rede, denen sich die Römer nicht entgegensetzen; die Gallier kehren mit der Beute nach der Heimath zurück, entzweien sich aber und verlieren darüber den größten Theil derselben¹⁾.

Der Augenschein lehrt, daß die Nachrichten des Polybius Großsprechereien der Gallier enthalten. Denn ihnen zu Folge würden die Römer ihr Emporkommen eigentlich den Galliern verdanken, die ihnen ihre Stadt freiwillig zurückgaben. Als sie nach 30 Jahren wiederkommen, sind die Römer noch nicht im Stande, zu widerstehen; das geschieht erst im 13. Jahre darauf, in welche Epoche die Römer die größten Niederlagen der Gallier setzen. Diese aber wollen nur von einem Schrecken, der sie bei Erscheinen des feindlichen Heeres ergriffen, wissen. Eine ausbrechende Entzweigung bringt sie dazu, zurückzugehen. Nach abermals dreißig Jahren tritt eigentlich dasselbe ein. Die Gallier machen Plünderungen im römischen Gebiet, ohne dabei beunruhigt zu werden; bei der Rückkehr entzweien sie sich.

Hannibals Uebergang über die Alpen.

Ich bilde mir nicht ein, die Streitfragen, die von jeher über den Zug Hannibals nach Italien obgewaltet haben, durch topographische oder geographische Studien lösen zu können; ich will vielmehr nachweisen, weshalb eine solche Lösung unendlich schwierig ist und immer hypothetisch bleiben muß. Die Ursache liegt in der Beschaffenheit der Texte der beiden Hauptautoren Livius

1) Den polybianischen Nachrichten ist überhaupt die Beziehung auf die Vorgänge in der Heimath der Gallier eigenthümlich; Livius berichtet auch über solche Unternehmungen derselben in Italien, die nicht gegen die Römer gerichtet waren (z. B. VII, 25, 4).

und Polybius und ihrem Verhältniß zu einander¹⁾. Wir haben allerdings noch einen dritten Bericht, der auch in meiner Erzählung benutzt worden ist, — in dem Auszuge des Dio bei Zonaras. Dessen Inhalt ist der folgende. Scipio hatte die Fahrzeuge an der unteren Rhone, die zum Uebergang über den Fluß dienen konnten, wirklich vernichtet (p. 409 B). Der Uebergang Hannibals über den Fluß wurde bewerkstelligt, ehe die römischen Legionen angekommen waren. Ueber die Beschaffung der dazu nöthigen Rähne und sonstigen Fahrzeuge ist Dio-Zonaras sehr kurz; er nennt einen andern Anführer der Abtheilung, die den Uebergang insgeheim vollzog. Wie dann Hannibal an den gewöhnlichen Punkten der Ueberfahrt hinüberzugehen sich anschickt und die Gallier Miene machen, sich ihm zu widersetzen, fällt die andere Abtheilung diese an, sodaß der Uebergang durch eine Art von Kriegslist gelingt. Nach demselben treffen die Reiter Scipios und Hannibals auf einander. Die Römer, anfangs im Nachtheil, behalten doch die Oberhand²⁾. Hannibal aber wird dadurch veranlaßt, nicht die gewohnte Straße zu ziehen, sondern eine andere, keinem Angriff der Römer ausgelegte Straße einzuschlagen³⁾. Er litt dabei viel

1) In der Abhandlung von Peter: Livius und Polybius sind die Berichte beider Autoren über den Zug Hannibals sorgfältig verglichen, und es ist in derselben zugleich der Nachweis geführt, daß Livius von Anfang der dritten Dekade seines Werkes den Polybius benutzt hat. Was von Anderen, besonders von Böttcher in seinen kritischen Untersuchungen über die Quellen des Livius im 21. und 22. Buche, dagegen eingewandt ist, hat mich nicht überzeugt.

2) Livius und Zonaras sehen in diesem Kampfe ein Anzeichen für den Ausgang des ganzen Krieges (Livius XXI, 29, 4: hoc principium simul omenque belli ut summae rerum prosperum eventum, ita haud sane incruentam victoriam ancipitisque certaminis victoriam Romanis portendit; Zonaras VIII, 23, p. 409 D: τοιοῦτον τέλει τῆς ἐπιποναχίας ἐγρήσαντο ὁποῖον ὁ σύμπας ἐσχῆκε πόλεμος.

3) Livius (XXI, 31, 2): adversa ripa Rhodani mediterraneae Galliae petit, — non quia rector ad Alpes via esset, sed quantum a mari recessisset minus obvium fore Romanum exercitum, cum quo, priusquam in Italiam veniret, non erat in animo manus conserere. — Polybius III, 47 in.: παρὰ τὸν ποταμὸν ποιούμενος τὴν πορείαν, ὡς εἰς τὴν μεσογαίαν τῆς Εὐρώπης. Zonaras: ἀπέναι πρὸς Ἰταλίαν σπεύδων· ὑποπιτεύων δὲ τὰς ἐπιτομωτέρας τῶν ὁδῶν, ἐκείνας μὲν παρεξήληθεν, ἐτέραν δὲ πορευθεὶς ἰσχυρῶς ἐπόνησε.

durch die steile Höhe der Gebirge, den Schnee, der die Thäler anfüllte, und das Eis. Viele kamen um, Andere wandten sich zur Heimkehr; Hannibal selbst würde zurückgegangen sein, hätte er nicht bedacht, daß zurückzugehen schwerer sein würde, als nach Italien vorzudringen. Plötzlich erscheint er jenseits der Alpen zum Schrecken der Römer (Zonaras p. 410 A). Auf den ersten Blick sieht man, wie wenig aus dieser Erzählung für den Zug Hannibals gewonnen werden kann; sie ist unabhängig von Polybius und Livius. Auf diese beide Autoren bleiben wir allein angewiesen.

Polybius hat auch hier einen mehr politischen Gesichtspunkt. Er legt das Hauptgewicht auf die Verbindung Hannibals mit den eben unterworfenen oder in Insurrektion begriffenen gallischen Völkerschaften. Um so wichtiger ist, wie diese Verbindung zu Stande gekommen ist. Polybius hat eine grundsätzliche Vorstellung von dem Dreieck Italiens, dem Dreieck der Alpen, dem Lauf der Rhone¹⁾; und wenn er erzählt, daß er selbst an Ort und Stelle gewesen sei, so ist doch sehr zweifelhaft, wie weit er dabei gekommen ist, und welcher Art seine Erkundigungen waren.

In seiner Darstellung über den Alpenübergang Hannibals fehlen genaue geographische und topographische Angaben; aber sie ist doch die Grundlage aller späteren Auffassungen geworden. Sein Bericht enthält, wenn man ihn resumirt, folgende Punkte:

- 1) Aufmarsch Hannibals mit Unterstützung eines Häuptlings der Allobrogen,
- 2) Feindseligkeiten der Allobrogen im Gebirge,
- 3) einen gefährlichen Kampf mit alpinischen Völkern, die sich anfangs freundlich stellen,
- 4) das Heraufsteigen auf das Gebirge,
- 5) die Schwierigkeit des Hinabsteigens²⁾.

1) Ufert, Alte Geographie II, 2, S. 569 ff. Auch was Polybius über den Lauf des Po berichtet (II, c. 16), verräth eine irri-geographische Vorstellung.

2) Dazu kommen noch die Angaben über die zurückgelegten Marschrouten in Stabien und nach Tegen. Es ist bemerkt worden, daß eine der wichtigsten derselben bei Polybius (c. 52, vgl. c. 39), Hannibal sei von der Einmündung der Isère in die Rhone diesen letzteren Fluß ent-

Diese Erzählung fand Livius vor und hat sie in ihren Hauptbestandtheilen herübergenommen; aber er benutzte außer Polybius noch andere Autoren, von denen er Cincius Alimentus, der in die Gefangenschaft Hannibals gerathen war, und Cölius Antipater nennt (XXI, 38, 1 und 3). Aus diesen hat er Nachrichten entnommen, die er der polybianischen Erzählung einschaltet. Schon bei dem Ausbruch des Hannibal aus Spanien, noch mehr bei dem Durchzug desselben durch Gallien bemerkt man, daß Livius Uebersetzungen enthält, die dem Polybius fremd sind, aber doch viel Wichtigkeit haben, z. B. über jene Zusammenkunft gallischer Häuptlinge mit Hannibal in Illiberis (c. 24). Damit mag es zusammenhängen, daß er nun auch von dem Uebergang über die Alpen Nachrichten einschaltet, die bei Polybius fehlen. Die Worte: non recta regione iter instituit, sed ad laevam flexit (31, 9) erinnern an die oben erwähnte Aeußerung des Zonaras, daß er die Wege vermieden habe, auf denen ihm das römische Heer habe begegnen können. Livius aber ist viel eingehender, er erwähnt diesen Zug im Einzelnen; er nennt die Namen der Völkerschaften: der Tricastiner, Vocontier, Tricorier (c. 31, 9). Es ist der Mühe werth, an die Lage dieser Völkerschaften zu erinnern.

Die Tricastiner hatten das Gebiet zwischen Drôme und Isère inne; östlich von ihnen, von der Durance bis zum Drac, wohnten die Vocontier, deren Grenzgebiet Hannibal nach Livius durchzog, in Alpenthälern (Strabo p. 203), westlich von diesen am oberen Drac waren die Sitze der Tricorier. In deren Gebiet ging Hannibal über die Durance, ein Ereigniß, das bei Polybius nicht erwähnt wird, und das doch für die geographische Auffassung des Unternehmens des Hannibal von entscheidender Wichtigkeit ist. Denn daraus würde sich die größte Wahrscheinlichkeit dafür ergeben, daß Hannibal den Mont Genève überschritten hat. Ich sehe nun in dieser Mittheilung des Livius eine von ihm aufbehaltene zweite Tradi-

lang (παρὰ τὸν ποταμὸν) bis zu dem Heraussteigen auf die Alpen 800 Stadien gezogen, nicht für exact gelten kann, da die von ihm angegebene Entfernung nur dann zutrifft, wenn man annimmt, Hannibal habe den oberhalb Lyon von der Rhone gebildeten Winkel, den Polybius in seiner allgemeinen Beschreibung des Flußlaufes nicht kennt, umgangen.

tion, welche er aus originalen Berichten genommen haben muß. Aber er scheint doch nicht den Werth auf sie zu legen, der ihnen zukam; er schließt sich sofort wieder der Erzählung des Polybius an.

Nun erst folgt bei Livius der Angriff, den Polybius von den Fürsten der Allobrogen auf Hannibal machen läßt. Livius vermeidet den Namen Allobrogen und nennt nur *montani*; was er erzählt, stimmt Alles überein mit Polybius. — Fast mit gleichen Worten wird dann der hinterlistige Angriff der Stämme, die sich befreundet stellten, erzählt, doch hat Livius das *λευκόπετρον ὄχρον*; auf das Niebuhr soviel Werth legt, gar nicht erwähnt. Und in Erinnerung bringen darf man, daß diese weißen Felsen auch in ganz anderen Gegenden vorkommen¹⁾. An eine Ortsbestimmung hat Livius kaum gedacht; er erwähnt nur die bemerkenswerthesten Momente des Zusammentreffens, die allerdings ihr Interesse darbieten. Bei Polybius folgt nun das Erstiegen des Gebirges, der Anblick des Schnees, der Unmuth der Truppen und die Ermuthigung derselben durch einen Blick auf Italien in der Ferne. Die Alpen werden als die Akropolis von Italien betrachtet, was Livius wiedergiebt (c. 39, 8), indem er sie als *moenia Italiae* bezeichnet. Die Worte aber *ἐνδείκνυμενος αὐτοῖς τὰ περὶ τὸν Πάδον πεδία* III, 54 lassen sich nicht anders erklären, als daß man von dort die Ebene des Po wirklich gesehen habe. Hannibal deutet seinen Leuten die Gegend von Rom an, was nun Alles den Worten des Livius zu Grunde liegt: *militibus Italiam ostentans subjectosque Alpinis montibus Circumpadanos campos* Liv. 35, 8²⁾. Bei dem Herabsteigen ist Polybius über

1) Von denjenigen, welche Untersuchungen an Ort und Stelle vorgenommen haben, finden die Einen den von Polybius erwähnten Felsen in der Roche blanche auf dem linken Ufer der Reclus in der Gegend von Villars und St. Germain (Zander, Der Herzug Hannibals über die Alpen S. 108), Andere in der Roche du Bramant (Karte bei Massiat, Annibal en Gaule p. 216).

2) Hauptsächlich mit Rücksicht auf die angeführten Stellen haben einige Forscher die Straße über den M. Cenis als die Hannibals angenommen. Man behauptet, daß auf der Höhe des Passes sich einige Punkte finden, die eine mehr oder weniger ausgedehnte Aussicht auf die Poebene gewähren. Massiat ist darüber ausführlich (S. 241). Allein, daß dieser Paß im Alterthum schon benutzt oder auch nur bekannt ge-

den halbgeschmolzenen Schnee und die daraus für das Lastthier entspringenden Schwierigkeiten sehr ausführlich¹⁾. Diese Schilderung hat Livius hie und da beinahe wörtlich aufgenommen. Die bekannte Erzählung aber über die durch Feuer und Essig mürbe gemachten und gesprengten Felsen findet sich bei Polybius nicht. Ich glaube annehmen zu dürfen, daß diese Erzählung, welche beinahe am meisten im Gedächtniß geblieben ist, zu jener der polybianischen fremden zweiten Tradition gehört, deren wir eben gedachten²⁾. Diese zweite, nicht-polybianische, von Livius eingeschaltete Tradition würde die Straße über den Mont Genève, also über die Alpes Cottiae bezeichnen. Die große Schwierigkeit liegt nun darin, die dem Livius eigenthümlichen Nachrichten mit der Tradition des Polybius zu vereinigen. Ich halte das, wie gesagt, für unmöglich, namentlich nachdem Livius sie mit der polybianischen vermischt hat. Würde man aber bei den

wesen sei, ist durch kein Zeugniß zu erweisen. Am kleinen St. Bernhard ist eine solche Aussicht nicht vorhanden. Dafür, daß Hannibal über diesen Paß seinen Weg genommen hat, läßt sich vor Allem eine Stelle des Cölius Antipater (Livius XXI, 38, 7) anführen, nach welcher Hannibal über das jugum Cremonis nach Italien eingedrungen war. Das jugum Cremonis ist der jetzt Cramont genannte Gebirgszug, der sich vom kleinen St. Bernhard nach dem Montblanc hinzieht. Die Angabe des Cölius hat umsomehr Beachtung gefunden, als von ihm nach dem Zeugniß Ciceros die Biographie Hannibals von dessen Begleiter Silienus benutzt worden war. Auch Cornelius Nepos sagt, daß Hannibal die graischen Alpen überschritten habe.

1) Auch die hier (c. 54, 44) von Polybius erwähnte Lokalität hat man in verschiedenen Stellen wieder zu finden gemeint; — diejenigen, welche durch Polybius den kleinen St. Bernhard bezeichnet glaubten, an der Dora unterhalb Tuille nach Pré St. Didier zu (Hannibals Herzog über die Alpen. Aus dem Englischen von F. H. Müller, S. 91); die, welche die Straße über den Mt. Cénis als die Hannibals annehmen, beim Herabsteigen von Ferrera nach Novalesa in der Nähe von Ferrera Vecchia (Massiat a. a. D. S. 245); vgl. Beaumont Description des Alpes Grecques et Cottiennes II, S. 653.

2) Sie findet sich auch bei Autoren, deren Bericht durchaus von dem polybianischen abweicht, wie bei Appian, Ann. c. 4. Für die Glaubwürdigkeit der Erzählung, die vielfach angezweifelt ist, hat man geltend gemacht, daß Plinius das nämliche Verfahren als beim Bergbau üblich erwähnt (33, 21, 70; vergl. 23, 1, 57); daß das Heer des Hannibal zum großen Theil aus Iberern bestand; und daß Bergbau besonders in Spanien betrieben wurde.

positiven exclusiv-livianischen Nachrichten stehen bleiben und damit die Nachricht verbinden, daß Hannibal zuerst in das Gebiet der Tauriner gekommen sei, so würde die Hypothese, Hannibal habe den Weg über den Mont Genève genommen, an Wahrscheinlichkeit gewinnen ¹⁾. Man würde dann freilich in der Erzählung des Polybius nur eine allgemeine Darstellung der Schwierigkeiten des Ueberganges, wie sie sich im Munde der Menschen erhalten hatte, erblicken können. Wenn diese bei Livius wiederkehrt, so darf man darin keine Bestätigung derselben erkennen; er wiederholt eben nur den Text, der ihm vorlag, mit kleinen Abweichungen. Dafür aber, daß der Zug des Hannibal nach Polybius selbst zuerst zu den Taurinern führte, läßt sich eine Notiz, die wir bei Strabo finden, anführen.

In einem Excerpt aus Polybius zählt Strabo IV, p. 209 vier Alpenübergänge auf, die Polybius erwähne: nämlich durch das Gebiet der Ligurer, Tauriner, Salasser und Rhätier; von den Taurinern sagt er ausdrücklich, durch deren Gebiet sei Hannibal in die Poebene hinabgestiegen ²⁾.

Strabo hatte hiebei eine Stelle des Polybius vor Augen, die für uns verloren gegangen ist. Die Ansicht, der Uebergang sei über den Mont Genève gewesen, würde dann selbst die Autorität des Polybius für sich haben. Auch hiebei, wie an vielen anderen Stellen, möchte man bedauern, daß Livius den Ehrgeiz hatte, mit Polybius als Schriftsteller zu wetteifern, als lateinischer Historiker mit dem griechischen. Für die Nachwelt

1) In der *Histoire d'Annibal* von Hennebert, einem Buch, das mir soeben erst zu Gesicht kommt, wird der Alpenübergang sehr ausführlich behandelt. Es ist für die Literaturgeschichte des Uebergangs und die verschiedenen Systeme, die darüber aufgestellt worden sind, bemerkenswerth. Er selbst entscheidet sich für den Mont Genève, für welchen Marsch er sogar die Etappen zu unterscheiden versucht, wobei er die dem Livius und Polybius gemeinschaftlichen Nachrichten mit denen verbindet, die sich bei Livius allein finden, was dann wieder begründete kritische Bedenken erweckt.

2) *ἢν Ἀννίβας διήλθεν*. Strabo giebt an dieser Stelle in längerem Zusammenhang einen Auszug aus Polybius, so daß es am natürlichsten erscheint, die angeführten Worte als aus diesem Autor entlehnt anzusehen, nicht als Ausdruck der eigenen Ansicht Strabos, wie sie jedoch von Mommsen (*Corp. inscr. lat.* V, 2 p. 809) aufgefaßt werden.

würde es besser sein, wenn er seine eigenen Informationen unabhängig von den polybianischen mitgetheilt hätte. Freilich, würde er dann so oft gelesen, so oft abgeschrieben sein, um auf uns zu kommen? Die Spätnachlebenden müssen doch diese Scheidung nach bester Einsicht vollziehen.

Scipio Africanus im zweiten punischen Kriege.

Schon in der Erzählung der italienischen Ereignisse tritt man bei Polybius in eine, man möchte sagen: scipionische Tradition ein. Die Auffassung der Vorfälle in Oberitalien verräth an vielen Stellen einen solchen Ursprung. Sehr natürlich; denn Polybius war der Hausgenosse des Scipio Aemilianus, des jüngeren Africanus, der durch Adoption der Enkel des älteren war. Sehr verschieden jedoch von demselben! Der ältere war feurig und genial, der jüngere berechnet und nüchtern. Das hat nun wohl auch Einfluß auf die Art und Weise, in welcher der ältere Scipio in dem Hause des jüngeren aufgefaßt wurde, die dann bei Polybius vorherrscht.

Nicht vom Glück, wie die meisten Autoren, sondern von Ueberlegung leitet Polybius die rühmlichen Handlungen Scipios ab. Man erstaunt, daß er ihn mit Pykurg vergleicht; charakteristisch ist der Hauptpunkt ihrer Aehnlichkeit. Pykurg hat seine weise gefaßten (*προσλαμβανόμενος ταῖς ἰδίαις ἐπιβολαῖς* X, 2) Absichten durch die Pythia bestätigen lassen. So suchte Scipio seine Truppen zu gefährvollen Unternehmungen dadurch beherzter zu machen, daß er dieselben unter göttlicher Eingebung zu beginnen schien (*ἐνεργαζόμενος ἀεὶ δόξαν ὡς μετὰ τῆς θείας ἐπινοίας ποιοῦμενος*). Nur die, welche ihn näher kannten, wußten, daß sein Geist immer mit dem Zweck beschäftigt war, den er verfolgte (*τῇ διανοίᾳ περὶ τὸ προτεθεὲν ἐντεταμένους* c. 3). Polybius bezieht sich hiebei auf Cälius.

Polybius glaubt nicht, was Scipio bei seiner ersten Bewerbung um die Aedilität seiner Mutter erzählte. Er meint: Scipio habe die günstigen Umstände erwogen und seine Mutter durch jenen Traum für seine Bewerbung geneigt zu machen gesucht. Alles ist bei ihm Ueberlegung. Nur die Schwachen führen die Ursachen dessen, was durch Scharfsinn mit Berech-

nung und Voraussicht zu Stande gebracht wird, auf Götter und Glücksfälle zurück: εἰς Θεοῦς καὶ τύχας ἀναφέρουσι τὰς αἰτίας τῶν δι' ἀγχινοῖαν ἐκ λογισμοῦ καὶ προνοίας ἐπιτελουμένων, c. 5. Er rühmt Scipios Geschicklichkeit und Fleiß in der Arbeit (ἐπιδειξιότης und φιλοπονία).

Hie und da stimmen Livius und Polybius zusammen, aber der Hauptunterschied ist doch, daß Livius den göttlichen Impuls für echt erklärt, Polybius dagegen nur die kluge, besonnene Berechnung anerkennt, die angebliche Inspiration dagegen für erfunden hält und nur für ein Mittel, um die Menge fortzureißen.

Diese beiden Historiker, die in unzähligen Büchern als Zeugen aufgerufen werden, sind doch in ihrer Anschauungsweise selbst grundverschieden. Livius betrachtet die römische Welt-eroberung als ein von den Göttern gewolltes Ereigniß. Er lebt und weht in dieser Idee; darauf zielen alle seine Prodigien und Abergläubigkeiten. Polybius sieht von diesen göttlichen Einwirkungen ab; er erkennt in Allem nur die Frucht der Anstrengung und Besonnenheit, guter Rathschläge. Wie er bei der Schilderung Hannibals von aller Feindseligkeit der Gefühle abstrahirt und die Grausamkeiten und Bedrückungen desselben aus der Lage der Dinge und dem Einfluß der nächsten Umgebung entspringen läßt, so erblickt er auch in den Handlungen Scipios nur eben Tapferkeit und Benutzung der Umstände. Mir fällt auf, daß er bei der Schilderung Scipios jene Scene auf dem Rückzug nach der Schlacht von Cannä, bei welcher Scipio durch den festen Entschluß, sich nicht von der Republik zu trennen, und durch die Bedrohung anderer, die das thun würden, den Ueberrest des Heeres rettet, ganz übergeht. Bei dem Entschluß Scipios, die Heerführung in Spanien zu übernehmen, gedenkt er weder der Rücksicht auf die Republik noch auf die Familie; er motivirt Alles von den guten Nachrichten her, die sich derselbe aus Spanien verschafft habe. Augensällig tritt diese Unterscheidung beim Ueberschreiten des Iberus hervor. Bei Polybius X, 6 hält Scipio eine Rede an seine Truppen, in der er denselben auseinandersetzt, die bisherigen Unfälle seien nur durch Verrath der Celtiberer und die Unbedachtsamkeit der Feldherren geschehen; jetzt aber seien die einheimischen Völker geneigt,

sich mit den Römern zu verbünden, und die Anführer der Karthager getrennt und uneinig unter einander; das Ueberschreiten des Flusses werde den völligen Abfall der Bevölkerungen von Karthago zur Folge haben. Es sind dieselben militärisch-politischen Betrachtungen, welche Scipio nach Polybius schon in Rom angestellt hatte, und durch die er bewogen worden war, ein Unternehmen zu beginnen, dessen Ausführung die Meisten für verzeweifelt hielten.

Bemerkungen dieser Art fehlen bei Livius nicht ganz. Aber bei weitem mehr und nachdrücklicher hebt er die Gesichtspunkte hervor, welche für Scipio aus seinen Familienverhältnissen und für die Republik aus ihrer Gesamtlage entspringen (XXVI, 41).

Bei Livius dankt Scipio den Truppen für die Anhänglichkeit, die sie seinem Vater und seinem Oheim und nach deren Untergange der Republik bewiesen haben. So sehr ihn auch der häusliche Verlust niederschlage, so werde er doch durch das Glück und die Mannhaftigkeit der Republik gehindert, an einem guten Ausgang ganz zu verzweifeln. Er führt dann weiter aus, daß das Schicksal der Römer sei: erst besiegt zu sein, dann zu siegen. Jetzt geschehe es durch Verhängniß der unsterblichen Götter, daß er durch alle Centurien zur Heerführung in Spanien bestimmt worden sei (§ 18)¹).

Bezeichnend ist der Unterschied der beiden Autoren bei der so berühmt gewordenen Haltung Scipios den gefangenen Spanierinnen gegenüber. Polybius (X, 18) ist ausführlich darüber, daß es den Gefangenen nicht an guter Verpflegung gefehlt habe; bei der Andeutung ihres eigentlichen Begehrens ist er zarter; denn es wird nicht einmal ausgesprochen, nur angedeutet, wenn Scipio sagt, er werde sie behandeln wie seine eigenen Angehörigen. Bei Livius XXVI, 49, 14 ist der Ausdruck römischer; Scipio sagt: *meae populi que Romani disciplinae causa facerem, ne quid quod sanctum usquam esset apud nos violaretur.* Er

1) An dieser Stelle hat der *codex Puteanus* eine erhebliche Lücke (c. 41, § 18 — c. 43, 8). Es ist aber neuerdings erwiesen, daß der recipirte Text sich in anderen alten Handschriften vorfindet und nicht, wie man früher annahm, im 15. Jahrhundert abgefaßt wurde. Vergl. Luchs in seiner Ausgabe des 26.—30. Buches des Livius 3. St. und Prolegg. p. III ff.

übergiebt sie dann einem zuverlässigen Mann mit dem Befehl, sie mit ebensoviel Rücksicht zu behandeln, wie die Familienmitglieder von Gastfreunden: *tueri eas hand secus modeste et verecunde, quam hospitem conjuges ac matres.* — Bei der Zurückweisung der schönen Jungfrau, die ihm selbst dargebracht wurde, läßt Polybius Scipio nur sagen (X, 19): als Strateg könne er sie nicht annehmen. Er fügt hinzu, Scipio habe dadurch zu erkennen gegeben, daß Zerstreungen dieser Art vielleicht im Frieden unschädlich, in Zeiten aber, in denen man zu handeln habe, für Leib und Seele gleich verderblich seien. Bei Livius sagt Scipio, er könne den Vergnügungen der Jugend keinen Raum geben, da seine ganze Seele von der Idee der Republik erfüllt sei (*si frui liceret ludi aetatis et non respublica animum nostrum occupasset c. 50, 5*). Des Verlobten der Jungfrau und was damit zusammenhängt, geschieht bei Polybius überhaupt keine Erwähnung¹⁾. Gewiß muß man annehmen, was Polybius dem Scipio in den Mund legt. Aber die Auslegung trägt doch ganz die Spur der pragmatischen Ideen, von denen Polybius überhaupt erfüllt ist, an sich. Es ist eben die Lehrhaftigkeit des Polybius, die auch hier zu Tage tritt.

Im Fortgang der Erzählung berichten Livius (XXVII, 19, 3 ff.) und Polybius (X, 40, p. 683, 7 ff., Bekker), daß Scipio den Antrag der Iberer, König zu werden, verschmäht habe. Dabei bricht Polybius in Lobeserhebungen über die erhabene Gesinnung desselben aus, indem er daran erinnert, daß Scipio Iberien, später auch Libyen und Asien bezwungen und es doch verschmäht habe, was ihm freigestanden, König zu werden. Ob er nicht hätte aufhören müssen, Römer zu sein, wenn er danach gestrebt hätte, bleibt hier unerörtert. Alles beruht nur darauf, daß er auf eine Würde Verzicht leistet, welche Anderen als das höchste Ziel menschlichen Strebens erscheint. Livius betont doch mehr das letzte Moment; nach ihm zog Scipio den Titel „Imperator“ vor, einmal deshalb, weil ihm derselbe von seinen Truppen verliehen worden, und sodann, weil der Titel

1) Er wird außer bei Livius erwähnt und genannt von Dio (Frgt. 57, 44, p. 66, Bekker) und von Frontin (strat. II, 11, 5), der Livius ausschreibt.

eines Königs in Rom unerträglich sei. Dies echt römische Moment fehlt bei Polybius, wie er denn überhaupt von dem vaterländischen Gefühle Scipios nicht viel weiß, ihn nur als großen Mann feiert, von wohlberechneten Entschlüssen und einer Seelenhoheit, die ihn fähig gemacht habe, auf das Königthum Verzicht zu leisten; er wolle königlich handeln, aber nicht König heißen. In alledem darf man wohl die Auffassung des Lælius erkennen, auf welche sich Polybius sehr ausdrücklich bezieht.

Indem man das Verhältniß der beiden Autoren unter einander weiter vergleicht, vermißt man besonders den Mangel anderweitiger Ueberlieferungen. Eine solche aber tritt bei den afrikanischen Ereignissen ein.

Ich beginne mit der Zusammenkunft des Scipio und Hannibal. Livius schließt sich hier dem Polybius aufs Genaueste an. Wie dieser läßt er Hannibal von Hadrumetum nach Zama gehen. Mit denselben Worten beschreibt er die Entfernung Zamas von Karthago.

Die Zusammenkunft, wie er sie erzählt, und besonders wie Livius sie wiederholt, gewinnt fast mehr den Anschein einer moralischen Betrachtung, wie denn auch solche reichlich eingeflochten sind, als einer historischen Erzählung. Man könnte fast zweifeln, ob sie überhaupt stattgefunden habe. Aber es giebt ein anderes Zeugniß, — es ist das Appians.

Dessen Erzählung hat zwar eine große Aehnlichkeit mit der polybianischen, so daß sie fast als ein Excerpt erscheinen könnte; doch bietet sie auch vieles Eigenthümliche dar. Hannibal würde nach Appian eine präcise Absicht gehabt haben. Zwischen Rom und Karthago war es damals bereits zu Friedensverhandlungen gekommen. Die Römer hatten einer karthagischen Gesandtschaft die Bedingungen, unter denen sie den Frieden eingehen würden, namhaft gemacht; sie forderten zweierlei: Landabtretungen und eine große Kriegscontribution. Nach Appian nun hätte Hannibal eine Bestätigung der Bedingungen angeboten. Die Abtretungen hätte er sich gefallen lassen, nicht aber die großen Geldsummen, welche von den Römern gefordert worden waren (*Καρχηδόνοισι ἀνανακτῆσαι τῇ πρότερον εἰρήνῃ διὰ τὰ χρήματα* Libyc. c. 39). Diese Absicht hat etwas Reelles. Sie ließe sich denken. Sie war vielleicht werth, dem Scipio vorgetragen zu werden. Darin

liegt nicht grade ein Widerspruch gegen die polybianische Erzählung, aber eine sehr bedeutende Ergänzung derselben. Und sehr begreiflich ist es, wenn Hannibal den Versuch machte, seine Vaterstadt, die den Frieden suchte, der drückendsten Lasten, die ihr auferlegt werden sollten, zu entledigen, bei Scipio aber scheiterte, weil diese Bedingungen bereits vom römischen Volke angenommen waren. Ich denke, man muß das annehmen, weil die ganze Zusammenkunft sonst ohne reellen Zweck gewesen wäre.

Ueber den Fortgang des Krieges folgt Livius dem Polybius Schritt für Schritt und fügt demselben nur hie und da unbedeutende Erweiterungen hinzu.

Bemerkenswerth finde ich nur, daß Livius bei der Aufstellung der karthagischen und libyschen Völker in der Schlacht bei Zama auch eine legio Macedonum (XXX, 33, 6) ¹⁾ hinzufügt, die wirklich dabei war. Sie haben beide den unmittelbaren Anlaß zur Schlacht nicht, welchen Appian angiebt; weder der eine noch der andere gedenkt der Sonnenfinsterniß, von der Zonaras — ohne Zweifel nach Dio — berichtet ²⁾. Dies Moment ist überhaupt nicht in die altrömische Tradition eingedrungen.

Die folgenden Verhandlungen über den Frieden finden wir leider nur fragmentarisch bei Polybius. Wir können nicht mit Bestimmtheit sagen, wie weit ihm Livius gefolgt ist; aber bei den Friedensbedingungen, auf die es doch am meisten ankommt, verbindet er die Aufnahme des polybianischen Textes mit Ab-

1) Auch Frontin gedenkt ihrer, doch schöpft er wahrscheinlich aus Livius. Die Uebersahrt dieser Truppen nach Afrika berichtet Livius c. 26, 3.

2) Zonaras sagt p. 442 C: *ὁ ἥλιος σὺμπας ἐξέλιπεν*; die Sonnenfinsterniß vom 19. Oktober 202 war aber für Nordafrika eine partielle (Zielinski, Die letzten Jahre des zweiten punischen Krieges S. 74 ff.). Ich bin dennoch der Angabe des Zonaras gefolgt (Weltgeschichte II, 2, S. 273), weil dieser Unterschied den wesentlichen Inhalt der Ueberslieferung nicht berührt, und die Zeitbestimmung, wenn man von der nicht eigentlich erwiesenen Annahme einer größeren Abweichung des damaligen römischen Kalenders von dem astronomischen absieht, dem Zusammenhang der Ereignisse offenbar entspricht. — Für das Datum der Schlacht am trasimenischen See (nach dem unberichtigten Kalender) habe ich mich an die handschriftliche Lesart bei Diod gehalten. (II, 1, S. 264); gegen die Transposition, die man in Vorschlag gebracht hat, sind Einwendungen von Belang erhoben worden.

weichungen der bedeutendsten Art. Zunächst wiederholt Livius den Unterschied, welchen Polybius zwischen härteren und milderer Bedingungen macht, seinerseits nicht; die Bedingungen erscheinen bei ihm in einer einzigen Reihe mit wenig veränderter Ordnung. Polybius ist ausführlich über die Zurückgabe der Landschaften; er unterscheidet die Städte, welche die Karthager früher besessen haben, wie Utica, und das Land, das ihren eigenthümlichen Besitz bildet, nebst allem, was zur Landschaft gehörte (*κτῆνη καὶ σώματα καὶ τὴν ἄλλην ἑπαρχίαν* XV, 18, p. 801, 11, Bekker). Livius faßt alles in kürzeren, weniger bestimmten Worten zusammen. Wenn er dann ferner angebt: *ut liberi legibus suis viverent* (XXX, 37, 2), so ist das viel nachdrücklicher bei Polybius in den Worten ausgedrückt: *ἀπὸ δὲ τῆς ἡμέρας ἐξείνης ἀσινεῖς Καρχηδονίους ἐπάρχειν, ἔθεισι καὶ νόμοις χρῆσθαι τοῖς ἰδίοις, ἀφροσύητους ὄντας*. Die letzte Bestimmung läßt Livius ganz weg. Auch *ἀσινεῖς* setzt er in eine Befreiung von ferneren Plünderungen um. Offenbar ist die Fassung bei Polybius darauf berechnet, den Karthagern eine gewisse Genugthuung zu geben.

Noch mehr entfernen sich die beiden Texte von einander in Bezug auf Masinissa. — Livius sagt im allgemeinen: *Masinissae res redderent*; aus Polybius aber sieht man, daß die Grenzen zwischen beiden Gebieten erst festgesetzt werden sollten. Alles nun, was innerhalb des den Karthagern zufallenden Gebietes dem Masinissa oder dessen Vorfahren gehört habe, das sollte demselben zurückgegeben werden, sowie was sie an Land und Städten besessen hätten. Wenn aber Livius hinzufügt, die Karthager sollten ein Bündniß mit Masinissa schließen, so finde ich das nicht bei Polybius, der es doch wohl hätte sagen müssen, wenn er es in seinen Urkunden vorgefunden hätte. Aber sollten sich in der That die Römer ihr Bündniß mit Masinissa nicht selbst vorbehalten, sollten sie sich nicht durch eine ähnliche Verpflichtung zwischen Karthago und Masinissa zu schwächen befürchtet haben? Genug, Polybius weiß davon nichts. Und nicht geringer, eher noch stärker ist der Unterschied im Folgenden: Außerhalb Afrikas sollten die Karthager nach Polybius überhaupt keinen Krieg führen, innerhalb Libyens nicht ohne Vorwissen der Römer (*χωρὶς τῆς Ρωμαίων γνώμης*). Bei

Livius heißt es: sie sollen weder innerhalb noch außerhalb Afrikas einen Krieg führen „iniussu populi Romani“. In der Sache selbst liegt dies wohl nicht weit auseinander; die Form jedoch ist bei Livius bei weitem herrischer. Ferner: nach Polybius sollen die Karthager bis zur Friedensbestätigung Lebensmittel für das römische Heer überhaupt (*την δέσμιαν*) liefern, bei Livius bloß für die Hülfstruppen (*auxilia*) der Römer. Ich denke, man wird kein Bedenken tragen, dem Texte des Polybius den Vorzug zu geben. Die Abweichungen des Livius verrathen überall andere Rücksichten; der Lage der Umstände entspricht allein die polybianische Fassung. In dieser Verlegenheit wenden wir uns an den dritten Berichterstatter Appian.

Ehe wir aber auf dessen Erzählung eingehen, suchen wir uns zunächst Appians Werth zu vergegenwärtigen.

VI. Appian und der Werth seiner Quellen.

Aus den Zeiten der werdenden Weltherrschaft von Rom war Polybius hervorgegangen; in der Periode der Bürgerkriege bildeten sich Dionysius von Halicarnaß und Livius, der eine mehr im Geiste der untergehenden Republik, der andere einverstanden mit der aufkommenden Monarchie; in dem einen ist die innere Entwicklung der Verfassung, in dem anderen das Emporkommen der Macht der vorwaltende Gesichtspunkt. In den tumultuarischen Zeiten der ersten Cäsaren hat es eigentlich keinen bedeutenden Historiker gegeben; denn vor Allem der Historie ist die Unsicherheit der öffentlichen Zustände, welche die Freiheit der Meinungsäußerung aufhebt, nachtheilig. Das zweite Jahrhundert, in welchem sich Sicherheit und ein hoher Grad von Freiheit verbanden, ist eine der fruchtbarsten Epochen der Historiographie. Die Römer, welche sich der Geschichtschreibung zuwandten, behandelten das zunächst vorangegangene Jahrhundert; eben die Geschichte der Cäsaren war ihr Gegenstand. Sie behandelten dieselbe im Geiste der Opposition; Sueton kleinlich und anekdotisch, Tacitus mit wundervoller Erhabenheit.

Die Griechen dagegen, von einem allgemeineren, eigentlich historischen Interesse erfüllt, wandten sich zu den bedeutendsten Begebenheiten der griechisch-römischen Vorzeit zurück. Zu gleicher Zeit blühten Arrian, Plutarch und Appian. Arrian widmete seinen Fleiß der für die griechisch-römische Welt gleichsam grundlegenden Begebenheit, der Unternehmung Alexanders des Großen, die er, wie die Zeitumstände es mit sich brachten, zugleich unter dem militärischen Gesichtspunkt aufsaßt. Das Verdienst seines Werkes besteht in der Benutzung authentischer Reliquien aus

jener Epoche selbst. Das damalige Jahrhundert war noch glücklich genug, aus dem reichen Schatze der historischen Literatur älterer Zeit schöpfen zu können. Kein Autor hat das in größerem Umfange gethan, als Plutarch. Seine Werke sind bewunderungswürdig durch die Fülle von Notizen, die er zusammenbrachte. Seine Biographien sind vielleicht nicht muster-gültig in ihrem Fach — es könnte bessere Biographien geben —; aber die Arbeiten Plutarchs enthalten doch überall das doppelte Element der allgemeinen und persönlichen Ereignisse und Anschauungen, die zu einer Lebensbeschreibung gehören. Er vermeidet, zu tief in das Erstere einzugehen, und legt den vornehmsten Nachdruck auf das Letztere. Für das Studium der griechischen sowohl wie der römischen Welt bilden seine Schriften eines der inhaltsreichsten Hülfsmittel, die es giebt. In diesen Kreis gehört nun auch Appian.

Er nahm sich vor, die Geschichte der Römerherrschaft und zwar in ihren besonderen Beziehungen zu den nach und nach einverleibten Provinzen zu schreiben. Sein Standpunkt ist ein dem polybianischen eigentlich entgegengesetzter. Polybius schilderte das Emporkommen der römischen Macht in der Mitte aller ihrer Gegner und im Kampf mit ihnen; Appian begann zu schreiben, als das Werk der Welteroberung — soweit es überhaupt geschehen sollte — vollendet war. Er schrieb in der Zeit der Antonine, von welcher er selbst rühmt, daß man damals nicht mehr auf die Ausbreitung der Herrschaft gedacht, sondern vielmehr den Antrag von Populationen, sich zu unterwerfen, abgelehnt habe. Das Motiv, das er angiebt, ist charakteristisch für ihn und die Zeit; er meint, neue Erwerbungen würden mehr kosten, als einbringen, wie man sich denn auch mit der Hälfte von Britannien deshalb begnüge, weil die Befignahme der nördlichen Districte Nichts eintragen würde. Innerhalb der Grenzen, die damals nach allen Seiten hin besetzt waren, hatte sich aus den von denselben umschlossenen Provinzen ein Weltreich ohne Gleichen gebildet.

In seiner Vorrede entwirft Appian ein Bild des Umfanges des Reiches, wie es zu seiner Zeit war. Er faßte die Absicht, die Entwicklung dieser Macht zu beschreiben, aber er versuchte es nicht auf dem Wege, den Polybius betreten hatte. Noch heute

ist es störend, wenn Polybius nach jener vortrefflichen Einleitung über den römisch-punischen Krieg annalistisch zu Werke geht. Appian fand das unerträglich; denn dadurch geschehe, daß man sich immer in Gedanken von einem Lande in das andere versehe und doch niemals im Zusammenhange wahrnehme, was in jedem Lande besonders geschehen sei. Dieser geographische Gesichtspunkt waltete bei Appian vor, obwohl er selbst ein schwacher Geograph war. Appian war ein Gelehrter, der zusammenstellen wollte, was die Römer in allen den verschiedenen Provinzen, mit denen sie in Kampf geriethen, unternahmen, ausführten, einrichteten. Er schließt dabei Italien nicht aus, auch die Hauptstadt selbst nicht. Er hat über die römischen Könige geschrieben, und das Beste, was wir von ihm haben, ist die Geschichte der römischen Bürgerkriege, welche für ihn besonders deshalb anziehend waren, weil sie auch über sein Vaterland Aegypten entschieden haben. Er war in Alexandrien geboren, brachte einige Jahre unter sachwalterischen Geschäften, die vor den Kaisern verhandelt wurden (*δικαις ἐν Ρώμῃ συναγορεύσας ἐπὶ τῶν βασιλέων*), in Rom zu und kehrte dann nach Alexandrien zurück.

Bei der Kürze der Notizen, die sonst über ihn vorhanden sind, ist es sehr erwünscht, daß wir in den Fragmenten Frontos Briefe finden, die zwischen ihm und Appian gewechselt worden sind. Wir entnehmen daraus, daß zwischen Fronto und Appian freundschaftliche Beziehungen bestanden. Fronto stand, wie man weiß, in dem engsten Verhältniß zu dem Kaiser Antoninus Pius, was nun unserem Appian zu Gute kam. In einem Schreiben an den Kaiser sagt Fronto: er sei mit Appian durch alte Freundschaft und täglichen Umgang bekannt (*cum quo mihi et vetus consuetudo et studiorum usus prope quotidianus intercedit*)¹⁾, und empfiehlt ihn auf das Dringendste zur Stelle eines kaiserlichen Procurators. Antoninus hatte gefürchtet, eine solche Ernennung würde ein unangenehmes Aufsehen und Eifersucht erregen, und schien einen anderen Candidaten vorzuziehen. Fronto bemerkt, daß Appian durch sein Alter, seine Kinderlosigkeit, seine Rechtschaffenheit und Bravheit sich dieser Beförderung sehr würdig mache. Eines seiner Hauptargumente ist, daß Appian sein Freund sei,

1) Raber p. 170 ff. ep. 9.

für den er schon seit zwei Jahren Fürbitte einlege. Appian und Fronto waren in den gerichtlichen Verhandlungen vor dem Kaiser gleichsam Collegen. Appians Stellung war eine intermediäre, wie sie die damalige Lage der Welt mit sich brachte. Doch hatte er eine engere Beziehung zu Rom, als z. B. Plutarch. Sein Name selbst, ein Cognomen, das sich auch bei dem Geschlecht der Valerier findet, deutet auf römischen Ursprung. Durch Frontos Empfehlung ist er Procurator des Kaisers in Aegypten geworden. Eben in dieser Stellung wurde es nun für ihn ein Gegenstand literarischer Wißbegier, wie die verschiedenen Provinzen, namentlich aber Aegypten, unter die Herrschaft der Römer gerathen waren. Appian war ein hoher Beamter, der, indem er dem römischen Hofe diente, doch zugleich den provinzialen Standpunkt festhielt. Das Verhältniß der Welthauptstadt zu den Provinzen und zugleich das der Provinzen zu Rom ist der Grund und Boden, aus welchem das Werk Appians hervorgegangen ist. Er bezeichnet es selbst im ersten Wort seiner Vorrede als: Römische Geschichte (*Ρωμαϊκή ιστορία*); in den Handschriften erscheint es unter dem Titel *Ρωμαϊκά*, dem sich besondere Bezeichnungen der einzelnen Abschnitte, den Provinzen entsprechend, die sie behandeln, anschließen, wie *Ρωμαϊκῶν Ἰταλική, Κελτικῆ, Αἰβυκῆ*. Appian beginnt die römische Geschichte mit Rom selbst und behält bei der Provinzialgeschichte, die er bearbeitet, die Hauptstadt und den allgemeinen Zusammenhang immer im Auge; das letzte Buch, das er ankündigt, war dazu bestimmt, die militärischen und finanziellen Zustände des Reiches im Allgemeinen zu schildern. Photius, der das Werk in seiner Integrität kannte, zählte 24 Bücher. Der größere Theil der von Appian angekündigten Abtheilungen seines Werkes ist verloren; von den meisten sind uns nur Fragmente übrig. Aber einige doch auch recht bedeutende Abtheilungen sind uns erhalten, welche die Kriege der Römer gegen die Karthager in Spanien, Italien und in Afrika, ferner auch einen Theil ihrer asiatischen Kriege, hauptsächlich aber die Bürgerkriege umfassen. Bei dem Umfang und der großen Bedeutung der Nachrichten, die er mittheilt, ist nun eine der wichtigsten historisch-kritischen Fragen, welche Glaubwürdigkeit ihnen zukommt. Er hat zwar nicht ganz unterlassen, eine Anzahl von Autoren, die ihm vorlagen, namhaft zu machen;

diesen Spuren nachzugehen ist aber unmöglich, weil die Werke, auf die er sich bezieht, uns fehlen. Und wie Vieles mag ihm vorgelegen haben, was er nicht nennt! Wären nun aber auch die Namen der Autoren und die Titel ihrer Werke verzeichnet, so würde man doch die Glaubwürdigkeit der aus ihnen gezogenen Nachrichten weiter zu prüfen haben. Wie die Sachen jetzt stehen, bleibt uns vollends Nichts übrig, als eine solche Prüfung den Mittheilungen Appians angedeihen zu lassen. Es wäre unmöglich, schon wegen des Umfangs der Arbeit, das an allen den Stellen zu thun, in denen ich mich auf Appian bezogen habe. Aber unerlässlich ist es, dies bei einigen der wichtigeren Nachrichten, die durch ihn auf uns gekommen sind, zu versuchen. Ich will bei solchen stehen bleiben, die ein allgemeines Interesse darbieten, bemerke aber im Voraus, daß ich dabei sehr auf das Einzelne der Vorgänge eingehen muß, — nicht ohne die Absicht zugleich, meine Darstellung der Ereignisse zu rechtfertigen.

Ich beginne mit einem der wichtigsten Momente, den Verhandlungen, welche die Römer nach den ersten von Pyrrhus erjochtenen Vortheilen mit diesem König oder vielmehr einem Gesandten desselben gepflogen haben.

Verhandlungen der Römer mit Pyrrhus.

Von Appian haben wir ein Fragment darüber, das aus der Sammlung des Constantinus Porphyrogenitus: *Περὶ προεσβειῶν* stammt und in das dritte Buch des Appian: *Σαυνιτικὴ* (de rebus Samniticis) eingereiht ist. Es betrifft die Sendung des Cineas nach Rom¹). Der Antrag, welchen Pyrrhus den Römern durch Cineas machen ließ, ging nach Appian dahin, mit ihm nicht allein Friede, sondern Freundschaft und Bundesgenossenschaft (*εἰρήνην καὶ φιλίαν καὶ συμμαχίαν*) zu schließen, eine Schmachie für die Zukunft, in welche auch die Tarentiner aufgenommen werden sollen. Dies würde die Hauptsache sein. Dann

1) Das Fragment Appians ist von Hannak, Appianus und seine Quellen S. 93 ff. behandelt worden, jedoch ohne Hervorhebung der historisch wichtigen Momente.

aber folgen noch zwei Bedingungen: die eine, daß die griechischen Städte an der italischen Küste frei und autonom sein sollen, die andere, wichtigere, daß auch den Italikern, die sich an Pyrrhus angeschlossen hatten oder anzuschließen bereit waren, — genannt werden Lucaner, Samniter, Daunier, Bruttier — alles das zurückgegeben werde, was ihnen die Römer im Kriege entrisen hatten. An sich ließe sich das Alles denken: die Politik des Pyrrhus wäre dahin gegangen, Unteritalien in seinen Bund mit den Römern hineinzuziehen, was ohne eine Abkunft mit den Römern, wie die vorgeschlagene, unmöglich gewesen wäre. Da tritt nun aber die Schwierigkeit ein, daß Plutarch, ein älterer Zeitgenosse Appians, dieser Sendung hie und da ähnlich, aber doch in der Hauptsache sehr abweichend erwähnt. Danach hat Pyrrhus den Römern zur Erlangung der Herrschaft über Italien behülflich sein wollen und nur Sicherheit für die Tarentiner und Freundschaft für sich gefordert (*συγκατεργάσασθαι τὴν Ἰταλίαν ἐπαγγελλόμενον, φιλίαν δ' ἀντὶ τούτων ἑαυτῷ καὶ τοῖς Ταραντίνοις ἄδειαν, ἕτερον δὲ μηδὲν αἰτούμενον* c. 19).

Nicht mit Unrecht hat man immer gesagt, daß dies unglaublich sei. Ich trage kein Bedenken, der Erzählung Appians den Vorzug zu geben, bestehe aber darauf, daß sie wörtlich genommen werden muß, nämlich als ein Antrag auf Symmachie, also ein Schutz- und Trutzbündniß zwischen Tarentinern, Epiroten und Römern, bei welchem die Italiker im Hintergrund stehen, aber ebenfalls bedacht werden sollen. Der Gedanke war groß und königlich; und nach Appian wären die Römer nicht ganz abgeneigt gewesen, darauf einzugehen, als Appian Claudius Caecus sich mit großer Energie dagegen aussprach. Die Reden, welche Appian und Plutarch dem Appian Caecus in den Mund legen, stimmen in den ersten Worten zusammen¹⁾: Appian bedauert, daß er nicht auch taub sei, ebenfogut wie blind. Dann aber gehen sie weit auseinander. Plutarch hat eine unerwartete Erinnerung an Alexander den Großen: die Römer hätten bisher immer geprahlt, von ihnen würde Alexander

1) Dies ist um so weniger auffällig, als die Rede des Appian Claudius de Pyrrho noch zu Ciceros Zeit vorhanden war (Brutus 16, 61, Cato major 16); auch nach Cicero (Brutus 55) war der Senat geneigt, auf die Vorschläge des Königs einzugehen.

der Große geschlagen worden sein und jetzt fürchteten sie sich vor den Molossern, die immer den Macedoniern unterwürfig gewesen; Pyrrhus verspreche ihnen, Italien mit einem Heere zu unterwerfen, mit welchem er nicht einmal einen kleinen Theil Macedoniens habe erobern können. Was würde man denken, wenn die Römer mit diesem Pyrrhus jetzt Freundschaft machen und ihm Samnium und Tarent überlassen würden. Bei Appian wird auch der Macedonier gedacht, jedoch nicht etwa Alexanders des Großen. Die Römer werden erinnert, mit einem Manne, der ihnen so schädlich gewesen, und mit seinen Freunden keinen Frieden zu machen, oder gar den Lucanern und Bruttiern das zurückzugeben, was die Vorjahren ihnen entrißen (*κτῆματα τῶν προγόνων*). Man würde sich dadurch hinter die Macedonier stellen — dieser Grund hat wenigstens Hand und Fuß. Dann stellt bei Appian Claudius selbst den Antrag, Pyrrhus seine Entfernung aus Italien zur Bedingung aller weiteren Verhandlung zu machen. Bei Plutarch dagegen geht dieser Bescheid von dem Senat aus. Auch in anderen kleinen Umständen erweitert Plutarch die bei Appian vorliegende Relation, z. B. wenn es bei Appian heißt: er ließ sich von seinen Kindern nach der Curie führen; bei Plutarch dagegen: er habe sich nach der Curie von Sklaven tragen lassen und sei daselbst von seinen Söhnen und Schwiegersöhnen empfangen worden (*τοὺς θεράποντας ἄρρασθαι κελεύσας αὐτὸν, ἐκομίζετο πρὸς τὸ βουλευτήριον ἐν φορείῳ δι' ἀγορᾶς*¹). *γενόμενον δὲ πρὸς ταῖς θύραις οἱ μὲν παῖδες ἅμα τοῖς γαμβροῖς ὑπολαβόντες καὶ περιέχοντες εἰς ἕγρον* c. 18). Augenscheinlich ist bei Appian Alles originaler und einfacher als bei Plutarch. Die Erzählung wird bei ihm erst verständlich. Noch einmal hat Plutarch in dieser Sache das Wort genommen: in der Schrift an seni sit gerenda respublica. An dieser Stelle werden die Partikularitäten weggelassen; Appius Caecus läßt sich nur in seiner Sänfte nach der Curie tragen und hier schlägt er vor, nicht allein den Frieden abzulehnen, sondern sofort zum Schwert zu greifen und über Italien mit Pyrrhus zu

1) So berichten Cicero (Phil. I, 5, 11, Appium et caecum et senem delatum esse memoriae proditum est), Valerius Maximus (VIII, 13, 5), auct. de vir. ill. c. 34. und Bonarais (VIII, 4, p. 374 D).

kämpfen (*διαγωνίζεσθαι περὶ τῆς Ἰταλίας πρὸς τὸν Πύρρον*), was Alles einfacher und bestimmter lautet, als es in der Biographie erzählt ist. Doch trifft der Gegensatz sehr wohl zusammen, wenn der Vorschlag des Cineas der Biographie zufolge dahin geht: *συγκατεργάσασθαι τὴν Ἰταλίαν*, und der Vorschlag des Appian Caecus in der kleinen Abhandlung: *διαγωνίζεσθαι περὶ τῆς Ἰταλίας πρὸς τὸν Πύρρον*. Die Erzählung des Ereignisses bei Livius unterscheidet sich von den beiden anderen vor Allem dadurch, daß Pyrrhus durch seinen Gesandten verlangt, in die Stadt kommen zu dürfen, dies aber auf den Rath des Appian Caecus verworfen wird. Das ist jedoch so epitomatorisch, daß es wieder ungenügend wird; denn die Frage ist doch nur, wohin die Absicht des Pyrrhus überhaupt ging¹⁾. Das in der Sache Genügende findet sich allein in der Erzählung Appians.

Auch die Rede des Cineas, welche wir bei Appian lesen, möchte ich nicht aufgeben; bei Dio kommt sie, wie der Auszug des Zonaras zeigt, in einer sehr ausgearbeiteten Gestalt vor, und Niebuhr hat sogar auszuführen gesucht, was Cineas in diesem Falle wohl hätte sagen können. Die Rede, die bei Zonaras dem Appian Claudius in den Mund gelegt wird, ist einfacher als bei Plutarch und entspricht der Fassung Appians (VIII, 4)²⁾. Wir haben hier vier verschiedene Relationen über dasselbe Ereigniß: bei Livius, Appian, Plutarch und Dio-Zonaras. Sie weichen alle von einander ab³⁾. Die verständlichste und wahrscheinlichste ist die, welche wir bei Appian lesen. Sie verdient

1) Bei Eutrop. II, 12 heißt es: *legatum misit Cineam, qui pacem aequis condicionibus peteret, ita ut Pyrrhus partem Italiae, quam jam armis occupaverat, obtineret.*

2) Appian *φιλίαν καὶ συμμαχίαν*; Zonaras *τοῖς φίλοις καὶ τοῖς συμμαχοῖς ἐγγραφήναι*.

3) Appian und Plutarch weichen vornehmlich darin von den übrigen Autoren ab, daß nach ihnen die Gesandtschaft des Cineas der Sendung des Fabricius in das Lager des Königs vorausgeht, während nach Livius (ep. 13), Justin (XVIII, 2, 6), Zonaras (VIII, 14), Eutrop (II, 7) Fabricius zuerst an Pyrrhus geschickt wird und dann Cineas nach Rom kommt. In der Folge, in welcher die beiden Gesandtschaften von Plutarch und Appian erwähnt werden, waren dieselben nach Niebuhrs Annahme (R. G. III, S. 565) bereits von Dionys von Halicarnas berichtet.

nicht allein alle Rücksicht, sondern worauf es vor allen Dingen ankommt: wir nehmen daraus ab, daß Appian eigenthümliche Informationen von bedeutendstem Inhalt vor sich hatte. Wir können mit um so größerer Zuversicht auch an anderen Stellen von den Nachrichten Gebrauch machen, die uns bei Appian vorliegen. Ich komme dabei auf das Verhältniß Appians zu Polybius und Livius zurück.

Entscheidung des zweiten und Beginn des dritten punischen Krieges.

Bei dem Zwiegespräch zwischen Hannibal und Scipio wiederholt Appian, wie bemerkt (S. 196), die Erzählung des Polybius im Allgemeinen, fügt aber Einiges hinzu, was sie erst verständlich macht. Nach Appian kam es dem Hannibal hauptsächlich auf eine Ermäßigung der von den Karthagern geforderten Geldzahlungen an, die aber Scipio verweigerte.

Ebenso ist der Bericht Appians auch bei der Schlacht von Zama unentbehrlich. Bei ihm ist der Anlaß des Treffens verständlicher angegeben. Man erkennt besser den Grund, aus welchem Hannibal die Schlacht annahm¹⁾. Ebenso hat die Angabe Appians, die numidische Reiterei sei, da diese allein an den Kampf mit den Elephanten gewöhnt war, auf beiden Flügeln vertheilt, die italische hingegen hinter der letzten Schlachtreihe aufgestellt gewesen, um erst einzugreifen, wenn das Fußvolk den ersten Angriff der Elephanten ausgehalten hatte, viel für sich. Er hat die Notiz, daß jeder der beiden Führer auserlesene Schaaren von Reitern um sich gehabt, Hannibal 4000, Scipio 2000, um sie da zu verwenden, wo Noth am Mann wäre. Auch die Annahmen, die Appian dem Scipio in den Mund legt, haben etwas Plausibles. Er soll den Truppen hauptsächlich vorgestellt haben, von ihrem Siege hänge auch ihre Rückkehr nach Rom ab. Was dann weiter über die Schlacht erzählt wird, fällt zuweilen in das Abenteuerliche und Fabelhafte; bietet aber gleich darauf wieder unleugbar historische Momente, welche eigenthümliche und gute Informationen ver-

1) Vergl. Weltgeschichte II, 1, S. 270.

rathen. Die Erzählung Appians trägt eine libysche Färbung ¹⁾; sie dürfte durchaus nicht bei Seite gelegt werden. Ueber die Friedensverhandlungen sind wir, da wir nur einige Fragmente von Polybius darüber besitzen, vor Allem auf die zusammenhängende Erzählung bei Livius angewiesen, von der man wohl voraussetzen darf, daß sie aus Polybius genommen ist. Livius hat jedoch in seiner Erzählung in Appian einen sehr unterrichteten Concurrenten. Appian und Livius folgen über den Friedensschluß zwei verschiedenen Berichten. Von vornherein ist der Unterschied, daß Livius zwei Friedensgesandtschaften an Scipio absenden läßt; die eine von zehn, die andere von dreißig Mitgliedern, die sich auf die Anweisung von Scipio nach Tunis versüßt und sich dort noch kläglicher geberdet, als die erstere. — Appian hat bloß Eine Gesandtschaft; und ihm bin ich in meiner Erzählung gefolgt. Die Friedensvorschläge präcisirt er dahin: Karthago solle mit den Römern in Bundesgenossenschaft treten, wenn der römische Senat es billige; sich aber, abgesehen hievon, verpflichten, weder mit Masinissa, noch einem andern Freunde der Römer Krieg zu führen (*μήτε Μασσαράσση μήτε ἄλλῳ Ρωμαίων φίλῳ πολεμεῖν*), — was doch weit entfernt von einem Bündniß Karthagos mit Masinissa ist, von dem, wie bemerkt, Livius berichtet. Man erkennt bei Appian noch mehr die Ideen Scipios, der in einem Bündniß zwischen Karthago und Rom die Sicherung des Friedens gesehen haben würde. Damit konnte er aber, wie wir wissen, in Rom nicht vollkommen durchdringen, und die Bedingungen, wie sie bei Appian ausgedrückt sind, wurden der Anlaß des dritten punischen Krieges.

Wenn die Methode Appians für die allgemeine Auffassung der römischen Geschichte mangelhaft ist, so hat sie doch auch den Vortheil, daß sie das Lokal Zusammengehörige wieder besser verknüpft. Von dem zweiten punischen Kriege werden wir bei ihm in die Verwickelungen mit Masinissa und von diesen unmittel-

1) Man hat vermuthet, daß die Quelle Appians die römische Geschichte des Königs Juba gewesen sei (Keller, De Juba, Appiani Cassique Dionis auctore, Diss. Marburg 1872 und derselbe „Die Quellen des zweiten punischen Krieges“). Das mag zweifelhaft sein; aber der libysche Ursprung der bei Appian aufbehaltenen Tradition läßt sich nach meinem Dafürhalten nicht in Abrede stellen.

bär in die Veranlassung des dritten punischen Krieges geführt. Nach Appian halten die Karthager für nöthig, sich wegen des Bruches mit Masinissa in Rom zu entschuldigen, wobei sie dann den Numidierfürsten und ihre eigenen Befehlshaber zugleich anklagen. Aber die Römer werden dadurch nicht befriedigt und fordern Genugthuung, ohne daß sie doch angeben wollen, worin diese bestünde. Erst nach dieser Erklärung, welche die Entzweiung zwischen Rom und Karthago offenkundig machte, sendet Utica seine Gesandten nach Rom, wovon bei Livius Alles ausgeht (c. 72, 73). Wir haben von Livius freilich nur die Epitomie und von Polybius nur ein Fragment übrig, sodaß wir nicht beurtheilen können, wie sie sich hier unter einander und wie sich Appian zu Beiden verhielt; aber einige Momente giebt es doch, aus welchen sich schließen läßt, daß Appian auch hier einer selbständigen Information folgte.

Bei Appian wird Utica durch den verzweifelten Zustand von Karthago bewogen, seinem alten Groll gegen die Hauptstadt gemäß, sich den Römern zu überliefern. Diese Ueberlieferung aber erweckte in den Römern die Absicht, einen neuen Krieg gegen Karthago zu unternehmen und sich dazu mit aller Macht zu rüsten. Erschrocken hierüber und sich bewußt, daß sie zwischen Masinissa und Rom zu Grunde gehen müßten, schicken die Karthager eine Gesandtschaft mit unbeschränkten Vollmachten nach Rom. Da ist nun der Unterschied, daß Polybius noch vor der Ueberlieferung von Utica den Karthagern die Absicht zuschreibt, sich selbst den Römern zu überliefern; die Uticenser seien den Karthagern darin nur zuvorgekommen (XXXVI, 1, § 1: τῶν Ἰτυκαίων ὑποτεμομένων τὴν ἐπίνοιαν αὐτῶν [τῶν Καρχηδονίων] § 6: προκαταληφθέντες ὑπὸ τῶν Ἰτυκαίων). Eben hiedurch seien aber die Karthager bewogen worden, eine neue Gesandtschaft nach Rom zu schicken, mit unbeschränkter Vollmacht. Polybius ist selber erstaunt, daß die Karthager, die sich früher so gut gewehrt, jetzt zu diesem Entschluß gekommen seien. Bei Appian wird dies durch die bereits begonnenen Kriegsrüstungen der Römer besser motivirt. Ob er darin Recht hat, kann nicht mit Bestimmtheit ausgemacht werden. Aber er hat eine selbständige und, wie mir scheint, wohl motivirte Nachricht vor Augen.

Die große Streitfrage zwischen Rom und Karthago, die dann hervortrat, beruht auf dem Begriff der Deditio. Daß eine solche erfolgt sei, kann man, da sich die Nachricht bei Polybius mit aller Bestimmtheit findet, nicht in Abrede stellen. Er behauptet nicht, daß sie in Karthago beschlossen, sondern daß sie von den Gesandten beim Anblick der Lage der Angelegenheiten ausgesprochen worden sei. In der Erzählung, daß die Römer den Karthagern Freiheit und Autonomie versprochen, stimmen Polybius und Appian mit einander überein. Aus der Vieldeutigkeit der Worte entspringen dann die späteren Schritte und Vorfälle. Wie kam es aber, daß die Römer diese Worte nach und nach so ganz zum Nachtheil von Karthago auslegten? Bei Livius findet sich eine Nachricht, die man bei Polybius vermißt, daß nämlich die Ueberlieferung von dem Senat einfach angenommen, hierauf aber durch den Einfluß Catos der Krieg dennoch beschlossen worden sei. Polybius nimmt an, daß die Ueberlieferung einem Beschluß der karthagischen Gesandten, Livius, daß der Krieg der Einwirkung Catos zugeschrieben werden müsse (per. 49); Livius ist dem griechischen Autor zuweilen durch die Kenntniß der Senatshandlungen überlegen und verdient auch hier alle Rücksicht. Polybius spricht immer als ein Staatsmann und hat die treffendsten Erwägungen. Es ist kein Zweifel, daß Appian ihn benutzt hat, der ihn sogar einmal nennt (c. 132)¹⁾. Aber der Autor, dem Appian folgt, hatte doch so zu sagen libysche Sympathien; er hält den Standpunkt von Karthago fest, was dann zuweilen zu pathetischen Ausschmückungen führt. Dabei bleibt jedoch die Erzählung, die Appian aus ihm entnommen hat, immer von großem Werth; die Geschichte des dritten punischen Krieges könnte ohne die Nachrichten Appians gar nicht verstanden werden.

Wir beschäftigen uns hier mit den Abtheilungen des appianischen Werkes *Libyca*, *Punica*, *Numidica*. Von den afrikanischen gehen wir zu den asiatischen Angelegenheiten über, welche im elften Buche des Werkes behandelt werden.

1) Bei der nämlichen Gelegenheit, wie Appian, beruft sich auch Diodor (XXXII, 24) auf Polybius.

Friedensverhandlungen mit Antiochus.

Wir bemerken von vornherein, daß bei der Erzählung von den Friedensanträgen des Antiochus vor der Schlacht bei Magnesia Appian bei weitem mehr mit Polybius übereinstimmt, als mit Livius. Livius hat seiner Gewohnheit nach den Standpunkt im römischen Lager; Polybius und Appian widmen den Motiven des Antiochus eine größere Aufmerksamkeit. Aber auch zwischen Polybius und Appian herrscht keine Gleichförmigkeit ¹⁾.

Appian hat nichts davon, daß der König den Krieg saumselig betrieben habe; nach ihm ist derselbe von der Ankunft der Römer überrascht und sieht darin eine Strafe für die von ihm begangenen Fehler (c. 29). Unter den Anträgen, welche Antiochus den Scipionen machen läßt, ist der auffallendste, daß er ihm eine Gemeinschaft des Reiches angetragen haben soll; so sagt Livius: *nomine tantum regio excepto societatem omnis regni*. Polybius (c. 12, 4) hat nur *ζουήν ποιεῖν τὴν ἐκ τῆς βασιλείας χορηγίαν*. Weder der eine, noch der andere Antrag findet sich bei Appian, was wenigstens soviel beweist, daß Appian aus einer Vorlage schöpfte, in welcher von diesen exorbitanten Anerbietungen nicht die Rede war: denn eine willkürliche Auslassung kann es nicht gewesen sein, da es auch bei Diodor fehlt (XXIX, 10).

Ich denke, die Vergleichung der Texte läßt keinen Zweifel darüber, daß Appian aus Livius gar nichts entnommen hat; sehr nahe steht er dem Polybius; doch ist seine ganze Auffassung von vorn herein eine andere und in dem Context fügt er Einiges hinzu, was vielleicht nicht grade nothwendig ist; Anderes läßt er weg, vielleicht im Einverständnis mit einer besonderen Vorlage, bei der Polybius jedoch schon benutzt

1) In der Darstellung Appians treten die Scipionen noch mehr hervor, als selbst bei Polybius und Livius. Er erwähnt nicht des Kriegsrathes, vor dem die Gesandten des Antiochus nach Polybius und Livius ihre Friedensanerbietungen vortragen; und wenn es bei Polybius heißt: im Kriegsrath (XXI, 11, 7) sei über die Antwort, die der Consul dem Gesandten zu ertheilen habe, Beschluß gefaßt worden (*έδοξε τῷ συνεδίῳ τὸν στρατηγὸν ἀποκριθῆναι*), so wird dieselbe von Appian vielmehr den beiden Scipionen allein zugeschrieben. Eben diese Tendenz zeigt sich auch in seinem Bericht über die Aufträge der Gesandtschaft, wenn er den Zusatz hat: *καὶ εἶτε ἄλλο αἰτῶεν οἱ Σκιπίωνες*.

gewesen sein müßte ¹⁾. Leider fehlt die Erzählung von der Schlacht bei Magnesia bei Polybius; Appian hat in der Schlachtbeschreibung Fehler begangen ²⁾, aber Manches hat er doch auch, wodurch Livius, der seinerseits aus Polybius schöpfte, ergänzt oder auch berichtigt wird. Der Nachdruck bei Appian liegt auf der Haltung der Phalanx, deren Bildung in ein Viereck mit einem Wall von Lanzen, die nach allen Seiten vorgestreckt werden, er sehr gut schildert; sie fordern gleichsam zum Angriff heraus, ohne anzugreifen. Von den Römern umschwärmt und von den Geschossen derselben erreicht, zieht sich die Phalanx Schritt für Schritt zurück, bis endlich die Elephanten in Verwirrung gerathen und ihren Führern nicht mehr folgen, worauf die Phalanx sich auflöst und flieht. Diese Schilderung ist so anschaulich, daß sie den Vorzug vor der livianischen verdient, auf keinen Fall aus derselben entnommen sein kann. Auch bei dem Angriff des Antiochus auf das römische Lager folgt Appian anderen Berichten; es kann überhaupt kein Zweifel sein, daß er eine eigenthümliche, selbständige Information vor sich hatte. Denn daß Polybius, dessen Schilderung der Schlacht, wie bemerkt, verloren ist, diese Züge enthalten haben sollte, ist doch in der That nicht wahrscheinlich, da man weiß, daß Livius sich sonst so nahe als möglich an Polybius anschließt.

1) Die Ähnlichkeit nicht nur in den Thatfachen, sondern auch im Wortlaut tritt an manchen Stellen bei unseren Autoren in auffallender Weise hervor, selbst in den Reden, die bei ihnen vorkommen, z. B. in dem Bericht über die Gesandtschaft des Antiochus nach der Schlacht bei Magnesia. Appian c. 38: *μαθεῖν ἠξίουν ὅτι ποιῶν ὁ βασιλεὺς Ἀντίοχος ἔσται Ῥωμαίοις φίλος*; Polybius: *ἠρώτων τί δεῖ ποιήσαντας τυχεῖν τῆς εἰρήνης καὶ τῆς φιλίας τῆς πρὸς Ῥωμαίους*. Livius XXXVII, 45, 7: *ut a vobis quaeramus, quo piaculo expiare errorem regis pacem veniamque impetrare a victoribus possimus*; Diodor XXIX, 13: *Ἀντίοχος ἀξιῶν αὐτῷ συγγνώμην δοθῆναι περὶ τῶν ἡμαρτημένων καὶ τυχεῖν ἐφ' οἷς δυνατόν ἐστι τῆς εἰρήνης* — und in der Antwort, die Scipio den Gesandten erteilt: Polybius XXI, 13: *πρῶως χρῆσασθαι τοῖς εὐτυχίαισι*, 14: *οὔτε νικῆσαντες οὐδέποτε γενέσθαι βαρυτέρους*; Appian c. 38: *οὐχ ὑβρίζομεν ταῖς εὐπραξίαις*, Appian: *οὐδ' ἐπιβαροῦμεν τοῖς ἐτέρων ἀτυχίαισι*, Justin XXXI, c. 8, 8: *neque, si vincant (Romani) secundis rebus insolescere*. Livius c. 45, 12: *neque eos secundae res extulerunt*.

2) Nissen, Kritische Untersuchungen, S. 196.

Dasselbe wird bei den Erzählungen über die Friedensverhandlungen nach der Schlacht mit Antiochus der Fall sein. Livius und Polybius stimmen zusammen. Livius ist auch hier eigentlich nur eine amplificirte Copie des Polybius. Appian dagegen hat einige sehr auffallende Abweichungen, von denen vielleicht die Bestimmung, daß die Grenzen erst später näher festgesetzt werden sollen, die wichtigste ist. Ueber die Auslieferung der Schiffe und Elephanten stimmt er mit Diodor (c. 13) überein ¹⁾, doch weiß er Nichts von der Auslieferung des Hannibal und Thoas, über welche Livius und Polybius sehr ausführlich sind, und die auch Diodor berichtet. Vollkommen möchte ich auch hier Appian nicht von der Hand weisen. Nach den Nachrichten wenigstens, welchen Dio folgte, war die Auslieferung des Hannibal eine Festsetzung des Consuls Gnaeus Manlius Vulso.

Die Behauptung, bei welcher ich unbedingt stehen bleibe, ist, daß Appian andere Quellen benutzt hat, als Polybius oder gar Livius; dem möchte ich aber noch die Vermuthung hinzufügen, daß die Darstellung Appians der polybianischen gegenüber eine gewisse Rücksicht verdient. Seine Erzählung ist oft einfacher, als die polybianische, und deshalb wohl auch sicherer; bei Polybius und noch mehr bei Livius waltet der moralische Gesichtspunkt vor, der doch eigentlich nicht zur Sache gehört. An Geist ist Appian mit Polybius nicht zu vergleichen; aber seine Informationen verdienen hie und da den Vorzug vor den polybianischen.

Von den auswärtigen Angelegenheiten der römischen Republik wenden wir uns zu den inneren Verhältnissen derselben, d. h. dem

1) Wir haben oben bemerkt, daß weder Appian, noch Diodor des unter den Anträgen des Antiochus an Publius Scipio bei Polybius vorkommenden Anerbietens einer Theilnahme an den Einkünften des syrischen Reiches gedenken. Hier finden wir, daß sie eine Bestimmung, die von Polybius (und ebenso von Livius) erst unter den Bedingungen des definitiven Friedens erwähnt wird (XXII, 26), bereits bei dem Präliminarvertrag anführen. Es ist ohne alle Wahrscheinlichkeit, daß von Appian und Diodor an beiden Stellen der polybianische Text mit gleicher Willkür behandelt worden ist. Vielmehr ergibt sich aus diesen Wahrnehmungen, daß keiner von ihnen, weder Appian, noch Diodor, seinen Bericht unmittelbar aus Polybius entnommen haben kann.

Verhältniß, in welchem die Berichte Appians über dieselben zu den Nachrichten stehen, die wir anderweit über dieselben finden.

Die gracchischen Unruhen.

Die fünf Bücher über die Geschichte der Bürgerkriege, ohne Zweifel die wichtigste der Reliquien Appians, werden mit der Bemerkung eingeleitet, die sich schon bei älteren Autoren, namentlich Vellejus (II, 3, 3) findet, und vor Kurzem von einem unserer Zeitgenossen, Louis Napoleon, wiederholt worden ist, daß bis dahin alle Streitigkeiten zwischen Senat und Volk friedlich beendet worden seien; vor Tiberius Gracchus, sagt Appian, habe man kein Schwert in der Volksversammlung gesehen. Das Werk über die Geschichte der Bürgerkriege beginnt er mit der Erzählung der gracchischen Unruhen. Wir haben darüber nur noch Eine ausführliche Schilderung, die von Plutarch herrührt, so daß es für die Auffassung der Begebenheit unerläßlich ist, sich das Verhältniß dieser beiden Autoren untereinander zu vergegenwärtigen. Wir bleiben bei den wichtigsten Differenzen stehen.

Eine solche aber tritt bei der Abrogation des Octavius vom Tribunat ein. Nach Appian geht Alles davon aus, daß die Tribunen über die Gültigkeit des Einspruches ihres Collegen Octavius uneins waren; einige angesehenen Männer veranlaßten sie, die Entscheidung ihres Streites dem Senat anheimzugeben. In dieser Absicht begiebt sich dann Tiberius in den Senat¹⁾, wo er aber nichts als Schmähungen hört, sodaß er mit dem Entschlusse, die Sache von dem Volke entscheiden zu lassen, zu demselben zurückkehrt. Darin stimmen die beiden Autoren überein, daß die Frage über die Gültigkeit des Einspruchs dem Senat vorgelegt worden sei. Aber der Unterschied ist, daß Plutarch von einer Entzweiung der Tribunen Nichts weiß. Die Unruhe des Volkes, welche Appian von dieser Spaltung herleitet, rührt nach Plutarch davon her, daß die Reichen die Stimmurnen bei Seite geschafft hatten. Das Volk wollte sich bereits durch Gewalt

1) Man muß die Worte Appians: *οὐς ἐν ὄλῳ*: wohl nur so verstehen, daß der Senat nicht zahlreich versammelt war (so faßt die Worte auch W. Mitsch, Die Gracchen, S. 307), obwohl auch die Erklärung Schweighäuser's: es habe hier keine Einwirkung der Menge stattgefunden, viel für sich hat.

Recht verschaffen, so daß ein paar Consulare mit thranenden Augen Tiberius ersuchten, Einhalt zu thun. Auf den Rath derselben begiebt sich dann Tiberius in den Senat, wird aber da zurückgewiesen.

Die Schuld liegt bei Plutarch offenbar am Senat. Tiberius thut dem eigenmächtigen Gebahren des hierüber entrüsteten Volkes auf Bitten zweier Consularen Einhalt. Die constitutionellen Bedenken erwähnt Plutarch nicht; auch in neueren Zeiten ist davon nicht die Rede gewesen. Nach Plutarch (c. 11) hat Tiberius seinen Gegner Octavius durch die dringendsten Vorstellungen von seinem Einspruch abzubringen gesucht; er soll gesagt haben: zusammen könnten sie nun nicht mehr Tribunen sein; Octavius möge das Volk zwischen ihnen beiden wählen lassen und zuerst selbst auf die Absetzung des Tiberius antragen. Unser Niebuhr hat es aufgenommen; — sollte es aber wirklich Tiberius in diesem Augenblick Ernst mit einer solchen Alternative gewesen sein? Er würde dadurch die Sache, die er unternommen, wieder aufgegeben haben. Appian hat von dieser Hochherzigkeit kein Wort.

Die Scene vor der Abstimmung der achtzehnten Tribus ist bei beiden Autoren ungefähr dieselbe, aber nach Plutarch wäre Octavius wirklich durch die Vorstellungen des Gracchus verwirrt, jedoch durch einen Blick auf die Partei der begüterten Freunde, zu der er gehörte, deren Verachtung er fürchtete, zuletzt bewogen worden, an seiner Meinung festzuhalten. Die senatorische Partei erscheint in der Erzählung Plutarchs tadelnswürdiger, Tiberius hochherziger als bei Appian.

Auch die Angabe, Tiberius habe dem Octavius, dessen Besitz durch das Gesetz bedroht war, versprochen, ihn aus seinen eigenen Mitteln zu entschädigen, fehlt bei Appian.

Man kann aus alledem nichts anderes schließen, als daß die beiden Autoren verschiedene Relationen vor sich hatten, von denen die eine, die bei Appian vorliegt, kürzer und sachlicher gehalten war, die andere dagegen biographisch und auf die Verherrlichung des Tiberius Gracchus berechnet¹⁾.

1) Damit stimmt auch überein, was Plutarch über seine Quellen angiebt. Er führt den Geschichtschreiber Fannius an, einen Freund der

Nach dieser Absicht werden dann die Umstände modificirt; daß Octavius zuletzt von dem Volke insultirt und von Gracchus gerettet worden sei, wird nur von Plutarch berichtet. Man wird nicht bei allen Abweichungen der Relation Appians den Vorzug geben dürfen; was Plutarch über die von Tiberius Gracchus beabsichtigten Gesetze oder die Wunder, die einen ungünstigen Ausgang der Sache andeuten, erzählt, wird auch anderweit erwähnt¹⁾; es beruht ohne Zweifel auf einer alten Ueberlieferung. Aber die Umstände, welche Appian beibringt, z. B. über die Entzweiung der Tribunen, die der Katastrophe des Tiberius Gracchus vorausging, sind doch wieder so eingreifend und bedeutsam, daß sie nicht unberücksichtigt bleiben dürfen.

Auch bei der Katastrophe des Cajus Gracchus stellt sich ein ähnliches Verhältniß heraus. Bei der Ermordung des Anthyllus, von der Alles ausgeht, erscheint bei Plutarch das Vergehen der Partei des Cajus Gracchus entschuldbar; Anthyllus ist ein Lictor im Dienst des feindlichen Consuls; er begegnet den Anhängern des Gracchus mit groben Worten und entsprechenden Handbewegungen. Hierauf wird er mit großen Griffeln, die zu solchen Zwecken angeschafft worden waren, getödtet. Cajus, dessen Anwesenheit bei dem Morde selbst nicht erwähnt wird, spricht darüber sein Mißvergnügen aus.

Ganz anders Appian (c. 25). Nach ihm ist Anthyllus ein Bürger²⁾, der sein Opfer vollzieht und den Cajus Gracchus, der

Gracchen, der in sein Werk Neben sowohl der beiden Brüder, wie ihrer Gegner aufgenommen hatte; für die Geschichte des Tiberius beruft er sich auf eine Schrift von dessen Bruder Cajus (Tib. c. 8), die wahrscheinlich mit dem von Cicero erwähnten scriptum Gai Gracchi ad Pompejum identisch ist. Aus Plutarchs eigenen Worten ergibt sich, daß ihm selbst die Briefe der Cornelia nicht vorlagen; was er aus denselben mittheilt, konnte er dem von ihm ebenfalls citirten Cornelius Nepos (Tib. c. 21) entnehmen, durch den auch für uns noch Fragmente daraus erhalten sind.

1) Des Gesetzes über die Verkürzung der militärischen Dienstzeit gedenkt auch Dio Cassius, Frgt. 83, 7, S. 83, Besser; die lex judiciaria wird außerdem durch die Anführung einer Rede des Scipio Aemilianus bei Macrobius, Saturn. III, 14 (II, 10 = 7) bestätigt.

2) Nach einer dritten Tradition, die auf Livius zurückzugehen scheint, war er praeco (Auct. de vir. ill. und Drossius V, 12).

eben erschienen ist, ohne alle weitere Beleidigung an seine Pflicht gegen die Stadt erinnert. Cajus Gracchus sieht ihn mit einem wilden Blick an, was einer seiner Anhänger für eine Art von Weisung nimmt und den Anthyllus mit einem Dolche tödtet. Der Vorfall erregt in der Versammlung Schrecken; Cajus Gracchus selbst wird als ein durch ein Verbrechen Verunreinigter angesehen; die Versammlung löst sich auf. Plutarch läßt die Auflösung in Folge eines Regengusses erfolgen.

Bei Appian hat Alles dadurch einen gewissen Zusammenhang, daß der Senat Gracchus und Flaccus, die sich in ihre Häuser zurückgezogen haben, zur Verantwortung sich einzustellen auffordert, worauf diese den Aventin besetzen, der Senat aber den Opimius beauftragt, gegen sie anzurücken.

Nach Plutarch dagegen werden die Senatoren durch den Anblick der Leiche des Anthyllus sogleich bewogen, die entscheidenden Beschlüsse zu fassen, und hierauf erst begeben sich Cajus und Flaccus auf den Aventin. Die Feindseligkeit geht also bei Plutarch eigentlich vom Senat aus. Augenscheinlich ist, daß der Autor, welchem Appian folgt, auf Seiten des Senats, der Plutarchs aber auf Seiten des Gracchus stand. Alle Handlungen der Gewalt schreibt Plutarch dem Fulvius Flaccus zu, um den Antheil, den Cajus Gracchus daran nahm, als unfreiwillig und von diesem selbst als mit thranenden Augen ausgeführt darzustellen.

Man könnte nicht bezweifeln, daß auch der Gewährsmann Plutarchs sehr wohl unterrichtet war, aber ebenso wenig, daß er Partei für Gracchus genommen hatte. Appian ist keineswegs gegen die Gracchen; die Motive des Liberius lernt man gerade bei ihm am besten kennen; aber er läßt auch dem Senat Gerechtigkeit wiederfahren und bringt Momente bei, ohne die man das Ereigniß gar nicht verstehen würde.

Leider läßt sich bei Appian nicht erkennen, aus welchen Quellen er schöpfte; weder hier, noch bei den folgenden Stadien der inneren römischen Unruhen. Einen der wichtigsten Momente derselben bildet die Entzweiung zwischen Saturninus und Marius, die doch beide der populären Partei angehörten, und ihr offener Kampf unter einander.

Saturninus und Marius.

Die Erzählungen hierüber weichen weit von einander ab. In der Weltgeschichte habe ich die Schwierigkeiten, welche aus der Verschiedenheit der Berichte entspringen, dadurch zu beseitigen gesucht, daß ich das Zeugniß des Marcus Tullius Cicero herbeizog, und eine nähere Erörterung versprochen, die nun an dieser Stelle folgen möge.

Die ausführlichste Relation des Vorfalls findet sich bei einem Schriftsteller der spätesten Zeit, der aber nicht selten aus Originalquellen schöpfte, Paulus Orosius. Er hat die früheren Gewaltthaten des Saturnin von einem Einverständnis mit Marius hergeleitet; ihm wird dann vor Allem die Verjagung des Censor Metellus zugeschrieben. Darauf aber folgt die Ermordung des Memmius, der im eigentlichen Sinne des Wortes todtgeschlagen wird. Durch die Aufregung, die hierüber im Senat und Volk entsteht, wird Marius bewogen, sich mit den Wohlgesinnten zu vereinigen und gegen Saturnin zu erklären; die Plebs weiß er durch freundliche Worte zu beruhigen, sodaß die Männer der republikanischen Ordnung sich um Marius schaaren. Hierauf nun schreitet Saturnin zu der äußersten Gewaltthat fort. Er hält eine Versammlung seiner Anhänger in seinem Hause, von denen die Einen ihn als König, die Andern als Imperator bezeichnen; d. h. eben als Inhaber einer Gewalt, welche außer aller Gesetze ist. Die beiden Parteien treffen auf dem Forum zusammen, wo es zu einem förmlichen Schlagen kommt (*proelium commissum est*). Marius hat die Thore der Stadt besetzen lassen, der andere Consul ist auf eine Anhöhe gerückt. Auf dem Forum behält er den Platz, sodaß Saturnin nach dem Capitol flieht.

Orosius könnte hier wohl Livius (Buch 61) vor Augen gehabt haben, der der Epitome zufolge die Ereignisse in einem dem Marius entgegengesetzten Sinne erzählt hat. Ueber die früheren Vorfälle stimmt er mit Livius nicht überein, wohl aber bei den letzten Umständen. Auch Livius hat erzählt, daß durch die Ermordung des Memmius der Senat in Aufregung gerieth, Marius sich ihm zugesellte, worauf Saturnin mit den Waffen besiegt und sammt Glaucia vernichtet wurde. Die

Worte in cuius (senatus) causam Marius transierat haben eine gewisse Ähnlichkeit mit den orosianischen.

Florus III, 16 = II, 4 hat eine verwandte Auffassung. Bei dem Tumult, in dem die Ermordung des Memmius geschieht, hat Saturnin das Vergnügen, von seinen Satelliten als König begrüßt zu werden. Hierauf vereinigt sich Marius mit dem Senat, wobei Florus eine Stelle des Livius, die sich auch in der Epitome findet, wiederholt. Florus: quia tueri non poterat; Livius: cum eum tueri minime posset¹⁾. Die beiden Schlachthäufen treffen auf dem Forum feindlich zusammen; Saturnin von dort vertrieben, geht nach dem Capitol, wo er durch die Kriegslust des Marius vernichtet wird.

Man kann nicht anders, als annehmen, daß Livius, dessen Worte bei dem Einen wörtlich erscheinen, bei dem Anderen offenbar zu Grunde liegen, die Begebenheit in einem ähnlichen Sinne erzählt hatte.

Daß Saturnin als König d. h. als selbständiges Oberhaupt begrüßt worden sei, hat Orosius wenigstens nicht erdichtet; auch Florus fand es in seinen Quellen.

So waren die Ueberlieferungen im Allgemeinen beschaffen; sie haben, wie der Augenschein zeigt, etwas Sagenhaftes, das sich später noch weiter vermehrt hat, wie man bei Valerius Maximus sieht. Im höchsten Grade aber muß man erstaunen, wenn Cicero, der in den Fall kam, Cajus Rabirius, der an dem Kampfe gegen Saturnin theilgenommen hatte, gegen die Freunde und Bewunderer des Letzteren zu vertheidigen, doch eine von diesen Erzählungen sehr verschiedene Idee giebt (pro Rabirio perduellionis reo 6, 18). Nach Cicero war Saturnin bereits im Besiz des Capitols; auch seine Genossen Glaucia, Saussejus waren unter den Waffen, als der Senat den Beschluß faßte, daß die Consuln mit allen Inhabern der höchsten Gewalt, ausgenommen die beiden Parteigenossen selbst, Maßregeln ergreifen sollten, um die Republik aufrechtzuerhalten; das Wort majestas populi Romani ist dabei gebraucht worden (ut imperium populi Romani majestasque conservaretur). Cicero führt den Eifer

1) Wenn gleich diese Worte in einigen Handschriften fehlen, so muß man sie doch beibehalten, es sei denn, man wollte annehmen, sie seien aus Florus in die Periochen des Livius gekommen.

aus, mit dem sich alle Stände um die Consuln schaarten, um die Auführer niederzuwerfen. Er ist der Meinung, daß Saturnin mit vollem Rechte getödtet worden sei. Bei dieser heftigen Invektive fällt nun aber auf, daß jener Usurpation der königlichen Gewalt, von der bei Florus und Drosius die Rede ist, bei Cicero keine Erwähnung geschieht.

Man kann nicht anders schließen, als daß 36 Jahre nach dem Ereigniß kein Gerücht, keine Nachricht, auf die man hätte bauen können, darüber vorhanden war. Und eine ganz andere Bedeutung hatte es doch, daß Saturnin das Capitol bereits besetzt hatte, als wenn man annimmt, daß er es erst nach der Niederlage auf dem Forum in Besitz genommen habe. Daran kann kein Zweifel obwalten, daß der Moment ein überaus kritischer für die Republik war. Marius erwartete sich ein Verdienst, indem er dem ungesetzlichen Gebahren Saturnins mit Gewalt der Waffen ein Ende machte. Auf der Hand liegt, daß zwischen der ciceronianischen Auffassung und der Erzählung, wie sie sich später ausgebildet hat, keine Vereinigung möglich ist. Man muß zwischen der einen und der anderen wählen. Wenn ich mich nun für die ciceronianische entschieden habe, so liegt mein Beweggrund auch darin, daß Appian (b. civ. I, 34), von dem wir wissen, daß er guten Berichten folgt, die Angaben Ciceros bestätigt. Ueber den Tod des Memmian drückt er sich ungefähr ebenso aus, wie Drosius. Dabei aber, so fährt er fort, wurde man inne, daß weder Gesetze noch Gerichte, noch irgend eine andere Rücksicht Geltung hätten. Den anderen Tag sei das Volk zusammengelaufen, mit der Absicht, Saturninus umzubringen (I, 32: *ὁ δῆμος συνέτρεχεν, ὡς κτενοῦντες τὸν Ἀπολλήμιον*). Der aber habe sich mit Glaucia und Saussejus des Capitols bemächtigt (*τὸ Καπιτώλιον κατέλαβε*).

Dies aber wird der Moment gewesen sein, in welchem nach Cicero Senat, Ritter und Volk sich vereinigten und Marius militärische Maßregeln ergriff. Die bewaffnete Macht war gleich von Anfang an dazu bestimmt, das Capitol zu erobern; Apulejus und Saturnin wurden nicht erst durch eine Niederlage auf dem Forum genöthigt, nach dem Capitol zu fliehen. Von einer Proclamation des Saturnin zum König oder Imperator hat Appian so wenig wie Cicero etwas. Marius wird bei ihm

noch schlechter behandelt als bei Livius und Florus. Aber überhaupt schöpft Appian aus einem Autor, der auf Seiten des Metellus stand. Wahrscheinlich hatte er das Leben des Rutilius oder dessen *ῥωμαϊκὴ ἱστορία* vor Augen, die er an anderer Stelle citirt (Iberike c 88)¹⁾. Auch Plutarch schöpft aus diesem Autor und daher mag es kommen, daß Plutarch und Appian nahe zusammenstimmen.

Daß nun aber Appian seine Erzählung eben aus Rutilius genommen habe, läßt sich doch nicht mit Bestimmtheit sagen, da Plutarch grade über die Hauptmomente der Katastrophe eher der anderen Tradition, wie sie bei Orosius und Florus vorliegt, gefolgt ist, als der von Appian überlieferten.

Verhältniß zu Sallust; Catilinarische Verschwörung.

Man sollte vermuthen, Appian würde bei dem Jugurthinischen Krieg Sallust herübergenommen haben. In dem Fragment hierüber, in welchem sich Appian mit Sallust berührt, findet sich doch das Gegentheil. Denn wenn Sallust bei der ersten Zusammenkunft mit Bocchus Sulla sprechen läßt und demselben eine allgemein gehaltene Rede — übrigens vortrefflich gefaßt — in den Mund legt, so läßt Appian (Numid. fgt. 4, p. 647) nicht Sulla, sondern den anderen Gesandten, Manlius, sprechen. Das Argument, mit welchem Bocchus sein Auftreten gegen Rom entschuldigt, daß ihm nämlich ein Gebiet, welches er von Jugurtha erobert, von Marius entzogen worden sei, welches Appian voranstellt, kommt auch bei Sallust vor, nicht aber die Widerlegung desselben durch Manlius, die in ihrer Art merkwürdig ist, weil sie es als den Grundsatz Roms bezeichnet, Gebietsstrecken, die es seinen Feinden entrissen, seinen Freunden zu überlassen, jedoch nur auf solange, als sie sich treugefinnt gegen Rom verhalten würden (*διδόναι δὲ Ῥωμαίους τὰς δωρεὰς ἔχειν τοῖς λαβοῦσιν, ἕως ἂν τῇ βουλῇ καὶ τῷ δήμῳ δοκῇ. οὐ μὴν ἀλόγως μεταγνῶναι*), was eine Art von Lehnungsverhältniß involvirt, bei welchem der Besitz an die Treue geknüpft wird. Das streitige Gebiet sei dem Sphax entrissen und dem Masinissa überlassen worden; jetzt sei Jugurtha

1) Von Plutarch wird Rutilius im Leben des Marius c. 28 angeführt.

ein Feind der Römer geworden und dadurch dessen Herrschaft den Römern rechtlich wieder zugefallen. Was Bocchus erobert habe, sei nicht das Gebiet Jugurthas, sondern das der Römer. Aus dem Fragment sieht man noch, worüber zwischen Bocchus und den Römern der Krieg ausgebrochen ist: die Erklärung des Manlius ist vielleicht historisch mehr werth, als die Rede des Sulla bei Sallust.

Wenn ich an dieser Stelle Appian dem Sallust vorziehe, so bin ich doch weit entfernt, ihn demselben gleichzustellen. Ich komme dabei auf die schon oben gemachte Bemerkung zurück, daß man in Bezug auf die Historiker auch des Alterthums zwischen denen unterscheiden muß, die den Stoff mittheilen und solchen, die durch das Talent der Auffassung und Erzählung glänzen.

Zu den letzteren gehört Sallust, dessen Erzählung anschaulich und im Ganzen unübertrefflich ist. Appian stellt das Ueberlieferte einfach zusammen, wobei er Notizen beibringt, die zum Verständniß unentbehrlich sind. Von dem Späterlebenden, der die kunstgerechte Darstellung nicht wiederholen kann, muß auch die stoffartige Mittheilung zu Rathe gezogen und zuweilen zu Grunde gelegt werden.

Eine besondere Schwierigkeit machen die bei Sallust vorkommenden ausgearbeiteten Reden: er verpflanzt damit den von Thuchydides in die Historiographie eingeführten oratorischen Bestandtheil in die römische Geschichtschreibung. Er hat sein Muster darin wohl nicht erreicht. Er ist zu rhetorisch in der Form, um ganz historisch zu sein, zu sehr moralisch, um politisch zu sein. Schon in den frühesten Zeiten hat man den Reden des Sallust, die in seinem größeren Werke vorkommen, welches verloren gegangen ist, die historische Wahrheit, die sie in Anspruch nehmen, auch für ihren Inhalt bestritten. In den Annalen des Granius Licinianus liest man die Bemerkung, Sallust müsse nicht als Historiker, sondern als Redekünstler betrachtet werden (p. 43 A, 18 ff. ed. Bonn): Sallustium non ut historicum scribunt sed ut oratorem legendum, nam et tempora sua reprehendit et delicta carpit et contiones ingerit ¹).

1) In der Handschrift sind nur die Worte CONT lesbar; Mommsen conjicirte: convitia, Linter, Bursian, Jordan: contiones; statt inserit wollen die beiden letzteren: ingerit lesen.

So wie Granius, verhält sich auch Appian zu Sallust — wohlverstanden jedoch, ohne ihn zu nennen oder auch einen bewußten Widerspruch gegen ihn zu erheben. Bei dem Abschnitt über die catilinarische Verschwörung ist das Verhältniß Appians zu Sallust überhaupt sehr bemerkenswürdig. Bei Appian tritt die Stellung des Lentulus und Cethegus stärker hervor, als man sie sich gewöhnlich denkt. Es hat fast den Anschein, als ob Catilina mehr von ihnen abgehangen, als sie mit sich fortgerissen habe.

Appian ist ausführlich über jene Berathung des Senats, die die Behandlung der eingezogenen Verschworenen betraf. Bei der Mittheilung der im Senat gehaltenen Reden tritt ein sehr bedeutender Unterschied in die Augen, daß Sallust die Sentenz des Nero zwar anführt, aber nur beiläufig, während Appian sie in den Vordergrund stellt; erst hernach gedenkt er der Rede Cäsars.

Nach Appian hat Nero vorgeschlagen, die Eingezogenen so lange in Gewahrsam zu halten, bis man Catilinas entledigt sei; Cäsar hat dem hinzugefügt, dann solle man Gericht über sie halten.

Diese Relation stimmt nun sehr wenig mit der Darstellung Sallusts, bei welchem wir eine Rede Cäsars lesen, in der von dem Vorbehalt einer künftigen gerichtlichen Untersuchung gar nicht die Rede ist. Aber ich denke doch nicht, daß diese Abweichung aus einem bloßen Mißverständniß Appians hergeleitet werden dürfte; sie findet sich bei Plutarch, der von der Sache in der Biographie Ciceros, Cäsars und Catos handelt. Nach der ersten Stelle (c. 21) widersetzte sich Cäsar der Hinrichtung der Gefangenen, gab aber nach, daß sie in strenger Haft in den Municipien gehalten werden sollten, bis Catilina werde bezwungen sein ¹⁾. Das stimmt nun mit den Angaben, die wir bei Cicero finden, wohl zusammen, ausgenommen darin, daß die Haft nur so lange dauern solle, bis Catilina niedergekämpft sei. Die

1) Appian II, c. 6: διατέσθαι τοὺς ἄνδρας Κικέρωνα τῆς Ἰταλίας ἐν πόλεσιν, αἷς ἂν αὐτὸς δοκιμάσῃ μέχρι Κατίλινα καταπολεμηθέντος ἐς δικαστήριον ὑπαχθῶσι. Plutarch im Cicero c. 21: αὐτοὺς δ' ἀπαχθέντας εἰς πόλεις τῆς Ἰταλίας ἕς ἂν δοκῇ Κικέρωνι, τηρεῖσθαι δεδεμένους, ἄχρῃ ἂν οὗ καταπολεμηθῇ Κατίλινας, vgl. Cato c. 22.

Reden bei Sallust lassen einen solchen Zusatz nicht zu. Recht verständlich wird aber die Tradition Plutarchs erst in dem Leben Cäsars, wo es ebenso wie bei Appian heißt: Cäsar habe nach der Niederkämpfung Catilinas gegen die übrigen Angeklagten ein gerichtliches Verfahren vorbehalten, μέγροι οὖν καταπολεμηθῆναι Κατίλινας, ἔσπερον δὲ περὶ ἐκάστου τῆ βούλῃ γνώμῃ ὑπάροξαι (c. 7 fin.). Weder bei Cicero, noch bei Sallust findet sich eine Andeutung dieser Meinung Cäsars. Gewiß haben die beiden griechischen Autoren, wie schon ihre Uebereinstimmung zeigt, nicht erdichtet; so war die Tradition, die sie vorfanden.

Die Rede, welche Sallust dem Cäsar in den Mund legt, ist sehr schön. Aber unwahrscheinlich ist es doch, daß man in der Krisis einer gefährlichen Verwicklung in Rom nur die Acte einer zweifelhaften Großmuth, welche Rom gegen Rhodus ausgeübt hatte, oder gar das Verhalten der dreißig Tyrannen in Erwägung gezogen haben soll. Und die Strafe einer ewigen Gefangenschaft, auf welche Cäsar angetragen haben soll, ist in der Geschichte der Republik unerhört. Wer hätte sich einbilden können, daß sie bei den Fluctuationen aller Zustände zur Ausführung gekommen wäre! Mit der Niederlage Catilinas würde der ganze Zustand verändert worden sein.

Wie dem auch sei: die Berichte von dieser Sitzung, die wir bei Sallust und auch bei Cicero finden, sind in ihrer Auffassung so bestimmt, daß ein Zusatz, wie der, welcher bei Appian und in dem plutarchischen Leben Cäsars vorkommt, damit nicht zu vereinbaren ist. Dennoch darf man nicht verschweigen, daß in den Nachrichten, welche die beiden Griechen unabhängig von einander zu Grunde legten, dieser Zusatz mit aller Bestimmtheit vorgekommen ist. Soviel wenigstens werden wir daraus schließen dürfen, daß in den Zeiten, in welchen Cicero wegen seiner Hinrichtung angesehener römischer Bürger ohne vorangegangenes Gericht angegriffen wurde, Erzählungen im Umlauf waren, durch welche Cäsar als ein Gegner dieser Maßregeln und Verfechter der Rechtsnormen dargestellt wurde. Schade nur, daß wir über den eigentlichen Urheber dieser Erzählungen keine Notiz finden ¹⁾! Aber

1) Eine wirklich haltbare Vermuthung ist darüber meines Wissens nicht aufgestellt worden. Die laudes Catonis des Marcus Brutus können v. Ranke, Weltgeschichte. III. 2. Analecten. 1. u. 2. Aufl. 15

das ist nun einmal meistens der Fall bei Appian; nur durch ihren Inhalt verdienen seine Erzählungen Rücksicht, nicht durch die Autorität, auf die er sich bezöge.

Nur einmal fällt ein Licht in dieses Dunkel.

Benutzung des Asinius Pollio.

Man hat schon öfter davon geredet, daß Appian das Werk des Asinius Pollio de bellis civilibus benutzt habe¹⁾; dieser Ansicht trete auch ich bei, und zwar aus folgender Erwägung. Bei dem Uebergang Cäsars über den Rubico stimmen Appian und Plutarch beinahe wörtlich zusammen; Appian ist kürzer und deutlicher, als Plutarch; doch hat er das Verdienst, anzugeben,

schon deshalb nicht die gemeinsame Quelle des Plutarch und Appian gewesen sein, weil deren Uebereinstimmung auf ein griechisches Original hinweist. Und wenngleich es gewiß ist, daß Plutarch für die Geschichte der catilinarischen Verschwörung Ciceros Schrift *περὶ ὑπατείας* benutzt hat; so ergibt sich doch aus der v. Caes. c. 8, daß er auch aus anderen Autoren schöpfte. Mir fällt auf, daß Plutarch (v. Cic. c. 23 fin.) und Appian (b. civ. II, c. 7) in denselben Worten berichten, daß Cicero von Cato vor dem Volk *pater patriae* genannt worden sei (Plutarch: *ὥστε Κάτωνος προσαγορεύσαι πατέρα πατρίδος. Πρώτῳ γὰρ ἐκείνῳ δοκεῖ τοῦτο καθυπάρξαι, Κάτωνος αὐτὸν οὕτως ἐν τῷ δήμῳ προσαγορεύσαντος. Appian: Κάτωνος δ' αὐτὸν πατέρα τῆς πατρίδος προσαγορεύσαντος ἐπεβόησεν ὁ δῆμος, καὶ δοκεῖ τισὶν ἦδε ἡ εὐφημία ἀπὸ Κικέρωνος ἀρξάμενη*), während Cicero selbst an mehr, als Einer Stelle erzählt, Catulus habe ihn im Senat so genannt; niemals aber erwähnt, weder, daß Cato es in der Volksversammlung gethan habe, noch daß das ihm zuerst begegnet sei. Nach der republikanischen Ueberlieferung war diese Auszeichnung zuerst dem Camillus zu Theil geworden. In der Angabe des Plutarch und Appian liegt eine Beziehung auf die imperatorischen Zeiten (vergl. Plinius, h. nat. VII, 33, 117).

1) Schweighäuser zu Appian, b. civ. II, 82; Wijnne, De fide et auctoritate Appiani, p. 31, die sich hiebei auf Appian II, 82 stützen; Baillet begründet in seiner Abhandlung *Quomodo Appianus in bellorum civilium libris II—V usus sit Asinii Pollionis historiis* diese Ansicht durch Vergleichung mehrerer Stellen Appians mit den entsprechenden Plutarchs näher. Ueber die Benutzung des Asinius Pollio durch Plutarch handelt S. Peter: die Quellen Plutarchs in den Biographien der Römer, S. 123 ff. Auf die Frage, ob den Autoren das Werk des Asinius Pollio selbst oder eine griechische Bearbeitung desselben vorgelegen hat, gehe ich nicht ein.

daß Asinius Pollio bei dem Uebergang anwesend war, und damit die Quelle zu bezeichnen, die ihm vorlag. Appian nennt ihn nicht, allein die Identität seiner Erzählung mit der plutarchischen beweist, daß auch Appian den Asinius vor sich gehabt hat. Auch die folgenden Worte sind bei Beiden gleich.

Die schwierige Stelle bei Plutarch c. 32: *αναλογιζόμενος . . . ὅσον τε λόγον αὐτῆς τοῖς αἰθῆσι ἀπολείψουσι* lernt man erst aus Appian verstehen. Eine ähnliche nahe Verwandtschaft der Darstellung tritt in Bezug auf die Zusammenkunft der drei Männer, die man gewöhnlich nach Lucca ansetzt, hervor.

Bei Plutarch, Cäsar c. 21 heißt es: *τῶν ἐπιφανεστάτων ἀνδρῶν καὶ μεγίστων οἱ πλείστοι συνῆλθον πρὸς αὐτὸν ἐς Λοῦκαν, Πομπήϊός τε καὶ Κράσσοσ.* — *ἐπὶ τούτοις ἔδει, Πομπήϊον μὲν καὶ Κράσσον ὑπάτους ἀποδειχθῆναι, Καίσαρι δὲ χρέματα καὶ πενταετίαν ἄλλην ἐπιμετροθῆναι τῆς στρατηγίας.*

Appian, bell. civ. II, 17: *αἱ δὲ ἐτήσιοι ἀρχαὶ παρὰ μέρος ἀπῆρτων καὶ οἱ ἄλλως ἐπιφανεῖς ἐς ἡγεμονίας ἐθνῶν ἢ στρατοπέδων ἔξῆσαν . . . Ἀρίκοντο δὲ αὐτῶν καὶ Πομπήϊος καὶ Κράσσοσ . . . αὐτοῖς βουλευομένοις ἔδοξε, Πομπήϊον μὲν καὶ Κράσσον αἰθῆσι ὑπατεῦσαι, Καίσαρι δ' ἐς τὴν ἡγεμονίαν ὄν εἶχεν ἐθνῶν ἄλλην ἐπιψηφισθῆναι πενταετίαν.* Die beinahe wörtliche Uebereinstimmung der beiden Autoren deutet darauf, daß ihnen dasselbe Original vorgelegen hat. Eine nahe liegende Vermuthung ist, daß es eben Asinius Pollios Arbeit sein wird. Wenn aber beide Geschichtschreiber aus demselben Autor ihre Darstellungen geschöpft haben, so verdienen nicht nur ihre Uebereinstimmungen, sondern noch vielmehr die Abweichungen und Differenzen, die zwischen ihnen hervortreten, in Erwägung gezogen zu werden.

Plutarch, welcher die Ansicht vertritt, die späterhin so oft wiederholt worden ist, daß Cäsar seinen Krieg in Gallien hauptsächlich mit Rücksicht auf die inneren römischen Angelegenheiten unternommen habe und zugleich unaufhörlich bestrebt gewesen sei, sich durch Geldsendungen eine Partei in Rom zu bilden, (c. 21: *σοσκευαζόμενος τὴν πόλιν*) sucht eben-
 darin auch das Motiv des zahlreichen Besuches, den er bei seiner Annäherung fand. Hierin weicht Appian von Plutarch

ab. Ihm zufolge kommt Cäsar, der kurz vorher die celtischen Seestädte besiegelt hatte, nach dem diesseitigen Gallien (*ὄμορον τῆ Ἰταλίας*), und zwar in die Pogegeuden; er führt große Reichthümer bei sich (*πλούτου γέμων* II, 17). Von hier aus sendet er an Viele bedeutende Geldsummen, worauf die Inhaber der Aemter für dieses Jahr zu ihm kommen, und außerdem die in der Heerführung ausgezeichneten Persönlichkeiten (*ἐπιφανεῖς ἐς ἡγεμονίας ἐθνῶν ἢ στρατοπέδων*). Ihre Absicht war theils für das Vorangegangene Dank zu sagen, theils auch Geld zu erlangen, theils für sich irgend etwas anderes Gleichartiges durchzusetzen; denn schon, fügt Appian hinzu, geschah Alles durch Cäsar wegen seines zahlreichen Heeres, des Einflusses, den ihm das Geld verschaffte, und seines menschenfreundlichen Eifers gegen Alle. Sollte man nun annehmen, daß Asinius Pollio auch hier die gemeinschaftliche Quelle der beiden Autoren gewesen sei — wie denn die zwanzig Faszces bei Beiden gleichmäßig erscheinen — so würde die Voraussetzung, das Original ohne Zusatz zu repräsentiren, Appian zu Gute kommen. Dadurch ist jedoch nicht ausgeschlossen, daß Plutarch das eine oder das andere aus Asinius Pollio genommen haben mag, was Appian wegließ. Mag es sich nun aber so oder anders verhalten, so fällt es besonders ins Gewicht, daß Appian keinen Ort nennt. Er sagt nur allgemein: Pompejus und Crassus kamen ebenfalls — wobei dann wohl bestehen könnte, daß Crassus, wie Cicero sagt, Cäsar in Ravenna besuchte (ad fam. I, 9, 8). Pompejus war auf dem Wege nach Sardinien, als er sich in Lucca einstellte, und man könnte vermuthen, daß Cäsar sich eben darum nach Lucca begeben habe, um mit Pompejus zu sprechen. Appian aber übergeht das: es ist ihm genug, die Verabredung, die zu Stande kam, zu bezeichnen, welche einfach gewesen wäre, daß Pompejus und Crassus gemeinschaftlich zum Consulat erhoben und Cäsar seine Heerführung auf fünf weitere Jahre verlängert werden sollte.

Bei Dio (XXXIX, c. 26) findet sich eine ganz andere Auffassung der Begebenheiten. Von der Zusammenkunft weiß er überhaupt Nichts. Nach ihm geht die Petition des Consulats von Pompejus und Crassus aus, welche die Betrachtung machen, daß sie sich nur dadurch gegen Cäsar halten und einmal in den Stand kommen würden, sich mit ihm zu messen.

Kaum läßt sich annehmen, daß die *Lex Trebonia* sich auch auf Gallien oder gar auf Gallien und Germanien bezog. Die Stelle, die man aus Livius anführt, findet sich in den besseren Handschriften nicht¹⁾. Die Vereinigung der verschiedenen Bestimmungen in eine einzige *Lex* läßt sich nach Allem, was vorliegt, überhaupt nicht voraussetzen²⁾. Doch das ist hier nicht die wichtigste Frage; diese betrifft die Vertheilung der Provinzen, wobei dann eine wesentliche Verschiedenheit der Relationen bei Dio und Plutarch zum Vorschein kommt. Nach Plutarch werden dem Pompejus Afrika und Spanien, dem Crassus (nach Plutarch, Cato minor c. 43) Syrien und Aegypten zugesprochen³⁾. Dio (XXXIX, 33) hat Libyen gar nicht.

Von jeher ist aufgefallen, daß dem Crassus außer Syrien auch Aegypten übertragen worden sein soll. Denn wie hätte Pompejus das zugeben können? Appian hat das nicht; er spricht nur von Syrien und den angrenzenden Ländern, womit er ohne Zweifel doch die östlichen meint. Darin nun stimmt Dio wieder mit Appian überein.

Jeder Punkt über die *leges Treboniae* ist controvers. Die Verwirrung der Auffassungen bei unseren neueren Schriftstellern rührt, wie schon oben (Bd. II, 2, 245) bemerkt worden ist, hauptsächlich daher, daß sie die Zusammenkunft in Lucca annehmen, welche Dio nicht kennt, und dann doch der Erzählung Dios folgen.

1) Die richtige Lesart ist: *provinciae consulibus in quinquennium, Pompejo Hispaniam, Crasso Syria et Parthicum bellum dabantur.*

2) Im *bell. Gall. VIII, 3* wird die *Lex*, durch welche die Statthaltertschaft für Cäsar verlängert wurde, als *Lex Pompei et Crassi* bezeichnet.

3) Im *Crassus c. 15* giebt Plutarch an, daß dem Crassus Syrien, dem Pompejus Iberien bestimmt gewesen sei; daß Crassus den Krieg gegen die Parther führen werde, habe man vorausgesetzt; in dem Gesetz selbst sei aber davon nicht die Rede gewesen. Nach Plutarch, Pompejus c. 52 dagegen wird dem Pompejus außer Iberien auch Libyen überwiesen; dem Crassus Syrien und der Feldzug gegen die Parther. In der Lebensbeschreibung des jüngeren Cato, der zufolge dem Crassus außer Syrien auch Aegypten übertragen worden wäre, folgt Plutarch anderen Quellen, als in der Biographie des Pompejus und Crassus, — vornehmlich dem Pactus Thrasea.

Die einfachste Erzählung liegt bei Appian vor. Sie würde eine doppelte Bedeutung haben, wenn sie, wie ich vermüthe, aber nicht behaupte, aus Asinius herstammt. Bei allen anderen Autoren erscheint bereits eine Combination mit den folgenden Ereignissen, die doch nicht an ihrer Stelle ist.

Wenn man den Auszug des Briefes, welchen Cäsar an den Senat schrieb, und von dem er selbst sagt, er sei mild gewesen, bei Dio liest, so findet man dies eigentlich bestätigt. Denn wie-wohl Cäsar darauf dringt, daß auch Pompejus seine Provinzen abgeben solle, so fügt er hinzu, es werde ungerecht sein, wenn dieser seine Provinzen beibehielte und er die seinen aufgeben solle: οὐδὲ ἑαυτοῦ δίκαιον εἶναι ἀναγκασθῆναι αὐτὰ ἀφεῖναι ἔλεγεν, ἵνα μὴ καὶ τοῖς ἐχθροῖς ἐκδοθῆ (Dio XLI, c. 1). Man begreift dann nicht, wie Cicero diesen Brief für drohend, bitter und sogar unverschämt erklären konnte. Das erkennt man aber aus dem Auszug, welchen Appian mittheilt. Dem zufolge sagt Cäsar unumwunden: so lange Pompejus seine Provinzen behalte, werde auch er die seinigen nicht abgeben, sondern auf der Stelle Maßregeln ergreifen, um das Vaterland und sich selbst zu rächen (τιμωρὸς αὐτίκα τε τῇ πατρίδι καὶ ἑαυτῷ κατὰ τάχος ἀγίξασθαι, Appian, bell. civ. II, c. 32).

Von der Senatssitzung hat Appian keine ausführliche Notiz. Er sagt nur, daß der Brief Cäsars von Jedermann als eine Kriegserklärung angesehen worden sei, berichtet aber dann mit einer gewissen Ausführlichkeit über die Entfernung der Volkstribunen aus dem Senat. Man habe ihnen selbst gesagt, ihre Inviolabilität werde sie nicht schützen. Antonius geht nicht davon ohne wilde Exclamationen über das Unrecht, das damit geschehe, die Heiligkeit der Gesetze, die dadurch verletzt werde, die schrecklichen Folgen, die es haben könne, z. B. auch Proscriptionen. In dem Erscheinen pompejanischer Soldaten sehen sie eine persönliche Gefährdung. Sie entfliehen auf einem Miethswagen, *θεραπόντιον ἐσθῆτας ἐνδύντες*. So stellt sie dann Cäsar seinen Legionen vor. Wenn Cicero sagt, sie seien gegangen: nulla vi expulsi, so läßt sich das mit Appian vereinigen.

Man könnte vermüthen, daß Appian auch hiebei dem Asinius Pollio gefolgt sei. Diese Vermüthung möchte sich darauf stützen, daß Plutarch, der ebenfalls Asinius vor sich

hatte, über einige Vorgänge im Senat, die er sonst nicht ganz richtig verstanden zu haben scheint, im Allgemeinen mit Appian fast wörtlich übereinstimmt, z. B. in dem Bericht über die Abstimmung über den Antrag Curios, ob Beide, Cäsar und Pompejus zugleich, die Gewalt niederlegen sollten.

Auch bei der Erzählung des Abzuges des Pompejus stimmen Plutarch und Appian zuweilen wörtlich zusammen.

Appian (bell. civ. II, 36) läßt die Initiative von den Consuln und von dem Senat ausgehen, welche dem Pompejus keine Zeit lassen, feste Entschlüsse zu fassen. Aehnlich Plutarch, nach welchem Consuln und Magistrate sich erheben, um Pompejus über seine Streitkräfte zu befragen. Nach Appian hätte das Volk jetzt darauf bestanden, daß dem Cäsar wie dem Pompejus das Imperium und die Heerführung genommen werde. Die Consuln widersetzten sich. Favonius sagte: er möge doch nun, wie er versprochen, Legionen aus der Erde stampfen. Pompejus antwortete: sie möchten ihm nur folgen, Rom und Italien verlassen; für tapfere Männer bedürfe es keiner Burgen; sie würden dann schon wieder erobern, was sie jetzt aufgaben. Plutarch hat dieselbe Erzählung über Favonius; doch fehlt hier bei ihm die Antwort des Pompejus. Im Cäsar hat Plutarch die nämliche Anekdote; doch fügt er noch einiges Andere hinzu, das sehr an Appian anlautet: Appian, bell. civ. II, 36: οἱ Ἰπᾶτοι τὸν Πομπήϊον οὐκ εἶπον ἐπὶ τῆς αὐτοῦ γλώμῃς ἐμπειροπολέμους εὐσταθεῖν. Plut. Cäs. 33: εἶσε δ' οὐδεὶς τὸν ἄνδρα χορήσασθαι τοῖς αὐτοῦ λογισμοῖς.

Dio mißt dem Pompejus den überaus zweifelhaften Ausspruch zu: wenn es zum Abgeben von Stimmen in Rom käme, würde er in der Minorität bleiben. Die Erzählungen des Plutarch und Appian verrathen einen besseren Gewährsmann, obwohl auch sie unter einander nicht übereinstimmen. Sie benutzten den Asinius Pollio; aber wenigstens Plutarch ist wieder oft von ihm abgewichen. Zum Schluß seiner Beschreibung von der Schlacht von Pharsalus bemerkt Appian (bell. civ. II, c. 82), daß Asinius Pollio auf der Seite Cäsars an der Schlacht Theil genommen habe, und giebt nach ihm die Zahl der gefallenen Pompejaner an. Die gleiche Zahl findet sich auch bei Plutarch, der unmittelbar vorher unter ausdrücklicher Berufung auf Asinius

einen Ausspruch Cäsars berichtet hat¹⁾. Es kann somit nicht zweifelhaft sein, daß die Darstellung beider Autoren auf dem Werke des Asinius beruht.

Bei der Erzählung der Katastrophe des Pompejus stimmen Appian und Plutarch zuweilen wörtlich zusammen.

Appian II, 81: Πομπήϊος . . . ἐκφρων αὐτοῦ γενόμενος ἀπήγει βάδην ἐς τὸ στρατόπεδον, καὶ παρελθὼν ἐς τὴν σκηνὴν ἐκαθέζετο ἄνυδος· οἶόν τι καὶ τὸν Τελαμῶνος Αἰαντὰ φασιν ἐν Ἰλίῳ παθεῖν κ. τ. λ. Plutarch, Pomp. 72: Πομπήϊος . . . ὁποῖος παράφρωνι καὶ παραπλήρη τὴν διάνοιαν καὶ μηδ' ὅτι Μάγρος ἐστὶ Πομπήϊος ἐννοοῦντι . . . μηδένα προσειπὼν ἀπήγει βάδην εἰς τὸν χάρακα, πάντῃ τοῖς ἔπεισι πρόπων ἐκείνοισι.

Appian I. c.: Ὁ δὲ Πομπήϊος μαθὼν ἔξ ἀλλοκότου σιωπῆς τοσοῦτον ἀπέθρηξεν· Οὐκοῦν καὶ ἐπὶ τὸν χάρακα; Plutarch I. c.: τότε δὲ φωνὴν μίαν ἀφείς ταύτην· οὐκοῦν καὶ ἐπὶ τὴν παρεμβολήν; Alles ist identisch²⁾.

Es würde mich zu weit führen, die Vergleichung noch weiter auszu dehnen. Ich will nur noch bei dem in dem Kampfe zwischen Pompejanern und Cäsarianern entscheidend gewordenen Ereigniß stehen bleiben, welches der Forschung mannichfache Schwierigkeiten bereitet hat, — der Schlacht bei Munda.

Wir gehen von dem Bericht in dem bellum Hispaniense aus. Man weiß, was sich gegen diese Schrift einwenden läßt. Auch Niebuhr bezeichnet sie als barbarisch, obgleich Scaliger gesagt hat, nichts sei lateinischer. Und gerade an der Stelle, auf welche es hier ankommt, erscheint der Autor nicht eben barbarisch, da er eine recht passende Stelle des Cuius (c. 31), den er also doch gut kennen mußte, einspricht. Das Buch besteht aus Aufzeichnungen eines Theilnehmers an dem Feldzuge, der auf die Form, auf welche Cäsar immer einen so hohen Werth legt, nicht gerade achtet. In diesen Denkwürdigkeiten wird nun be-

1) Es ist derselbe Ausspruch, den auch Sueton (v. Caes. c. 30), indem er Asinius Pollio citirt, angeführt hat.

2) In der Erzählung über den Ausgang des Pompejus stimmen Appian und Plutarch besonders darin überein, daß sie in ähnlicher Weise, nämlich durch die Rücksicht auf die Gemahlin des Pompejus motiviren, weshalb dieser von der Absicht, sich zu den Parthern zu begeben, Abstand genommen habe.

richtet, daß sich Pompejus bei Munda in einer so festen Stellung befunden habe, daß ihm nicht beizukommen gewesen wäre; aber die Zögerung, welche er in dem cäsarischen Heere bemerkt, macht ihm so viel Muth, daß er eine Bewegung vornimmt, die einen Angriff auf ihn selbst möglich macht. Auf der rechten Flanke dringt die zehnte Legion auf ihn ein, mit so großer Wirkung, daß man Anstalt trifft, eine Legion zur Unterstützung gegen den Angriff derselben herbeizurufen. Aber indem greift auch die Reiterei Cäsars von der linken Seite her an, und es wird unmöglich, die Legion heranzuführen. Die Pompejaner streiten sehr tapfer; man hört nur Geschrei und Geheul; endlich aber bekommen die Cäsarianer das Uebergewicht; die Pompejaner müssen weichen und in ihre alte Position zurückkehren. Es ist ein Kampf Mann gegen Mann, in welchem die Cäsarianer die Oberhand behalten.

Man geräth in eine nicht geringe Verlegenheit, wenn man mit dieser einfachen Erzählung eines allem Anschein nach sehr wohlunterrichteten Autors Berichte anderer Autoren vergleicht. Das *Bellum* hat kein Wort davon, was alle Anderen am Meisten hervorheben, daß der Sieg hauptsächlich der persönlichen Theilnahme des Julius Cäsar zu verdanken gewesen sei.

Vellejus Paterculus (II, c. 55, 3), der dem Hause des Cäsar nahe stand, berichtet, die Schlacht sei sehr gefährlich gestanden und ihr Ausgang mehr wie zweifelhaft gewesen; da sei Cäsar vom Pferde gesprungen, habe sich in die erste Linie gestellt und erklärt, er werde nicht vom Platz weichen; sie möchten bedenken, wer er sei und in welcher Lage sie ihn verlassen würden. Zugleich beschwert sich Cäsar über die Fortuna, daß sie ihm einen solchen Ausgang vorbehalten habe. Vellejus sagt, die *verecundia* habe mehr vermocht, als die *fortitudo*; mehr durch die *verecundia* als die *fortitudo* wird die Schlacht hergestellt. Das läßt sich allenfalls mit der Erzählung des *Bell. Hisp.* vereinigen, nur mit dem Unterschied, daß der Sieg hier nicht sowohl den Truppen, als dem Heerführer zugeschrieben wird.

Eine der vellejanischen sehr ähnliche Tradition liegt bei Florus vor, — er behauptet, die Veteranen seien mehr durch Scheu als durch Tapferkeit abgehalten worden, sich zurückzuziehen — (II, 13 = IV, 2, 81: *pudore magis quam virtute resistere*), —

jedoch in verstärkten Grundzügen und Farben. Nach ihm wäre eine allgemeine Stille zwischen den Kämpfenden eingetreten; Cäsar sei vom Pferde gestiegen; er sei einem Rasenden gleich gewesen; er habe ausgefahren, als wolle er Hand an sich selber legen¹⁾; er habe die Einzelnen angerebet, bei der Hand gefaßt, mit seinem Blick und seinem Ruf die ganze Schlachtreihe in Bewegung gesetzt.

Dem fügt nun aber Florus noch eine stärkere Abweichung in der Sache selbst hinzu. Fünf von Labienus geführte Cohorten gehen quer durch die Schlachtreihe, so daß man meint, sie seien auf der Flucht. Diesen Moment ergreift Cäsar, vielleicht nur aus List, um seine Leute gegen die angeblich Fliehenden fortzutreiben, wodurch es ihm gelingt, die Feinde selbst in Verwirrung zu setzen: die Meinung, zu fliehen, bringt sie zu wirklicher Flucht: Pompejani, dum fugere credunt suos, fugere coeperunt.

Dies Moment, die scheinbare Flucht, die bei Bellejus nicht vorkommt, ist in der Erzählung Dios noch weiter ausgearbeitet. Florus läßt die Frage offen, wie Labienus zu jenem Marsch, welcher als Flucht gedeutet wurde, kam. Dio erklärt es dadurch, daß indessen der König von Mauretanien, Bogud, der auf Seiten Cäsars war, gegen das Lager der Pompejaner vorgeückt sei und Labienus es habe retten wollen. Diese Erklärung scheint aber ebenso eine Erfindung zu sein, wie die Sache selbst. Denn die alte Relation des spanischen Kriegsmannes weiß nur davon, daß man im feindlichen Lager die durch die Cäsarianer selbst gefährdete Position eines Flügels durch Heranziehen neuer Truppen habe verstärken wollen, wodurch eine Bewegung entstanden sei, die den Römern Anlaß zu erneutem Angriff gegeben habe. Mit großer Wahrscheinlichkeit glaube ich, daß man annehmen, daß der Angriff des Bogud, die für eine Flucht gehaltene Bewegung des Labienus und die Benutzung dieser Bewegung durch Cäsar spätere Erdichtungen sind, um das Ereigniß zu erklären.

Diese Katastrophe der Schlacht haben die Neueren meistens angenommen. Drumann hat die Traditionen von Florus und

1) Eine ähnliche Ueberslieferung findet sich bei Sueton, v. Caes. c. 3, 6: desperatis rebus etiam de consciscenda nece cogitavit.

Dio mit einander verbunden. Kommen wir nun auf den persönlichen Antheil Cäsars an der Schlacht zurück, so hat Dio denselben mit einem gewissen Pathos dadurch motivirt, daß er einen wie den andern der beiden Feldherren, Pompejus wie Cäsar, von nahen Anhöhen der Schlacht zusehen läßt, beinahe wie Xerxes bei Salamis. Sie werden durch die Vortheile und Nachtheile der Ihrigen in Unruhe gesetzt und stürzen sich in die Schlacht. Ihre Theilnahme hat aber keinen andern Erfolg, als die Schlachtbegier beider Theile zu entflammen, bis jener fluchtähnliche Marsch des Labienus eintritt. Diese Erzählung athmet den Geist poetischer Tradition so vollständig, daß Niemand daran glauben wird. Sie macht die Zusätze Dios in Bezug auf die militärische Seite der Schlacht vollends hinfällig.

Soviel bleibt nun aber doch übrig, daß die Theilnahme Cäsars, die ja auch ein altes Zeugniß für sich hat, nicht weggeleugnet werden könnte. Dabei fällt dann nicht wenig ins Gewicht, daß sie auch von den beiden griechischen Autoren wiederholt wird, von Plutarch kurz, von Appian eingehend und ausführlich. Die Ausrufungen, mit denen Julius Cäsar die zweifelhafteste Schlacht herzustellen versucht, sind nicht ganz identisch mit dem, was bei Vellejus vorkommt. Denn bei Appian betet er nur zu den Göttern, daß sie so viele herrliche Siege nicht durch eine Niederlage beflecken lassen mögen. Er beklagt sich nicht wie bei Vellejus, daß das Schicksal ihm einen solchen Ausgang bestimmt habe. Darauf aber wird nicht viel ankommen. Die Hauptsache ist, daß Appian die Schuld des bisherigen Mißlingens den Kriegstribunen (*ηγγεμόνες*) zuschreibt. Diese waren erschrocken und zögerten zum Angriff zu schreiten: an sie wendet sich Cäsar mit den Worten: der Moment sei gekommen, wo er sein Leben, sie aber ihre Feldzüge beenden würden. Die Kriegstribunen zögern noch, Cäsar stürzt sich dann allein dem Feinde entgegen und geräth unter den unzähligen Geschossen, die gegen ihn gerichtet sind, in größte Lebensgefahr. Hiedurch erst werden die Tribunen bewogen, mit ihrem Angriff Ernst zu machen, worauf die Schlacht gewonnen wird. Man sieht nun erst, was bei Vellejus mit der *verecundia* gemeint war. Sie wird mehr in den Tribunen, als in dem Heere selbst das Motiv des Angriffs gewesen sein. Cäsar erscheint überaus glorreich und um

keinen Preis dürfte man sein Andenken dieses Zuges entkleiden.

Ich zweifle nicht, daß Appian hiebei eine authentische Erzählung vor Augen hatte, von wem sie auch herkommen möge. Aus Sueton (Cäsar c. 55 fin.) geht hervor, daß Asinius Pollio die Schlacht bei Munda beschrieben hatte¹⁾; sehr wahrscheinlich, daß diese Erzählung sowohl bei Plutarch, wie Appian zu Grunde liegt²⁾. Wie aber kommt es nun, daß der alte Kriegsmann, der das Bell. Hisp. verfaßte, davon Nichts hat? Ich denke, es widerstrebte ihm, diese Zögerungen der Kriegstribunen zu erwähnen. Dadurch aber wird seine Beschreibung insofern unverständlich, als sie das Motiv des erneuerten Kampfes, der zum Siege führt, unerörtert läßt.

Ich denke also, daß die Combination seiner Nachrichten mit der Erzählung Appians die ganze Begebenheit erst vollständig macht.

Ich bin in meiner Erzählung nicht weiter auf die Wichtigkeit dieses Moments eingegangen, in welchem sich eigentlich eine Abneigung der Legionen gegen den letzten Entscheidungskampf herausstellt, obwohl das Ziel zu denken gäbe.

Aber Appian hatte bei mir an Credit gewonnen und so hielt ich es für angezeigt, seiner Erzählung über den Tod Cäsars, selbst da, wo er von Plutarch abweicht, vorzugsweise zu folgen. Sie läßt sich mit der Erzählung Suetons, der des Griffels gedenkt, vereinbaren. Bei Dio wird freilich alles Detail vermieden. Er

1) Durch die Bemerkung Suetons, Asinius Pollio habe gesagt, bei dem plötzlichen Vordringen der Feinde habe Cäsar keine Zeit gehabt, eine Rede zu halten, könnte die Annahme, daß Appian dem Asinius Pollio gefolgt sei, doch wieder höchst zweifelhaft zu werden scheinen, weil ja bei Appian Cäsar wirklich spricht; aber was er da sagt, ist doch fern davon, was man eine Rede nennt. Von einem solchen aber, einer Rede in aller Form, wie man sie dem Cäsar zuschrieb, ist bei Sueton allein die Rede; er erwähnt die Sache an einer Stelle, wo er über Cäsar als Redner handelt. — Auch aus den Briefen Ciceros ergibt sich, daß Asinius an dem spanischen Kriege Antheil nahm.

2) Einige Stellen stimmen wörtlich überein z. B. Appian, b. civ. II, c. 104: (*Καίσαρα*) εἰπεῖν, ὅτι πολλάκις μὲν ἀγωνίσαιτο περὶ νίκης, νῦν δὲ καὶ περὶ ψυχῆς. Plutarch: εἶπεν ὡς πολλάκις μὲν ἀγωνίσαιτο περὶ νίκης, νῦν δὲ πρῶτον περὶ ψυχῆς.

erzählt die Ermordung Cäsars nur als eine unerwartete Gewaltthat, so daß Cäsar ohne Weiteres als ein Opfer fällt. Aber für den Senator in den Zeiten großer Unruhe mochte es bedenklich sein, ein so schreckliches Ereigniß in seinen Details zu schildern. Umstände, die von Alters her überliefert und übrigens höchst charakteristisch sind, durften deshalb nicht übergangen werden.

Ein ähnliches Verhältniß findet sich nun auch in den folgenden Zeiten bei Appian; er stimmt hie und da wörtlich mit Plutarch überein, so daß man wohl zu der Vermuthung berechtigt ist, daß die sonst Beiden gemeinschaftliche Quelle, Asinius Pollio de bellis civilibus, auch hier zu Grunde liegt. Man könnte den Gedanken fassen, das verlorene Werk des Asinius, auf diese Grundlage gestützt, fragmentarisch zu reconstruiren — doch bekenne ich gern, der Erfolg würde zweifelhaft sein, es wäre ein periculosae plenum opus aleae.

VII. Dio = Zonaras.

1.

Nicht allein einen großen Theil der Defaden des Livius hat ein ungünstiges Geschick der römischen Geschichte entrißen; von den vierzig Büchern des Polybius sind nur fünf in ihrer Integrität auf uns gekommen; von den achtzig Büchern, in welchen Dio Cassius die römische Geschichte von deren Ursprung bis in seine Zeit zusammengestellt hatte, sind nur achtzehn übrig geblieben, die von dem Kriege des Pompejus gegen Mithridates bis auf die späteren Jahre des Augustus reichen. Dio Cassius selbst stand diesen Zeiten ferne; seine Jugend fällt in die Regierung des Marc Aurel. Auch in ihm drückt sich der gräco-romanische Geist dieser Epoche aus. Zu Nicäa in Bithynien geboren, Sohn eines römischen Senators, in den griechischen Studien gebildet wandte er sich nach Rom und erlebte hier den Uebergang der Regierung von Commodus auf Septimius Severus. Er gehörte zu den Freunden des Pertinax¹⁾, also auch in gewissem Sinne des Severus. Er war Mitglied des Senats; und das Interesse der Fragmente, in denen er dieser Zeiten gedenkt, beruht eben darauf, daß er die Unterdrückung des Senats namentlich durch Caracalla schildert. Erst unter Macrinus stieg er zu höheren Stellen empor; dieser übertrug ihm die Verwaltung von Pergamus und Smyrna. Dio gehörte ohne Zweifel zu der senatorischen Partei, von welcher Macrinus begünstigt wurde und mit der dann auch Alexander Severus zu einem gewissen Verständniß gelangte. Unter Alexander gelangte Dio, von dem man annehmen muß, daß er indeß zu

1) Von Pertinax wurde Dio zum Prätor gemacht (LXIII, 12).

consularischer Würde erhoben worden sei, zur Verwaltung des proconsularischen Afrika, später der Provinzen Pannonien und Dalmatien, wovon er selbst Nachricht giebt. Alexander Severus erwies ihm die Ehre, im Jahre 229, als er selbst das Consulat bekleidete, Dio zu seinem Mitconsul zu ernennen. Der aber gerieth in dieser Stellung in Gegensatz zu den Prätorianern und hat sich dann mit Einwilligung Alexanders nach seiner Vaterstadt Nicäa in Bithynien zurückgezogen. Man weiß nicht, wie lange er hier noch gelebt hat. Doch hat er seine Geschichte nicht etwa erst in dieser Zeit unternommen, sondern sich schon in früheren Jahren damit beschäftigt. Insofern hat die Abfassung derselben einen gewissen Zusammenhang mit dem allgemeinen Culturzustand des Reiches, dessen eigentliche Signatur es war, daß römische Art und Sitte noch einmal aufrechterhalten wurden und bedeutende Productionen hervorriefen. Dio Cassius ist ein Zeitgenosse des Papinian und des Ulpian, sowie des Origenes und Tertullian.

Doch ist er in seiner Stellung nur mit den ersten geistesverwandt gewesen; dem Christenthum war und blieb er entfremdet. Und gerade darin liegt die Bedeutung seines Werkes, daß es die Vorstellungen von dem Werden und der Größe des römischen Reiches darstellt, wie sie im ersten Drittheil des dritten Jahrhunderts unserer Aera in Rom unvergessen waren. Dio widmete der Vergangenheit ein eifriges Studium. Von dem geräuschvollen Rom zog er sich nach Capua zurück, um dort ungestört zu arbeiten; er behauptet, er habe zehn Jahre auf die Sammlung und zwölf auf die Ausarbeitung seines Stoffes verwendet. Bei diesem Fleiß und der Fülle der Materialien, die dem Senator zu Gebote standen, ist es nun ein großer Verlust, daß sein Werk nur fragmentarisch auf uns gekommen ist, und sehr erwünscht, daß uns dafür eine Art von Ersatz geboten wird, der zwar aus einer noch viel späteren Zeit stammt, aber sich doch sehr gehaltreich erweist.

Am Ende des elften und Anfang des zwölften Jahrhunderts waren in Constantinopel die klassischen Studien mit einem gewissen Eifer wiederaufgenommen worden. Unter Kaiser Alexius I (1081—1118) der selbst in einer Schrift über die Administration des Reiches den Augustus nachgeahmt hat, wurde eine

Schule für die klassischen Studien gestiftet, durch welche dieselben wieder zu einer gewissen Blüthe gelangten. An seinem Hofe nun lebte Johann Zonaras, dem wir einen Auszug aus dem Werke Dios, der für uns unschätzbar ist, verdanken.

Johann Zonaras bekleidete angesehenere Stellen am Hofe des Alexius, wurde aber — wie es scheint, durch häusliches Unglück — veranlaßt, sich von dem Hofe nach einer kleinen Insel, deren Name uns nicht überliefert ist, zurückzuziehen, wo er, entfernt von aller Welt, als Einsiedler lebte. Aber er zog in Betracht, daß die absolute Vereinsamung, in welcher der Geist allein auf sich selber angewiesen ist, auf diesen doch nicht selten schädlich wirke. Er wünschte eine Beschäftigung. Und da man ihn nun darauf aufmerksam machte, daß die vorliegenden Geschichtswerke zu weitläufig und mit Material überfüllt seien, welches wegen seiner Umständlichkeit immer wieder aus dem Gedächtniß verschwinde, langen Schlachtbeschreibungen, noch längeren Reden, so faßte er den Gedanken, einen Auszug aus denselben zu verfassen.

Dieses Werk, welches in einer Wiener Handschrift den Titel führt: *ἐπιτομή ἱστοριῶν συγγραφεῖσα καὶ συλλεγεῖσα παρὰ Ἰωάννου τοῦ Ζωναρᾶ τοῦ γεγορότος μεγάλου δρογγαρίου τῆς βίβλης καὶ πρωτοασκρητῆς* ¹⁾ liegt uns nun vor, und die Bemerkung des Verfassers in seiner Vorrede, daß man ihm die Ungleichmäßigkeit seines Stiles nicht zum Vorwurf machen dürfe, da er sich der Ausdrücke der Autoren, die vor sich habe und in einen Auszug bringe, bediene, muß um so mehr den Wunsch erwecken, die Namen dieser Autoren zu erfahren, weil Zonaras ohne Zweifel Fragmente derselben enthält. In den ersten sechs Büchern hat diese Untersuchung kein besonderes Interesse. Zonaras folgt darin den Antiquitäten des Josephus, wenngleich nicht gerade unbedingt. Den Anfang namentlich, welcher die Welterschöpfung betrifft, entnimmt der byzantinische Christ, keineswegs aus der Aufzeichnung des gelehrten Juden. Er verschmäht selbst die Auffassung der kleinen Genesis, die ihm zur Hand war, und hält sich vielmehr an die griechische Uebersetzung des alten Testaments, die er, wiewohl nicht wörtlich, aufnimmt und mit einigen,

1) Wolf und Binder in des letzteren Ausgabe I, p. XIV.

wie mir scheint, zutreffenden Anmerkungen versieht. Dann aber wiederholt er die Erläuterungen des Josephus, ohne sich jedoch den Ansichten desselben anzuschließen, bis er eben nichts weiter als einen Auszug aus dessen Erzählungen beibringt. Einzelne Stellen schreibt er nur eben ab, jedoch nicht, ohne das, was ihm minder bedeutend oder zweifelhaft erscheint, wegzulassen. Auch die Legende über den Zug des Moses gegen die Aethiopen wiederholt er in einem hie und da wörtlichen Auszuge (Zonaras I, 12 — Josephus, Antt. II, c. 10, § 2).

Unmittelbar an die Auszüge aus Josephus knüpft Zonaras die römische Geschichte: denn nachdem die Römer bereits Herren der Welt geworden, müsse er nunmehr darlegen, wie sie emporkommen, wer sie selbst und welches ihre Institutionen gewesen seien, p. 312 D.

Dabei hat nun Zonaras in dem ganzen Laufe der römischen Geschichte Dio Cassius zu Grunde gelegt, und es fragt sich nur, inwiefern sein Auszug als Ersatz für die verlorenen Bücher Dios betrachtet werden kann. Das Studium des Zonaras ist zugleich ein Studium über die Werke Dios, wobei uns dann die aus dem Original Dios anderweit aufbehaltenen Fragmente von größtem Nutzen sind.

Mein alter Freund, Professor Adolfs Schmidt, hat mit Recht bemerkt, daß Zonaras über die Anfänge der römischen Geschichte auch die einschlagenden Lebensbeschreibungen Plutarchs benutzt hat¹⁾. Ueberall aber, wo uns Fragmente des Dio Cassius zu Gebote stehen, werden wir inne, daß Zonaras zugleich dessen Erzählung vor Augen gehabt hat. Die Ueberwältigung der Lucretia durch Sextus z. B. wird bei Zonaras fast mit denselben Worten erzählt, wie in dem aus Dio aufbehaltenen Fragment 11, 15 bei Bekker p. 12. Zonaras 333 A. wiederholt aus Dio kurz das Motiv, daß es dem Sextus nicht sowohl darauf angekommen sei, seine Leidenschaft zu befriedigen, als die Ehre der Lucretia zu schänden, jedoch mit einer nicht ganz üblen Abänderung:

1) Vergl. die Nachweisungen in der Abhandlung von W. A. Schmidt: Ueber die Quellen des Zonaras, die zuerst im Jahre 1839 in der Zeitschrift für Alterthumswissenschaft mitgetheilt und dann von Dindorf in seine Ausgabe des Zonaras (Bd. VI, p. XXVII ff.) aufgenommen worden ist.

Zonaras: τῇ ἐπὶ τῷ σώφρονι δόξῃ ἐπιβουλεύων αὐτῆς. Dio: τὴν δόξαν μᾶλλον ἢ τὸ σῶμα διαφθεῖραι ἠθέλησε. Man kann ohne Bedenken annehmen, daß die Erzählung des Zonaras über die Verjagung der Könige aus Dio stammt. Dabei aber finden sich doch auch Wiederholungen aus Plutarch. Die großartige Scene der Hinrichtung der Söhne des Brutus ist eigentlich identisch mit der Darstellung im Publicola (Zonaras VII, c. 12, p. 333 D. 334, Plut. Publicola c. 6). Das erscheint jedoch mehr als Einschaltung. Bei dem ganzen Tenor des Textes liegt Dio zu Grunde.

Aus den neuerdings bekannt gewordenen Fragmenten Dios ergibt sich, daß man dessen Text schon in dem Auszug des Zonaras vor sich hatte. Ein Beispiel davon bietet die Erzählung von der Secession des Volkes. Auch die Angabe, die Ausgetretenen hätten das Land wie Feindesland behandelt, stammt aus Dio (Becker 17, 9, p. 16: τὴν τροφὴν ἐκ τῆς χώρας ὡσπερ ἐκ πολεμίας ἐλάμβανον. Zon. 339 C.: καὶ ἐκ τῆς χώρας ὡς πολεμίου τὰς τροφὰς ἐρανίζεσθαι).

Wenn Zonaras den Haß des Coriolan gegen das Volk daher leitet, daß derselbe sich vergebens um die Prätur bemüht habe, so hat er das fast wörtlich aus Dio genommen (Dio frgt. 18, 3, p. 17: ὁ αὐτὸς στρατηγῆσαι θελήσας καὶ μὴ τελεσθεὶς ἠγανάκτησε τῷ δήμῳ. Zon. 342 D.: οὐ πολλῶν δ' ὕστερον στρατηγῆσαι σπεύδων καὶ μὴ τυχὼν ἠγανάκτησε κατὰ τοῦ δήμου). Auch in der Geschichte des Decemvirats finden sich bei Zonaras Stellen, die sich in einem durch Zufall erhaltenen Fragment Dios wiederfinden, z. B. Zon. 347 C.: πάντα μέντοι ἀπλῶς καὶ τὰ ἐν τῷ ᾧσκει καὶ τὰ ἐν τοῖς στρατοπέδοις τετάρακτο κἀντεῦθεν στάσις αἰθρῆς συνηρέχθη. Dio frgt. 23, 3, p. 21: καὶ τὰ ἐν τοῖς στρατοπέδοις καὶ τὰ ἐν τῷ ᾧσκει ἐταράχθη. . . . κακ τούτου στάσις οὐ μικρὰ σφων συνηρέχθη. Wenn nun so von vielem Einzelnen nachgewiesen werden kann, daß es von Zonaras aus Dio herübergewonnen worden ist, so ist man zu dem Schlusse berechtigt, daß die ganze Erzählung, die damit zusammenhängt, aus Dio stammt. Wir haben in der That in der Geschichte des Zonaras einen Theil der verlorenen Bücher Dios vor uns. Die Erzählung des Zonaras gewinnt um so mehr an Werth und Autorität, je weniger sie von Dio abge-

wichen ist. Sie ist in der Hauptsache das Werk eines noch von altrömischen Geist durchdrungenen Staatsmanns und Historikers, dem Quellen zu Gebote standen, die jetzt verfielgt sind. Die mancherlei von anderen Ueberlieferungen abweichenden Nachrichten, die sich bei Zonaras finden, bekommen dadurch ein verdoppeltes Gewicht.

Gleich die Einleitung über die Ursachen zu dem punischen Kriege wird von Zonaras mit denselben Gedanken und Worten eröffnet, die sich bei Dio finden. Die ersten und letzten Worte sind dieselben, in der Mitte eine nicht zu verkennende Aehnlichkeit. Zon. 381 D.: *Σκήψεις δὲ τοῦ πολέμου ἐγένοντο Ῥωμαίοις μὲν ὅτι Καρχηδόνιοι τοῖς Ταραντίνοις ἐβοήθησαν, Καρχηδονίοις δὲ ὅτι φίλιαν Ῥωμαῖοι συνέθεντο τῷ Ἰέρωνι. Dio Better p. 45, frgt. 43: ὅτι αἰτίαι ἐγένοντο τῆς πρὸς ἀλλήλους διαφορᾶς τοῖς μὲν Ῥωμαίοις ὅτι Καρχηδόνιοι τοῖς Ταραντίνοις ἐβοήθησαν, τοῖς δὲ Καρχηδονίοις ὅτι Ῥωμαῖοι φίλιαν συνέθεντο τῷ Ἰέρωνι.*

Mehr aber als an den Betrachtungen ist an den That- sachen gelegen, und da ich nun in der Sache der Mamertiner auf die Erzählung des Zonaras besonderes Gewicht gelegt hatte, so war es mir erfreulich, in einem vaticanischen Fragment des Dio einen Theil jener Erzählung wörtlich wieder zu finden. Es betrifft die Anwesenheit des jüngeren Claudius in Messana, bei welcher er den Einwohnern die Versicherung gab: die Römer würden Messana wieder frei geben. Zon. 382 D.: *καὶ ἄλλα τε εἶπεν ἐπαγωγὰ, καὶ ὡς ἐπ' ἐλευθερώσει τῆς πόλεως ἦκει, καὶ ἐπειδὴν κατασταῖεν τὰ πράγματα ἀποπλεύσει. Dio frgt. 43, 5. p. 46: ἐλθὼν ἐς ἐκκλησίαν ἄλλα τε ἐπαγωγὰ εἶπε καὶ ὅτι ἐπ' ἐλευθερώσει τῆς πόλεως ἦκει· οὐ γὰρ δεῖσθαι τοὺς Ῥωμαίους Μεσσηνῆς οὐδὲν καὶ ὅτι εὐθὺς ἐπειδὴν τὰ πράγματα αὐτῶν ἀποστήσῃ ἀποπλευσεῖται. Niemand wird bezweifeln, daß auch die vorangegangene Erzählung aus Dio stammt.*

Auch die Verhandlung Hannos mit den Römern wird in den Fragmenten Dios ebenso referirt, wie wir sie aus Zonaras kennen. Wir sind dem Zonaras Dank dafür schuldig, daß er diesen Bericht ausführlich herübernahm. Noch heute würde man aus dem Fragment Dios den Zusammenhang nicht entnehmen können. Auch hier läßt übrigens Zonaras Manches weg, was ihm der eigenthümlichen Auffassung Dios anzugehören schien.

Bei Dio (frgt. 43, 11, p. 47) tritt die Ueberzeugung hervor, daß die Römer sich die feemännliche Geschicklichkeit der Karthager aneignen würden, diese aber niemals die Tapferkeit der Römer; eine Bemerkung, die Zonaras nicht wiederholt.

Auch das, was bei Dio sich über den Kampf mit den Karthagern findet (43, 12), wird erst verständlich, wenn man die Notizen vorausschickt, die Zonaras (384) aufbehalten hat.

Die Bemerkung, welche Dio bei der ersten Seeschlacht einflücht, daß die Unerfahrenheit zuweilen nützlicher sei, als die bedachtam gewordene Erfahrung, läßt Zonaras fallen, — wie er denn überhaupt die allgemeinen Betrachtungen seines Autors häufig übergeht. Die Erzählung aber, wie sich der besiegte Hannibal gegen die Karthager gerechtfertigt habe, nimmt er herüber. Er schreibt demselben, wie Dio, das Wort zu: *τῆς γὰρ γνώμης οὐ τῆς τυχῆς ἐτύχωνον κύριος*. Die Einübung der Ruderer auf dem Lande zum Seedienste, die bei Polybius stark betont wird, fehlt bei Zonaras, sodaß man schließen dürfte, auch Dio habe sie nicht gekannt.

Besonderen Werth legte ich auf die Erzählung des Zonaras von dem Feldzug des Regulus in Afrika. Gleich die ersten Worte, mit denen Zonaras die Wahl des Regulus und des Lucius Manlius ¹⁾ schildert, sind dieselben wie bei Dio: *ἔδειξετῆς προκοιθέντες*. Zonaras 390 A. Dio p. 49, frgt. 43, 20.

Die Erzählung des Zonaras, Hanno, der bei einer Sendung in das römische Lager in Gefahr gerieth, festgenommen zu werden, weil auch die Karthager etwas Aehnliches gethan, habe den Römern zugerufen; in einem solchen Fall würden sie nichts besser sein, als die Karthager; dieser Schmeichelei oder vielmehr Anerkennung der Vorzüge der Römer habe er seine Rettung zu verdanken — findet sich wörtlich ebenso in den Fragmenten bei Dio. Mit gutem Grund darf man annehmen, daß sich auch die folgenden Stellen über ein Schreiben des Regulus an den Senat bei Dio gefunden haben.

Ueber die Friedensverhandlungen folgt Zonaras dem Dio. Die Bemerkung, daß die Karthager in der Annahme derselben ihren Untergang gesehen, findet sich wörtlich bei Dio. Zonaras

1) Consuln im Jahre der Stadt 498, 256 vor unserer Aera.

391 A.: ὡς ἄλωσιν αὐτῶν ἀκριβῆ νομιζεσθαι τὰς σπονδὰς.
Dio p. 49, frgt. 43, 22: ἄλωσιν σφῶν ἀκριβῆ τὰς σπονδὰς
νομίσαντες ἔσεσθαι.

Um so auffallender ist, daß Zonaras die exorbitanten Bedingungen, die nach Dio Regulus gemacht haben soll, nicht annimmt. Diese Bedingungen enthalten ungefähr dasselbe, was die Römer erst nach dem zweiten punischen Kriege forderten. Es würde ein Zeugniß für die Umsicht des Zonaras sein, wenn er sie aus dieser Rücksicht nicht aufgenommen hätte. Bei Dio selbst erscheinen die Bedingungen eigentlich in zwei Reihen. Die erste enthält, daß die Karthager auf Sicilien und Sardinien Verzicht leisten und die gefangenen Römer ohne Lösegeld herausgeben, dagegen für die Ihrigen Lösegeld zahlen sollten. Sie sollten auch die Kriegskosten ersetzen und jährlich eine Summe an die Römer abtragen. Diese erste Reihe der Bedingungen läßt sich allenfalls verstehen. Sie wäre der natürliche Erfolg des Krieges, den man glücklich beendet zu haben glaubte, gewesen, und im Grunde rechtfertigen sie auch den Ausdruck bei Dio, mit welchem das Fragment schließt, und der von Zonaras übernommen ist, hinreichend: daß man die von Regulus gestellten Bedingungen in Karthago einer Einnahme gleichgeachtet habe. Besonders die Auslegung eines jährlichen Tributs mochte diese Auffassung hervorrufen. Zonaras erwähnt sie nicht im Einzelnen; er sagt nur, die Anforderungen der Römer seien viele und sehr drückende gewesen ¹⁾. Nun aber fügt das Fragment Dios die ungeheuerlichen Bedingungen hinzu, daß die Karthager ohne Bewilligung der Römer weder Krieg führen, noch Frieden schließen, und daß sie von allen ihren Schiffen nur ein einziges Kriegsschiff behalten, dabei aber doch mit dreißig Dreiruderern den Römern zu Hülfe kommen sollten, so oft es ihnen befohlen würde. Das sind ungefähr die nämlichen Verpflichtungen, welche den Karthagern nach ihrer großen

1) Den Anfang des Fragments hat er ebenfalls aus Dio herübergenommen; Zon. p. 391 A.: φοβηθέντες μὴ ἀλώσι διεκηρυξέσαντο πρὸς τὸν ὑπατον ὅπως ὁμολογίᾳ τινι ἐπιεικῆ ἀποπέμψαντες αὐτὸν τὸ παραντίκον δεινὸν ὑπεκφυγῶσιν. Dio: φοβηθέντες μὴ ἀλώσι διεκηρυξέσαντο πρὸς τὸν ὑπατον, ὅπως ὁμολογίᾳ τινι ἐπιεικῆ ἀποτρέψαντες αὐτὸν τὸ παραχρῆμα δεινὸν ὑπεκφυγῶσιν.

Niederlage im zweiten punischen Kriege auferlegt worden sein sollen; nicht allein sind sie nicht geringer, sondern noch stärker und überdies unverständlich. Wie die Sachen damals standen, hätte Regulus nichts Anderes erwarten dürfen, als daß sie mit Indignation verworfen werden würden. Nicht mit Unrecht hat man es ihm von jeher als großen Fehler angerechnet, daß er sie gestellt habe. Ist das nun aber wirklich geschehen? In dem Fragment sind die Worte *καὶ ἐκεῖνα αὐτοῦς ἐλόπει* sehr auffallend: denn von Trauer war doch eigentlich nicht die Rede, mehr von Aufregung. Genug, ich glaube, man ist zu der Vermuthung berechtigt, daß diese Worte erst nach der Hand von einem Ueberseher, der die Zeiten vermischte, dem Fragment Dios hinzugefügt worden sind und keinerlei historischen Werth haben. Regulus wird wenigstens von einem Theil der auf ihm lastenden Anklagen frei zu sprechen sein.

Eine andere Schwierigkeit bietet die Erzählung von der Heimkehr des Regulus und seiner Anwesenheit in Rom dar.

Die Erzählung Dios liegt in zwei verschiedenen Fassungen vor, von denen die erste altbekannte aus einem Urjinianischen Codex (Dio frgt. 43, 50, p. 26) stammende bei Zonaras zu Grunde liegt. Der größte Nachdruck wird darauf gelegt, daß sich Regulus fortwährend auch in Rom als in der Gewalt von Karthago befindlicher Ausländer betrachtet habe. Dies ist bei Zonaras 394 B. wörtlich wiederholt, bis Regulus im Senat Gehör findet. Damit bricht das Fragment ab. Wir können aber nicht zweifeln, daß der vollständige Text auch die Rathschläge enthielt, welche Regulus nach Zonaras hiebei gegeben hat. Manches, was bei Zonaras vorkommt, findet sich zwar nicht in dem angeführten Fragment, wird aber durch andere kleine Bruchstücke dem Dio vindicirt¹⁾. Das andere Fragment findet sich in der *Scriptorum veterum nova collectio* von Angelo Mai. Aber es gehört zu den Bruchstücken, die von anderen Forschern dem Dio abgesprochen worden sind; man kann sie vielleicht auch deshalb zu-

1) Dio Frgt. 43, 30: *οὐ πρότερον αὐτοῖς ἐπέισθη ὁ Ῥήγουλος πρὶν Καρχηδονίους οἱ ἐπιτρέψαι*. Zonaras p. 394 C.: *οὐ πρὶν ἐπέισθη πρὸ τοῦ ἐπιτραπῆναι παρὰ τῶν Καρχηδονίων*. Zonaras p. 395 A.: *τῆς ἐμμαντοῦ σωτηρίας τὸ κοινῇ συμφέρον προτίθημι*. Dio: *οὔτε πρὸς ἐμοῦ ἐστι πρόεσθαι τι τῶν κοινῇ συμφερόντων*.

rückweisen, weil sie mit Zonaras, der hier Dio copirt, nicht zu vereinigen sind. Diese Fassung ist besonders deshalb bemerkenswerth, weil bei der Abreise der Ausdruck: er habe Weib und Kind von sich gewiesen, vorkommt, was der Ode von Horaz zu Grunde liegt. Das Wesentliche an der Erzählung ist die Haltung des Regulus als Gefangener und doch als Römer.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß man in der Geschichte des Zonaras bis zur Katastrophe von Korinth und Karthago hin eine im Ganzen getreue Wiederholung der Erzählung des Dio Cassius vor sich hat und keinen Schritt thun darf, ohne dieselbe zu berücksichtigen.

2.

Von da wird Alles aber dadurch verändert, daß sich Zonaras auf seinem Eiland kein vollständiges Exemplar eines Dio verschaffen konnte. Er klagt darüber, ist aber außer Stande, die Lücke aus anderen Vorlagen auszufüllen. Er weiß nicht, ob die Fortsetzung des Werkes, dessen er sich bisher bedient hat, im Laufe der Zeit untergegangen ist oder ob es nur eine Nachlässigkeit derer ist, die er mit ihrer Herbeischaffung beauftragt hatte, wenn er derselben nicht habhaft werden kann. Wie er sagt, sah er sich hiedurch genöthigt, auf die Geschichte der Kaiser überzugehen, wohlverstanden jedoch mit einer Einleitung über die Verwandlung des demokratischen und aristokratischen Regiments in ein monarchisches.

Hiebei hat er von vornherein die Lebensbeschreibungen Plutarchs benutzt; was er über die Ermordung Cäsars beibringt, entnimmt er der Biographie Plutarchs und wiederholt Vieles, was der Auffassung Dios geradezu entgegenläuft. Dann aber finden wir bei Zonaras aufs Neue eine wörtliche Aufnahme der Erzählung Dios.

Ueber die Vorfälle nach der Ermordung heißt es bei Zonaras p. 492 C.: *οἱ παρόντες ἅπαντες ἐταράττοντο*, bei Dio XLIV, 21: *πάντες ὡς κινδυνεύοντες ἐταράττοντο*. Dio: *ἡγνόουν τοὺς σφαγίας καὶ τὴν διάνοιαν αὐτῶν*. Zonaras: *ἀγνοοῦντες τὴν τῶν σφαγίων διάνοιαν, καὶ ὡς αὐτίκα κινδυνεύοντες ἔφευγον καὶ τοὺς συναντιῶντας ἐξέπλησσον καὶ θρήνων τὴν πόλιν ἐπλήρουιν*.

Das Excerpt könnte doch hie und da eine Berücksichtigung verdienen; z. B. bei dem vielbesprochenen von Dio dem Octavian beigelegten Beinamen *Καίσιος* Dio XLV, 11; bei Zonaras wird das Wort in zwei aufgelöst, und heißt *καὶ Πίσιος* (494 B). Nach der Versicherung Pinders haben die Codices sämtlich *καὶ Πίσιος*¹⁾; so würde also auch bei Dio zu lesen sein; man würde annehmen dürfen, daß dem Octavian in seiner Zeit der Beiname Pius gegeben wurde, weil er den Tod seines Großheims rächte. Dio hätte die lateinische Form Pius beibehalten und dies könnte seine Abschreiber, die nur griechisch verstanden, in Verwirrung gebracht haben, sodaß sie aus beiden Worten einen *Καίσιος* machten.

Ueberhaupt aber muß man sich erinnern, daß der zusammenhängende Text Dios, den wir in unsern Ausgaben vor uns haben, doch keineswegs allenthalben die Urschrift des Autors repräsentirt.

Schon Reimarus²⁾ hat bemerkt, daß sich vom 55.—60. Buche Dios die Hand eines Epitomators zeige, vom 61.—80. sei Alles Epitome des Xiphilinus. Bei dieser Sage gewinnen die Abweichungen des von Zonaras wiedergegebenen Textes von dem recipirten doch wieder eine größere Bedeutung. Zuerst stößt mir die Bemerkung auf, daß die Erzählung des Zonaras, nach welcher das Testament des Augustus von Vestalinnen aufbewahrt war und Drusus dasselbe nach der Curie brachte (X, 38, p. 544 A.)³⁾, sich nicht bei Dio findet. Sie würde wichtiger sein, als die Bemerkung, die man im recipirten Text liest, daß das Testament nicht von einem Senator verlesen wurde, sondern von einem Freigelassenen⁴⁾, des Namens Polybius (XLV, 32; nach Xiphilinus bei Dindorf III, p. 210 ff.). Die Siegel wurden von denen anerkannt, von denen sie beigelegt waren, das Testament im Senat dann verlesen.

1) Er widerspricht ausdrücklich der Angabe von Ducange, daß sich in zwei codices: *Πίσιος* findet, eine Lesart, durch welche meine Vermuthung allerdings unterstützt werden würde.

2) praefatio § 15 (bei Sturz I, p. XLIV).

3) Sueton, Octavian c. 101: testamentum depositum apud se Vestales protulerunt. Tacitus, Ann. I, 8: testamentum inlatum per virgines.

4) Sueton, Tiberius c. 23: adlatum Augusti testamentum recitavit per libertum, vergl. Octavian c. 101.

Man kann gewiß nicht annehmen, daß Zonaras, der an den meisten Stellen excerptirt, das ihm unwesentlich Scheinende ausläßt, das Uebrige mit denselben Worten wiederholt, hier einen so überaus passenden Zusatz aus einem anderen Autor hinzugefügt habe, und geräth auf die Vermuthung, daß der Text des Dio, den er vor sich hatte, vollständiger war, als der in den Ausgaben Dios mitgetheilte.

Wir fällt auf, daß auch das berühmte Wort des Augustus darüber, wie er Rom gefunden und wie er es verlassen, bei Zonaras richtiger ausgedrückt wird: p. 543 D. *πηλίτην*, von Lehm, während es bei Dio LVI, 30 heißt *γηίνην*: von Erde. Aber ich stehe ab, die Vergleichung in dieser Weise fortzusetzen; ich will nur die Stellen berühren, durch welche die Erzählung der Thatfachen wesentlich verändert wird.

Zuerst ist das in der Geschichte des Caligula der Fall. Caligula hatte eben den Ptolemäus, Sohn des Juba, seiner Reichthümer wegen umbringen lassen. Der recipirte Text und Zonaras sind darüber gleichförmig (Dio LIX, 25, 1); die Erzählung von dem Muschelsuchen am Ocean, die im recipirten Text folgt, läßt Zonaras weg. An die Erwähnung jener Hinrichtung schließt Zonaras aber die Bemerkung an, daß diese Art zu verfahren, dem Cajus von allen Seiten Nachstellungen zuziehen mußte. Um denen auf die Spur zu kommen, erlaubt sich Caligula die größten Gewaltthaten. Namentlich unterwarf er zwei angesehene Männer, Cerealis und dessen Sohn, Sertus Papinius, der Tortur. Cerealis sagte kein Wort; aber sein Sohn, bewogen durch die guten Versicherungen des Cajus, der ihm erklärte, er möge einige Namen nennen, gleichviel ob wahr oder falsch, nannte einige Namen. Die Genannten wurden unter seinen Augen auf der Stelle hingerichtet¹⁾. Zonaras fährt fort, daß Cajus den Vater eines von denen, die auf diese Weise getödtet wurden,

1) Die Erzählung ist in Widerspruch mit Tacitus, der Annalen XVI, 17 vielmehr angiebt, daß Anicius Cerealis dem Cajus die Verschwörung verrathen habe und erst von Nero getödtet worden sei. Daß sie so, wie sie Zonaras hat, auch bei Dio vorkam, zeigt das Frgt. Vat., das — weniggleich indirekt — aus Dio stammt: ὁ Κεριάλιος παντελῶς οὐδὲν εἶπεν. Von Sertus Papinius berichtet Seneca, de ira III, 18, daß er auf Befehl des Cajus gefoltert worden sei.

genöthigt habe, der Vollstreckung des Urtheils an seinem Sohne beizuwohnen. Dieser habe gefragt, ob er nicht wenigstens die Augen bei diesem Schauspiel schließen dürfe, worauf ihn Caligula ebenfalls auf der Stelle umzubringen befohlen hat. Noch ehe dieser Befehl ausgeführt wird, erklärt er: er gehöre wirklich zu den Verschwörern und wolle diejenigen nennen, die einverstanden gewesen seien. Er nennt einige Namen, unter ihnen solche, welche im engsten Vertrauen des Kaisers waren und an seinen Gräueln Mitschuld hatten — darunter die *ἐπάροχοι*, das sind die beiden praefecti praetorio ¹⁾, und Callistus. Durch Nennung dieser Namen verscherzte er aber die Glaubwürdigkeit seiner Worte und wurde ebenfalls hingerichtet. — Zonaras berichtet dann weiter, daß Caligula die beiden Präfecten und Callistus berufen habe; in deren Mitte sei er getreten und habe gesagt: hier stehe er unbewaffnet; wollten sie ihn umbringen, so möchten sie das sogleich thun. Diese fallen ihm zu Füßen und bitten ihn, Dinge dieser Art nicht von ihnen zu glauben. Daß Cajus überzeugt worden, sagt Zonaras nicht. Im Gegentheil, er sagt, sie seien ihm von diesem Augenblick an verdächtig geworden; er habe dann bei dem Einen immer gegen den Anderen gesprochen und sie so dahin gebracht, ihn den Verräthern preis zu geben.

Von alle dem findet sich im recipirten Text nichts weiter, als die Anekdote von der Erlaubniß, die Augen zu schließen; was wir den Text Dios nennen, stellt sich somit als ein unvollständiger Auszug aus Dio dar ²⁾.

Bei dem nächsten Zusatz des Textes von Zonaras wird die Sache noch verwickelter. Zonaras hat aus Dio herübergenommen, daß Claudius Sklaven für frei erklärt hatte, weil die Herren

1) Vergl. Sueton, Caligula c. 56.

2) Zonaras nennt bei dieser Anekdote keinen Namen. Xiphilinus hat *Βιτέλλινος Κάσιος*, das Trgt. Vat. *Βάσος*. Die letztere Namensform scheint die richtige zu sein; Seneca (de ira III, 18), nennt einen Vitellienus Bassus unter den von Caligula Gefolterten und erwähnt zugleich dessen Vater, der kaiserlicher Procurator war. Auch die Erzählung über Protogenes (Dio c. 26, 1) wird durch die einleitenden Worte, die sich bei Zonaras (p. 557 D.) finden: *τῶν βουλευτῶν ὅτι μὴ κατεψηφίσαντο τινῶν πεμφυθῶν ὄντων* — verständlicher.

nicht gehörig für sie sorgten. Die Worte sind die nämlichen bei Zonaras und in dem recipirten Text: *ἐνομοθέτησε πάντας τοὺς ἐκ τοῦ τοιοῦτου περιγενομένους ἐλευθέρους εἶναι* Zon. 563 D. Dio LX, 29; dann werden bei Dio Nachrichten über Vespasian und Corbulo eingeflochten (c. 30), die bei Zonaras fehlen. Dieser knüpft an das oben Erzählte mit der Bemerkung an, daß in demselben Grade wie der Fürst gemäßigt, so die Freigelassenen übermüthiger sich betragen hätten. — Er nennt die drei Freigelassenen, die gewissermaßen die Gewalt theilten: Callistus, Narcissus und Pallas. In den folgenden Worten, die in einem peirescianischen Fragment erscheinen (bei Bekker c. 32, 2), wird nun behauptet, daß alle Geschäfte zwischen den Freigelassenen des Kaisers und der Messalina abgemacht worden seien. Dies Verhältniß sei dadurch gestört worden, daß Messalina einen derselben, des Namens Polybius, dem Kaiser verdächtig gemacht habe, so daß er umgebracht wurde. Die Worte beweisen, daß Zonaras nichts Anderes vor sich hatte, als ein Exemplar Dios, in welchem diese Stelle stand, die in den gewöhnlichen Texten weggelassen, aber in das peirescianische Excerpt aufgenommen wurde. Sowie dies aufhört, tritt eine Erzählung ein, welche im recipirten Text und bei Zonaras identisch ist: über die Heirath der Messalina mit dem Silius und deren Entdeckung.

Hierauf findet ein weiterer Unterschied zwischen den Texten statt. In dem recipirten Dio LX, 31, 6 wird die Schönheit der Agrippina gerühmt, die häufig um ihren Oheim gewesen sei und sich zärtlicher gezeigt habe, als einer Nichte zukomme, was bei Zonaras fehlt. Dieser hat dagegen, daß die Vermählung mit Agrippina durch die Freigelassenen veranlaßt worden sei: *σπουδῇ τῶν ἀπελευθέρων* (p. 564 C.). Diese nämlich fürchten, daß der Tod der Messalina, den sie verschuldet, durch deren Sohn Britannicus gerochen werden könnte; sie wählen Agrippina, weil diese bereits einen Sohn hatte, den aufwachsenden Domitianus, welcher sie vor dessen Rache schützen werde. Davon leitet auch Zonaras den Tod des Silanus her, von welchem in dem Fragmentum Peirescianum (LX, 31, 7) nur eine sehr unverständliche Meldung geschieht¹⁾.

1) Zonaras *ἄνδρα ἀγαθὸν . . . Ὀκταουίαν τὴν θυγατέρα αὐτοῦ*

Zonaras erzählt p. 564 D., daß Silanus eben deßhalb habe umkommen müssen, weil er mit der Tochter der Messalina, Octavia, bereits verlobt gewesen sei; der Sinn der Freigelassenen sei dahin gegangen, sie vielmehr mit dem Sohn der Agrippina zu vermählen. Die Worte des Fragments stimmen im Ganzen überein, haben aber eine Fassung, die wohl nur darauf beruht, daß sie zu einer Beispielsammlung gehörten.

Bei Zonaras ist Alles die Handlung der Freigelassenen. Sie sind mit Messalina einverstanden, solange bis diese einen von ihnen durch ihren Einfluß auf Claudius umbringen läßt. Um nicht auch selbst einer ähnlichen Gefahr zu unterliegen, bringen sie die abscheuliche Lascivität derselben dem Claudius zu Ohren und bewirken ihren Tod. Dafür fürchten sie die Rache der Kinder der Messalina; und, um vor diesen sicher zu sein, beschließen sie die Vermählung des Claudius mit Agrippina, die schon einen erwachsenen Sohn hat, der dann dem Britannicus als ἐγερτος ἐπὶ τῇ ἀρχῇ d. h. der nächstberechtigte zur Seite stehen werde. Domitius selbst soll sich mit Octavia vermählen, die dem Silanus bereits verlobt war, einem Manne, der bei Claudius in hohen Ehren stand und durch Octavia ihnen hätte gefährlich werden können.

Die Sache wird im Senat durch Vitellius eingeleitet, der demselben die Dringlichkeit einer Vermählung des Kaisers und zwar mit Agrippina vorstellt, worauf sich die Senatoren zu Claudius begeben und ihn nöthigen, die Heirath einzugehen (ἡνάγκασαν γῆμαι), wobei sie dann die Ehe eines Oheims mit seiner Nichte für gültig erklären.

Ueber die Gewalt, die der Agrippina zugefallen, trifft Zonaras wieder mit dem recipirten Dio wörtlich zusammen: τὸν Κλαύδιον ἐσφετεροῖσατο, δεινότητῃ οὔσα πράγμασι χοῖσθαι, Dio LX, 32, 1, Zonaras wörtlich so p. 565 A. Man kann nicht zweifeln, daß die Erzählung des Zonaras eben nur eine Wiederholung von der ist, die bei Dio ursprünglich vorkam.

Sie darf freilich darum nicht sogleich als wahr angenommen, aber auch nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Bei

. . . ἐγγεγυημένην τῷ Σιλανῷ; Fragmentum Peirescianum: ἀνὴρ ἀγαθός . . . τὴν θυγατέρα αὐτοῦ Ὀκταουλίαν ἐγγυήσασθαι.

Sueton wird ihrer nicht gedacht; da (c. 26) ist Alles die Handlung des Claudius, der Anfangs den Prätorianern erklärt hat, er werde sich nimmermehr wieder verheirathen, und gleich darauf doch, durch die Zärtlichkeiten der Agrippina hingerissen, dazu schreitet. Er habe selbst durch eine Mittelsperson den Senat veranlaßt, ihn gleichsam zu einer neuen Ehe zu zwingen, *subornavit proximo senatu, qui censeret, cogendum se ad ducendum eam uxorem*, c. 26.

Eine Wahrscheinlichkeit gegen die andere: die Erzählung Dios, wie sie bei Zonaras aufbehalten ist, ist ohne Zweifel die wahrscheinlichere. Daß Claudius erst den Prätorianern geschworen habe, sich niemals wieder zu verheirathen und gleich darauf, durch Agrippina verführt, den Senat veranlaßt habe, ihn zu einer neuen Vermählung gleichsam zu zwingen, streift an das Unglaubliche. Die Intrigue der drei Freigelassenen hat mehr innere Folgerichtigkeit.

Ich werde später auf das Verhältniß der Erzählung, die wir bei Zonaras finden, zu der taciteischen zurückkommen. Es ist, wenn ich nicht irre, für Tacitus sehr charakteristisch. Jetzt aber bleibe ich bei der Vergleichung der Erzählung des Zonaras mit dem recipirten Dio stehen.

In den nächsten Abschnitten aus Zonaras lesen wir einen Auszug aus Dio, der oft wörtlich übereinstimmt, bisweilen Einiges wegläßt, aber auch Manches hinzusetzt, was bei Dio fehlt, namentlich die Ernennung der Agrippina zur Augusta; bei Gelegenheit der Adoption hat er die Veränderung des Namens ihres Sohnes, Dio hat die Adoption allein (c. 33, 2).

Der Mord der Calpurnia durch die Eifersucht der Agrippina, den Zonaras p. 566 C. erzählt, fehlt bei Dio¹⁾. — Auch was Zonaras über die schlechte Behandlung, welche Britannicus erfuhr, der seines Lehrers beraubt und sogar verhindert wurde, seinen Vater zu sehen, mittheilt, fehlt in dem recipirten Text; es ist aber aus einem Fragmentum Peirescianum bekannt geworden (LX, 32, 6 ff.), zum neuen Beweise, daß Zonaras einen vollständigen Dio vor sich hatte²⁾.

1) Dagegen gedenkt der recipirte Text der Hinrichtung der Lollia, die bei Zonaras nicht erwähnt wird.

2) Zonaras und das Fragment stimmen wörtlich überein.

Der Zusammenhang der Erzählung bei Zonaras wird dadurch erhalten, daß er hinzufügt, Agrippina habe Alles vermocht, da sie Claudius beherrscht habe und mit Narcissus und Pallas enge verbunden gewesen sei; Callistus war nämlich in der Fülle seiner Macht bereits gestorben.

Bei Dio fehlen einige Sätze über Verjagung der Astrologen, die sich bei Zonaras finden; dann stimmen sie zusammen.

Noch wichtiger ist die Ergänzung des recipirten Textes, der wir bald darauf begegnen. Sogleich nach den gleichlautenden Worten: *τις σου εἶπεν ὅτι κρείσσον ἐξείναι νίχουμαι* (Zonaras p. 566 A., Dio c. 32, 8) folgt bei Zonaras eine sehr merkwürdige Stelle über den wachsenden Ehrgeiz der Agrippina.

Bei einer Krankheit, von der Claudius befallen wird, gelobt der junge Nero circensische Spiele für seine Genesung. Agrippina wünscht, daß Nero allein als der künftige Nachfolger betrachtet werde; von ihr ging das Gelübde aus. Sie veranlaßt einen Tumult beim Verkauf der Lebensmittel und bringt Claudius zu einem Erlasse an Senat und Volk, in welchem er sagt, wenn er sterben sollte, so würde Nero fähig sein, das Gemeinwesen zu verwalten (c. 11, p. 588).

Der Name Neros wurde hiedurch allgemein bekannt, und gelangte zu hohen Ehren; von Britannicus wußte man kaum, daß er lebe; die Schwiegermutter machte ihm den schlechten Ruf, er sei epileptisch. — Bei der Genesung des Claudius wurden die Spiele auf das Glänzendste gegeben und dann die Vermählung mit Octavia vollzogen: denn Nero wollte zeigen, daß er ein Mann sei (p. 566 C.). — Das Letzte steht ganz einfach bei Tacitus XII, 58. Die Worte Suetons (Nero 7)¹⁾ sind bei weitem weniger unterrichtend, als die bei Zonaras.

Im Excerpt des Zonaras bemerken wir noch manche andere Abweichungen. Dio hat wenigstens nicht so ausdrücklich, wie Zonaras sagt, daß Nero mit Hilfe der Agrippina auf den Thron gekommen sei (Zonaras p. 568 B. *τῆς Ἀγριππίνης σπουδῆ*) noch auch, daß unter Agrippinas Einfluß im Anfang

1) Nec multo post uxorem duxit Octaviam ediditque pro Claudii salute circenses et venationem; der circensischen Spiele gedenkt auch Tacitus, Ann. XII, 41.

der Regierung Alles käuflich gewesen sei (*καπηλεύουσα πάντα*)¹⁾; von Nero sagt er dagegen: *οὐ μικρόφρων ἦν, ἀλλὰ μᾶλλον ἀσωτερόμενος*, d. h. freigebig bis zur Niederlichkeit (p. 568 C.); das erste *μικρόφρων* hat auch Dio LXI, c. 5, 3, nicht auch das *μᾶλλον ἀσωτερόμενος*.

Mit diesem Gegensatz hängt bei Zonaras die weitere Entwicklung der Dinge genau zusammen. Ich werde auch auf diese Abweichung in dem Abschnitt über Tacitus zurückkommen. Sehr merkwürdig ist das Verhalten der beiden Dionischen Texte, von denen der recipirte zuweilen mit Tacitus übereinstimmt, wo der Auszug des Zonaras von demselben abweicht. Ich möchte das dadurch erklären, daß der recipirte Text später durch Zusätze erweitert wurde, während Zonaras sich an den hielt, der ihm vorlag. Ich will nun aber das Verhältniß derselben noch über Nero hinaus untersuchen. Vor Allem fällt ins Gewicht, daß Zonaras, der übrigens mit dem recipirten Dio übereinstimmt, doch einige Bemerkungen über die Regierungsweise Galbas einschleift, die wir eben nur aus ihm kennen lernen. Er zählt die Anordnungen und Maßregeln desselben auf: erstens Bestrafung der Delatoren oder Sykophanten und ihrer Helfershelfer, welche falsches Zeugniß ablegten²⁾; namentlich die Sklaven, welche gegen ihre Herren Etwas gethan oder gesagt hatten, überließ er diesen zur Bestrafung. Von dem ersten kommt bei dem recipirten Dio später etwas vor, nicht von dem zweiten, was doch eigentlich das Wichtigere wäre: denn dadurch würde das Recht der Herren an den Sklaven, das wichtigste Eigenthumsrecht jener Zeit, vollkommen anerkannt worden sein. Die von Nero gemachten Vergabungen an Geld und Besiß (*χορήματα καὶ κτήματα*) erklärte Galba für ungültig. Er rief die von Nero Exilirten aus der Verbannung zurück³⁾. Und was fast die Hauptsache ist: die

1) Worte, die in dem peirescianischen Fragment (bei Bekker c. 6, 5 p. 228) über den Tod des Junius Silanus vorkommen: *ἐκαπήλευσε πάντα*.

2) Man muß damit die Angaben bei Tacitus verbinden H. IV, 10: *Galbae principatu censuerant patres, ut accusatorum causae noscerentur*; und was er von der Anklage des Delators Marcellus Cyprius durch Helvidius Priscus berichtet.

3) Das wird auch von Tacitus erwähnt Hist. II, 92: *nobilium turba, quos ipsos liberosque patriae Galba reddiderat*.

sterblichen Ueberreste der von Nero getödteten Mitglieder des Augusteischen Hauses ließ er in das Grabdenkmal (*μνημείον*) des Augustus schaffen und stellte ihre ikonischen Statuen wieder her.

Schon Reimarus ist dieser Zusatz des Zonaras aufgefallen. Er ist in der That von Wichtigkeit: denn er bezeichnet die Reaction, die unter Galba eintrat, besser als Alles, was man sonst erzählt: Bestrafung der Delatoren und Sytophanten, Bestätigung des Eigenthumsrechts der Herren über die Sklaven, Rückgabe der vorgenommenen einseitigen Schenkungen und Anerkennung des cäsarischen Geschlechtes, das von Nero vertilgt worden war, durch ehrenvolle Bestattung. Die Texte Plutarchs und Suetons lauten an den recipirten Dio an; von dem, was Zonaras berichtet, sind sie ebensoweit entfernt, als dieser.

Das kritische Ergebniß würde sein, daß wir nur da gewiß sind, den echten Dio vor uns zu haben, wo die Auszüge des Zonaras und Xiphilinus übereinstimmen; wo sie von einander abweichen, ist Zonaras nach meinem Dafürhalten der Urschrift näher geblieben, als der recipirte Text.

Ich halte in der Vergleichung inne, um noch einige Bemerkungen über den Werth Dios überhaupt hinzuzufügen.

3.

In dem gesammten Werke Dios hatten vielleicht die letzten Bücher, in denen er von seiner eigenen Zeit Nachricht gab, den eigenthümlichsten Werth. In den Ueberresten derselben finden wir eingehende Nachrichten über Commodus, Septimius Severus, Caracalla, Elagabal und Alexander Severus, wie nur ein Zeitgenosse und Augenzeuge sie geben konnte. Aber sein Ehrgeiz ging doch dahin, die Gesamtgeschichte von Rom in ein Ganzes zusammenzufassen; und aus den Auszügen des Zonaras sahen wir schon, daß seine Erzählungen über die frühere Epoche ebenfalls die größte Aufmerksamkeit verdienen. Er selbst berührt einmal den Unterschied der Materialien aus der republikanischen Epoche und den Zeiten der Kaiser. In der ersten habe man alles, was geschah, an Senat und Volk referirt und aus diesen Relationen sei dann die Geschichte zusammengesetzt worden; unter den Kaisern dagegen seien Rathschläge und Ereignisse

verborgen gehalten worden; wenn aber Etwas zur öffentlichen Kunde gebracht wurde, so habe man geglaubt, es geschehe zu Gunsten der Kaiser; vieles, was vorkomme, namentlich in den Provinzen, bleibe unbekannt.

Für den Ausgang der Republik hat sein Wert insofern nicht geringen Werth, als er authentische Materialien benutzt haben wird.

Sehr beachtenswürdig scheint mir seine Erzählung über das Consulat Cäsars und die Begründung des ersten Triumvirats. Dio trifft in vieler Beziehung mit Plutarch zusammen, weicht aber dann doch wieder von ihm ab. Wenn bei Plutarch Cäsar durch den Widerstand des Senats gegen seine Gesetze genöthigt wird, sich wider seinen Willen auf die Seite des Volkes zu wenden, so geht bei Dio Alles regelmäßiger her. Cäsar hält für gut, bei der Volksversammlung, die er veranstaltet, auch Magistrate einzuberufen, unter ihnen den Consul Bibulus und einige andere von den vornehmsten Männern. Zuerst fragt er Bibulus, der sich im entgegengesetzten Sinne ausspricht, dann aber, ohne sich an andere Magistrate zu wenden, Crassus und Pompejus, von denen es nicht geradezu heißt, wie bei Plutarch: daß der eine zu seiner Rechten, der andere zu seiner Linken gestanden habe. Pompejus spricht ausführlich, indem er an die den Soldaten zu seiner Zeit und schon früher gemachten Versprechungen einer Länderaustheilung erinnert. Das Volk giebt hierüber seine Freude zu erkennen. Cäsar fragt Pompejus, ob er ihm gegen die Verfechter einer entgegengesetzten Meinung beistehen wolle. Auch das Volk bittet Pompejus, sich hierüber zu erklären. Darauf sagt nun Pompejus: *ὅτι ἂν τις τολμήσῃ ξίφος ἀνελέσθαι, καὶ ἐγὼ τὴν ἀσπίδα ἀναλήψομαι*: wenn Jemand das Schwert ziehen wird, werde ich den Schild dagegen erheben.

Bei Plutarch wird nun Frage und Antwort in einigen Worten geändert. Cäsar fordert Pompejus auf *βοηθεῖν πρὸς τοὺς ἐπίσταται μετὰ ξιφῶν ἀπειλοῦντας*. Pompejus antwortet: er werde, mit dem Schwerte und dem Schild gerüstet, erscheinen.

Die wesentliche Differenz liegt darin, daß Pompejus nach Plutarch mit Schwert und Schild gerüstet zu erscheinen verspricht; bei Dio aber bloß sagt, wenn Jemand das Schwert zücken wolle, dann werde er mit seinem Schild entgentreten.

Der Unterschied ist sehr gering, aber doch von Bedeutung. Pompejus verspricht nicht bei Dio, das Schwert gegen das Schwert zu ziehen, sondern das gezückte Schwert mit seinem Schild abzuwehren. Ich finde nur das Letzte charakteristisch und echt; das Erste ist in das Allgemeine und minder Bedeutende gezogen, wie es die ganze Darstellung des Plutarch an dieser Stelle ist. Dio ist unterrichtender im Ganzen und zuverlässiger im Einzelnen.

Ohne Zweifel besaß Dio über diese Epoche gute Informationen; ich bemerkte z. B., daß er über die Gesetze des Clodius mit Asconius in den Scholien zu Cicero fast wörtlich übereinstimmt. Asconius in Pis. 9: ne quis per eos dies, quibus cum populo agi liceret, de caelo servaret. Dio XXXIII, 13: μηδένα τῶν ἀρχόντων ἐν ταῖς ἡμέραις, ἐν αἷς ψηφισοῦναι τὸν δῆμον ἀναγκαστῶν εἶη τὰ ἐκ τοῦ οὐρανοῦ πατατρηεῖν. Nicht gerade in dieser, aber in anderen Stellen ist die Uebereinstimmung Dios mit Asconius bereits nachgewiesen worden; sie ist hie und da eine sehr auffallende z. B. Dio XXXVI, 22 — Asconius in argum. Orat. pro Cornelio (Orell. V, 2, p. 57). Auch dort finden sich aber Abweichungen, welche eine selbständige Auffassung des Dio bekunden: darüber, daß nach dem Vorschlag des Cornelius Niemand ein Amt erhalten solle, als durch das Volk, ist er klarer, als Asconius. Nichts wäre wichtiger, als wenn man nachweisen könnte, daß Dio aus den verloren gegangenen Schriften des Sallust oder Livius geschöpft hätte; sehr wahrscheinlich ist es an sich, und man hat Stellen gefunden, in welchen Dio mit den Fragmenten der Historien des Sallust oder auch des Livius beinahe wörtlich übereinstimmt. Auf der anderen Seite ergibt sich aber auch wieder, daß Dio im Allgemeinen von Sallust nicht abhängig war, und in der Erzählung der catilinarischen Verschwörung einige Irrthümer vermieden hat, die Sallust begangen hat. Ich beziehe mich hier auf die Arbeit von Roger Wilmans: de fontibus et auctoritate Dionis Cassii, p. 6 ff., welche Gründlichkeit und Vorsicht verbindet. Ich widme dem trefflichen Manne hier ein Wort des Andenkens; er stand mir in seiner Jugend nahe und hat sich in seinem ganzen Leben eifrig in seinem archivalischen Amt erwiesen und die historische Forschung nie aus den Augen verloren. Ich ver-

danke ihm die Nachweisung, daß die Nachricht Dios von dem Tode Ciceros mit einem bei dem Rhetor Seneca aufbehaltenen Fragmente des Livius übereinstimmt (Wilman's p. 17). Auch andere Stellen mögen aneinander anlauten; mir selbst ist eine solche bei der Vergleichung der über die Schlacht von Carrhä auf uns gekommenen Nachrichten aufgestoßen. Es ist wohl der Mühe werth, hiebei einen Moment zu verweilen.

Den ausführlichsten Bericht über die Schlacht finden wir bei Plutarch; er ist glänzend und hat hie und da eine prächtige Anschaulichkeit. Dio folgt einer ähnlichen Erzählung, bei der die plutarchische sogar noch erweitert wird. Dem arabischen Häuptling, der die Richtung des Marsches hervorrief, die den Römern verderblich wurde, schreibt Dio zu, daß er dann an der Spitze der Araber erschienen sei, was man bei Plutarch nicht liest. Ueber die fernere Schlacht hat er jedoch wieder sehr abweichende Nachrichten.

Von Plutarch unterscheidet er sich dadurch, daß er den Parthern bei ihrem Angriff die Araber und Osrhoener hinzujügt; grade durch den Angriff der Parther auf der einen, der Osrhoener auf der anderen Seite sei das Unglück des Crassus herbeigeführt worden. Wenn es dann Plutarch der Großmuth der Parther zuschreibt, daß sie den Kampf in der Nacht nicht unternehmen, so verdient doch Dio mehr Glauben, wenn er versichert, die Sitte der Parther sei es überhaupt nicht, bei Nacht zu schlagen. Sehr abenteuerlich ist bei Plutarch das Ende des Crassus. Nach ihm fordert der feindliche Heerführer Crassus zu einer Zusammenkunft auf, um den Frieden zu schließen, jedoch nur in sehr allgemeinen Ausdrücken. Von seinen Truppen, welche allen Muth verloren haben, gedrängt, giebt sich Crassus dazu her, ohne daß man auch nur die Zahl der Begleiter der beiden Feldherren bestimmt hätte. Hier wird ihm nun ein Pferd vorgeführt, begleitet von einigen Trabanten, die dem Crassus helfen, dasselbe zu besteigen. Daß er sich dagegen zur Wehr gesetzt, wird nicht gesagt. Aber dann treiben die Trabanten das Pferd an; die beiden Römer, welche Crassus begleiten, suchen sie aufzuhalten; hiebei kommt es zu einem Handgemenge, in welchem Crassus getödtet wird. Plutarch weiß genau, daß es durch einen Parther geschehen ist.

Bei Dio erscheint die Sache etwas begreiflicher. Crassus will den Weg nach Armenien einschlagen, was seinen Truppen, welche den Marjch im Gebirge und die Nähe der Parther fürchten, nicht sehr angenehm ist. Indem bietet ihm der parthische Führer Frieden auf die Bedingung an, daß er auf das Gebiet jenseit des Euphrat Verzicht leiste. Darüber soll in einer Zusammenkunft beschloffen werden, für welche die Zahl der Begleiter allerdings vorher ausgemacht ist. Auch Dio erzählt von dem Pferde, das der parthische Feldherr dem römischen entgegengebracht habe, damit er eher zu dem Zwiegespräch komme. Da Crassus zögert, es zu besteigen, wird er von den Barbaren mit Gewalt dazu genöthigt. *Καὶ οὕτω διαμέλλοντα τὸν Κράσσον καὶ βουλευόμενον ὅ τι ποιήσει, συναρπάσωντες οἱ βάρβαροι βίᾳ ἐπὶ τὸν ἵππον ἀνέβαλον.* XL, 27. Die Begleiter wollen das nicht dulden; hierüber kommt es zu einem Handgemenge, in welchem die Parther, die noch anderweite Hülfe haben, die Oberhand behalten. Es wird zweifelhaft gelassen, ob Crassus von einem Feinde erlegt worden oder von einem Römer, der ihn nicht lebendig in die Hände der Feinde wollte kommen lassen: *καὶ οἱ τε ὕλλοι ἔπεσον καὶ ὁ Κράσσος εἶτ' οὖν ἐπὶ τῶν σφετέρων τινός, ὅπως μὴ ζῶσσηθῆ, εἴτε καὶ ἐπὶ τῶν πολεμίων, ἐπειδὴ κακῶς ἐτέρωτο, ἐσφάγη.* Wahrscheinlich hat auch Livius so erfahren: *evocatus in conloquium ab hostibus, velut de pace acturis, quorum dux erat Surenas, comprehensus, et ne quid vivus pateretur, repugnans interfectus est* 1). Ueberhaupt habe ich den Eindruck, daß die Erzählung Dios aus einer römischen Quelle stammt. Die Erzählung Plutarchs mit ihren roman-tischen Particularitäten läßt dagegen vermuthen, daß sie von einem Griechen, etwa aus Seleucia herrührte, wo dann die Verispottung eines römischen Triumphes erfolgt, die auch eine sehr eigenthümliche Lokalfarbe trägt.

1) Eine ziemlich dunkle epitomatorische Darstellung, in welcher aber die Worte: *ne quid vivus pateretur repugnans interfectus est* so erklärt werden müssen, daß Crassus, der widerstrebte, sich festhalten zu lassen, von den Römern, die nicht wollten, daß er lebendig von den Feinden mißhandelt würde, getödtet wurde. Dio schwankt zwischen der Annahme des Plutarch und der Adoption der livianischen Erzählung, welche letztere ihm doch wahrscheinlich ausführlicher und deutlicher vorlag.

Dabei kann man aber nicht mit Bestimmtheit sagen, daß Dio eben dem Livius gefolgt sei. Seine Einmischung der Parther und Osrhoener deutet doch mehr auf eine seinen Zeiten naheliegende Tradition, als auf die directe Benützung des in der Epitome zu Grunde liegenden livianischen Textes. Eher möchte Livius bei Florus zu Grunde liegen, dessen Schilderung der Schlacht überhaupt die deutlichste und wenigst ausgeschmückte von allen ist (I, 46 = III, 11).¹⁾ Sie würde von doppeltem Werthe sein, wenn man voraussetzen könnte, daß sie aus einem der letzten Bücher des Livius entnommen sei.

Dio hat in den folgenden Zeiten die Commentarien des Agrippa und besonders die des Augustus benützt²⁾. Bei der Erwähnung eines vermeintlichen Kometen, dessen Dio beim Jahr 710 d. St. gedenkt, hat er ohne Zweifel die Commentarien des Augustus, aus welchen die bezügliche Stelle von Plinius (H. II, 17, 94) aufbewahrt worden ist, vor Augen gehabt: Augustus sagt, ein Gestirn sei am nördlichen Himmel erschienen, von dem das Volk gemeint habe, es sei der unter die Götter versetzte Geist des Cäsar, worauf er beschlossen habe, der Bildsäule des Cäsar, die er damals errichtete, einen Stern hinzuzufügen. Dio (XLV, 7) fügt noch einige nähere Bestimmungen hinzu, daß Viele das Gestirn für einen Kometen erklärt haben, der nicht mehr bedeute, als ein anderer; er bezeichnet die Himmelsrichtung, in welcher derselbe erschien, bestimmter und giebt den Ort der Aufstellung der Statue genauer an, als es in jenen Commentarien geschah. Auch an anderen Stellen stimmt Dio mit dem überein, was in anderen Autoren als aus den Commentarien des Augustus geschöpft gemeldet wird. Er war gewohnt, die wichtigsten Schriften, die er vorfand, zu Rathe zu ziehen. Daraus kann man aber doch nicht folgern, daß die Dokumente, die er herbeizieht und einflücht, auch eben echt seien. Ich kann mich nicht überreden, daß jene Rathschläge,

1) Der Text des Florus ist an der Stelle, in welcher der Tod des Crassus erwähnt wird, lückenhaft überliefert. Zur Ergänzung dient die Fassung bei Sertus Rufus c. 17: ipse Crassus, cum ad colloquium sollicitatus, vivus paene capi potuisset, repugnantibus tribunis evaserat; et dum fugam petit, occisus est.

2) Wilman's p. 20 ff.

welche Agrippa und Mäcenäs über die Einführung einer Monarchie oder die Beibehaltung der Republik gegeben haben sollen, echt seien. Denn eine solche Frage lag überhaupt nicht vor; nur von der Erhaltung des Principats, welches auf die Siege begründet war, konnte die Rede sein — von einer Einrichtung, die weder Republik noch Monarchie, sondern Mischung von Beiden war. Was Dio darüber beibringt, verräth den Geist der späteren Epoche, wo das Princip der Alleinherrschaft schon feste Wurzeln geschlagen hatte; wahrscheinlich haben wir hier eine politisch-philosophische Fiction aus späterer Zeit vor uns.

Daß Dio sich der Aufnahme von Actenstücken zweifelhaften Ursprungs überhaupt nicht enthielt, beweist sein Bericht über die Berathschlagungen, die unter auffallenden Wunderzeichen zu Anfang des Jahres 711 über den bevorstehenden Krieg gegen Antonius gepflogen wurden und bei welchen er Cicero reden und diesem durch den Consular Quintus Fufius Calenus antworten läßt. Die beiden Reden sind nun ohne Zweifel erdichtet; die erste ist ein Cento aus den philippischen Reden; woher aber stammt die zweite? Büdinger hat in der lesenswerthen Abhandlung der Wiener Akademie 1881: Cicero und der Patriciat p. 235 mit vollem Recht angenommen, daß sie aus einer Art von Flugschrift herrühre, die zum Schimpfe Ciceros und vielleicht zur Beschönigung seiner Ermordung dienen sollte. Darin kann man mit Büdinger übereinstimmen. Wenn nun aber der gelehrte Forscher weiter annimmt, der Verfasser des Werkchens sei Asinius Pollio gewesen, so möchte ich von meinem Standpunkt aus dagegen einwenden, daß Appian, der Asinius Pollio vor Augen hatte, über jene Berathung eine ganz andere Auskunft giebt, als die, welche bei Dio zu Grunde liegt.

Mit größerem Rechte, wie mir scheint, hat Wilmans einen Theil der Rede des Calenus aus der Pseudo-Sallustianischen Declamatio in Ciceronem hergeleitet; er führt eine Reihe von Stellen an, in welchen der Text Dios mit dem Pseudo-Sallust übereinstimmt. Auf diese Untersuchung aber kommt es nicht an, sondern darauf, daß Dio Reden in seine Arbeit aufgenommen hat, welche niemals gehalten worden sind; als kritischen Geschichtschreiber hat er sich dabei nicht gezeigt. Dieser Fehlgriß kann uns aber nicht hindern, seine Darstellung der Thatsachen

übrigens der größten Aufmerksamkeit zu würdigen. Grade das möchte für ihre Zuverlässigkeit sprechen, daß Dio seine Materialien, wie er sie fand, aufnahm. Ich werde in der Untersuchung über Tacitus darauf zurückkommen.

Hier bemerke ich nur, daß wir ihn für den Zusammenhang der Geschichte nicht entbehren können. Wo Tacitus fehlt, treten die Nachrichten ein, die sich bei Dio finden. Man braucht sich nur zu erinnern, daß über die Katastrophe Sejans, welche bei Tacitus ausgefallen ist, die Erzählung Dios — denn auch Sueton ist hier sehr ungenügend — die einzige Quelle unserer Kenntniß des Faktums bildet.

An manchen Stellen legt Dio ein bemerkenswerthes schriftstellerisches Talent an den Tag. Die Zeichnung von Tiberius hat feine und scharfe Züge, die Schilderung Neros, z. B. bei der Festlichkeit, womit er sein zuerst abgeschrittenes Barthaar feierte, ist eine Groteske mit treffender Färbung, die einem satirischen Schauspieler Ehre machen würde. Die Beschreibung des Brandes von Rom ist in den Einzelheiten aus dem gemeinen Leben gegriffen. Nero erscheint dabei nicht ohne eine Mischung des Großartigen mit dem Lächerlichen.

Bei dem ersten Blick erkennt man, daß Dio hier und da Sueton vor Augen hatte: das Wunder bei der Geburt Neros, die Aeußerungen seines Vaters über das Kind, das von ihm und Agrippina zu erwarten sei, auch die Verehrung, welche er Anfangs seiner Mutter bewies, mit der er zuweilen in einer und derselben Sänfte einherfuhr, und einiges Aehnliche wird von Dio beinahe wörtlich so wiederholt, wie es bei Sueton erzählt ist.

Sueton Nero c. 25: Sed et Romam eo curru, quo Augustus olim triumphaverat, et in veste purpurea distinctaque stellis aureis chlamyde, coronamque capite gerens Olympiacam, dextra manu Pythiam, praeunte pompa ceterarum cum titulis, ubi et quos, quo cantionum quoque fabularum argumento vicisset: sequentibus currum ovantium ritu plausoribus, Augustianos militesque se triumphus ejus clamitantibus.

Dio Cassius LXIII, c. 20: Καὶ ἐσεφοίτησαν πρῶτοι μὲν οἱ τοὺς στεφάνους, οὓς ἀνήροτο, κομίζοντες, καὶ μετ' αὐτοὺς, ἕτεροι συνιδία τε ἐπὶ δοροῶτων ἀνατείνοντες, ἕφ' οἷς ἐπετέρουαπτο

τό τε ὄνομα τοῦ ἀγῶνος καὶ τὸ εἶδος τοῦ ἀγωνίσματος, ὅτι τε Νέρων Καῖσαρ πρῶτος πάντων τῶν ἀπὸ τοῦ αἵματος Ῥωμαίων ἐνίκησεν αὐτὸ. ἔπειτα αὐτὸς ἐξ ἄρματος ἐπιρικίου, ἐν ᾧ ποτε ὁ Ἀβγυστος τὰ πολλὰ ἐκεῖνα νικητήρια ἐπετόμει, ἀλουργίδα χρυσόπαστον ἔχων καὶ κότινον ἐστεφανωμένος, τὴν Πυθικὴν δάφνην προτείων.

Es läßt sich nicht behaupten, daß Dio den Text des Sueton auch nur an einzelnen Stellen abgeschrieben habe; er wiederholt dieselben Thatfachen in anlautender, aber doch wieder abweichender Form, so über Acte und Sporus. Ueber die Scheußlichkeiten des Umgangs mit der Mutter ist Sueton in seiner Art fast noch gröber und abstoßender als Dio. Ueber den Tod ist Dio ausführlicher. Was aber dann Sueton mit einigem Zweifel weitererzählt, behauptet Dio als Thatfache. Im Allgemeinen ist Sueton unterrichtender, Dio geistvoller. Auch in den folgenden Abschnitten werde ich Dios, der sie alle umfaßt, noch weiter zu gedenken haben.

VIII. Vellejus Paterculus. Die Varusschlacht.

Um die Erhaltung der lateinischen Literatur haben sich doch die deutschen Klosterinstitute sehr verdient gemacht. Dem Kloster von Corvey verdanken wir die einzige Handschrift des wichtigsten Theiles der Annalen von Tacitus; in dem Kloster Murbach, dessen Stiftung in die merovingischen Zeiten zurückreicht, entdeckte Beatus Rhenanus, der unter den Humanisten seiner Zeit sich einen Namen erworben hat, die einzige Handschrift des Vellejus Paterculus, welche sich überhaupt vorgefunden hat. Es war im Jahre 1515; fünf Jahre darauf ist das Buch in der durch Erasmus so berühmt gewordenen Druckerei Froben in Basel erschienen. Aus einem Briefe des Herausgebers ersieht man, daß er mit dem Drucke nicht eben zufrieden war. Die Handschrift war sehr fehlerhaft; er hat sie selbst copirt; aber er glaubte Grund zu haben, sich über die Willkürlichkeiten, die bei dem Abdruck vorgekommen seien, zu beklagen. Dennoch wurde das Buch von den Zeitgenossen als ein glücklicher Fund begrüßt; es ist damals zu hoch angeschlagen, später unterschätzt worden.

Vellejus Paterculus hat sein Werk, das den Titel: *Historia Romana* führt, dem Marcus Vinicius, einem Mann von Rang, der mit dem Augusteischen Hause in Familienverbindung getreten war, während des Consulats desselben, das in das Jahr 783 d. St., 30 u. Ae. fällt, gewidmet. Man geräth in Verlegenheit, wenn man bei Vellejus (II, 36, 1) liest, das Jahr der Geburt des Augustus liege 82 Jahre vor der Zeit, in der er schreibe. Aber das beruht wohl auf der Incorrectheit des Textes; und man ist berechtigt, 92 statt 82 zu lesen¹⁾.

1) Der Vorschlag bei Krüz (p. 222 seiner Ausgabe): 90 statt 82 zu lesen, ist mir nicht recht verständlich geworden.

Das Buch ist ein zufällig erhaltenes Ueberbleibsel aus den Zeiten des Kaisers Tiberius, welchem der Verfasser, keineswegs ein Gelehrter, sehr nahe stand. Er erzählt selbst von dem engen Verhältniß, in welchem sein Großvater zu dem Vater des Kaisers, Tiberius Nero, gestanden habe; aus Mißvergüngen darüber, daß Tiberius flüchtig werden mußte, ohne daß er ihn hätte begleiten können, habe sich derselbe das Leben genommen (II, 76). Der Umschwung der Verhältnisse brachte es so mit sich, daß diese Familie dann um so mehr der Protection des Augusteischen Hauses sich erfreute. Wir finden den jungen Paterculus in Verbindung mit dem Enkel des Augustus aus der Ehe seiner Tochter mit Agrippa, Cajus Cäsar, in Asien. Er hat einer Zusammenkunft desselben mit einem König der Parther auf einer Insel des Euphrat beigewohnt. Er hatte Kriegsdienste genommen und war damals bereits tribunus militum. Nach dem Tode der beiden Söhne der Julia und der Adoption des Tiberius ging er in dessen Dienste über und begleitete denselben auf seinen Feldzügen in Germanien. Er war Reiteroberst, praefectus equitum, erhielt aber bald ein unabhängiges Commando als Legat (II, 104, 3). Die Feldzüge wurden durch einen kurzen Aufenthalt in Rom unterbrochen, bei dem Vellejus die Quästur erlangte. Dann führte er Tiberius jene Hülfsvölker nach Pannonien zu, durch welche die Ueberwältigung dieser Provinz vollendet worden ist. Er gedenkt der Beweise von Vertraulichkeit und Güte, die er von Tiberius, den er höchlich verehrte, empfangen habe. Auch seinen Bruder erwähnt er ein paar Mal, der in ähnlichen Verhältnissen wie er selbst zu Tiberius stand. Sie wohnten dem Triumph des Tiberius im Jahre 12 unserer Aera bei und gelangten darauf bei dem Uebergang der Regierung von Augustus auf Tiberius zur Prätur (c. 124). Von dieser Zeit an scheint Vellejus in Rom geblieben zu sein. So viel von den Lebensumständen dieses Autors, die wir durch ihn selbst kennen lernen. Schon diese Einflechtungen persönlicher Verhältnisse beweisen, daß wir es in seinem Buche fast mehr mit Denkwürdigkeiten als mit eigentlicher Geschichte zu thun haben.

Vellejus verweist zuweilen auf eine ausführlichere Behandlung seines Stoffes, die er noch vornehmen werde. Von der vorliegenden Fassung verschweigt er nicht, daß er sie in Gile

vollendet habe. Damit wird es zusammenhängen, daß Vellejus weniger Fleiß auf Ausdruck und Composition gewendet hat, als andere klassische Autoren. Namentlich ist er mit Sallust, den er doch sonst nachahmt, in dieser Hinsicht nicht zu vergleichen, was dann wieder die Folge gehabt haben wird, daß er weniger gelesen wurde und bei den Grammatikern keine Beachtung fand. Nur ein einziger, Priscian, und dann noch ein Scholiast zu Lucan haben ihn erwähnt. Wenn man das kleine Buch zur Hand nimmt, so lehrt der Augenschein, daß Vellejus Materialien, die ihm bereits vorlagen, darin zusammenstellte. Wir finden Bemerkungen über die griechische Literatur, dann Angaben über den Fortgang der römischen Colonisation (I, c. 14 u. 16). Bei der Geburt des Augustus wird eine Uebersicht der bedeutendsten literarischen Celebritäten des Augusteischen Zeitalters (II, 76), bei dem Zuge des Pompejus gegen Mithridates (II, 37 ff.) eine Aufzählung der römischen Provinzen bis in die Zeiten des Tiberius eingeschaltet. Er erklärt diese Zusammenstellung mit der Bemerkung, daß sich Manches besser im Zusammenhang fassen lasse, als wenn es in die Zeitbegebenheit verflochten werde. Aber auch in dem Laufe seiner eigentlichen Erzählung legt er Sinn und Talent für eine zusammenfassende Darstellung an den Tag.

Die republikanischen Zeiten sieht er, wenn ich nicht irre, aus dem Standpunkt an, welchen die Regierung des Tiberius an die Hand gab. Da beruhte aber Alles darauf, daß der oberste Gewalthaber keinen Widerstand bei dem Senat fand und diesen wiederum in seiner äußeren Machtstellung schonte. Aus diesem Gesichtspunkte hat Vellejus das Verhalten der früheren Oberhäupter gewürdigt, deren Bestrebungen er nicht durchaus verwirft, aber deshalb mißbilligt, weil sie von dem Senat abtrünnig geworden seien.

Der ältere Gracchus setzt sich nach seiner Auffassung nur darum dem Senat entgegen, weil derselbe die von ihm und Mancinus getroffene Abkunft verworfen habe (II, c. 2: *vir alioqui vita innocentissimus — proposito sanctissimus — de-scivit a bonis*).

In der Sache des Livius Drusus giebt er eigentlich alle Schuld dem Senat, der die guten Absichten desselben nicht erkannt und ihn auch im Streit mit seinen Collegen zurück-

gefezt hat, so daß derselbe endlich abgefallen und zu der Sache der Italiker übergangen sei. (*Tum conversus Drusi animus, quando bene coepta male cedebant, ad dandam civitatem Italiae c. 14*). Seine Ansicht ist, daß so ausgezeichnete Männer wie *Tiberius Gracchus* und *Livius Drusus*, von dem Senat schlecht behandelt, sich auf die populäre Seite gewendet und dadurch ihren Untergang herbeigeführt haben.

Ebenso wird auch bei *Sulpicius* Alles daher geleitet, daß er mit seinen vernünftigen und gemäßigten Vorschlägen nicht habe durchbringen können und sich deshalb zu den wildesten Unternehmungen habe fortreißen lassen (*cum . . . bene consulta ei male cederent, subito pravus et praeceps c. 18*).

Von *Cajus Marius*, den *Bellejus* sonst mit den Worten bezeichnet, er sei *bello optimus, pace pessimus* gewesen, rühmt er doch seine strenge Haltung gegen *Saturnin* und *Glaucia*, deren Niederwerfung er ihm unbedingt und allein zuschreibt, sogar die Vernichtung derselben in der *Curia Hostilia*. Des Senats gedenkt er hiebei gar nicht einmal. Es war die Ansicht über das damalige Verhalten des *Marius*, welche *Augustus* in dem *Elogium* ausgesprochen hatte. Dem *Bellejus* ist die Unruhe an und für sich verhaßt.

Insofern hat auch *Sulla* den Beifall des Autors, als er die Unruhen dämpft, nicht jedoch in seiner späteren Verwaltung. Er habe vor seinem Siege nicht genug gelobt, nach seinem Siege nicht genug getadelt werden können: denn der bereits beendigte Bürgerkrieg sei in Folge der Grausamkeiten, mit denen *Sulla* die von ihm erneuerte Dictatur ausübte, wieder ausgebrochen. *Primus ille et utinam ultimus exemplum proscriptionis invenit!* (II, 28.)

Von historischer Bedeutung sind diese Bemerkungen überhaupt nicht; man hat Reflexionen vor sich, wie sie von Anhängern des Principats in den späteren Zeiten des *Augustus* und den ersten des *Tiberius* im Gespräch gemacht worden sein werden.

Dabei aber zeigt *Bellejus* doch nicht allein Geist, sondern auch genauere Kunde; selbst für die Erforschung der Thatfachen hat er hie und da einen nicht zu unterschätzenden Werth. Ich will ein paar Fälle anführen, in denen die näheren Umstände

der Begebenheiten bei Vellejus besser erhalten sind, als bei anderen Autoren, die denselben Stoff behandelt haben.

Das Abenteuer, das Marius in Minturnä bestand, schildert er mit eigenthümlichen Zügen — den Versteck in den Sümpfen, das schmutzige Aussehen, in dem er aus demselben gezogen wird, den Schreck, den er einflößt durch seinen bloßen Anblick.

Unter den späteren Autoren findet sich diese Auffassung besonders bei Orosius (V, 19): *ignominiose protractus turpi spectaculo*. Wenn Vellejus den zum Mord Abgeschickten ausdrücklich als Germanen bezeichnet, der im cimbrischen Krieg in die Hände des Marius gefallen sei, so verdient das vielleicht auch deshalb Beachtung, weil Vellejus in seinen Kriegszügen die Germanen kennen gelernt hatte. Orosius hat nur: *percussor, Livius* (epit. 77) nennt den Abgeschickten einen Gallier. Uebrigens läßt er sich mit Vellejus vereinigen.

Appian, *bell. civ.* I, 61 folgt überhaupt einer anderen Tradition. Er weiß nichts von den Sümpfen: er läßt Marius allein, ohne Begleitung, nach Minturnä kommen, wo dann die Einwohner im Zweifel sind, was sie thun sollen. Sie schicken *Γαλάτην ἄνδρα ἐπιδημοῦντα*, der schon vor den leuchtenden Augen des Marius erschrickt und dem dann Marius die Worte juruft: *ὄ τολμᾶς κτεῖναι Γάϊον Μάριον;*

Plutarch hat eine weitläufige Erzählung über mancherlei Abenteuer, die Marius bestehen muß, bis er in einem Sumpfgelände bei Minturnä auf einen Alten stößt, der ihn im Sumpfe verbirgt. Die vorangegangenen Abenteuer sollen wohl nur dazu dienen, zu erklären, daß Marius allein in die Hände seiner Feinde geräth, während die Anderen sich retten; sehr wahrscheinlich ist es nicht, daß — wie Plutarch erzählt — die Schiffer, die den Marius anfangs in ihr Fahrzeug aufgenommen und dadurch gerettet haben, sich dann eines Anderen besinnen und ihn ans Land setzen, sodaß er zur Flucht genöthigt wird (c. 37). Darin aber stimmt Plutarch doch zuletzt mit der Relation des Vellejus überein, daß Marius in dem Sumpf versteckt, *ἀνασπασθεὶς βορβόρον κατάπλεως γυμνός* (c. 38) — wie Vellejus sagt: *nudus ac limo obrutus* — nach Minturnä gebracht und hier dem städtischen Magistrat übergeben wird (Plutarch: *ἄρχοντες*, Vellejus: *duumviri*) Wenn nun aber Vellejus ihn hier ins

Gefängniß werfen und jenen alten Kriegsmann abschicken läßt, um ihn zu tödten, so nähert sich Plutarch hiebei mehr der Relation des Appian, nicht jedoch, ohne einige pikante Absonderlichkeiten einzuflechten.

Aber die Hauptsache ist dann bei Plutarch und Appian dieselbe. Bei Appian ruht Marius *ἐν οἴκῳ ζοφώδει*, Plutarch c. 39 sagt: *τοῦ οἰκήματος — ὄντος ἐπισκόλου*. Bei Appian wird der Mörder dadurch erschreckt, daß er im Dunkel die Augen des Marius leuchten sieht: *πρὸς ἀγῆν καὶ γλόγα ἀριέται*, Plutarch sagt: *γλόγα πολλὴν ἐκβάλλοντα*. Dann ruft Marius bei Appian aus: *σὺ τολμᾶς ζτεῖναι Γαῖον Μάριον*; bei Plutarch: *σὺ δὴ τολμᾶς, ἄνθρωπε, Γαῖον Μάριον ἀναιρεῖν*;

Die eine Relation findet sich am besten bei Vellejus, die andere bei Appian¹⁾; die Sümpfe bei Vellejus, der Ausruf bei Appian. Aber so viel sieht man doch, daß Vellejus über den Vorfall gut unterrichtet war²⁾.

In den Zeiten des Pompejus wird Vellejus für die allgemeine Geschichte bedeutender. Was er über die Lex Gabinia beibringt, sowie über einige Momente des Krieges gegen Mithridates, selbst seine Erwähnung der catilinarischen Verschwörung, wo er doch von Sallust abweicht, verdient Berücksichtigung. Den großen Charakteren der Zeit widmet Vellejus jedoch nur eine gleichsam epigrammatische Schilderung. Von Cicero sagt er: er habe gezeigt, daß man von den Griechen, die man durch die Waffen überwunden, auch nicht an Geist übertroffen werde; von Cato: er sei den Göttern zu vergleichen (II, 35): *numquam recte fecit, ut facere videretur, sed quia aliter facere non potuerat, er habe immer recht gehandelt, aus dem Grunde, weil er gar nicht anders konnte*.

Bei Cäsar wird Vellejus eingehender und unterrichtender. Schon über dessen persönliche Verhältnisse wird er immer nach-

1) Auf eine doppelte Relation bei Plutarch weisen auch die Worte hin: *Γαλάτης τὸ γένος ἢ Κίμβρος· ἀμφοτέρως γὰρ ἱστορεῖται* (c. 39).

2) Die Worte des Vellejus, in denen er seine Erzählung fortsetzt: *cives (Minturnienses) eum (Marium) instructum viatico conlataque veste in navem imposuerunt* (19, 4) stimmen sehr genau mit den Worten Ciceros: *viaticum congesserunt, navigium dederunt* (pro Plancio 10, 26) überein.

zulesen sein, z. B. gleich bei dem ersten, was er von Cäsar erwähnt, seiner Weigerung, sich auf Sullas Befehl von seiner Gemahlin, die eine Tochter Cinna's war, zu trennen (II, 43). Er geräth hierüber in Gefahr, mehr durch die Diener Sullas, als durch diesen selbst. Cäsar entgeht derselben; verkleidet flieht er aus Rom. Dies ist weit von der Tradition entfernt, die sich bei Plutarch und Sueton findet. Ich behalte mir eine nähere Erörterung für den Abschnitt über Sueton vor.

Bei Vellejus stoßen wir bald darauf noch auf eine von anderen Autoren abweichende Tradition: über die Gefangenschaft Cäsars bei den Seeräubern (II, 41). Vellejus erzählt nicht die seltsamen Geschichten, daß Cäsar sein Lösegeld von 20 auf 50 Talente erhöht, daß er dort an Bord Gedichte gemacht, sie vorgelesen, und wenn sie nicht gelobt wurden, die Zuhörer als Barbaren verspottet habe. Die kleinen Züge, die er aufzunehmen nicht verschmäht, sind doch nicht solche, die ins Prahlische und Lächerliche fallen. Er behauptet vielmehr, Cäsar habe sich so betragen, daß den Räubern zugleich Schrecken und Verehrung eingesflößt worden sei (ut pariter iis terrori venerationique esset).

Unmöglich kann Vellejus eine 40tägige Gefangenschaft angenommen haben, da er behauptet, daß sich Cäsar während der ganzen Zeit derselben weder seiner Fußbekleidung entledigt noch sein Gewand entgürtet habe. Den größten Werth legt er darauf, daß unmittelbar nach Entrichtung des Lösegeldes die Seeräuber von Cäsar angegriffen und geschlagen wären. Er bezeichnet dies als ein Vorzeichen seiner künftigen Größe: er habe als Privatmann und sehr tumultuarisch seine Flotte zusammengebracht. Vellejus ist über die nächtliche Schlacht bei weitem charakteristischer als Plutarch. Die Erzählung bei Sueton fügt einige besondere Umstände hinzu, stimmt aber doch im Ganzen mit Vellejus überein — namentlich in Bezug auf die würdige Haltung Cäsars — ohne jenen jedoch zu copiren. Wenn er hinzusetzt, Cäsar habe die Seeräuber bestraft, was er ihnen im Scherz schon auf dem Schiffe gedroht hatte, so wird damit der Ton der späteren Anekdoten angeschlagen; Vellejus ist zu loben, daß er nichts davon hat. Von den drei Relationen ist die des Vellejus die unterrichtendste; man sieht, daß es ihm um eine genaue Kunde der Thatfachen zu thun war.

Ich führe diese Einzelheiten an, um zu rechtfertigen, daß ich ihn hie und da benützt habe, selbst in seinen Mittheilungen über die Geschichte des Tiberius.

Von unbestreitbarer Wichtigkeit ist der Bericht, den er über dessen Feldzüge in Pannonien giebt. Die Haltung, welche Tiberius daselbst beobachtete, um den großen Aufstand, über den Augustus erschraf, zu dämpfen, lernt man eigentlich nur aus Vellejus kennen. Auch über die Unternehmungen des Tiberius nach dem Tode des Drusus würden wir ohne ihn Nichts wissen; der sonst ausführliche Dio hat darüber so gut wie Nichts. Er ist besonders deshalb merkwürdig, weil er einige Persönlichkeiten schildert, von denen er genaue Kunde hatte. Er ist der Einzige, der von den beiden Oberhäuptern des damaligen Deutschlands zur Zeit der größten Entscheidung, Armin und Marbod, einen anschaulichen Begriff giebt.

Zur Zeit der Varusschlacht war Vellejus nicht in Germanien, aber in dem Lager des Tiberius ließen die besten und wohl auch die zuverlässigsten Nachrichten aus Germanien ein. Darauf beruht es, wenn ich in meiner Schilderung vorzügliche Rücksicht auf ihn genommen habe, zumal da er in der Hauptsache mit Florus zusammentrifft.

Annäus Florus gehört dem Zeitalter Hadrians an, in dem sich, wie man aus Plutarch sieht, die lebendigsten Erinnerungen an die früheren Zeiten erneuerten. Er schrieb eine Epitome rerum Romanarum, die aber mehr ist, als eine bloße Epitome; sie ist eine zusammenhängende Uebersicht der Ereignisse bis auf die Zeiten des Augustus, so gut geschrieben, daß sie eine lange Reihe von Jahrhunderten hindurch wohl das gelesenste römische Geschichtsbuch gewesen ist. In der That verräth sie an manchen Stellen Studium und Kunde. Seine Schilderung der Schlacht von Carrhä ist, wie bemerkt, die einfachste und deutlichste von allen, die uns vorliegt. Man wirft ihm enthusiastische Uebertreibungen vor; hier aber ist er einfacher, als Plutarch und Dio. Was Florus über den Tod des jüngeren Crassus erzählt, unterscheidet sich sehr von dem durch ein römisches Ideal der Tapferkeit erweiterten Bericht, den Plutarch in seinen Quellen fand. Auch in dem, was Florus über die Bürgerkriege beibringt, werden einige Worte Cäsars nach meinem Dafürhalten

glaubwürdiger, als sie sonst sich finden, wiederholt. Er hat die Erzählung von dem Schiffer, welchem Cäsar zuruft: *Quid times? Caesarem vehis.* Plutarch läßt ihn sagen: *Ἴδι, τόλμα καὶ δέδιθι μηδέν, Καίσαρα φέρεις καὶ τὴν Καίσαρος τύχην συμπλέουσιν.* Offenbar hat Florus die ursprüngliche Tradition, Plutarch eine ausge schmückte. Die *τύχη συμπλέουσα* fällt beinahe in das Unfeine — so wäre das Wort überhaupt unmöglich. Auch bei der Schlacht von Pharsalus erscheint die berühmte Weisung Cäsars: *miles faciem feri und parce civibus* deutlicher, als irgendwo sonst.

Mit besonderer Vorliebe gedenkt Florus der Epoche des Augustus; er rühmt es als ein Glück, daß die Gewalt in die Hände desselben gerathen sei. Die Absicht des Augustus, Germanien zur Provinz zu machen, tritt eben nur bei Florus erkennbar hervor. Dann erwähnt er auch deren unglücklichen Ausschlag durch die Niederlage des Varus. Von diesen beiden Autoren also, welche besonders militärische Kunde verrathen, der eine aus unmittelbarer Anschauung, der andere auf Grund originaler Ueberlieferungen, haben wir Berichte über die Varusschlacht.

Eine unzweifelhafte Grundlage bietet der nächste Zeitgenosse Bellejus dar; mit ihm lassen sich die Nachrichten bei Florus und die Notizen, welche Tacitus beibringt, leicht vereinigen. Doch ist zwischen Florus und Bellejus immer ein gewisser Unterschied. Bellejus legt allen Nachdruck auf die *socordia* des Varus, Florus weiß auch von seiner *saevitia* und *libido*. Bellejus stellt den Arminius glänzender dar, bei Florus ist sein Unternehmen besser gerechtfertigt. Auch Bellejus gedenkt die Ausdehnung der Jurisdiction des Lagers, bei Florus aber wird das noch näher ausgeführt und die Rückwirkung stärker hervorgehoben. Florus erwähnt den vornehmsten Ankläger der Verschworenen, den Segestes, mit Namen. Daran schließt sich alsdann die taciteische Notiz an, Segestes habe dem Varus, der ihm nicht glauben wollte, vorgeschlagen, die Führer der beiden Parteien zu verhaften und alsdann eine Untersuchung zu veranlassen, wer die Wahrheit sage; Tacitus legt dies sogar dem Segest selber in den Mund. Man muß damit die Nachricht des Bellejus verbinden, daß viele römisch Gesinnte von

den Gegnern niedergemacht worden seien. Es gab eben, wie oben ausgeführt, zwei Parteien unter den Cheruskern; Varus stieß die Freunde von sich und vertraute seinen Feinden. Florus nimmt die Ueberraschung im Lager ganz förmlich an: *Imprudum et nihil tale metuentem ex improviso adorti, cum ille — o securitas — ad tribunal citaret, undique invadunt* (IV, 12). Wenn Vellejus das nicht wörtlich angiebt, so liegt es eben darin, daß er die Sache nicht erzählt, sondern, wie er sagt, mit Thränen beklagt (*nunc summa deflenda est*). Er stellt nun sofort den ungeheuren Verlust vor, ohne auf das Wie weiter einzugehen. Seine Worte aber lassen sich mit der Erzählung des Florus nicht allein vereinigen, sondern auch ohne dieselbe kaum verstehen. *Exercitus omnium fortissimus . . . marcore ducis, perfidia hostis, iniquitate fortunae circumventus, cum ne pugnandi quidem aut egrediendi occasio iis in quantum voluerant data esset immunis, castigatis etiam quibusdam gravi poena, quia Romanis et armis et animis usi fuissent, inclusus silvis, paludibus, insidiis ab eo hoste ad internecionem trucidatus est* (II, 119)¹⁾. Ein unerwarteter Ueberfall des römischen Lagers, bei dem alle die, welche sich als Römer zeigen, sogar bestraft werden, bildet die Summe der Begebenheit, welche der Autor in einem andern Werke ausführlich zu schildern sich vorbehielt. Und wer sollte nicht noch mehr davon zu erfahren wünschen? Da treten nun die Berichte ein, aus denen Dio seine Erzählung zusammengesetzt hat. Diese aber bieten dann wieder andere Schwierigkeiten dar. Eine der ersten besteht darin, daß sie sich mit der Nachricht, die Tacitus von der Auffindung des Lagers durch Germanicus giebt, nur schwer vereinigen lassen. Andere aber liegen in der Erzählung selbst.

Varus wird von den Deutschen, die von vornherein einverstanden sind, an die Weser geführt, fern von dem Rhein. Hier wird er in eine weitere Ferne gelockt (*ἄπωθεν*), um einen Aufruhr zu dämpfen. Wer soll denselben aber begonnen haben? Etwa die Feinde der Römer, solche, die sich seinem Richter-spruch nicht unterwerfen wollten? Aber diese waren ja schon zum Kampfe gegen ihn insgeheim vorbereitet und werden sich

1) Ich folge hierbei der zuletzt von Fritz angenommenen Lesart.

schwerlich empört haben. Daß sich nun Varus in unwegsame Gegenden mit seinem ganzen Lager, seinem ganzen Gepäck habe führen lassen, um eine kleine Völkerschaft niederzuwerfen, ist trotz der *socordia*, die man ihm Schuld giebt, die aber hier unbedachtsame Berwegenheit gewesen wäre, kaum zu glauben. Hier wird er nun nach Dio zwar von seinen vermeinten Freunden, welche zu Hause bleiben, nicht unterstützt, aber doch auch nicht eigentlich angegriffen. Der Angriff entwickelt sich beinahe zufällig, durch die Ungunst der Witterung, welche die Römer erfahren, nur sehr allmählich. Die Römer gelangen auf einen freien Platz, entäußern sich ihres entbehrlichen Gepäcks und rücken dann wieder in die Waldungen vor. Indes hat sich nun die Nachricht verbreitet, daß sie sich in großer Verlegenheit befinden: die Zahl der Angreifenden vermehrte sich nun erst, und eine Niederlage erfolgte, die eine völlige Vernichtung des Heeres in sich schloß; nicht allein Varus soll sich getödtet haben, wie Vellejus sagt, sondern auch alle anderen ausgezeichneten Leute im Heere (LVI, 21, 5: *ὥστε καὶ τὸν Οὐαρον καὶ τοὺς ἄλλους τοὺς λογιωτάτους, φοβηθέντας μὴ ἦτοι ζωγοηθῶσιν ἢ καὶ πρὸς τῶν ἐχθίστων ἀποθάνωσι* — *ἔργον δεινὸν μὲν ἀναγκαῖον δὲ τολμῆσαι· αὐτοὶ γὰρ ἑαυτοὺς ἀπέκτειναν*). Diese letzte Nachricht ist die unglaubwürdigste von allen; man bemerke wohl: er spricht nicht von Einigen, sondern von Allen und steht damit in vollem Widerspruch mit Vellejus. Dieser ist ausführlich darüber, daß der Präfectus castrorum Cejonius sich ergeben und dann doch ermordet worden sei und der Legat des Varus, Numonius Bala sich mit der Reiterei durch die Flucht nach dem Rheine zu retten gesucht habe — nur Varus hat sich selbst getödtet. So läßt auch Florus nur Varus durch eigene Hand umkommen. Schon daraus sieht man, daß die Nachrichten bei Dio mit den beiden andern Autoren sich nicht vereinigen lassen. Es ist eben, als wenn von zwei ganz verschiedenen Ereignissen die Rede wäre, die nur durch den Namen des Varus zusammengehalten werden.

Die Auffassung der beiden Römer scheint mir in allen Punkten die glaubwürdige zu sein, und anfangs war ich der Ansicht, daß die Erzählung des Dio als unglaubwürdig verworfen werden müsse. Aber bei dem Studium der Werke des

Dio Cassius hatte ich mich doch überzeugt, daß er nirgends erdichtet, sondern nur das, was er vorfand, zuweilen freilich ohne kritische Erörterung, aufnimmt. Woher konnten die Nachrichten stammen, die Dio aufnahm? Ich bin auf die Meinung gerathen, daß sie sich auf die Unfälle einer besonderen Heeresabtheilung, die von Varus zur Bekämpfung einer partiellen Feindseligkeit abgeschickt war, beziehen mögen. Ginge man dann in der Vermuthung noch einen Schritt weiter, so dürfte man annehmen, daß der von Dio benutzte Bericht von Asprenas stammte, der mit zwei Legionen am Rhein stand und später beschuldigt worden ist, sich die Besitzthümer der Gefallenen widerrechtlich angeeignet zu haben; um sich von diesem Vorwurf zu reinigen, hätte er einen Bericht, wie den von Dio aufgenommenen, nach Rom geschickt. Auch dieser Bericht konnte aber nicht ganz erdichtet sein; der Fehler bestand nur eben darin, daß der partielle Unfall mit der Eroberung des Lagers identificirt wurde. Bei der Forschung, welche das Auseinandernehmen der vorliegenden Berichte zu ihrer Bedingung hat, stellt sich dann häufig die Verlegenheit ein, ihre Differenzen zwar nicht auszugleichen, aber doch zu erklären. Ich weiß, bei der Auffassung dieser für die Anfänge der deutschen Geschichte so unendlich wichtigen Begebenheit werde ich keineswegs allgemeine Bestimmung finden; ich habe aber keine andere Lösung entdecken können. Nur das will ich hinzufügen, daß Dio, indem er den zweiten Bericht aufnahm, darin nur seiner Sinnesweise folgte.

Eine analoge Bewandniß, wie mit der Varusschlacht, hat es mit seinem Bericht über Boadicea (LXII, 2 ff.). All die Umstände, welche die Gewaltthaten der Römer als die Ursachen der Erhebung der Boadicea erscheinen lassen, die Schläge, die sie erhalten haben soll, die Schändung ihrer Töchter kennt man nur aus Tacitus, der ihr dann eine Rede in den Mund legt, welche Sklaverei und Freiheit einander entgegensetzt und damit schließt: wenn die Männer die Sklaverei ertragen wollten, so würde sie als Frau sie nicht ertragen (Ann. XIV, 35). Ebenso hat Tacitus eine Rede des Suetonius Paulinus in römischem Sinn, der auf die Ueberlegenheit einer kriegsgeübten kleinen Schaar einer großen Anzahl von Feinden gegenüber aufmerksam macht. In der That leisteten dann die Briten beinahe keinen Wider-

stand; sie werden in ungeheuren Haufen niedergemezelt; Boadicea tödtet sich durch Gift.

Bei Dio lautet der Bericht an, doch werden viele abweichende Umstände gemeldet. Dio weiß nichts davon, daß Boadicea mit ihren Töchtern erschienen sei, wie Tacitus angiebt. Er schildert dagegen ihre barbarische Tracht mit ihrem Schmucke, ihr fliegendes Haar, ihr Chiton, selbst ihre Chlamys, die Tacitus nicht kennt. In der Rede wird der nationale Unterschied auf das stärkste hervorgehoben, noch mehr als die gegenwärtigen Umstände. In der Schlacht selbst finden die Römer bei weitem größeren Widerstand bei Dio, als bei Tacitus. Die Römer kommen in die Verlegenheit, nach verschiedenen Seiten auf einmal schlagen zu müssen. Die Sichelwagen bilden ein Moment der Gegenwehr; erst am späten Abend entscheidet sich der Sieg für die Römer. Aber damit ist die Differenz zwischen den beiden Autoren noch nicht zu Ende. Bei Tacitus ist mit der einen Schlacht Alles entschieden; Boadicea tödtet sich mit Gift. Bei Dio sind die Briten sehr geneigt, noch ein Mal zu schlagen. Aber der Tod der Boadicea, die an einer Krankheit stirbt, nimmt ihnen allen Muth. Sie wird auf das prächtigste begraben; erst durch den Tod der Königin fühlen die Briten sich besiegt.

Wie bei der Varusschlacht, so hat auch die Erzählung Dios von der Entscheidung in Britannien eine mehr lokale und nationale Farbe; Dio hat offenbar einen andern Bericht vor sich, als den, welchem Tacitus gefolgt ist.

Note zu Theil III, Abtheilung 1, S. 40.

Die Verwandtschaft des Gegenstandes mag es entschuldigen, wenn ich an dieser Stelle eine Theil III, Abtheilung 1, p. 96 versprochene Anmerkung beibringe. Der Gegenstand ist von Wichtigkeit, da es sich um ein Moment der Gefolgschaften handelt, die in der Geschichte der Germanen eine so große Bedeutung haben. Es ist die vielbesprochene Stelle von Tacitus' *Germania* c. 13: *insignis nobilitas aut magna patrum merita principis dignationem etiam adolescentulis adsignant. Ceteris robustioribus ac jam pridem probatis adgregantur, nec rubor inter comites aspici.*

Bei Waitz: *Deutsche Verfassungsgeschichte* I, p. 284 ff. werden die mannichfachen Auslegungen vorgeführt und gewürdigt, die über diese Stelle aufgestellt worden sind. Ohne nun die bisherigen Ansichten anzunehmen oder auch geradehin zu verwerfen, will ich mir erlauben, eine andere Meinung, die sich mir beim Studium der taciteischen Schrift gebildet hat, beizubringen.

Nach meiner Ansicht kann man die Worte nur dann verstehen, wenn man sie mit dem Vorhergehenden verbindet. Da ist aber von der Aufnahme der jungen Leute in die Waffengenossenschaft, welche das Gemeinwesen ausmacht, überhaupt die Rede. Bis zu dieser Zeit gehören sie dem Hause an; dann bekommen sie durch die Waffen die Ehre, die dem jungen Römer durch die *toga virilis* zu Theil wird. Nur ist dabei ein Unterschied gemacht: die jungen Söhne älterer Anführer werden aufgenommen, ehe sie vollkommen gereift sind; sie werden dann den stärkeren bewaffneten Mitgliedern der Volksgemeinde

gleichgestellt, mit der Aussicht jedoch, einst die Stelle eines Fürsten zu erlangen, principis dignationem adsignant. Die Ehre eines Princeps wird ihnen bestimmt; zweifelhaft ist es, ob für die Zukunft oder sogleich. Ich halte das Erste für richtig: denn sonst könnten sie unmöglich gelobt werden, weil sie darüber nicht erröthen, in dem Gefolge zu erscheinen. Die Worte können nicht anders ausgelegt werden, als daß in der Herkunft ein bestimmter Vorzug liegt. Wie hätte das auch anders sein können, da der Princeps für das Gefolge Sorge trägt und sie zum Siege führt!

Die Schwierigkeit liegt in dem Worte *ceteris*: ich verstehe sie von denen, die zu gleicher Zeit in die Volksgemeinschaft aufgenommen werden; mit diesen, welche bereits zu voller Leibeskraft erwachsen sind, werden die jüngeren Nachkommen des Princeps ebendeshwegen, weil er das war, gleichgestellt, obwohl sie das Alter noch nicht haben. Ein Vorzug der Nachkommen eines Princeps vor allen anderen liegt allerdings darin, und nicht zu leugnen ist, daß im Laufe der Zeit sich weitere Vorzüge des vornehmen Geschlechts ausgebildet haben können.

IX. Würdigung und Kritik der Geschichtschreibung des Cornelius Tacitus.

Von einer ruhigen und gleichmäßigen Fortentwicklung der Historiographie läßt sich eigentlich weder bei den Alten, noch in der neueren Zeit reden: denn der Gegenstand selbst bildet sich doch erst im Laufe der Zeit und ist immer ein anderer; die Auffassung aber hängt, inwiefern sie nicht bloß stofflicher Art ist, allezeit von den Umständen ab, unter denen der Autor lebt und schreibt. Nicht selten ist es eben die nächstvorangegangene Periode, die den Genius des Schriftstellers erweckt und seine Arbeit bestimmt hat — wie Herodot die Perserkriege aus dem Standpunkt der befreiten und über den Antheil daran schon wieder in Differenzen gerathenen Griechen erzählt und später Polybius den Untergang der hellenistischen Staaten und Republiken im Lichte der von den Römern errungenen Herrschaft auffaßt. Der Gegenstand, welchen Tacitus für seine Geschichtschreibung wählte, war wie bei Herodot und Polybius, die seiner Zeit unmittelbar vorangegangene Epoche.

In Bezug auf die äußeren Verhältnisse war dieselbe minder bedeutend, als die von Herodot und Polybius dargestellten; es war der Zeitraum, in welchem das römische Reich noch immer Successse hatte, diese aber nicht mehr weltumfassender Art waren. Die continentale Weltoberung hatte ihre Grenzen gefunden, über welche sie dann mit den benachbarten Nationen in fortwährendem Kampfe lag. Wenn Tacitus den benachbarten Völkern, namentlich den Germanen, eine vorzügliche Rücksicht widmet, so rührt das vor Allem daher, weil auf ihrem Verhältniß zu den Römern der damalige Stand der Dinge beruhte.

Mit dieser Lage der allgemeinen Angelegenheiten hängt es dann wieder zusammen, wenn die Aufmerksamkeit des Geschichtschreibers sich überwiegend auf die inneren Verwickelungen richtete. Nicht eigentlich, wie eine einheitliche öffentliche Gewalt gegründet worden ist, wollte er zeigen — denn das würde ihn genöthigt haben, auf die Bürgerkriege und die Verflechtung der äußeren und inneren Interessen, die dabei stattfanden, zurückzugehen — er nimmt die Gründung des Principats als vollzogen an; aber seinen Gegenstand bildet die Art und Weise, auf welche die einheitliche Gewalt verwaltet wurde und sich behauptete. Unmittelbar vor seiner Zeit hatte dieselbe eine große Krisis bestehen müssen: das augusteische Haus war gestürzt worden; ein Krieg der Regionen unter einander hatte über den Besitz der höchsten Gewalt zu Gunsten der Flavier entschieden. Diesem Ereigniß ist das erste Hauptwerk des Tacitus: *Historiarum libri quinque* gewidmet. Dabei aber konnte die retrospective Betrachtung doch nicht stehen bleiben. Der Charakter, welchen die Verwaltung unter den letzten Flaviern annahm, knüpfte unmittelbar an die vorangegangene Epoche an, in der sie gegründet worden war. Immer aber darauf wird die Intention der Historiker, die an den öffentlichen Dingen lebhaften Antheil nehmen, gerichtet sein, den Zustand, in dem sie sich befinden, genetisch zu erklären. Das bezweckt das zweite Hauptwerk des Tacitus, die *Annalen*, in denen er die Gestaltung der imperatorischen Gewalt unter Tiberius und den anderen Claudier-Cäsa ren darstellt. Er hat sich noch mit einem dritten getragen, welches die angedeutete Umwandlung, d. h. die Zeiten, die er selbst erlebte, die Regierung Nervas und Trajans behandeln sollte; er hatte dies, wie er sagt, für sein Alter zurückgelegt, ist aber niemals dazu gekommen, es auszuführen. Wir entbehren es schmerzlich; in welchem Sinne es aber geschrieben worden wäre, ergiebt sich aus der Darstellung der früheren Zeiten, vornehmlich den *Annalen*, in denen sich der Geist der Epoche, in der Tacitus selbst lebte, auf das Lebendigste ausdrückt.

Leider sind wir über die Lebensschicksale des Tacitus nur wenig unterrichtet. Es ist nicht unbedingt gewiß, daß er der Sohn des anderweit erwähnten Ritters Cornelius Tacitus war, der die kaiser-

lichen Geschäfte in dem belgischen Gallien verwaltete, aber doch sehr wahrscheinlich. Für die Bildung eines großen historischen Talentes würde das nicht ohne Bedeutung sein; denn in jenen Regionen stießen in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts die um die Herrschaft im Occident ringenden Weltkräfte mit einander zusammen. Ebenso ist es nur wahrscheinlich, daß Tacitus den Bezwinger von Nordbritannien, Agricola, dahin begleitet habe. Und doch würde für die Anschauung des Verhältnisses zwischen Siegern und Besiegten, gleichsam eine Theilnahme für Beide, wie sie sich in den Werken des Tacitus zeigt, Nichts von größerem Einfluß gewesen sein. Nur soviel erhellt, daß Tacitus durch das enge Verhältniß zu Agricola, dessen Schwiegersohn er war, in eine der hervorragenden Familien der Zeit aufgenommen, doch zugleich, in den Gegensatz verwickelt wurde, in welchem sich diese gegen den Imperator befanden, und der gerade dem Agricola besonders beschwerlich fiel. Unter den Flaviern ist Tacitus selbst zu einer angesehenen Stellung emporgestiegen; er hat den literarischen Wettkämpfen unter Domitian als Prätor beigewohnt (88 u. Ae.).

Ueber sein späteres Verhältniß zu diesem Kaiser hat er sich selbst einmal ausgesprochen, freilich auf eine Weise, die von jeher zu den verschiedensten Interpretationen Anlaß gegeben hat. Seine Biographie Agricolas schließt er damit, daß er denselben glücklich preist, die Zeiten nicht erlebt zu haben, in denen die Grausamkeit Domitians zu vollem Ausbruch kam (c. 45). Er führt Handlungen der rücksichtslosesten Gewaltthamkeit an, welche bald nach dem Tode Agricolas eintraten. Eine von diesen war die Verhaftung des Helvidius, des Sohnes von Priscus, der unter Vespasian hingerichtet worden war. Da sagt er nun: „Unsere Hände haben den Helvidius ins Gefängniß abgeführt“¹⁾. Man hat das so verstanden, als ob Tacitus selbst persönlich an diesem Act der Gewalt Theil genommen hätte. So hat die Worte unter Anderen auch der französische Autor aufgefaßt, der sich zuletzt ausführlich über Tacitus ausgesprochen hat: Dubois-Guchan, *Tacite et son siècle* T. II, S. 337 N. 4²⁾ und sogar die

1) nostrae duxere Helvidium in carcerem manus.

2) Er sagt: Quand il dit „Ce furent nos mains qui traînerent

Meinung kund gegeben, Tacitus habe sich durch dies Bekenntniß wegen der Begünstigung, die ihm durch Domitian zu Theil geworden, bei dem Wechsel der politischen Verhältnisse entschuldigen wollen¹⁾; Dubois meint, ein großer Schriftsteller sei nicht nach seinen Worten zu beurtheilen²⁾. Aber Tacitus legt einen so tiefen Schmerz, eine so heftige Indignation über den damaligen Zustand an den Tag, daß eine solche Absicht ausgeschlossen wird; Tacitus würde sich einer verächtlichen Zwingigkeit schuldig gemacht haben.

Ein älterer Franzose von anerkannter Gelehrsamkeit, Daunou, hat in dem Artikel der Biographie universelle über Tacitus eine entgegengesetzte Meinung geäußert; er ist der Ansicht: nostrae manus bedeute nur eben die Hand der Senatoren; eine persönliche Theilnahme des Tacitus lasse sich aus diesen Worten nicht folgern. Ich häßtire. Denn daß an jener Gefangensetzung Männer, die Senatoren und Prätores waren, Theil genommen, wird in einem Briefe des Plinius ausdrücklich versichert³⁾. Tacitus gehörte zu denen, welche die Prätur bekleidet hatten. Und es wäre immer möglich, daß er gezwungen worden wäre, auf eine oder die andere Weise an diesem Acte der Gewalt theilzunehmen. Seiner Art und Weise sich auszudrücken entspricht es, daß er sich darüber mehr in dunkler Andeutung, als in deutlicher Ausjührung hat vernehmen lassen. Auch kommt darauf soviel nicht an. Mag man die Worte verstehen, wie man will, so motiviren sie den Abscheu, den Tacitus gegen die Regierung Domitians hegte. Offenbar war die Absicht, die Theilnahme der Senatoren an Handlungen,

Helvidius en prison“ c'est bien de lui, qu'il parle comme de tous les adhérents du prince.

1) s'il n'eût voulu, sachons le dire, s'excuser auprès du parti victorieux des faveurs de l'empereur mort (S. 336) . . . Il insulta, mort, celui qu'il adulait vivant. Tacite fut, à quelques égards, le complice du gouvernement qu'il flétrit . . . Tacite ne saurait se laver de la bienveillance de Domitien, même en l'outrageant (S. 337).

2) „Chacun, disaient les Grecs, parle comme il vit“, nous repétons, nous appliquons beaucoup trop cette maxime des Grecs qui ne fut plus vraie en Grèce qu'à Rome ou parmi nous.

3) Plinius, Epp. IX, 13, § 2: inter multa scelera multorum nullum atrocius videbatur, quam quod in senatu senator senatori, praetorius consulari, reo iudex manus intulisset.

wie diese, als das Extrem der Gewaltthaten, welche sich Domitian erlaubt hatte, darzustellen.

Tacitus glaubte sogar, daß Domitian seinen Schwiegervater durch Gift umgebracht habe. Was er dafür anführt, sind lauter Dinge, die auch anders ausgelegt werden können. Schon genug, daß Tacitus es für sehr wahrscheinlich hält, wie er denn auch mit bitteren Worten des Antheils an der Erbschaft, welchen Agricola aus einer Art Vorsorge für die Familie dem Domitian in seinem Testament bestimmt hatte, Erwähnung thut (c. 43 fin.).

Durch die Gewaltthat des Machthabers in seinen wichtigen politischen Functionen zu dem Gegentheil von dem gezwungen, was er wünschte und wollte, und durch den Verdacht einer Ermordung des Schwiegervaters, den er wahrhaft und tief verehrte, erbittert, konnte Tacitus nicht anders, als Domitian nicht allein, sondern auch das Principat, welches derselbe im Sinne des augusteischen Hauses ausübte, hassen und verdammen. Diesen Gefinnungen nun entsprach die Staatsveränderung, die mit dem Tode Domitians eintrat. Der Senat errang dabei die Stellung wieder, die ihm durch das Principat entziffen worden war.

Als im nächsten Jahre (97 u. Ae.) der Consul Verginius Rufus starb, derselbe, der einst die Legionen gegen Vindex geführt hatte, wurde Tacitus an dessen Stelle zum Consul erhoben; er hat die Leichenrede des Verginius gehalten (Plinius epp. II, 1, 6). — Man muß sich erinnern, welche Stellung Verginius in früheren Zeiten eingenommen hatte; er hatte das Imperium, das die Truppen ihm anboten, abgelehnt, worin eine Anerkennung der Prærogative des Senats lag. Davon nun mußte in der Laudatio die Rede sein, und man dürfte vielleicht sagen, sie habe für Tacitus den Uebergang zur Historiographie gebildet. Denn eben mit jenen Ereignissen beginnt das erste seiner großen historischen Werke, welches die Zeit von Neros Tod bis zur Erhebung Nervas erreichen sollte. Er unternahm seine Arbeit im Gefühl des Glückes sagen zu können, was er denke, was nur bei den älteren Historikern, nicht aber bei denen der Fall gewesen sei, welche die Begebenheiten seit der Schlacht bei Actium darzustellen gehabt hätten. Es sei mir gestattet, zunächst einige Bemerkungen über dieses Werk, obwohl

es mich nicht in seinem ganzen Umfange beschäftigen soll, vorzulegen.

Zu den beiden ersten Büchern der Historien.

Bei der ersten großen Begebenheit, mit der die Historien eröffnet werden, sind wir glücklich genug, den Autor in seine Werkstatt begleiten zu können. Jedermann kennt die Lebensbeschreibungen von Galba und Otho, die in die Sammlung der plutarchischen Biographien aufgenommen worden sind. Von jeher hat man bezweifelt, daß sie von Plutarch stammen¹⁾. In der That fehlen darin die biographischen Momente, die Plutarch hervorzuheben versteht und liebt. Es ist nichts als eine sehr einfache, ruhig dahinfließende Erzählung der Kämpfe Galbas und Othos. Dennoch dürften sie dem Autor der Biographien nicht unbedingt abgesprochen werden. Denn die einleitenden Worte, welche auf die Wahrnehmungen der griechischen Feldherrn Bezug nehmen, sind ganz plutarchisch; und einige Erkundigungen über das Schlachtfeld von Bedriacum bei einem Manne, den Plutarch auch sonst erwähnt²⁾, finden sich, so daß es den Anschein hat, als sei die Schrift nicht zwar von Plutarch eigentlich verfaßt, aber doch mit Bemerkungen begleitet worden. Diese Schrift nun hat die größte Ähnlichkeit mit der taciteischen Erzählung. Gelehrte Kenner haben gemeint, um die Identität der beiden Erzählungen wahrzunehmen, brauche man sie nur neben einander zu legen³⁾. Zuweilen könnte die griechische Fassung sogar den Vorzug zu verdienen scheinen, wie wenn es von Otho bei Tacitus heißt: H. I, 81, 1 cum timeret timebatur, bei Plut. Otho c. 3 φοβούμενος ἦν φοβερός. Wenn ferner Tacitus das Opfer, auf welches Alles ankommt, vor dem Tempel des Apollo (H. I, 27 pro aede Apollinis), stattfinden läßt, nicht im Innern des Palastes, wie das der griechische Autor ausdrücklich sagt (Galba c. 24 ἐν παλατίῳ), woher es denn

1) Schloffer, Universalhistorische Uebersicht der Geschichte der alten Welt und ihrer Cultur III, 1 S. 247 N. 1; Weltgeschichte in zusammenhängender Erzählung I, S. 529 N. v.

2) v. Othonis c. 14.

3) Mommsen in der Abhandlung Cornelius Tacitus und Cluvius Rufus im Hermes IV, S. 3, S. 298.

auch kommt, daß Tacitus davon nichts berichtet, daß Galba sich aus dem Palast habe heraustragen lassen (I, 35: donec Galba sella levaretur), um dem Jupiter zu opfern und sich vor dem Volke zu zeigen (G. c. 26: ἐμβὰς εἰς τὸ πορείον ἐκοιμίζετο τῷ τε Αὐτῶσαι καὶ γανῆναι τοῖς πολίταις βουλόμενος), so vermißt man im Zusammenhang der Erzählung diesen kleinen Zug. An andern Stellen bemerkt man Abweichungen, die eine eigenthümliche Auffassung verrathen, z. B. wenn bei dem unglücklichen Ausfall der Eingeweideschau vor Galba, unglücklich und gefahrdrohend für diesen selbst, Otho nach Plutarch 24 erschrickt, so versichert Tacitus: er habe es freudig aufgenommen (id ut laetum e contrario et suis cogitationibus prosperum interpretante. Plutarch: Θοροβουμένῳ δὲ αὐτῷ καὶ χόρας ἀμείβονται παντοδαπὰς ὑπὸ δέους). Schon früher hat Tacitus von Otho gesagt, er habe sich gern auf Prophezeiungen verlassen: Otho tanquam peritiam et monitu fatorum praedicta accipiebat cupidine ingenii humani libentius obscura credendi (c. 22 fin.).

Bei den Kundgebungen des Volkes gegen Otho fügt er hinzu, es habe sich betragen, gleich als sei es im Theater (c. 32): ut si in circo ac theatro . . . , wie er denn überhaupt das Volk als Pöbel behandelt. Bei der Frage, die Galba an den Centurio richtet, der Otho getödtet zu haben behauptet: wer es ihm befohlen habe, slicht er die Bemerkung ein, daß Galba vor Allem die Unbotmäßigkeit der Soldaten zu zügeln bedacht, furchtlos gegen Drohungen, unzugänglich für Schmeicheleien gewesen sei: insigni animo ad coërcendam militarem licentiam, minantibus intrepidus, adversus blandientes incorruptus (c. 35). Bei dem Hereinsprengen der Reiter läßt er das Volk nicht schlechtweg auseinanderlaufen, wie der Grieche, sondern er schildert ihr erwartungsvolles Staunen: nulla vox, sed attoniti vultus, conversae ad omnia aures, non tumultus, sed quies, quale magni metus et magnae irae silentium est (c. 40, 1).

Auch in der griechischen Schrift werden die entgegengesetzten Rathschläge, welche Galba in diesem Augenblick empfangen habe, angedeutet (c. 26, in.). Nur die Auseinandersetzung dieser Rathschläge und ihre Motivirung sind von Tacitus hinzugefügt. Sueton hat einen an Tacitus anlautenden Bericht ¹⁾; aber die all-

1) Sueton, v. Galbae c. 19: plerisque ut eodem cum primum

gemeinen Reflexionen, die bei Tacitus sich finden, die Sentenzen, die Vinius ausspricht: über die Gefahr der Eile und den Nutzen der Verzögerung sind ausschließlich taciteisch, woraus sich folgern läßt, daß Sueton nicht etwa den Tacitus vor Augen hatte, sondern eine Relation, welche der griechischen zur Seite steht. Die Relation, welcher Sueton gefolgt ist, hat auch Tacitus vorgelegen; und es kommen Fälle vor, wo er die eine mit der anderen zu verbinden sucht, z. B. bei der Erzählung von dem Tode Galbas. Wir haben hierüber eine traditionelle Erzählung bei Sueton, nach welcher Galba sich Anfangs zu Concessionen geneigt erklärt (Sueton, Galba c. 24), namentlich das Donativ zu zahlen; Tacitus kannte und adoptirte diese Ueberlieferung; sie erscheint bei ihm noch erniedrigender, als bei Sueton, (G. c. 20: sunt, qui tradant, ad primum tumultum proclamasse eum: Quid agitis, commilitones? ego vester sum, vos mei, donativum etiam pollicitum. Tac. I, 47: alii suppliciter interrogasse: quid mali meruisset, paucos dies exsolvendo donativo deprecatum).

Die Worte sind dieselben. Sueton: plures prodiderunt, obtulisse ultro jugulum: et ut hoc agerent ac ferirent, . . hortatum. Tacitus I, 49: prodidere plures, obtulisse ultro jugulum, agerent ac ferirent. Wenn es bei Sueton heißt: quando ita videretur, so hat Tacitus den Zusatz: si ita e republica videretur, wobei seine Fassung durch den griechischen Text gestützt wird, in welchem es heißt (G. 27): Ἀρᾶτε, εἶπεν, εἰ τοῦτο τῷ δήμῳ Ῥωμαίων ὑμεῖσόν ἐστι. Auch hier sieht man, daß Sueton seine Erzählung nicht etwa aus Tacitus entnommen hat. Wäre es so, so würde er die Worte e republica nicht weggelassen haben. Es ist kein Zweifel, daß Tacitus eine alte lateinische Relation, der auch Sueton folgte, vor sich hatte und mit dieser die griechische verband. Er trägt zusammen — es ist kein Zweifel; aber seine Compilation ist geistvoller, als die Originale, denen er folgt. Zuweilen scheint Tacitus sich mehr an die lateinische Relation anzuschließen. Die Abscheulichkeit, welche die griechische Relation

pergeret suadentibus, posse enim auctoritate et praesentia praevalere, nihil amplius quam continere se statuit et legionariorum firmare praesidiis vergl. Tac. H. 1, 32, firmandos aditus und c. 33.

meldet, daß ein Soldat den Kopf Galbas auf eine Lanze gesteckt und damit wie eine Bacchantin herumgetanzt sei, die mit dem Blute des Kaisers, bespritzte Lanze (Plut. G. c. 27) emporgeschwungen habe, wiederholt Tacitus nicht eigentlich; er erwähnt ihrer nur mit den Worten, die wir bei Sueton lesen. Tac. H. I, 49: plurimis ludibriis vexatum caput per lixas calonesque suffixum. Suet. G. c. 20: caput lixis calonibusque . . hasta suffixum.

Bei der Nachricht, daß Otho getödtet sei, durch denjenigen selbst, der es gethan haben wollte, läßt Sueton Galba die Frage thun: quo auctore (G. c. 19), das griechische Original hat: τίς σε ἐκέλευσε. Tacitus: commilito, quis jussit; commilito ist mit Verstand und Geist hinzugefügt.

Aus diesen Stellen kann man ungefähr abnehmen, wie Tacitus arbeitete. Eine von Grund aus neue Ermittlung der Thatfachen lag nicht in seiner Absicht; er nahm ein schriftstellerisch bereits vorbereitetes Material in die Hand, behandelte es aber wie ein Künstler den rohen Stoff. Einiges läßt er weg, Anderes fügt er hinzu; doch ist dessen nur wenig. Ueber das Ganze ergießt er den Strom seiner Diction, welche durch eingestreute Bemerkungen über die Mittheilung des bloß Faktischen erhoben, Alles zu einer den Geist nährenden Gestaltung umschafft.

Ich will mich jedoch mit der Kritik der Historien, die auf diese Weise nicht fortzusehen wäre, noch auch mit der Erörterung über die Autoren, denen Tacitus etwa gefolgt sein möchte, nicht beschäftigen. Was darüber vorgebracht worden, ist von Rissen fattsam widerlegt¹⁾; was dieser Gelehrte aber selbst aufstellt, will mir wenigstens nicht im Mindesten einleuchten.

Ich gehe unverweilt an den Gegenstand, der von jeher die größte Aufmerksamkeit erweckt hat: an eine Erörterung über die Annalen der römischen Geschichte vom Tode des Augustus an.

1) In seiner Abhandlung: Die Historien des Plinius im Rheinischen Museum für Philologie. Neue Folge Bd. XXVI, S. 497 ff.

Zu den ersten sechs Büchern der Annalen.

Es sei mir gestattet, auch hier von allen Vermuthungen über die vorangegangenen Autoren, welche Tacitus benutzt haben könnte, abzustehen. Bei allem Scharfsinn und Fleiß, der darauf verwendet worden ist, haben die Untersuchungen doch zu keinem Resultate geführt. Ich will nur die Sachen berühren, nicht die Namen.

Daran, daß Tacitus annalistische Aufzeichnungen vor sich hatte, kann man nicht zweifeln; wenn man die Nachrichten, die er über ein und das andere Jahr giebt, mit denen vergleicht, die sich bei Dio Cassius über dieselbe Zeit finden. Ich bleibe zunächst bei dem Jahr 17 u. Ae. (770 der Stadt) stehen.

Beide Autoren erwähnen drei Vorfälle: 1) die Anwesenheit des Königs Archelaus von Cappadocien, welche die Verwandlung dieses Landes in eine Provinz veranlaßte, 2) ein verberliches Erdbeben in Kleinasien, 3) das Aufgeben der Rechte des Fiskus auf solche Erbschaften, über welche nicht testamentarisch verfügt worden ist, zu Gunsten der Verwandten. Nachdem diese Vorfälle erzählt worden sind, gehen die beiden Autoren zu einem anderen Jahre über, wo sie sich dann wieder in den Hauptthatfachen begegnen und einander bisweilen ergänzen. Die Ereignisse des Jahres 17 sind nicht gerade erheblich; für die Kritik aber werden sie dadurch von Bedeutung, daß man den Inhalt der annalistischen Grundlage einigermaßen kennen lernt und zugleich die Art und Weise der beiden Autoren vergleichen kann.

Denn, daß Dio an diesen Stellen aus Tacitus geschöpft habe, darf man nicht annehmen; die Berichte stehen einander selbständig gegenüber. Das erste Ereigniß ist, wie bemerkt, die Anwesenheit des Archelaus, des Königs von Cappadocien in Rom (Tacitus Annal. II, 42, Dio LVII, 17). Nach Dio wurde er dahin auf Grund vorgehabter Neuerungen berufen (*νεωτεριστικῶν τιν*), welchen Grund Tacitus nicht angiebt. Nach Beiden wird über ihn im Senat verhandelt. Nach Dio war Archelaus nicht nur alt und mit Podagra behaftet, sondern er schien auch nicht recht bei Sinnen zu sein, wie denn schon Augustus ihm einen Reichsverweser (*ἐπίτροπος*) zur Seite gestellt habe. Der Contrast der

drohenden Aeußerungen, die er hatte fallen lassen, und seiner Gebrechlichkeit bringt im Senat eine solche Wirkung hervor, daß Alles darüber lacht. Er kommt auf diese Weise mit dem Leben davon, stirbt aber bald darauf. Den letzten Worten des Tacitus: *mox . . . finem vitae . . . implevit* entsprechen die Worte des Dio: *ὁ πολλῶ ὄστερον ἀπέθανε*. Beide erzählen dann, daß Cappadocien hierauf zur römischen Provinz gemacht wurde.

Sonst aber sind sie grundverschieden. Der Charakter der Aufzeichnungen, welche Dio vor sich hatte, erhellt daraus, daß er die Anekdote einspricht, Tiberius habe, wie damals bei kranken Leuten nicht ungewöhnlich gewesen sei, seine Stimme in der Sitzung des Senats liegend, aus seiner Sänfte sich hervorbeugend abgegeben. Dem entspricht es auch, daß Dio vorher eine Bemerkung über ein unlateinisches Wort, das Tiberius ausgesprochen habe, vorbringt und die Rectification erwähnt, die ihm ein Grammatiker darüber zu Theil werden ließ: ein Kaiser könne wohl Menschen das Bürgerrecht verleihen, nicht aber Wörtern. Von ähnlicher Art ist, was er über die frühern Verhältnisse zwischen Archelaus und Tiberius erzählt: Archelaus habe einst, von seinen Unterthanen bei Augustus verklagt, den Tiberius süßfälligerweise um seine Fürsprache gebeten, später aber, als Tiberius in Ungnaden nach Rhodus kam, diesen vernachlässigt.

Tacitus weiß Nichts von einer vorangegangenen Intervention des Tiberius zu Gunsten des Archelaus¹⁾; er berichtet dagegen, daß der König zur Zeit des Aufenthalts des Tiberius in Rhodus von der in Rom vormaltenden Partei gewarnt worden sei, sich dem Tiberius dienstbeflissen zu zeigen. Bei Tacitus hat Alles einen mehr historischen Charakter, namentlich, was er davon erzählt, daß es Archelaus für eine Schmach gehalten habe, daß er, ein geborener König, sich vor dem Senat rechtfertigen müsse. Denn Tiberius hatte ihn zwar herbeibeschieden, aber dann das Urtheil dem Senat überlassen. Von der Krankheit und dem Überwiz des Archelaus schweigt Tacitus. Ein rechttes Beispiel, wie sich anekdotische und historische Auffassung von einander unterscheiden! — Das zweite Ereigniß jenes Jahres,

1) Einer solchen gedenkt jedoch Sueton, v. Tiber. c. 8: *regem Archelaum, Augusto cognoscente defendit* (Casaubonus 3. St.)

das Erdbeben in Kleinasien, dessen beide Autoren gedenken, ist unzweifelhaft dasselbe, das bei Strabo erwähnt wird. Die drei Zeugen sprechen von der Freigebigkeit des Kaisers. Einen deutlichen Begriff gewinnt man nur bei Tacitus. Dasselbe ist bei dem dritten: der Verzichtleistung des Fiscus auf Erbschaften, die ihm zugehören schienen, der Fall. Das Wesen der Sache lernt man nur bei Tacitus kennen. Genug: die Identität der vorliegenden Berichte und der Vorzug des Tacitus bei der Bearbeitung derselben ist unverkennbar.

Kommen wir auf einzelne Ereignisse, deren beide Autoren im Laufe der Erzählung gedenken, so ist Nichts bezeichnender für sie selbst und wichtiger für die Sache, als wie sie sich über die Majestätsprozeße vernehmen lassen.

In der Reihe derselben stellt Tacitus selbst die Verdammung des Libo oben an (II, 27). Wir haben auch hierüber eine Relation bei Dio (LVII, 15); er gedenkt der Sache in ähnlichen Worten. Bei dem Einen wird Libo Schuld gegeben: *novas res moliri*, bei dem Andern: *νεωτεριζειν*. Worin das Verbrechen des Libo bestanden hat, darüber schweigt Dio. Tacitus ist darüber zwar nicht so präcis, als man wünschen könnte, aber doch viel unterrichtender. In meiner Erzählung, in welcher ich ihm sonst gefolgt bin, habe ich schon erwähnt, daß wir die vornehmste Thatfache nicht aus Tacitus, sondern aus dem Calendarium Amiterninum kennen lernen. Der Hauptbeweis der Ver schwörung lag in einer Handschrift Libos, aus der man Anschläge gegen den Cäsar und einige Senatoren herauslas. Libo leugnete die Echtheit. Tacitus sagt wenigstens nicht ausdrücklich, daß man dieselbe angenommen, und daß sie Libos Verurtheilung herbeigeführt habe. Er bleibt hauptsächlich dabei stehen, daß die Echtheit derselben von Sklaven des Libo anerkannt worden sei, und slicht dabei eine allgemeine Bemerkung über ein solches Verfahren ein. Es gab ein Senatsconsult, welches verbot, Sklaven in Criminalanklagen gegen ihre Herren zu foltern. Nach Tacitus erfand Tiberius die Auskunft, daß man die Sklaven dem *actor publicus mancipirte*. Schon Lipsius hat bemerkt (zu Ann. II, 30), daß dies nicht als eine Neuerung des Tiberius angesehen werden könne. Es wurde nach dem Zeugniß Dios (LV, 5) schon von Augustus angewendet. Obwohl nun auch hier die Ab-

neigung des Tacitus gegen Tiberius sich erkennen läßt, so ist doch seine Auffassung von objectiver Großartigkeit, namentlich in Beziehung auf den Gegensatz zwischen Tiberius und dem Angeklagten: dem unempfindlichen Princeps, der immer seinen Weg weiter geht, im vollen Besiz der Gewalt und im Einverständnis mit dem Senat — und dem über seine Herkunft aufgeblasenen, zu geheimen Künsten und allerlei tollen Kundgebungen verführten Libo, der durch die Anklage selbst in Verzweiflung gesetzt worden ist. — Bei der Erzählung des Tacitus vermißt man jedoch ein Moment, welches Seneca hinzufügt. In dessen Bericht über Libos Tod spielt die alte Scribonia, die erste Gemahlin des Augustus, Mutter der Julia, Großtante Libos eine Rolle (ep. 70, 10) ¹⁾.

Bleiben wir aber bei der Vergleichung des Tacitus mit Dio stehen. Im Jahre 21 (774 der Stadt) wird bei Beiden der Sache des Lutorius Priscus gedacht: der Anklage, des Urtheils und des Senatsconsultes, durch welches befohlen wurde, Todesurtheile erst am zehnten Tage, nachdem sie gefällt worden, zu vollstrecken. Aber bei Dio findet man eben Nichts als die äußern Umstände; die Anklage des designirten Consuls, die Einrede des Lepidus: daß doch Lutorius nur wegen seiner Worte angeklagt und er unschädlich sein werde, wenn man ihn leben lasse, erscheinen erst bei Tacitus (Ann. III, 49 ff.). Dabei erkennt man auch das Motiv, das zu dem oben erwähnten Beschlusse führte. Tacitus verdient auch hier den Vorzug. Nicht überall aber läßt sich dies behaupten. Die Erzählung von der Anklage des Cremutius Cordus im Jahre 25 ist bei Dio LVII, 24 durch einige Nebenumstände, die man in der — obwohl ausführlichen — Darstellung bei Tacitus vermißt, unterschieden; die Anklagen sind deutlicher formulirt. Tacitus glänzt durch eine Rede, die er Cordus in den Mund legt. Auch bei dem Prozeß des Lentulus möchte man die Fassung Dios vorziehen; die Freisprechung ist da recht eigentlich das Werk des Kaisers: er wäre nicht werth zu leben, wenn Leute wie sein Freund Lentulus gegen ihn wären. Das ist bei

1) Von Libo sagt Vellejus II, 129: nova molientem. Sueton, v. Tib. c. 25: res novas clam moliebatur. Tacitus: defertur moliri res novas. Dio: δόξαντα νεωτερεσθαι.

Tacitus nur sehr unvollkommen durch die Worte ausgedrückt: magno pudore Caesaris, IV, 29. Die Notizen, welche Dio aus den ihm vorliegenden Aufzeichnungen entnahm, sind wenigstens sehr willkommen.

Man kann sich darüber nicht täuschen, daß Tacitus die Vorfälle doch keineswegs ohne Rücksicht auf seine eigene politische Meinung berichtet. Die Reden, die er dem Cordus und Lepidus in den Mund legt, entsprechen zu sehr seinem eigenen politischen und literarischen Standpunkt, als daß man den Inhalt, der auf keinen Fall annalistisch verzeichnet war, nicht ihm selbst zuschreiben müßte. Aber auch übrigens hat er, indem er die Thatfachen richtig erzählt, denselben doch eine Färbung verliehen, die seiner persönlichen Auffassung entspricht. Der vortrefflichen Schilderung eines der vornehmsten der Delatoren, Crispin, fügt Tacitus hinzu, wie doch seine erste Anklage durch Tiberius selbst zurückgewiesen worden sei. Er war nämlich persönlich zugegen. Aber die Motive des Tiberius, seine aufstrebende Aeußerung: er wolle mitstimmen, weil er durch die Verlesung der Anklage selbst beleidigt worden, und dann doch seine Nachgiebigkeit aus Reue — so gut sie sich auch ausnehmen, darf man doch bezweifeln. Wer sollte so scharfsinnig gewesen sein, es im Moment zu bemerken, und so dreist, um es der Nachwelt zu überliefern? Kaiser Tiberius mag strafen oder verzeihen, er wird überall mit auffallender Ungunst behandelt. Schon aus diesen Bemerkungen ergiebt sich, welche Schwierigkeiten es hat, die Erzählungen des Tacitus in einem geschichtlichen Werk, das doch von persönlichen Impressionen frei sein soll, zu wiederholen. Der großen schriftstellerischen Leistung, die wir vor uns haben, gegenüber sind wir in der Nothwendigkeit, die darin berichteten Thatfachen von dem Urtheil des Verfassers möglichst zu scheiden. Bewunderung schließt doch die Kritik nicht aus. Ich will einige Beispiele anführen, die, denke ich, einen Jeden überzeugen werden, daß man die Ereignisse anders ansehen kann und muß, als Tacitus sie darstellt.

Schon bei dem Uebergang der Regierung von Augustus auf Tiberius tritt dieser Fall ein. Wenn Tacitus (Ann. I, 11) den sehr wohlwogenen Rath, den Augustus seinem Erben gab, die Grenzen des Reiches nicht zu erweitern, entweder aus Furcht

oder aus Neid gegen seine Nachkommen herleitet (*incertum metu an per invidiam*); wenn er die Bestimmung eines Theiles seiner Hinterlassenschaft zu Gunsten ausgezeichneten Männer einer prahlerischen, auf das Urtheil der Nachwelt berechneten Ruhmredigkeit (*jactantia gloriaque ad posteros*) zuschreibt: also Augustus hätte die Ehrbegierde und den Neid über sein Leben ausgedehnt — so ist man wohl berechtigt, das herbe Urtheil auf sich beruhen zu lassen; das Faktum an und für sich berechtigt zu einem solchen nicht. Es ist ein subjectives Urtheil des Autors, das von dem Thatsächlichen, was er erzählt, doch nicht geradezu bestätigt wird.

Auch Sueton gedenkt der Ansicht, daß Augustus den Tiberius vorgezogen habe, weil dessen harte Natur seine Güte vermissen lassen werde (*ut tali successore desiderabilior ipse quandoque fieret*, *Tiber. c. 21*). Er verwirft aber diese Meinung mit nachdrücklichen Worten; dagegen erscheint sie bei Tacitus sehr ernstlich motivirt (*Ann. I, 11: comparatione deterrima sibi gloriam quaesivisse*).

Kommen wir aber auf die Regierung des Tiberius selbst. Gleich bei dem Eintritt desselben ist, wie auch bei anderen Autoren, von einer Meinungsverschiedenheit zwischen ihm und dem Senat die Rede. Allein nach Tacitus ist bei dem Princeps Alles Verstellung; bei dem Senat herrscht die Besorgniß vor, den Tiberius nicht erkennen zu lassen, daß er seine Heuchelei durchschaue. Von denen, welche einen scheinbaren Widerspruch bilden ließen, den sie jedoch gleich zurücknahmen, wird versichert, daß Tiberius ihnen das niemals habe vergeben können, wie die Folge beweise. Nun bin ich weit entfernt, diese persönlichen Erwägungen zu leugnen. Aber am Tage liegt doch, daß die objective Thatsache dadurch verdunkelt wird. Die Frage über eine mehr monarchische oder mehr polyarchische Regierungsform und ihre Ausführbarkeit in diesem Momente wird nicht eigentlich erörtert. Alles beruht auf persönlichen Gefühlen, ihrer Kundgebung oder Verschweigung. So mochte man nach der Hand erzählen; aber das große Ereigniß tritt dabei in den Hintergrund. Bei Vellejus der sonst mit Tacitus nicht zu vergleichen ist, tritt doch das Gefühl des damaligen Momentes lebendig hervor. Die *Statio paterna* des Vellejus ist treffender als das *Imperium* des Tacitus.

Bei den Anordnungen, durch welche der Einfluß der mächtigeren Geschlechter auf die Abstimmungen in dem gerichtlichen Verfahren abgewehrt werden sollte¹⁾, bemerkt Tacitus: *Dum veritati consulitur, libertas corrumpatur* (I, c. 75): denn noch habe es damals, wie er bemerkt, Spuren der absterbenden Freiheit gegeben (c. 74: *manebant etiam tum vestigia morientis libertatis*). Diese Freiheit aber wird mit den indirecten Einflüssen der angesehensten Männer identificirt; sie wird verringert, indem man diese Einflüsse an den Tag bringt; Wahrheit und Freiheit treten hiedurch in Gegensatz; Tacitus ist unbedingt für die letztere.

Wenn Tiberius die höchsten Beamten in Civil und Militär so wenig als möglich wechselte, so wird das von Anderen²⁾ daher geleitet, daß er die Provinzen habe schonen wollen. Tacitus hat nur immer die Gemüthsart des Fürsten und die Ansprüche der Aristokratie vor Augen. Als Grund führt er an, Tiberius habe das einmal Beschlossene auf immer festgehalten, oder: er habe nicht Viele an den Vorzügen dieser Stellung Theil nehmen lassen wollen (*invidia, ne plures fruerentur*, c. 80). Dem lobenswerthen Beweggrund, den Andere, wahrscheinlich im Einklang mit der allgemeinen Stimmung, hervorheben, wird von Tacitus ein sehr tadelnswerther hinzugesügt. — In meiner Darstellung ist der Erklärung des Tiberius über die Nothwendigkeit seiner Pflichterfüllung gedacht worden, bei der er sich jede göttliche Verehrung verbat. Diese bedeutende und ruhmwürdige Erklärung begleitet Tacitus mit der mißliebigen Bemerkung, daß sie von Vielen als ein Beweis des Mißtrauens in sich selbst angesehen worden sei, von Anderen als niedrige Denkart, weil die besten Menschen immer nach dem Höchsten streben (*optimos quippe mortalium altissima cupere*, IV, c. 38).

Jedermann wird es als eine lobenswürdige Abweichung des Tiberius von dem Beispiel des Augustus begrüßen, daß er es vermied, an den Gladiatorenspielen Theil zu nehmen; bei

1) „*potentium preces in judiciis*“ bemerkt dazu Lipsius. Man würde auch sonst das Wort *veritati* nicht verstehen. — Die Veränderung der Lesart in *severitati*, welche von Freinsheim vorgeschlagen (in den Noten zu der Ausgabe von Bernegger, Argentorati 1635) und von Haase acceptirt worden ist, steht doch mit der handschriftlichen Ueberlieferung im Widerspruch und ist ohne Zweifel zu verwerfen.

2) Josephus, Antt. Jud. XVIII, 8.

Tacitus lesen wir jedoch: er habe eben die persönliche Vergleichung mit Augustus vermeiden wollen (*metu comparationis, quia Augustus comiter interfuisse c. 76*). Hierbei kommt zur Sprache, daß des Tiberius Sohn Drusus bei diesen Spielen zugegen war, und ein besonderes Vergnügen an dem blutigen Schauspiel an den Tag gelegt habe. Tiberius hat ihm dies verwiesen. Bei Tacitus wird aber doch der Nachrede gedacht, er habe, indem er dem Sohne den Besuch gestattete, insgeheim beabsichtigt, die Hartherzigkeit des Drusus an das Licht zu bringen und dadurch den Volkshaß gegen ihn aufzuregen.

Von dem Verhältniß zu dem Sohne gehen wir zu dem Verhältniß zu dem Neffen über. Es ist der Hader mit Germanicus und dessen Untergang, — Ereignisse, die bei Tacitus die Darstellung des Tiberius ganz besonders charakterisiren. Ueberall werden die Thatfachen in ihrem wahren Verlaufe dargestellt; aber mit einem Verdacht durchwoben, der ihnen ein Gepräge giebt, welches einen größeren Eindruck macht, als die Thatfachen selbst. Wenn Germanicus in einer Senatsitzung von Tiberius belobt wird (*c. 82*), so giebt Tacitus doch nicht zu, daß er es damit ernstlich gemeint habe; er sagt: die Lobeserhebungen seien im Ausdruck so überladen gewesen, daß man nicht hätte glauben können, sie kämen von Herzen (*magis in speciem verbis adornata, quam ut penitus sentire crederetur*).

Ich will nicht in Abrede stellen, daß das so gewesen sein könne; wenigstens ist es Vielen so vorgekommen. Indem nun aber diese Mißgunst des Herrschers gegen seinen nächsten ruhmwürdigen Verwandten hervorgehoben und systematisch weiter ausgebildet wird, treten die wirklichen Motive, die ebenfalls angegeben werden, allzusehr in den Hintergrund.

Bei dem Vorrücken des Germanicus nach Deutschland, vor Allem zur Bestattung der im Teutoburger Walde Gefallenen bemerkt Tacitus, Tiberius sei damit nicht einverstanden gewesen, aus Gründen, die sich auf die Würde des Feldherrn und die Stimmung des Heeres bezogen, oder auch weil er es geliebt habe, an den Handlungen des Germanicus etwas auszusetzen (*I, c. 62: cuncta Germanici in deterius trahenti*). Dem sachlichen Motiv wird ein anderes von bloß persönlicher Natur vorangeschickt.

Bei der Abberufung des Germanicus aus Germanien wird nicht erörtert, welche Aussichten sich für das nächste Jahr darboten: man hatte eben Unfälle erlitten, aber sich behauptet. Ob Eroberungen möglich waren, steht dahin. Mir will es scheinen, als habe Tiberius ganz Recht gehabt, wenn er sagte: genug der Anstrengungen, man könne die Germanen ihren inneren Entzweigungen überlassen. — Nach der Darstellung des Tacitus war Germanicus davon nicht überzeugt; er hielt alles, was zur Motivirung der Abberufung vorgebracht wurde, für eitlen Vorwand; er meinte: er werde nur aus Neid von dem Schauplatz seines Ruhmes abberufen: *se per invidiam partojam decori abstrahi* (II, c. 26). Dem Krieg in Germanien ein Ende zu machen, mochte, wie schon angedeutet, dem Tiberius auch deshalb rathsam erscheinen, weil selbst glückliche Feldzüge für das Imperium gefährlich ausschlagen konnten, da ja der siegreiche Befehlshaber sich als Nebenbuhler des Imperators hätte aufstellen können, unglückliche aber dem gefährlichsten Feind ein Uebergewicht von weittragender Rückwirkung hätten verschaffen müssen. Das ist aber doch weit entfernt von dem persönlichen Neid, der nach Tacitus das wesentliche Motiv bei Tiberius bildet und von Germanicus als solches empfunden wird.

Man wird mir zugeben, daß bei der eigentlich historischen Auffassung doch nur der objective Thatbestand ins Auge gefaßt werden darf; das persönliche Mißverhältniß kann nicht als das maßgebende betrachtet werden. Dies aber ist es, welches auch im weiteren Verlaufe der Ereignisse die-taciteische Darstellung beherrscht und bestimmt.

Wir gedachten der Anwesenheit des Archelaus in Rom und der damit zusammenhängenden Verwandlung seines Landes in eine Provinz. Es war nicht zu erwarten, daß man in Cappadocien die Veränderung der Regierung ohne alle Gegenwirkung hinnehmen würde. Auch an vielen anderen Stellen regten sich innere Bewegungen; Parthien und Armenien waren unruhig. Diese Motive hebt Tiberius nach Tacitus im Senat hervor, wenn er die Sendung des Germanicus nach Asien in der Versammlung begründen will: bei seiner zunehmenden Hinsälligkeit müsse ein jüngerer Mann in den Orient geschickt werden, und

Nichts könne in diesen Angelegenheiten so förderlich sein, wie die Besonnenheit des Germanicus (Ann. II, 43).

Diesen durchaus sachlichen Bemerkungen des Kaisers, welche dadurch noch ein besonderes Gewicht erhielten, daß er seinem Sohne eine ähnliche Mission nach Syrien anvertraute, stellt nun Tacitus die Behauptung gegenüber: der Kaiser habe bemerkt, daß durch alle Gunstbezeugungen, die er damals auf Germanicus häufte, Niemand davon überzeugt worden sei, daß er ihn liebe; er habe darauf beschlossen, den jungen Mann zu entfernen, unter dem Schein, daß ihm eine Ehre erwiesen würde (II, 42). — An einer anderen Stelle drückt er sich noch entschiedener aus: Tiberius habe von den Unruhen im Orient mit Vergnügen vernommen, weil er dadurch Gelegenheit bekomme, Germanicus Nachstellungen und Unfällen preiszugeben¹⁾. — Hiernach würde aus der Wahrnehmung, daß die Welt an seine enge, herzliche Verbindung mit Germanicus doch nicht glaube, der Entschluß entstanden sein, ihn nicht allein zu entfernen, sondern ihn im Orient zugleich den Gefahren des Krieges und der Nachstellung auszusetzen. Tacitus ist ein scharfsinniger, tiefer, dunkler Psycholog; aber ich bekenne: in dieser Motivirung scheint er mir doch zu weit zu gehen und ich dürfte nicht wagen, es zu wiederholen. In demselben Sinne nimmt er unbedenklich an: sowohl dem Piso als der Gemahlin desselben seien Instructionen ertheilt worden, in Folge deren sie sich mit Germanicus in Feindseligkeiten verwickelten, die zu dem Tode desselben führten. Mit Tiberius soll selbst Livia hiebei zusammengewirkt haben — Livia, welche doch hernach die vornehmste Beschützerin der älteren Agrippina gewesen ist.

Ich habe von allen diesen an sich nicht sehr wahrscheinlichen Verdächtigungen Abstand nehmen zu müssen geglaubt, zumal da sich die Entzweiung zwischen Germanicus und Piso aus dem Gange der Begebenheiten erklärt. Der Bruch zwischen ihnen hing, wie oben bemerkt, mit einer Verwicklung im Orient zusammen, welche Niemand voraussehen konnte. Daß Germanicus keines natürlichen Todes gestorben sei, ist eine Ansicht, welche

1) Ann. II, 5, 1: Tiberio haud ingratum accidit, turbari res Orientis, ut ea specie Germanicum legionibus adsuetis abstraheret novisque provinciis impositum dolo simul et casibus objectaret.

auch die größten Verehrer des Tacitus aufgegeben haben ¹⁾. Damit fällt nun aber auch die Behauptung, daß Tiberius an dieser Katastrophe Theil gehabt habe, in sich selbst zusammen. Ich halte sie nicht allein für unwahrscheinlich, sondern für unmöglich. Ich stelle nicht in Abrede, daß die Eifersucht auf den ausschließenden Besitz der Gewalt verabscheuungswürdige Absichten hervorgebracht haben könne; ich leugne aber, daß sie von dem klugen Tiberius gefaßt worden sein können, da er damit seine eigene Sicherheit zerstört haben würde. Sehr möglich, daß er Vorkehrungen getroffen hat, um den Germanicus sich nicht über den Kopf wachsen zu lassen ²⁾; allein unmöglich, daß er sich selbst in unabsehbliche Verlegenheiten habe stürzen wollen. Wenn nun Tacitus das annimmt, so kann er doch dabei sich nicht durch psychologische Combinationen allein haben leiten lassen; es mußten wohl historische Ueberlieferungen vorliegen, die den Anlaß zu seiner Auffassung gaben. Ich kann nicht anders denken, als daß das die Commentarien der jüngeren Agrippina gewesen sind. Es waren Ueberlieferungen, die Tacitus mit andern Nachrichten, die er fand, combinirte und verwob, denen man aber doch nicht beizutreten berechtigt ist. Aus derselben Quelle wird auch wohl die Scene des Todes des Germanicus stammen, schön und ergreifend, aber aus der Fieber des Hasses entsprungen. Dem Sterbenden werden Worte in den Mund gelegt, welche das spätere Widerstreben der älteren Agrippina und ihres Hauses gleichsam als ein Vermächtniß desselben erscheinen lassen. Ich habe davon Nichts aufzunehmen gewagt, da sich Alles aus den Verhältnissen der Familie selbst und den Umständen erklärte. Sehr wahrscheinlich ist, was Tacitus ausspricht, daß die Verdächtigungen, die er anführt, sich gleich im ersten Momente regten; das Volk habe geäußert: also darum habe Tiberius

1) Für die Ansicht, welche Stahl vorgetragen hat (S. 98), daß zwischen Plancina und Livia ein Parteivverständniß obgewaltet habe, finde ich keinen Beweis. Die in diesem Buche mit vielem Geist vorgetragenen Combinationen sind doch zu willkürlich, um einen ernstlichen Eindruck zu machen.

2) Wie er denn dem Quintus Cæcilius Metellus Creticus Sılanus, der seit dem Jahre 11 u. Ae. als Proconsul Syrien verwaltete, und dessen Tochter mit Nero, dem ältesten Sohne des Germanicus verlobt war, seine Provinz abnahm.

seinen Neffen in ein fremdes Land verwiesen und die Provinz an Piso übertragen, um ihn zu verderben (II, 82).

Aber das zeigt nur, wie das Gerücht entsprang, welchem Tacitus Glauben beigemessen hat, und das er auch im Folgenden wiederholt.

Wenn bei den Leichenfeierlichkeiten weder Livia noch Tiberius erschienen, so wird zwar angenommen (III, 3) daß sie es unter der Würde der Majestät erachtet hätten, jedoch mit der naiven Frage, ob das nicht etwa deswegen geschehen sei, damit Niemand in ihren Mienen die Freude über das Ereigniß lesen möchte (an, ne omnium oculis vultum eorum scrutantibus falsi intelligerentur). Daß auch Antonia den Leichenfeierlichkeiten nicht beiwohnte, wird ebenfalls mehr dem Befehl, den sie dazu empfangen, als ihrer eigenen Trauer, die man jedoch nicht leugnet, zugeschrieben. Piso kommt dann, um sich gegen seine Anklage zu vertheidigen, nach Rom. Tacitus will nicht glauben, daß die Antwort, welche er von Drusus bei einer Audienz empfing und die eigentlich eine Voraussetzung der Vergiftung enthielt, von Drusus selbst ausgegangen sei; er leitet sie vielmehr von Tiberius her, der damit das Gerücht des Volkes habe unterdrücken wollen, in welchem Sinne auch ein nachfolgendes Edict erklärt wird.

Nichts kann über die Bosheit und Verstecktheit gehen, welche in dieser ganzen Angelegenheit bei Tiberius vorausgesetzt wird. In Tiberius hat Tacitus das Ideal des heuchlerischen Despotismus mit starken Farben dargestellt, mit unvergleichlichem Talent, aber es ist eben ein Gedankenbild des Historiographen; volle Realität kommt ihm nicht zu.

Tacitus spricht sich einmal unbefriedigt von seinem Stoffe aus, der ihm eigentlich Nichts als kleine Ereignisse darbiete, weit entfernt von den großen, welche seine Vorgänger in früheren Jahrhunderten zu schildern gehabt hätten. Aber das Interesse seiner Erzählung liegt auf einer anderen Seite. Er schildert den Kampf der unbedingten Autorität und der aus der Republik herstammenden Gesinnungen, der sich in kleinen Ereignissen vollzog. Der Gegensatz im Großen ist unzweifelhaft; die Begebenheiten selbst, welche Tacitus mittheilt, sind der Ausdruck desselben — auch wenn man nicht allenthalben die Motive annimmt, die er aufstellt, und die doch Allen wieder eine persönlich

gehässige Farbe geben. Die höchste Gewalt ist bössartig und versteckt, die Formen, die aus der Republik herübergekommen sind, unzureichend und nur dazu angethan, die Verwerflichkeit der Werkzeuge, deren sich die Gewalthaber bedienen, zur Anschauung zu bringen. Es war die Ansicht der folgenden Epoche von der vorangegangenen. Tacitus ist der Interpret der Gedanken der Opposition, die in seiner Zeit zur Herrschaft gelangt war. Man lasse mich gradeheraus reden. Es ist ein Unterschied zwischen dem Urtheil der nächstfolgenden Generationen über die vorangegangenen, von deren Thun und Lassen sie noch immer berührt bleiben, und der universalhistorischen Auffassung, die aus der Ferne der Jahrhunderte die Ereignisse in ihrem Zusammenhange anschaut. Weit entfernt, die Antriebe der momentanen Bewegung zu unterschätzen, sieht sie doch nicht in denselben das Wesen der Geschichte. Aber wie nun alle Bewegung der Welt aus Action und Reaction besteht, so kann man die Vorgänge der Action unmöglich aus dem Standpunkte der Reaction kennen lernen; denn auch diese hat ihre Beschränkung. Die Forschung muß den Widerspruch, in dem die spätere Zeit gegen die frühere befangen ist, indem sie demselben Anerkennung angedeihen läßt, doch auch wieder überwinden, um zu einer reinen Anschauung der Dinge zu gelangen. Der Versuch ist schwer und unliebsam; aber er läßt sich nicht abweisen.

Unter Anderem tritt diese Aufgabe gleich bei dem Tode des Tiberius ein. Die taciteische Darstellung des Tiberius ist künstlerisch angelegt; wie ein guter dramatischer Dichter seinen Charakter zu behaupten weiß, so hält auch Tacitus die einmal gefaßte Ansicht von dem heuchlerischen Wesen des Gewalthabers bis zu dessen letztem Augenblick streng aufrecht und beseitigt Alles, was dieselbe stören könnte. Es waren Ueberlieferungen von verschiedenartiger Glaubwürdigkeit, die Tacitus aus dem Gesichtspunkt, der ihm an seiner Stelle erwuchs, zusammenstellte und mit plastischer Virtuosität zur Anschauung brachte. Da ich bei dem vielbesprochenen Ereigniß von demselben abgewichen bin, so darf ich wohl an dieser Stelle meine Gründe vorlegen.

Die Erzählung des Tacitus enthält fünf verschiedene Punkte:

1) Daß Tiberius das Unwohlsein, von dem er auf der Reise ergriffen wird, verheimlicht habe. Hierin stimmt er mit

Sueton, der eine tagebuchartige Notiz wiederholt, die aus der Zeit selbst stammte, zusammen.

2) Die Anekdote, die Jedermann kennt, nach welcher der Arzt Charikles, indem er sich von Tiberius verabschiedete, dessen Hand ergriff, und bemerkte, daß er nur noch zwei Tage zu leben habe. Die zu Grunde liegende Thatsache erwähnt auch Sueton; auch er erzählt, daß Charikles die Hand des Kaisers ergriffen habe; aber nach ihm hat Tiberius nur den Verdacht, daß der Arzt ihm nach dem Puls gefaßt haben möge. Von der Bemerkung von der Nähe des Todes des Monarchen ist hiebei keine Rede.

3) Auf diese Bemerkung aber baut nun Tacitus seine weitere Erzählung. Nach ihm werden auf die Mittheilung des Arztes alle in der Umgebung des Kaisers, namentlich zwischen Macro und Cajus verabredeten Maßregeln beschleunigt — ein Umstand, von welchem Sueton Nichts weiß.

4) Noch weniger weiß Sueton von der Ohnmacht des Kaisers, die nach Tacitus bald darauf eintrat. Wenn dann Tacitus erzählt, daß auf die hiedurch veranlaßte Nachricht, der Kaiser sei gestorben, Cajus von Jedermann als Imperator begrüßt worden sei, und darauf, als der Kaiser sich erholt hatte, in doppelten Schrecken gerathen wäre, so erzählt Josephus etwas Aehnliches, aber mit dem auffallenden Unterschied, daß er des Cajus gar nicht gedenkt, sondern Herodes Agrippa davon betroffen werden läßt. Eine solche Erzählung war offenbar in Umlauf, aber sie wird dadurch verdächtig, daß sie von den beiden Autoren, bei denen wir sie lesen, auf verschiedene Personen bezogen wird.

5) Dieser Schrecken wird bei Tacitus unmittelbare Veranlassung, daß Macro den Befehl giebt, den Tiberius mit Rissen zu ersticken. Ein verwandtes Gerücht wird auch bei Sueton erwähnt, nur ohne Beziehung auf Macro (Tiber. c. 73); im Leben des Caligula berichtet er, daß Tiberius auf dessen Befehl mit Rissen beworfen worden sei (c. 12).

Diese fünf Punkte der Erzählung hängen bei Tacitus aufs Beste zusammen. Man kann nun einräumen, daß der erste eine gute Begründung hat. Alles Uebrige: die Wahrnehmung des Charikles, die beschleunigten Vorbereitungen, die Wirkung der

Erholung des Liberius und die Ermordung desselben durch Macro sind äußerst zweifelhaft und gehören in das Gebiet der Gerüchte. Man wird es, denke ich, gerechtfertigt finden, wenn ich unter diesen Umständen von der Erzählung des Tacitus, die ich, die Wahrheit zu gestehen, schon aufgenommen hatte, doch wieder Abstand genommen habe. — Die Erzählung des Tacitus ist stilistisch und literarisch ein Meisterstück, aber der historischen Kritik gegenüber ist sie unhaltbar.

Zu den späteren Büchern der Annalen.

Die Bücher 11—16 der Annalen, welche die späteren Jahre des Claudius, dessen Ende und die Regierung des Nero bis zwei Jahre vor seinem Tode umfassen, haben doch einen inneren Zusammenhang und bilden ein Ganzes von größtem Interesse. Man würde sie auch dann mit Bewunderung lesen, wenn sie Momente secundärer Art beträfen, aber sie enthalten einen der wichtigsten Wendepunkte der allgemeinen Geschichte; die Unmöglichkeit, daß es mit dem Regiment der Cäsaren so weiter fortgehen konnte, stellt sich unwidersprechlich vor die Augen.

Bei dieser Bewunderung des Ganzen findet sich doch die Kritik in der Verpflichtung, über die Thatsachen, welche durch die Geschichtschreiber, die Tacitus zu Grunde legte, uns überliefert sind, anderweite Autoren zu consultiren.

Ich beziehe mich dabei auf die eben mitgetheilten Untersuchungen über das Verhältniß des Zonaras zu dem recipirten Texte Dios, aus denen, wie mir scheint, unwiderleglich hervorgeht, daß uns im Zonaras eine von dem recipirten Dio abweichende und sehr berücksichtigungswürdige Darstellung der Ereignisse vorliegt. Mit dieser aber steht nun Tacitus in mannichfaltigem Widerspruch. Wir müssen hier nochmals auf das Verhältniß der Freigelassenen zu Messalina und Agrippina zurückkommen, wobei man nur keinen Augenblick vergessen darf, daß jene die höchsten Aemter des Staates inne hatten, diese die Gemahlinnen des Kaisers waren, die einen persönlichen Einfluß auf ihn ausübten.

Nach den Nachrichten bei Zonaras war es die Hinrichtung des Polybius, welcher zu den hochgestellten Freigelassenen gehörte, aber mit Messalina zerfiel, so daß sie ihren

Einfluß einsetzte, um die Hinrichtung desselben zu bewirken, was den Anlaß gab, daß auch die übrigen ihre bisherige Verbindung mit Messalina abbrachen und sich vielmehr vereinigten, Messalina selbst zu stürzen und zu vernichten. Tacitus nun fand in den Nachrichten, denen er folgte, dies Motiv wahrscheinlich nicht vor; wenigstens gedenkt er desselben nicht. Der vornehmste Beweggrund der Freigelassenen zur Opposition gegen Messalina lag vielmehr nach ihm darin, daß sie eine Vermählung der Messalina mit Silius für ein höchst gefährliches Ereigniß ansahen, von dem sie selbst bedroht werden würden, zumal da auf Messalinas Antrieb schon viele andere Hinrichtungen vollzogen worden waren (XI, 28). Nach Zonaras hatten die Freigelassenen durch die von Messalina bewirkte Hinrichtung des Polybius das Vertrauen zu ihr verloren und blieben ihr nicht mehr so ergeben, wie bisher, worin er den eigentlichen Grund des Verderbens der Messalina sieht. Man muß hienach annehmen, daß durch die Lascivitäten Messalinas den Freigelassenen nur die längst erwartete Gelegenheit geboten wurde, sie zu Grunde zu richten. In Beziehung auf die Vermählung des Claudius mit Agrippina und die damit in Zusammenhang stehenden Ereignisse findet zwischen der Darstellung des Tacitus und der Uebersetzung bei Zonaras die durchgreifende Differenz statt, daß nach dem Letzteren Alles, was geschildert wird, von der in ihrem eigenen Interesse gefaßten Initiative der Freigelassenen ausgeht, daß sie die entscheidenden Beschlüsse herbeiführen und ins Werk setzen — bei Tacitus hingegen der Einfluß der Freigelassenen nur als ein in der Verflechtung der Begebenheiten wirksamer Factor erscheint, und zwar als ein solcher von untergeordneter Bedeutung. Der Erzählung des Tacitus zufolge entsteht nach dem Tode der Messalina ein Wettstreit unter den Freigelassenen, wer von ihnen die neue Gemahlin für den Kaiser, dem ein eheloses Leben unerträglich ist, auswählen solle; zugleich bewerben sich wetteifernd mehrere vornehme römische Frauen um seine Hand. Claudius beruft die drei einflußreichsten unter seinen Freigelassenen, Narcissus, Callistus, Pallas zu einer Berathung hierüber; jeder macht seinen Vorschlag und begründet denselben. Der des Pallas, welcher die Vermählung mit Agrippina empfiehlt, gewinnt, durch deren Führungskünste unterstützt, bei dem Kaiser die Oberhand. (Ann.

XII, 1. 2.) Schon hier erscheint der Einfluß der Freigelassenen nach Tacitus von nicht so großem Gewicht, wie in der Fassung bei Zonaras; denn da die Freigelassenen unter sich über den zu fassenden Entschluß verschiedener Meinung sind, fällt die eigentliche und definitive Entscheidung doch dem Kaiser zu, der dabei durch das Verhalten der Agrippina mitbestimmt wird. In dem Fortgang der Erzählung tritt bei Tacitus der Einfluß der Freigelassenen noch mehr zurück: denn nicht ihnen, wie bei Zonaras, wird von Tacitus der Plan, den jungen Domitius mit der Tochter des Claudius zu vermählen zugeschrieben, sondern vielmehr der Agrippina selbst; Vitellius übernimmt, um ihrer Gunst sich zu versichern, den für die Erreichung dieser Absicht erforderlichen Sturz des Silius herbeizuführen. Nur zuletzt bei der Verlobung der Octavia mit Nero, gedenkt Tacitus, indem er bemerkt, dieselbe sei zu Stande gekommen: *studiis matris, arte eorum, quibus ob accusatam Messalinam ultio ex filio timebatur* — von Neuem der Einwirkung der Freigelassenen; aber dieselben erscheinen an dieser Stelle doch nur als Werkzeuge der Agrippina, durch deren Bestrebungen Alles bestimmt wird. In den angeführten Worten findet sich auch bei Tacitus eine beiläufige Andeutung des Motivs, das nach Zonaras das Verhalten der Freigelassenen bestimmt, ihrer Befürchtung, von Britannicus einmal für die gegen seine Mutter erhobene Anklage zur Rechenschaft gezogen zu werden, — worauf bei dem griechischen Autor überhaupt die ganze Verflechtung der Begebenheiten beruht. Die Betonung dieses Motivs würde der Ueberlieferung, der Tacitus in Beziehung auf die neue Vermählung des Kaisers folgt, und die von ihm auch in der späteren Erzählung festgehalten wird ¹⁾, nicht conform gewesen sein. Denn nach ihm nahmen zwei der Freigelassenen, Callistus und Narcissus, bei ihren Vorschlägen auf eine Fürsorge für die Kinder des Claudius von Messalina, der Octavia und des Britannicus, Bedacht. Aber wichtiger als die Abweichung in den Einzelheiten ist der charakteristische Unterschied zwischen beiden Erzählungen, welcher darin liegt, daß bei Tacitus die Absichten und Handlungen der Römer und Römerinnen von Stand in den

1) Er bezeichnet Ann. XII, 25 Pallas als *consiliator nuptiarum*. Auch die Haltung, die er dem Narcissus zuschreibt, ist damit in Uebereinstimmung.

Vordergrund treten, während nach Zonaras vielmehr Alles von den Freigelassenen geplant und durchgeführt wird. In jenen Momenten den eigentlichen Grund der Begebenheiten zu erblicken, entsprach der Sinnesweise des Tacitus; diesen seine Aufmerksamkeit zuzuwenden, war er nicht in gleicher Weise geneigt. Die ihm eigenthümliche Auffassung der Geschichte führte ihn dahin, den dem Gemüth unmittelbar innewohnenden, spontanen psychologischen Antrieben, nachzuforschen und sie in seiner Darstellung zur Anschauung zu bringen, wie hier den Ehrgeiz der Agrippina. Die Hervorhebung von Beweggründen realistischer Natur, die aus den gegebenen Verhältnissen entspringen und bei welchen die menschlichen Handlungen als bestimmt und abhängig von äußeren Umständen erscheinen, würde mit der allgemeinen Intention seiner Darstellung in Widerspruch stehen; es mußte ihm widerstreben, die wichtigsten Vorkommnisse in der Geschichte des Reiches auf Machinationen von Freigelassenen zurückzuführen, die wieder einzig in dem Interesse derselben, in der Fürsorge, sich vor Bestrafung zu sichern, ihren Grund hatten.

Für die Erzählung des Zonaras läßt sich geltend machen, daß sich in ihr ein sehr deutlicher innerer Zusammenhang zeigt; daß das Motiv der Freigelassenen, die Vermählung des Claudius mit Agrippina herbeizuführen und die Verlobung des Sohnes der letzteren mit der Tochter des Kaisers in Aussicht zu nehmen, unmittelbar einleuchtet; daß endlich nach dem natürlichen Verlauf der Dinge Claudius zunächst nach dem Tode der Messalina mehr von den Einwirkungen der Freigelassenen, von denen geleitet und beherrscht zu werden er bisher gewohnt war, als von der neuen Gemahlin bestimmt werden mußte. Uebrigens aber wird der bei allen diesen Vorfällen unzweifelhaft wirksamste Factor, durch welchen die persönlichen Absichten erst hervorgerufen und ihre Durchführung ermöglicht wurde, weder von Zonaras, noch — wenigstens deutlich — von Tacitus bezeichnet, aus dessen vorangehender Erzählung derselbe vielmehr entnommen werden muß. Die Sympathien der Population, deren sich Agrippina und ihr Sohn Domitius, als Abkömmlinge des Germanicus, erfreuten, — wie ihnen solche gerade im Gegensatz zu Messalina und Britannicus im Jahre vorher bei der Feier der Säcularspiele bezeigt worden waren, mußten eine Vermählung

des Kaisers mit Agrippina diesem selbst und den Freigelassenen als vortheilhaft für die Behauptung des Imperiums erscheinen lassen.

Sehen wir aber ab von diesem Verhältniß der taciteischen Darstellung zu der Ueberlieferung, die sich fast zufällig bei Zonaras erhalten hat; fassen wir ganz im Allgemeinen die Annalen des Tacitus ins Auge, so bieten sie doch zu manchen Zweifeln Anlaß. Ein Fall dieser Art, welcher nähere Erörterung verdient, ist der Tod des Kaisers Claudius.

Der Entschluß Agrippinas, sich ihres Gemahls durch Mord zu entledigen, wird bei den meisten Autoren daher geleitet, daß sie besorgt habe, Claudius werde seine Gunst dem zurückgesetzten Britannicus wieder zuwenden, so daß sie hätte fürchten müssen, bei einem längeren Leben desselben den Plan, ihren Sohn an dessen Stelle zu setzen, scheitern zu sehen. Tacitus legt nun das größte Gewicht darauf, daß der Freigelassene Narcissus, dem er an der Ermordung der Messalina den größten Antheil zuschreibt, Agrippina in gleicher Weise zu stürzen, die Absicht faßte. Er habe Britannicus in offenen Schutz genommen. — Sehr auffallend ist es doch, daß es eigentlich die Furcht vor dem Freigelassenen ist, welche Agrippina antreibt, sich an dem Leben ihres Gemahls zu vergreifen. Darüber aber geht Tacitus leicht hinweg; er kommt sogleich auf eine Berathung der Agrippina, auf welche Weise Claudius umzubringen sei, ob durch ein rasch oder langsam wirkendes Gift. Dann wird die berühmte Giftmischerin Locusta herbeibeschieden; aber ihre Mittel wirken nicht. Agrippina, hierüber in Aufregung, schreitet zu einer directen Vergiftung durch einen Arzt, die dann ihre Wirkung hat. — Auch hier wetteifern gleichsam die Abscheulichkeiten der Unternehmung und die Unwahrscheinlichkeiten bei der Ausführung miteinander.

Bei Sueton, der die umlaufenden Nachrichten so wiederzugeben pflegt, wie er sie vorfand, finden wir zwei als von verschiedenen Schriftstellern mitgetheilte Angaben, — daß Claudius bei einem sacerdotalen Gastmahl auf der Burg durch die Verrätherei des Mundschenken Galotus vergiftet worden sei, während von Anderen erzählt werde: er sei von seiner Gemahlin bei einem häuslichen Mahl umgebracht worden. Diese beiden Gerüchte hat Tacitus mit einander verschmolzen. Er erwähnt den Galotus

und schreibt doch Alles der Agrippina zu, ohne Ort und Umstände näher anzugeben. Nach Sueton (Claudius c. 44) waltete ferner eine weitere Verschiedenheit in den Erzählungen ob; nach den Einen wäre Claudius sogleich nach genommenem Gift in den Todeskampf gerathen, in dem er gegen Morgen verschied; nach den Anderen habe das erste Gift nicht tödtlich gewirkt, und man habe dann ein neues gegen ihn in Anwendung gebracht. Der zweiten Nachricht folgt Tacitus; nur über das Mittel, das man ergreift, drückt er sich zweifelhaft aus (creditur); wenn bei Sueton der Sage gedacht wird, Claudius sei unter dem Schein, man wolle ihm helfen, per clysterem umgebracht worden, so wird das bei Tacitus dahin geändert, daß dem Kaiser eine vergiftete Feder in den Schlund gestoßen worden sei.

Die Berathschlagung, ob es besser sei, Claudius unverweilt oder langsam umzubringen, die Erwägung, daß im ersten Falle das Gerücht sich davon verbreiten, im zweiten Claudius dahin gebracht werden könne, dem Britannicus aus Neue seine Gunst zuzuwenden, gehören allein dem Tacitus an. Man beschließt ein solches Gift anzuwenden, welches zwar den Geist des Kaisers verwirren, aber seinen Tod verzögern soll. Dazu wird die Giftmischerin Socusta, die dem Hof schon mehrere Dienste erwiesen habe, herbeigezogen. Eigentlich aber kommt es doch zu diesem Erfolge nicht, ohne daß dies weiter berührt würde. Claudius wird von der Wirkung der Giftpilze in einen Zustand von Dysenterie gebracht, in welchem er aber nicht, wie die Suetonsche Nachricht sagt, umkommt, sondern vielmehr Hoffnung giebt, davon zu kommen, worauf Agrippina ohne alle Rücksicht den Arzt aufgefodert habe, ein entscheidendes Mittel anzuwenden. Der Name des Arztes findet sich allein bei Tacitus, er nennt ihn Xenophon; es müßte also ein Grieche gewesen sein. Ihm wird die Reflexion zugeschrieben: der Versuch eines Verbrechens sei mit Gefahr verknüpft, ein vollzogenes verschaffe Belohnung. Diese psychologischen Einschaltungen, sowie auch der Zweifel über den Zustand des Claudius: socordiane an vinolentia (XIII, 67) ob bei ihm Trunkenheit oder Nachlässigkeit im Spiele gewesen sei, gehören zu den Eigenthümlichkeiten taciteischer Auffassung. Die Bemerkungen geben der ganzen Erzählung einen psycholo-

gischen Inhalt und Charakter. Damit werden die zweifelhaftesten Thatfachen nicht erhärtet, und man sieht sich nach anderweitigen Informationen um.

In der Naturgeschichte des Plinius ist bei Gelegenheit der Erwähnung der Pilze, von denen einige giftig seien, davon die Rede, daß Agrippina durch solche ihren Gemahl getödtet habe (XX, 22, 76, 92: *veneno per hanc occasionem dato*); durch diese Vergiftung habe sie der Welt ein zweites Gift gegeben, indem sie ihren Sohn Nero auf den Thron gebracht habe¹). Bezeichnend drückt sich Juvenal aus: *quales (boletos) Claudius edit Ante illum uxoris, post quem nihil amplius edit* (V, 147). Die einfachste und verständlichste Nachricht ist uns bei Dio erhalten. Auch er erwähnt der Giftmischerin Locusta und erzählt, mit Juvenal übereinstimmend, Agrippina habe bei einem Mahl von Pilzen, die sie mitgegessen, einen vergifteten dem Claudius dargeboten; dieser habe ihn genossen und sei gleich darauf umgekommen.

Das Wahre daran möchte sein, daß unter den eßbaren Pilzen, welche Claudius aufgetragen wurden, sich auch solche befunden haben, welche Gift enthielten. Die Natur dieses Giftes hat die Chemie, soweit ich in Erfahrung bringen konnte, noch nicht entdeckt. Es wirkt, wie bei Oken, Naturgeschichte III, p. 42 ausgeführt wird, sowohl abführend als narkotisch betäubend; die Fälle, in denen das vorkommt, sind gar nicht selten, und es hat sich immer gefunden, daß die Wirkung bei jüngeren Menschen leicht zu regeln, bei älteren tödtlich ist. Vor ein paar Jahren hat sich zugetragen, daß nach dem Genuß von Champignons bei einem Gastmahl die Theilnehmer sämmtlich erkrankten, einer aber, der älteste unter ihnen, gestorben ist. So würde der Tod des Claudius zu erklären sein, eine Anwendung von Gift war dabei unnöthig. Und Josephus bezeichnet ausdrücklich die Meinung, Claudius sei durch ein Gift umgekommen, als ein Gerücht.

Der plötzliche Tod des Kaisers in der Nähe seiner Gemahlin

1) An den beiden anderen Stellen (II, 23, 24, 92 und VI, 73), an welchen Plinius den Tod des Claudius erwähnt, spricht er nur unbestimmt von einem *veneficium*, durch welches Claudius umgebracht worden sei.

und die darauf erfolgte Erhebung ihres Sohnes zum Imperator riefen die Gerüchte hervor; die Geschichte kann über sie, wie mir scheint, hinweggehen.

Verwerfe ich nun aber die herkömmliche Erzählung von dem Tode des Claudius, so bin ich doch weit entfernt, dem Geschichtschreiber, dem sie ihre Verbreitung verdankt, auch ihren Ursprung zuzuschreiben. Das Gerücht war allgemein verbreitet und in verschiedenen Versionen angenommen: denn sehr argwöhnisch ist die Menge nicht allein, sondern auch das gebildete Publikum bei Vorfällen dieser Art. Die Dunkelheiten und Widersprüche in der Erzählung des Tacitus beruhen darauf, daß er verschiedene Berichte verband und auf eine Weise combinirte, die ihm annehmbar schien. In meiner Darstellung habe ich schon der Differenzen über das Verhältniß gedacht, in welches Nero und Agrippina zu einander geriethen, zwischen der Auffassung des Tacitus und der Ueberlieferung, die sich bei Zonaras findet. Zur besseren Begründung des dort Ausgesprochenen mag es mir erlaubt sein, die anderen Ueberlieferungen summarisch zu erwähnen.

Bei Zonaras wird die Entzweiung zwischen Nero und Agrippina daher geleitet, daß die Mutter haushälterisch, beinahe geizig war, Nero aber das Geld mit vollen Händen wegzuworfen liebte. Um nun ihren Sohn in seine Schranken in dieser Hinsicht zurückzuweisen, habe Agrippina die Absicht kundgegeben, ihm den Britannicus entgegenzusetzen, wodurch dann Nero veranlaßt wird, diesen selbst umzubringen. Wenn in dem recipirten Dio auch von dem Verhältniß zu Acte die Rede ist, so kommt bei Zonaras, dessen Bericht wir als den ursprünglich Dionischen betrachten dürfen, dieser Grund überhaupt nicht vor. Auf diesem Motiv aber beruht nun die Darstellung des Tacitus.

Er ist ziemlich ausführlich über das Verhältniß zu Acte und leitet davon die Entzweiung zwischen Agrippina und Nero her: Agrippina habe gefürchtet, wenn es damit so weiter fortgehe, werde sie ihren Einfluß im Palaste verlieren. Aber vergeblich sind ihre Warnungen und Schmeicheleien. Nero entschließt sich, Pallas, den Vertrauten der Agrippina, von den Geschäften zu entfernen (*demovet a cura rerum XIII, c. 13*). Darauf nun geräth Agrippina in einen ernstlichen Hader mit

Nero. Sie bringt ihm in Erinnerung, daß Britannicus bessere Rechte habe, als er, und giebt zu verstehen, daß sie Alles wolle bekannt werden lassen, was durch sie geschehen sei, eine Aeußerung, die sich doch nur auf das bessere Recht des Britannicus hätte beziehen können.

Ueber diese Entzweiung läßt sich auch Sueton vernehmen; er gedenkt, wenigstens an dieser Stelle, Actes nicht und leitet den Haß Neros von dem Neid wegen der schönen Stimme des Britannicus her, hauptsächlich aber von der Meinung, Britannicus werde einmal größere Gunst bei dem Volke erwerben, als er sie besitze. Was bei Sueton bloß als Eifersucht wegen der schönen Stimme und Besorgniß vor einer entfernten Gefahr erzählt wird, erscheint bei Tacitus in jener ergreifenden Stelle (XIII, c. 15) von dem Gefange des Britannicus und seinem Inhalt bei Weitem großartiger. Die Erzählung ist etwas umständlicher, in der Hauptsache aber dieselbe, wie bei Sueton. Dann aber folgt eine der anschaulichsten und gräßlichsten Scenen dieses Malers der Leidenschaften: die Vergiftung des Britannicus bei dem gemeinschaftlichen Mahl. Ich habe sie in meine Erzählung aufgenommen, nicht ohne die Zweifel zu berühren, welche sie erweckt. Wundervoll ist Agrippina, die Alles durchschaut. Das Leichenbegängniß folgt unmittelbar, ebenfalls in Sturm und Regen, wobei jedoch von jener Abwaschung nicht die Rede ist: denn das Unanständige vermeidet Tacitus gern. Ueber die Katastrophe der Agrippina stimmt Tacitus mit Sueton und der in dem recipirten Dio aufgenommenen Erzählung bisweilen selbst im Einzelnen zusammen; z. B. bei dem letzten Abschied Neros von Agrippina (Sueton: *papillas quoque exosculatus*, Dio: *πρὸς τὸ στένον προσαγαγὼν, καὶ φιλήσας καὶ τὰ ὕμιατι καὶ τὰς χεῖρας*, Tacitus: *artius et oculis et pectori haerens*). Der stärkste ist Dio, etwas weniger stark Tacitus und mit dem echt taciteischen Zusatz, daß Nero vielleicht daran gedacht habe, die dem Tode Geweihte sei seine Mutter. Im Einzelnen finden sich manche Abweichungen, auf die es jedoch nicht ankommt.

Tacitus hat die Berathung mit Burrus und Seneca, welche die übrigen nicht kennen, die aber einen wahrhaft historischen Gesichtspunkt enthält. Ueber die Ermordung selbst tritt dann die Tradition in dem Worte: *ventrem feri* auch bei Tacitus

herbor, die bei Sueton (c. 34) fehlt, bei Dio und Zonaras aber vorkommt. — Alle diese Differenzen hier noch weiter auszuführen, würde eine Recapitulation der Erzählung fordern, die den Autor und den Leser gleich sehr ermüden würde. Ich will nur noch bei Einem Ereignisse stehen bleiben, das eine univervale Bedeutung hat, und bei dem sich, wenn ich nicht irre, die Methode des Tacitus erkennen läßt, dem Brand von Rom.

Bei Tacitus sind zwei verschiedene Auffassungen verbunden. Er fand sie in seinen Büchern bereits vor, wie die ersten Worte beweisen: forte an dolo (XV, 38, 1); ob das Unglück zufällig eingetreten, oder ob es mit listiger Absicht vorbereitet worden sei. Ich mache den Versuch, diese beiden Berichte durch Differenzen in der Erzählung des Tacitus zu scheiden. Zuerst finden wir die vortreffliche Schilderung des Brandes selbst, dem Niemand Einhalt thun können. Man hat schon längst bemerkt, daß sich dies mit der Behauptung schlecht vertrage: es wären Uebelthäter gewesen, welche den Brand zu Räubereien benutzte, und die sogar gesagt hätten, sie wüßten, nach welchem Auftrag sie das thäten (XV, 38 z. G.: sive ut raptus licentius exercebant seu jussu). Man darf wohl annehmen, daß die erste Relation das Faktum erwähnte, um die ungeheure Verwüstung zu schildern; der zweiten Ueberslieferung entstammen die Worte: seu jussu, worin doch liegen würde, daß Nero den Brand selbst veranlaßt habe. Die folgende Erzählung, daß Nero aus Antium herbeigekommen, daß er, obwohl seine eigene Wohnung verzehrt worden, doch Vieles vorgekehrt habe, um die gemeine Noth zu lindern, gehört dann wieder der ersten Ueberslieferung an, in welcher dem Kaiser keine Schuld beigemessen wurde. Damit steht nun aber die Anekdote, nach welcher Nero auf seiner eigenen häuslichen Bühne den Brand Trojas besungen habe, in schneidendem Contrast. Nero, der in der ersten Ueberslieferung erschrocken und mitleidig erscheint, giebt in der anderen ein aller Sympathie entkleidetes Vergnügen an dem Unglück kund. Die Fürsorge des Fürsten und die schauspielerartige-Gefangensprobe lassen sich nimmermehr vereinigen. Auch nahm das Tacitus selbst nicht an; er unterscheidet es durch ein rumor pervaserat (c. 39) von der Haupterzählung. Man könnte diesen Satz entbehren, ohne daß der Zusammenhang gestört würde. In die Classe von ungläublichen

Gerüchten gehört es auch, daß Nero gedacht habe, die Stadt zu vertilgen und eine andere mit seinem eigenen Namen zu gründen (c. 40). In inneren Widerspruch damit tritt dann wieder der faktische Bericht, gemischt mit einigen antiquarischen Bemerkungen, woran sich dann eine Erwähnung der Neubauten Neros knüpft. Darin erscheint Nero sehr ehrenwerth, er wird von einsichtsvollen Architekten unterstützt. Dann sucht man auch die Götter zu versöhnen. Und zu begreifen ist, daß man nach dem großen Unglück die sibyllinischen Bücher aufschlug und alte Gottesdienste erneuerte. Die Frauen suchten den Zorn der Juno durch Besprengung ihres Tempels und Bildes mit herbeigeholtem Meerwasser zu begütigen, was doch nur eben darauf deutet, daß das Unglück der Ungnade der Götter zugeschrieben wurde. So wahrscheinlich der erste Bericht; nun aber der andere. Nach Tacitus würde durch alles dies der Glaube, daß Nero selbst den Brand verschuldet habe, nicht gehoben worden sein. Um demselben ein Ende zu machen, habe Nero die Christen für schuldig erklärt und eine Verfolgung über dieselben verhängt (c. 44). Es wäre nun unsinnig zu denken, daß Nero, der sich bei dem Brande würdig betragen hatte, jetzt, um ein durchaus falsches Gerücht niederzuschlagen, zur Verfolgung unschuldiger Leute geschritten wäre. Man kann nicht anders, als annehmen, daß diese Stelle aus der zweiten, Nero anklagenden Ueberlieferung stammt. Die Nichtswürdigkeit des Kaisers liegt eben darin, daß er den Brand selbst angelegt hat und auf andere die Schuld schiebt. So die zweite Ueberlieferung. Schon Josephus bemerkt, daß es über Nero zweierlei Geschichten gebe, von denen die eine ihn lobt, die andere ihn mit Schmähungen überhäufe, beides auf den Grund persönlicher Beziehungen. Bei Tacitus nun sind die beiden Ueberlieferungen vertreten; die eine, in sich selbst verständlich, ist weit entfernt, dem Kaiser eine Schuld an dem Brande beizumessen; sie lobt vielmehr seine Vorkehrungen. Diese liegt in der Hauptsache bei Tacitus zu Grunde. Er hat aber Momente der zweiten eingeflochten, durch welche Nero als der eigentliche Anstifter des Brandes angeklagt wurde. Man kann sich nicht wundern, wenn nun die Erzählung unverständlich und in sich selbst widersprechend ist. Damit ist aber die historische Streitfrage noch nicht erledigt.

Bei Plinius wird gesagt (Hist. nat. XVII, 1): *Neronis principis incendia, quibus cremavit urbem. Subrius nannte nach der Erzählung des Tacitus Nero incendiarius (c. 67 lin. 9 Galm); in der Tragödie Octavia spricht Nero selbst (act. V, sc. 1, v. 831) von dem Untergange der Stadt flammis meis* ¹⁾. Um das mit den andern Nachrichten zu vereinigen, müßte man annehmen, daß der eigentliche Brand durch Zufall ausgekommen sei, Nero aber, um mehr Platz für seine Neubauten zu gewinnen, an dem wiederausbrechenden Brand Schuld gehabt hätte ²⁾. Was bei Sueton vorkommt, möchte sich auf das partielle Ereigniß beziehen, welches den Anlaß zu allen anderen Gerüchten gegeben hat. Dio hat von dem ersten Bericht des Tacitus abstrahirt und nur den zweiten aufgenommen.

Noch manche ähnliche Erörterung könnte sich hier anschließen; ich habe aber, wo ich von Tacitus abweiche, hie und da in der Erzählung selbst meine Motive angegeben und Anderes wird noch später, namentlich in dem Artikel über Sueton, zur Sprache kommen müssen. Ich eile, auf die historiographischen Eigenschaften des Tacitus zurückzukommen. Ich bin es müde, Ausstellungen an den Werken des Meisters zu machen, den ich bewundere und verehere.

Allgemeine Anschauungen des Tacitus und Charakter seiner Geschichtschreibung.

Bei aller Unabhängigkeit der vornehmsten Historiker von einander besteht doch auch eine gegenseitige Beziehung zwischen ihnen, die in der Auffassung der allgemeinen Angelegenheiten der Welt hervortritt. Sehr verschieden sind ihre religiösen Ideen.

Ich habe früher des durchgreifenden Gegensatzes gedacht, der zwischen den religiösen Anschauungen des Herodot und des Thuchydides obwaltet. Leider bin ich nicht darauf gekommen, von Xenophon zu handeln, der sich wieder dem Thuchydides opponirte. Die Streitfrage betrifft das Eingreifen der Götter in

1) Auch Statius folgt in seinem Gedicht auf Lucan der Tradition, nach welcher der Brand durch Nero veranlaßt worden war (silv. II, 7, 60): *dices culminibus Remi vagantes Infandos domini nocentis ignes.*

2) Tacitus, Ann. XV, 40: *plus infamiae id incendium habuit. quia praediis Tigellini Aemilianis proruperat.*

die menschlichen Dinge. Thucydides hatte es abgelehnt, Xenophon kam darauf zurück. Dem widersprach nun Polybius, der den Unglauben in die Historie eingeführt hat, dem wenigstens die Römer an sich sehr abhold waren. Aber wenn doch auch unter den Römern die polybianischen Ansichten mannichfachen Anklang gefunden hatten, so setzt sich Tacitus denselben mit der vollen Energie altrömischer Gläubigkeit entgegen. Tacitus glaubt an die Götter; er stellt auch die Prodigien nicht in Abrede. Wenn ich ihn nicht mißverstehe, so hält er besonders an dem Ergebniß der Haruspicien fest, durch welche die Götter ihren Willen unmittelbar kundgeben; und die das wichtigste Element der Religion der Römer bilden¹⁾. Der altetruskische Götzendienst lebte in ihnen fort. Wie Rom überhaupt, so weist auch Tacitus den orientalischen Aberglauben nicht von der Hand. Von den Wunderzeichen, durch welche die Alleinherrschaft Vespasians vorher verkündigt sein soll, berichtet er auf eine Weise, daß man nicht zweifeln kann, er habe an dieselben geglaubt (S. IV, 81). Er leitet Ereignisse von Wichtigkeit unmittelbar von den Göttern her, selbst die Nachgiebigkeit des Tiberius gegen Sejan und die verderbliche Thätigkeit des Letzteren schreibt er dem Zorne der Götter gegen Rom zu (*Deum ira in rem Romanam*, Ann. IV, 1). Aus diesem Grunde ist er auch der Astrologie nicht abhold; die Kunst sei gewiß, nur müsse die Kenntniß derselben nicht von Unkundigen vorgegeben werden (Ann. IV, 27).

Man geräth doch in Erstaunen, wenn man nach dem Anlauf, den die Sinnesweise des vorangegangenen Menschenalters genommen hatte, sich der Lehre von den Göttern und ihrem Dienst zu entschlagen, dagegen bei Tacitus eine Anerkennung des Uebernatürlichen und eines Eingreifens der Götter in die menschlichen Dinge wahrnimmt, welche bereits aufgegeben zu sein schien. Die Ideen, welche zu dem philosophischen Monotheismus führten, verschwinden in der historischen Darstellung des Tacitus. Wohl gedenkt er einmal der Meinung, daß Leben und Tod, alles Thun der Menschen den Göttern gleichgültig sei (Ann. VI, 22); aber seine Ansicht ist das nicht, da er den Göttern allenthalben einen unmittelbaren Einfluß auf die menschlichen Dinge

1) Hist. I, 27, 1.

zuschreibt. Der Ansicht, wie sie Seneca vorgetragen, daß das Fatum in der natürlichen Verknüpfung von Ursache und Wirkung bestehe, erwähnt er einmal, und zwar nicht ohne zugleich die Frage zu erheben, wie die menschliche Freiheit dabei bestehen könne. Diese erscheint dann allein in dem Momente, wo ein Mensch seinen Entschluß faßt; sobald er dies gethan hat, verfällt er der Alles bestimmenden Ordnung der Dinge¹⁾. Aber auch diese Ansicht hält Tacitus nicht fest und konnte es nicht: denn wo würden dann seine Haruspicien und seine astrologischen Vorausverkündigungen bleiben? Eine Verwerfung derselben lag den Ideen zu Grunde, wie sie Lucan ausspricht. Lucan leugnet, daß der Wille der Gottheit sich in Orakeln kundgebe, er erkennt nur Eine Gottheit an, — das ist die Tugend. Im Vergleich mit diesen Aeußerungen tritt die Sinnesweise des Tacitus in ihrer Besonderheit hervor. Er erkennt die Götterwelt an, welche jene Schule verwarf; in der Tugend aber, die sie an die Stelle der Götter setzen möchte, sieht auch Tacitus den Vorzug und die eigentliche Bestimmung des Menschen. Er bleibt jedoch bei dem Begriffe stehen, den die römische Religion überlieferte, welche die beiden Momente der Einwirkung der Götter und der republikanischen Tugend vereinigte. Metaphysische Erörterungen darf man bei ihm nicht weiter suchen; er will nur die Menschen vergegenwärtigen, wie sie ihm erschienen. Seine Historiographie widmet sich hauptsächlich den Persönlichkeiten und ihren Eigenschaften.

Seine Tugend ist die römische Tugend: Tapferkeit, Entschluß und Treue, namentlich die politische. Auch in politischer Hinsicht setzt sich Tacitus mit Polybius in offenen Widerspruch.

Die Meinung des Polybius, nach welcher die aristotelischen Principien aller Verfassungen: Monarchie, Aristokratie, Demokratie in der römischen vereinigt seien, lehnt Tacitus ab: denn eine solche Vereinigung sei entweder überhaupt unmöglich oder doch nicht dauerhaft (Ann. IV, 33); er glaubt, davon absehen zu können, da Alles nur von Einem Willen regiert werde. Er erörtert nicht, wie nun neben der obersten Gewalt doch die

1) ac tamen electionem vitae nobis relinquunt, quam ubi elegeris, certum imminetium ordinem.

individuelle Freiheit hätte erhalten werden können; er erkennt die höchste Gewalt als eine bestehende an, aber in fortwährendem Kampfe mit widerstrebenden Elementen. Sein Ideal ist der Würdenträger, welcher sich der Macht, die über ihm ist, und die ihn jeden Augenblick vernichten kann, mannhaft widersetzt.

In ihm schlägt, das ist nicht zu verkennen, eine aristokratische Ader. Allein, was er erzählt, giebt er durch seinen Begriff von Tugend und Ehre, der ihm immer vorschwebt, einen gewissen Schwung. In den einzelnen Scenen, die er nach diesem Maßstabe ausmalt, ist er dann und wann wie ein Richter der Unterwelt anzusehen.

Wo von einer altrömischen Gesinnung die Rede ist, stellt sich die Handlung in großen und würdigen Zügen dar. Manches von dem, was er erzählt, würde man keiner Beachtung für werth halten, aber sein Griffel macht Alles beachtenswürdig. Wenn man sich dem Eindruck seiner Bücher hingiebt, so wird man von demselben hingerissen. Von der Art und Weise griechischer Historiographie findet sich bei ihm keine Spur; er ist durch und durch römisch und zwar ist er da der Meister Aller, die vor oder nach ihm geschrieben haben. Seine universale Stellung culminirt darin, daß er das innere Römerwesen, die Gegensätze zwischen unbedingter Gewalt und republikanischer Gesinnung, die es beide in sich schließt, in dem Momente schildert, in welchem die Welteroberung wenigstens nach Einer Seite hin Gehalt gefunden hat und an ihren Grenzen sich eine Macht regt, die sie dereinst zertrümmern sollte. Der Historiker steht an den Confinen beider Welten.

Vor den meisten Historikern hat Tacitus den Vorzug eines eingeborenen schriftstellerischen Talents voraus, das er in den grammatischen und rhetorischen Schulen, in einem langen Leben und in den höchsten Stellungen ausgebildet hatte. Mit Polybius ist er insofern gleichzustellen, als dieser die politischen Gegensätze der mit einander kämpfenden Republiken und Reiche, in denen er ja selbst lebte, entwickelt. Aber er übertrifft ihn dann in Ausarbeitung der einzelnen Momente, insofern er dessen Weitläufigkeit vermeidet und sich vielmehr einer knappen, gedrungenen Ausdrucksweise befleißigt. Er arbeitete seine Darstellung nach bestimmten Gesichtspunkten auf das Sorgfältigste aus. Seine schriftstellerische

Virtuosität besteht im Allgemeinen in der Gegenständlichkeit seiner Darstellung, der Verknüpfung der geheimen Beziehungen, der Wahl seiner Worte, seiner Kürze, die nicht ohne Dunkelheiten ist, die bei näherer Betrachtung meistens verschwinden, jedoch nicht überall, sodaß eine Verschiedenheit der Auslegung unvermeidlich wird. Seine Gedanken haben mehr Tiefe und Feinheit, als Präcision und Schärfe; er kennt die Würde der Historie und beobachtet sie. Tacitus ist vielleicht nicht der beste Erzähler, aber der größte Maler von Situationen. Er schließt sich in dem Stil seiner Erzählung an Sallust an, der überhaupt als der Schöpfer der eigenthümlichen Art und Weise der historischen Composition der Römer zu betrachten ist. Doch hat Tacitus wenigstens vor dem, was uns von Sallust aufbewahrt ist, Größe der Gegenstände, Umfassung und Tiefe voraus. Manche Anklänge an andere Autoren mögen sich finden, aber dabei ist doch Alles eigenthümlich, von den Vorbildern unabhängig und unnachahmlich.

X. Zur Kaisergeschichte.

Tacitus hatte keinen Vorgänger und keinen Nachfolger, insofern von der ihm eigenthümlichen Art und Weise, die Dinge anzusehen und darzustellen, die Rede ist. Er ist einzig in seiner Art. Darin aber eröffnet er doch eine neue Reihe unter den römischen Geschichtschreibern, daß er das persönliche Verhalten der Imperatoren zu seinem vornehmsten Gegenstande macht. So brachte es die Umgestaltung der öffentlichen Angelegenheiten mit sich, seitdem ein einziger Wille der vorherrschende in der Republik geworden war. Noch entschiedener, als Tacitus ergreift Suetonius diesen Gesichtspunkt.

Suetonius Tranquillus war der Sohn eines römischen Kriegstribunen, der unter Otho diente. Dieser erscheint unter dem Namen Leniz, sodaß Vossius die Vermuthung aufgestellt hat, der Sohn habe den Namen des Vaters in einen wohllauteren umgewandelt; wäre nur die Lesart selbst gesichert, aber man hat sogar Vinus lesen und unter diesem Wort Suetonius Paulinus verstehen wollen. Der Vater hat dem Sohne Nachrichten über Otho gegeben, die recht bedeutend sind. Von größtem Einfluß auf das Leben Suetons war dessen Bekanntschaft mit dem jüngeren Plinius, der ihn dem Kaiser Trajan zu einigen Begünstigungen empfahlen und wahrscheinlich auch dessen Verbindung mit Septicius Clarus vermittelt hat, dem Sueton sein Werk über die Cäsaren widmete. Septicius und Tranquillus standen beide am Hofe Hadrians, der Sueton zum magister epistolarum machte, also mit seiner Correspondenz beauftragte. Diese Stellung hat Sueton wieder verloren, — nicht gerade, weil er sich unanständig gegen die Gemahlin des Kaisers, Sabina, be-

tragen hätte, — es war vielmehr eine allgemeine Maßregel Hadrian's, der seine Gemahlin über die anderen Frauen durch eine strenge Etiquette erheben wollte. Die ganze Hausordnung wurde geändert; auch jener Präfect konnte sich nicht behaupten. Daß Sueton aber in gutem Verhältniß zu Hadrian stand, darj man wohl daraus schließen, daß er ein kleines Bild des Augustus, das ihm in die Hand gekommen war, dem Hadrian verehrte, der es dann in den Penetralien des Palastes aufgestellt hat (Augustus c. 7). An sich käme darauf nicht viel an, aber man erkennt doch, daß Sueton derselben Richtung angehörte, die Plinius vertrat, welcher wieder mit Tacitus in enger Verbindung war; ferner daß Sueton zu dem kaiserlichen Hofe in naher Beziehung stand, wie er denn noch unter Antoninus Pius von Fronto erwähnt wird. Sein Werk über die Cäsaren hat Sueton dem Septicius Clarus gewidmet. Leider aber ist diese Dedication, sowie der Anfang der ersten Vita, des Lebens Cäsars, verloren gegangen; wir würden darin wahrscheinlich eine gewisse Auskunft über die Gesichtspunkte und Absichten des Autors finden. Wir müssen dieselben jetzt aus dem Werke selbst zu erforschen suchen. Es wäre doch, obgleich es naheliegt, nicht vollkommen zutreffend, wenn man annehmen wollte, Suetonius sei von der politischen Reaction gegen das vorangegangene Jahrhundert eben so ergriffen gewesen, wie Tacitus. Das läßt sich z. B. in der Vita Domitians, von dessen Gewaltthaten Tacitus seinen Impuls erhielt, nicht bemerken. Diese ist vielmehr, obgleich sie der Mängel Domitians Erwähnung thut, ziemlich ruhig gehalten.

Aber Sueton lebte doch in der Epoche der wiederhergestellten Freiheit, wie sie selbst offiziell bezeichnet wurde, gehörte ihr durch seine gesellschaftliche Stellung an und schrieb für dieselbe. Sein Grundgedanke, Lebensbeschreibungen der Cäsaren zu verfassen und aneinander zu reihen, war unstreitig literarischen Ursprungs. Er hat darin, soviel ich sehe, keinen Vorgänger. Aber er konnte doch keine Lobeserhebung der Cäsaren abfassen. Indem er ihre Bedeutung, die ja in ihrem Werke fortbestand, anerkannte, mußte er doch auch der Fehler gedenken, welche die Behauptung ihrer Ansprüche zuletzt unmöglich gemacht hatten. Auch einer Forderung, die in der Lage der öffentlichen Geschäfte begründet

war, ist er meines Grachtens dadurch gerecht geworden. Denn unter Hadrian, der zu Gewaltthaten hinneigte, aber doch für eine regelmäßige Verwaltung Verstand und Sinn hatte, kam es darauf an, die erste Richtung abzulehnen und der zweiten weiteren Raum zu verschaffen.

Seine Lebensbeschreibungen haben einen eben auf das Letzte bezüglichen objectiv gehaltenen Bestandtheil von großem Werth. Den öffentlichen Handlungen schon Cäsars, auch in Bezug auf die Staatsverwaltung, noch mehr aber des Augustus, Tiberius, des Cajus, später auch des Vespasian, widmet er eingehende und unparteiische Aufmerksamkeit. Besonderen Dank sind wir ihm dafür schuldig, weil er in der ersten Hälfte seines Werkes, für welches ihm schriftliche Documente zu Gebote standen, von diesen Gebrauch gemacht und der Nachwelt einige Kunde derselben erhalten hat. Unschätzbar sind die Briefe des Augustus, die Sueton wie in dem Leben des Horaz, so auch in den Lebensbeschreibungen des Tiberius und des Cajus eingeflochten hat, Fragmente von Reden Cäsars, Mittheilungen aus dem Briefwechsel des Marcus Antonius, Excerpte aus einigen älteren Autoren, z. B. Oppius, Cremutius Cordus. Ueberhaupt legt er viel Sinn für particulare Forschungen genealogischer und topographischer Art an den Tag; seine biographisch-chronologischen Angaben sind meistens zuverlässig. Alles das ist aber doch für die Forschung, die sich der allgemeinen historisch-politischen Auffassung zuwendet, noch nicht genügend. Wie sich Sueton zu dieser verhält und inwiefern er da auf Glaubwürdigkeit Anspruch machen kann, muß erst noch näher geprüft werden.

Nehmen wir in dieser Absicht zuerst das Leben Cäsars in die Hand, so kommt uns zu Statte, daß uns auch eine Biographie Cäsars von Plutarch vorliegt.

Sehr auffallend ist es, daß in den beiden Biographien der Eingang fehlt. Sie sind beide, wie man wohl gesagt hat, ἀτάκτοι. In dem Eingang aber würde nach der Gewohnheit des Einen und des Anderen eine Notiz über die Herkunft und frühere Jugend Cäsars enthalten gewesen sein. Sollte dabei der bloße Zufall obgewaltet haben? Oder trug man Bedenken, sich über die schwierige Frage der Herkunft des julischen Geschlechts von den Göttern bejahend oder verneinend auszusprechen?

Von den beiden Autoren scheint keiner die Arbeit des andern gekannt zu haben. Sie und da ergänzen sie einander; nicht selten sind sie im Widerspruch. Gleich im Anfang erwähnt Plutarch nichts von einer früheren Vermählung Cäsars, deren bei Sueton gedacht wird, freilich in solchen Ausdrücken, daß man nicht weiß, ob nur eine Verlobung oder eine wirkliche Vermählung stattgefunden hatte. Das Erste ist allgemein geglaubt und noch vor kurzem in dem Werke Louis Napoleons über Cäsar angenommen worden. Zweifelhaft bleibt es immer, da doch Plutarch später einer dritten Vermählung Cäsars, nicht einer zweiten, gedenkt. Die Vermählung mit der Cornelia, der Tochter Cinna's, ist es eigentlich, womit die beiden Biographien beginnen.

Sueton (v. Caes. c. 1) erzählt, Cäsar habe vom Dictator Sulla nicht dazu gebracht werden können, sich von ihr zu scheiden; dieser habe ihn dadurch bestraft, daß er ihm die Priesterwürde, die er bekleidete, und die Mitgift entzog. Cäsar, der sich als Feind betrachtet sah, habe dann für das Beste gehalten, sich zu entfernen, wobei ihm vielerlei Ungemach begegnete, bis endlich Sulla durch Bitten der vestalischen Jungfrauen und einiger Verwandten Cäsars bewogen wurde, ihm zu verzeihen (*veniam impetravit*). Daß Sueton dabei eine gute Vorlage benutzte, beweisen die Namen und auch einige Umstände, die man sonst nirgends findet, welche er anführt.

Plutarch (v. Caes. c. 1) folgte gleich hier einer abweichenden Tradition. Nach ihm wurde der Versuch, die Ehe zu trennen, bei Cornelia gemacht; aber sie ließ sich weder durch die Hoffnungen, die man ihr vorpiegelte, noch durch die Furcht von Cäsar losreißen. Dafür sei dann ihr Heirathsgut eingezogen, Cäsar aber zunächst nicht weiter behelligt worden; er habe den Muth gehabt, sich um eine Priesterwürde zu bewerben. Diese aber sei ihm durch Dazwischenkunft Sulla's versagt worden und Sulla habe darüber Rath gepflogen, ob er ihn leben lassen sollte oder nicht. Denen, die dagegen erinnerten, daß Cäsar noch ein gar junger Mensch sei, habe er ihren Unverstand vorgeworfen: denn in dem jungen Cäsar stecke mehr als ein Marius. Weil sich das Gerücht von diesem Ausspruch verbreitete (*ταύτης τῆς γωνίης ἀνεξεθείοντο*) sei Cäsar entflohen.

Ueber das Ungemach der Flucht ist Plutarch sehr ausführlich, weiß aber nichts von der durch die Intervention der Vestalinnen ihm gewordenen Verzeihung.

Die sachliche Differenz liegt besonders darin, daß nach Plutarch Cäsar sich erst damals um die Priesterwürde bewarb und durch diese Bewerbung die Aufmerksamkeit Sulla's erregte, während er bei Sueton schon im Besitz derselben war und sie durch Sulla zur Strafe für seine Weigerung, sich von Cornelia zu scheiden, verlor (*sacerdotio multatus*). — Wie hat es sich nun eigentlich damit verhalten? Vellejus Paterculus (II, 43) erzählt, daß Cäsar, beinahe noch Knabe, von Marius und Cinna zum Flamen Dialis befördert worden (*a Mario Cinnaque flamen Dialis creatus*), diese Wahl aber rückgängig geworden sei, weil Sulla überhaupt die Acte des Marius für ungültig erklärt habe. Eine Bestrafung für die hartnäckige Verweigerung jener Ehescheidung lag also nicht eigentlich darin, wenn Cäsar das Sacerdotium oder auch die Anwartschaft darauf verlor. Ganz falsch ist die Angabe Plutarch's von der Bewerbung Cäsars, welche die Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt hätte. Bei Sueton erführe man nur nicht die ganze Wahrheit; bei Plutarch wäre Alles irrig.

Nun aber finden wir bei Vellejus über das ganze Verhältniß Cäsars zu Sulla eine andere Auffassung, als bei den beiden Biographen. Nach Vellejus war es nicht sowohl Sulla, als dessen Parteigenossen, die Cäsar verfolgten (*c. 41, 2: magis ministris Sullae adjutoribusque partium quam ipso conquirentibus eum ad necem*); er sagt also das Gegentheil von dem, was Plutarch und Sueton (*deprecatibus amicissimis et ornatissimis viris*) berichten, daß die Optimaten sich für ihn verwandt hätten. Die Parteigenossen Sulla's bestimmten Cäsar zum Tode, der, hievon in Kenntniß gesetzt, in einem Gewande, das seine hohe Stellung Niemandem verrieth, des Nachts aus Rom entwich. — Bei diesem ersten Ereigniß seines Lebens erscheint der achtzehnjährige Cäsar sehr ehrenhaft; auch Sulla erscheint in einem besseren Lichte, nicht gerade als ausgemachter Verfolger. Ich glaube, diese Version ist vorzuziehen, da Vellejus aus dem Hause der Cäsaren eine unmittelbare Kunde gehabt haben kann.

Noch bleibt das Wort Sulla's übrig, das bei Plutarch

eingeflochten, von Sueton ebenfalls nach der Hand beigebracht wird. Er weicht dabei aber wieder von Plutarch ab. Nach Plutarch machte Sulla seinen Rathgebern den Vorwurf des Mangels an Menschenkenntniß; nach Sueton aber spricht Sulla dabei gleichsam das Geheimniß der Zukunft aus: er habe vorausgesehen, daß dieser junge Mensch die Optimatenpartei, zu welcher er selbst und die, die für Cäsar ein gutes Wort einlegten, gehörten, dereinst vernichten werde. Sueton ist selbst erstaunt, daß dies eingetroffen ist; er hält für möglich, daß die Aeußerung durch eine Art von Inspiration, unter der Einwirkung der Götter, divinitus, gethan worden sei. Ich erörtere nicht, ob die Anekdote begründet ist. Aber soviel liegt am Tage, daß die Auslegung, die Sueton ihr giebt, erst aus den nachfolgenden Ereignissen entsprungen sein kann. — Ich bin weit entfernt, den Versuch, verschiedene Angaben zu einer zusammenhängenden Erzählung zu gestalten, im Princip zu verwerfen. Aber die Kritik hat eine andere Aufgabe; sie wird immer die verschiedenen Zeugnisse erst auseinander zu nehmen haben, um die Glaubwürdigkeit ihres Inhalts zu ermessen.

Plutarch setzt, hier in Uebereinstimmung mit Bellejus, die Anklage Dolabellas durch Cäsar nach dem Abenteuer mit den Seeräubern; Sueton hat eine andere Zeitfolge: bei ihm geht die Anklage Dolabellas voraus¹⁾; daß Cäsar damit nicht durchdrang, namentlich wegen des Widerstandes der Optimaten, betrachtet er als den vornehmsten Beweggrund seiner Entfernung von Rom. Denn die politischen Handlungen Cäsars Schritt für Schritt zu motiviren, ist eins der vornehmsten Ziele seiner Darstellung.

Bei der Bewerbung Cäsars um das Oberpontificat finden sich manche kleine Abweichungen zwischen Sueton und Plutarch. Die Angabe Suetons, Cäsar habe so viele Schulden zur Erlangung des Pontificats gemacht, daß er verloren gewesen wäre, wenn

1) Nach Sueton c. 4 würde die Anklage Dolabellas in das Jahr 677 der Stadt, 77 unserer Aera, in das vierundzwanzigste Lebensjahr Cäsars zu setzen sein. Nach dem Verfasser des dial. de orat. (c. 34 fin.) klagte Cäsar in seinem einundzwanzigsten Jahre den Dolabella an im Jahre 79 unserer Aera. Dies stimmt mit der Folge der Ereignisse bei Bellejus und Plutarch überein.

er nicht gesiegt hätte, kommt so schroff bei Plutarch nicht vor, dessen Erzählung vielmehr in dieser Hinsicht an einer gewissen Dunkelheit leidet. Die Worte, die Cäsar nach Sueton seiner Mutter gesagt haben soll: er würde nicht wieder nach Hause kommen, es sei denn als Pontifex Maximus (domum se nisi pontificem non reversurum, c. 13), sind mit denen, die ihm Plutarch in den Mund legt: seine Mutter werde ihn entweder als Pontifex wiedersehen oder als Flüchtling (c. 7), dem Sinne nach identisch; doch ist bei Sueton der Ausdruck natürlicher. Aber ich habe eine Einwendung gegen die Erzählung zu machen: soweit ich urtheilen kann, bringen die beiden Autoren die Sache doch nicht zu vollkommener Anschaulichkeit¹⁾. Aus Dio XXXVII, 37 erfahren wir, daß Cäsar sich das Verdienst um das Volk erworben hat, die Gesetze Sulla's, durch welche die Ernennung zum Pontificat dem Volke entzogen und an dessen Stelle eine Cooptation der Priesterschaft eingeführt worden war, wieder abzuschaffen; daß das Volk an der Wahl theilhatte, rührte also von ihm selbst her²⁾. War es nun wohl denkbar, daß das Volk bei der ersten Ausübung des Rechtes, das ihm durch Cäsar zurückgegeben worden war, einen Mann der entgegengesetzten Partei wählen und Cäsar zurückweisen sollte? Ich denke, das ist unannehmbar. Cäsar mag es für nöthig gehalten haben, den Geschenken, welche seine Gegner anwandten, um das Volk für

1) τήμερον ἢ ἀρχιερέα τὸν υἱὸν ἢ γυνάδα ὄψει. Die letztere Fassung hat Drumann angenommen und auch Louis Napoleon adoptirt; ich möchte doch die Version Suetons eben wegen ihrer Zweideutigkeit vorziehen.

2) Ernesti zu Sueton, Cäsar c. 13 sagt: quo anno Caesar Pontifex M. creatus est, Domitia lex, a Sulla abrogata, nondum restituta erat. Es ist richtig, daß Dio die Abrogation der Lex Cornelia de sacerdotiis erst nach der catilinarischen Verschwörung erwähnt; und daß Cäsar zur Zeit derselben, wie besonders aus Callust, Catilina c. 49 hervorgeht, bereits zum Pontifex maximus erwählt worden war. Aber Dio berichtet die catilinarische Verschwörung und die Wiederherstellung der Lex Domitia als Vorfälle desselben Jahres, des Jahres 63 u. Ae.; die Anordnung ist bei ihm allein davon abhängig, daß er die umständliche Erzählung der Hauptbegebenheit voranstellt. Aus der Fassung seiner Darstellung ergiebt sich mit völliger Sicherheit, daß er angenommen hat, die Abschaffung des sullanischen Gesetzes sei der Wahl Cäsars vorangegangen.

sich zu stimmen, andere Geldaufwendungen entgegenzusetzen; — daß er aber dabei viel Gefahr zu bestehen gefürchtet hätte, läßt sich bei der Lage der Dinge nicht voraussehen.

Sein Erfolg bezeichnet wohl den Anfang seiner Popularität Cäsars. Aus Vellejus sieht man, welchen Werth die Zeitgenossen gerade auf den Vortheil legten, den er hiebei über Catulus davon trug. Könnte man nicht sagen, daß dieser Success überhaupt den Grund zur Macht Cäsars legte? Es ist ein für die ganze römische Geschichte wichtiges Ereigniß; denn das Oberpontificat ging dann an Lepidus über, von diesem auf Augustus, und ist seitdem immer beim Imperium geblieben.

Ueber den Entschluß Cäsars, nach der höchsten Gewalt zu streben, stimmen die drei Zeugen im Allgemeinen zusammen; gehen aber im Einzelnen weit auseinander.

Nach Sueton (c. 7) wird Cäsar in Gades im Tempel des Hercules bei dem Anblick einer Bildsäule Alexanders des Großen von dem Gefühl des Schmerzes darüber ergriffen, daß er eben so alt, wie dieser bei seinem Tode war, noch nichts denkwürdiges gethan habe. Dio hat eine sehr ähnliche Fassung, er verändert nur die Folge. Den Traum, der bei Sueton hinterherkommt, setzt er voraus, denn er liebt, wie bekannt, nun einmal Traumerscheinungen. Von Beiden weicht die Erzählung Plutarchs ab, welcher Cäsar zwar auch den Entschluß in Spanien fassen läßt, aber nicht in so heroischer Weise. Bei ihm liest Cäsar ein Leben Alexanders und wird dabei von dem Schmerz, daß dieser in jungen Jahren so Großes ausgerichtet habe, hinter dem er weit zurückbleibe, tief ergriffen und bis zu Thränen aufgeregt (c. 11). Die Erzählung Suetons übertrifft durch die Originalität der Fassung die farblose Darstellung Plutarchs bei weitem. Aber Sueton bleibt darin hinter Plutarch zurück, daß dieser den Entschluß Cäsars in eine Zeit verlegt, von der in der That die ersten Versuche, nach der höchsten Gewalt zu greifen, datiren; Sueton dagegen in eine viel frühere¹⁾. Er braucht sie, um das

1) Nach Sueton war Cäsar damals Quästor in Hispania ulterior (67 unserer Aera), nach Plutarch war es zu der Zeit, als er diese Provinz als Proprätor verwaltete (61 unserer Aera). Dio (XXXVII, 52) hat dieselbe Zeitbestimmung wie Sueton.

Verhalten Cäsars auf seiner Rückreise durch Oberitalien zu motiviren. Er behauptet, Cäsar habe sich, von Spanien kommend¹⁾, zu den latinischen Colonien in Oberitalien begeben, welche er angeregt haben würde, Etwas zu wagen — sie verlangten nämlich das Bürgerrecht und würden versucht haben, ihre Forderung durchzusetzen, wenn die für Cilicien bestimmten Legionen nicht zurückgehalten worden wären. Sueton nimmt Das für wahr an; Drumann hält es für die Beschuldigung seiner Feinde. Hat sich aber die Sache wirklich so verhalten? War Cäsar schon damals so bedeutend, daß wichtige Expeditionen deshalb verzögert wurden, bloß weil man einen Verdacht gegen ihn hegte. Die Thatfache jener Reise, die auch Mommsen angenommen hat, will ich nicht bestreiten; die Verflectung aber, sowohl mit dem Früheren als mit dem Folgenden, halte ich für zweifelhaft. Sie dient nur dem biographischen Zwecke Suetons. Ueberhaupt entspricht diese Vita der Idee einer Biographie um so weniger, je weiter man darin fortschreitet. An vielen Stellen tritt eine Vorliebe für das Gerücht und die Anekdote hervor, die dann nicht ohne tendenziöse Färbung ist. Ich will nur ein paar Beispiele anführen.

Im Capitel 22 findet sich die Erzählung: Cäsar habe gesagt, als er Gallien zur Provinz erlangt hatte, er werde nun auf den Köpfen seiner Feinde tanzen; Jemand spöttelte, das werde für ein Weib eine schwere Aufgabe sein, worauf er antwortete, Semiramis habe einen großen Theil Asiens beherrscht, sodaß er sich gleichsam selbst als ein Weib bekannt haben würde. Die Anekdote war eine satirische Anspielung auf das ihm beigemessene Verhältniß zu Nicomedes — wer in aller Welt aber will sie glauben? Der gallische Krieg ist nur anekdotisch berührt. Nach Sueton hat Cäsar eine Brücke über den Rhein geschlagen und den Germanen große Niederlagen beigebracht (c. 25: *maximis cladibus affecit Germanos*). In den Commentarien Cäsars ist von einem zweimaligen Rheinübergang die Rede, von denen der erste nur zur Verwüstung eines kleinen Gebietes führte, der andere auf nichts weiter berechnet war und nichts weiter erreichte, als den großen Stamm der Sueven für sich selbst besorgt zu machen. Suetons Nachricht ist eitle Fabel.

1) Wie Sueton sagt, c. 8: *decidens ante tempus*.

Nicht viel mehr Beachtung verdient sein Bericht über den Ursprung des Bürgerkrieges. Die Anstalten, welche Cäsar in Rom getroffen haben soll, werden ins Ungeheuerliche erweitert; er habe die verschwenderische Jugend unterstützt; denen, die er nicht zu unterstützen im Stande war, habe er geradeheraus gesagt: ein Bürgerkrieg sei nothwendig (c. 27: plane palam bello civili opus esse dicebat). Ihn selbst soll das Uebermaß der Freigebigkeit, die er ausübte, in eine solche Lage versetzt haben, daß ihm nichts übrig blieb, als ein bürgerlicher Krieg. Die constitutionellen Fragen treten vollkommen in den Hintergrund. Cäsar erscheint bei Sueton mehr wie ein Abenteuerer als wie ein Held. Beim Uebergang über den Rubico bringt er die Erzählung bei, ein schöner Mann habe, auf einem Rohre blasend, die Truppen an sich gezogen, dann Einem die Tuba entrisen und zum Angriff blasend den Fluß überschritten. Man wird wohl nicht irren, wenn man darin einen Mythos erkennt, durch welchen der Gehorsam, den Cäsar bei seinen Truppen fand, gleichsam symbolisch dargestellt wurde. Sueton nimmt das aber sehr wörtlich. Dem, habe Cäsar gesagt, wollen wir folgen! — und dann sein berühmtes Wort gesprochen: der Würfel ist gefallen. Niemals sind eine populäre Sage und eine geschichtliche Nachricht unpassender vereinigt worden.

Ueber die Ereignisse des Bürgerkrieges berichtet Sueton sehr summarisch, jedoch nicht ohne anekdotische Zusätze. Bei seinem unerwarteten Vordringen in Spanien soll Cäsar ausgerufen haben, jetzt kämpfe er mit einem Heere ohne Führer, bald werde er mit einem Führer ohne Heer zu kämpfen haben. Ich weiß nicht, ob man ihm glauben darf, wenn er versichert, Cäsar habe eine ganze Legion aus Galliern zusammengesetzt, die den Namen *Mauda* geführt habe. Diese Behauptung wird wenigstens nicht durch eine Stelle gerechtfertigt, die man dafür aus den Commentarien Cäsars (b. civ. I, 39) anführt. Cäsar erzählt, er habe Legionen nach Spanien geschickt und außerdem Hülfsvölker zu Fuß und zu Pferde, die er schon immer gehabt, überdies eine Anzahl von Galliern, die aus den vornehmsten Bürgern der Staaten zusammengesetzt gewesen sei. Man sieht, daß die Gallier wenigstens keine Legion bildeten, und aus dem Wortlaut könnte man folgern, daß die gallischen Truppen sich erst damals bei Cäsar

befanden; denn er scheidet sie von denen, die ihn früher begleitet hatten. Daß es eine legio V Alauda gab, ist gewiß; daß sie aus Galliern zusammengesetzt gewesen sei, bedarf eines besseren Beweises. Ueber die Kriege ist die Erzählung Suetons überhaupt sehr unbedeutend, über die Triumphe und die Festlichkeiten dagegen, die dann folgen, ausführlich und anschaulich.

Indem er dann auf die Persönlichkeit Cäsars übergeht, bringt er mancherlei Zeugnisse über die Ausschweifungen Cäsars vor, aus denen nur hervorgeht, daß davon schon in jenen Zeiten die Rede war. Sueton scheint es geglaubt zu haben: er würde es sonst nicht wiederholen. Wenn er sich über die Staatsverwaltung Cäsars mit vieler Anerkennung ausspricht, so giebt er ihm dann doch die größten Schlechtigkeiten Schuld: er habe schon in Gallien Geld erpreßt, auch seine Verschwendung in Rom nur durch Räubereien in Heiligthümern möglich gemacht. Die Clemenz Cäsars vergißt er keineswegs: er zählt die Handlungen auf, in denen er Milde und Nachsicht bewiesen habe. Dem aber fügt er das Wort hinzu c. 76: *praegravant tamen cetera facta dictaque ejus, ut et abusus dominatione et jure caesus existimetur.*

Bei den Ursachen der Ermordung fällt es auf, daß es besonders Vernachlässigungen des Senats sind, die dem Cäsar zur Last gelegt werden — er sei vor den Senatoren nicht einmal aufgestanden — und ferner auch die Vernachlässigung der Eingeweideschau. Er habe gesagt, sie würde schon anders ausfallen, wenn er nur wolle. Denn Sueton theilt die Wundersucht und den altrömischen Aberglauben seiner Zeit in vollem Maße.

Ich denke: kein Mensch kann leugnen, daß die Auffassung Cäsars bei Sueton durch den Eindruck bestimmt ist, den die späteren Cäsaren hinterlassen hatten. Cäsar erscheint auch moralisch als der Vorgänger derselben. Sueton hat einige brauchbare Notizen, aber die Geschichte Cäsars darf man bei ihm nicht suchen: der griechische Biograph ist um Vieles unterrichtender als der lateinische.

Die Lebensbeschreibung des Augustus ist der des Julius Cäsar bei Weitem vorzuziehen. Schon ihre allgemeine Anlage ist durch die passende Vertheilung der Gegenstände maßgebend für die folgenden Zeiten geworden. Wer weiß nicht, daß die

Lebensbeschreibung Karls des Großen von Einhard eben nach dem Vorbild, das Sueton gegeben hat, gearbeitet ist. Die architektonischen Grundlinien der suetonischen Arbeit sind das Muster für eine Lebensbeschreibung geworden, welche eine Reihe von Jahrhunderten nach ihm verfaßt worden ist und für die Continuation des römischen Imperiums durch die Germanen viel Bedeutung hat. Ueber die Herkunft und Jugend des Augustus hat sich Sueton gute Notizen verschafft; bei der Mittheilung derselben beweist er eine große Ehrfurcht für das Andenken des Mannes, der die einheitliche höchste Gewalt im Reiche organisiert hatte. Nicht als ob er das Verfahren desselben vollkommen gebilligt hätte; er schildert ihn vielmehr gleich im ersten Verhältniß zu den Optimaten nicht eben als zuverlässig, als ausweichend und grausam. Ueber seine militärischen Handlungen ist er nicht von großem Werth, aber doch auch nicht ganz zu vernachlässigen. Ueber das Verhältniß zu Sextus Pompejus und Antonius bringt er unentbehrliche Nachrichten bei.

Die Schilderung der Staatsverwaltung des Augustus ist unparteiisch und unterrichtend; auch über sein Privatleben findet man eine in den Einzelheiten anschauliche und anziehende Schilderung. Sehr wohl erfunden ist die Anekdote, daß Augustus die Leiche des Alexander gesehen habe, aber nicht die der Ptolemäer. „Er wolle Könige sehen, nicht Todte“. Ueber die Varusschlacht ist Sueton sehr kurz; sehr ausführlich über den Schrecken, den Augustus darüber empfunden habe. Augustus habe in der Stadt einen Aufruhr gefürchtet, dem Jupiter große Spiele gelobt, wenn er der Gefahr entgehe, sich den Bart wachsen lassen, sei gegen die Wand gerannt und habe ausgerufen: *Vare, redde legiones* (c. 23)! Schade, daß sich diese sprichwörtlich gewordene Anekdote in der Gesellschaft so augenscheinlicher Uebertreibungen findet.

In welche Verlegenheiten man bei der Benutzung dieser Lebensbeschreibungen Suetons geräth, davon will ich eine Probe mittheilen, die ich um so weniger zurückhalten kann, da sie ein Ereigniß betrifft, das in aller Welt Munde ist.

Ueber den Tod des Augustus giebt es vier verschiedene Nachrichten. Die älteste ist die des Vellejus. Danach hat sich Tiberius in Benevent von Augustus getrennt; Augustus ist nach

Nola gegangen, um sich von da nach Neapel zu begeben, wo man ein großes Kampfspiel zu seinen Ehren veranstalten will. In Nola wird er von einer Krankheit ergriffen; er ruft Tiberius unverzüglich wieder zu sich und wird durch das Gespräch mit dem ihm liebsten Menschen gestärkt, stirbt aber bald darauf. Davon, daß Augustus dem Stiefsohn Instructionen gegeben und ihn mit Vollmachten versehen, ist nicht die Rede. Die Worte: *commendans illi sua atque ipsius opera* sind wenigstens so allgemein, daß sie nur eine zwischen beiden bestehende Einheit der Gesinnung andeuten.

Von Sueton finden wir zwei nicht ganz mit einander übereinstimmende Berichte, in der Vita des Augustus und der des Tiberius. Der ersteren zufolge ist Tiberius auf dem Wege nach Illyrien begriffen¹⁾. Augustus läßt ihn zurückrufen und hat ein langes Gespräch mit ihm (*diu secreto sermone detinuit*). Am letzten Tage seines Lebens erkundigt sich Augustus nach dem Befinden der Tochter des Drusus und nimmt von Livia in wenigen, jedoch sehr zärtlichen Worten Abschied.

Im Leben des Tiberius erzählt Sueton die letzten Scenen des Augustus etwas abweichend. Er läßt Tiberius auch da von der Reise zurückberufen; Tiberius trifft den Kaiser noch lebend und bringt nun den ganzen Tag (*secreto per totum diem*) mit ihm zu. Als er fortgeht, sollen die Diener aus dem Munde des Augustus Worte aufgefangen haben, in welchen er ihn mit einer Bestie vergleicht, die ihre Beute langsam vernichtet. Sueton glaubt diese Dinge nicht geradezu; und wenn man vollends angebe, Augustus habe sich der bösen Natur des Tiberius erfreut, weil der Vergleich mit seinem Nachfolger ihn desto höher in der Meinung heben werde, so vermißt er das vollkommen (c. 21). Tacitus dagegen nimmt das, wie oben bemerkt, an: überhaupt aber hält Tacitus es nicht für gewiß, daß Tiberius den Augustus noch lebend angetroffen: Livia, der er die Zurückberufung des Tiberius zuschreibt, habe alle Zugänge besetzt

1) Sueton, v. Aug. c. 97: *Tiberium in Illyricum dimissurus et Beneventum usque prosecuturus*; Bellejus c. 123, 1: *cum Tiberium missurus esset in Illyricum . . . prosecutus filium digressusque ab eo Beneventi*.

lassen, sodaß man mit dem Tode des Augustus zugleich erfahren habe, Tiberius befinde sich im Besiz der Gewalt (Ann. I, 5)¹⁾. Dio Cassius erklärt es ebenfalls für die glaubwürdigste Nachricht, daß Livia den Tod des Augustus verheimlicht habe, bis Tiberius angekommen sei; doch bringt er auch bei, nach Andern habe Tiberius von Augustus Verhaltungsbeehle erhalten (LVI, 31, 1). Das Eine und das Andere geht noch über Sueton und Tacitus hinaus.

Man sieht, wie verschiedene Nachrichten oder Gerüchte sich an diesen Todesfall knüpfen. Ich muß bekennen, daß ich die Nachricht des Vellejus, der, wie wir wissen, dem Hofe sehr nahe stand, obwohl sie sehr die Farbe der Ergebenheit an sich trägt, doch für die richtigste halte. Augustus ist in engstem Einverständnis mit Tiberius und Livia gestorben.

Da tritt nun aber noch eine andere Nachricht hervor, welche die Kunde um die Welt gemacht hat: die Erzählung von dem schauspielerischen Abschied des Augustus. Die eigentliche Quelle derselben ist Sueton (Augustus c. 99). Er erzählt, nach jenem Gespräch mit Tiberius, dort in Nola, habe Augustus noch einmal befohlen, ihm einen Spiegel zu reichen, sein Aeußeres in Ordnung zu bringen (*malas labentes corrigi praecepit*). Dann habe er sich mit der Frage an die eingelassenen Freunde gewandt, ob er ihnen das Schauspiel seines Lebens glücklich vollendet zu haben scheine; wenn dem so sei, dann möchten sie — das Letzte habe er in griechischer Sprache gesprochen — Beifall klatschen. Denkt man sich in das Zimmer eines gefährlich Erkrankten auf der Einsamkeit einer Reise, so ist es doch kaum glaublich, daß der sterbende Mann den Ton eines Schauspielers nach glücklich vollendetem Spiel angenommen habe. Wohl aber sehr möglich, daß es Anderen so vorkam, als habe Augustus das Ziel seiner Thätigkeit glücklich zu Ende geführt. Das ganze Leben des Augustus erschien ihnen wie ein Schauspiel, das nun zu Ende gekommen sei; es bliebe nichts übrig, als Beifall zu klatschen. Es hat nichts zu bedeuten, daß Dio, der

1) *neque satis compertum spirantem adhuc Augustum an exanimem repperit; Sueton, Tib. c. 21: jam quidem affectum, sed tamen spirantem adhuc Augustum repperit.*

hier überhaupt die ungünstigen Nachrichten noch überbietet, an diese Scene geglaubt hat. Mir scheint sie aus derselben Quelle zu stammen, wie jener Anblick Alexanders und der Ptolemäer; nicht wahr, aber sehr wohl erfunden.

Mitten in diesen Häftationen der historischen Kritik ergreifen wir nun die Lebensbeschreibung des Liberius.

Sie beginnt, wie die vorangegangene, mit einer genealogischen Auseinandersetzung und einer Jugendgeschichte, die dann in eine Geschichte der Staatsverwaltung übergeht. Bei dem Uebergang der Regierung von Augustus auf Liberius können wir die eben begonnene Erörterung über sein Verhältniß zu der Taciteischen Darstellung fortsetzen. Das erste Ereigniß, das dann in Betracht kommt, ist der Tod des Agrippa Postumus. Die Thatfachen, welche Sueton und Tacitus mittheilen, sind eigentlich dieselben; die Auffassung ist sehr verschieden. Bei Sueton wird Agrippa durch eine Art von Hinrichtung — d. h. vor der Ausführung derselben liest der Tribun den ihm ertheilten Auftrag vor¹⁾ — aus dem Leben geschafft. Nach Sueton war es eine im Namen des Augustus ausgefertigte Ordre, und man konnte annehmen, sie sei von ihm gegeben worden, um Unordnungen nach seinem Tode zu verhüten. Man wird dabei an jenen Befehl des Herodes erinnert, der die ganze Gesellschaft seiner Gegner, die er um sich versammelt hatte, in dem Moment seines Todes hinzurichten befahl, was dann freilich nicht ausgeführt wurde. Daß der Befehl im Namen des Augustus ausgestellt war, läßt sich gar nicht bezweifeln, obwohl es heißt, man habe nicht gewußt, ob der Befehl von Livia gekommen sei, und ob Liberius davon gewußt habe oder nicht. Man muß dann bemerken, daß nach Sueton die Sache vorfiel, ehe Liberius die Herrschaft angetreten hatte; bei Tacitus dagegen ist sie die erste Handlung der Regierung selbst. Bei Tacitus wird Agrippa von einem Centurio schlechthin ermordet. Bei Sueton werden die jussa des Augustus angenommen, bei Tacitus beruht diese Annahme auf einer Heuchelei des Liberius.

Tacitus meint, Augustus werde nicht seinen Enkel der Sicherheit seines Stiefsohnes aufgeopfert haben. Die Wahrheit

1) Liber. c. 22: lectis codicillis, quibus ut id faceret jubebatur.

zu sagen, war von der Sicherheit des Stieffsohnes weniger die Rede, als von der Aufrechthaltung der Ruhe im Reich und der einmal in Gang gesetzten Verwaltung. Tacitus nimmt an, daß Livia aus stiefmütterlichem Haß und Tiberius aus Besorgniß die Handlung angeordnet habe — ich gestehe, mir ist der Vorfall bei Sueton allein verständlich. Dieselbe Relation scheint ursprünglich Beiden vorgelegen zu haben¹⁾. Sueton hat sie wiedergegeben, wie er sie fand; Tacitus hat sie nach seiner Ansicht ausgebildet.

Auch in dem Folgenden finden sich bei Sueton Angaben, die man ungern entbehren würde, z. B. die Mittheilung einiger Worte, die Tiberius, als er die Regierungsgewalt übernahm, ausgesprochen haben soll.

Sueton schwankt hierbei zwischen den beiden Darstellungen, von denen die eine bei Vellejus vorkommt, die andere von Tacitus aufgenommen ist. Er fand in seinen Vorlagen wahrscheinlich die eine und die andere.

Die Regierungshandlungen des neuen Cäsar stellt Sueton unparteiisch dar; er theilt Züge von fürstlicher Haltung mit, die doch zugleich etwas Bürgerliches hat. Tiberius erscheint gemäßigt und voll Verstand, wohlwollend, als ein Hausvater des Gemeinwesens, sorgsam, nicht übermäßig streng. Er behält immer Zucht und Sitte im Auge und wird als durchaus ehrenwerth geschildert. Bei allem, was man liest, wird man auch über die Sitten der Zeit unterrichtet. Man begleitet den Kaiser mit Antheil, bis er sich nach Capri begiebt. Von diesem Augenblick aber nimmt die Darstellung einen anderen Charakter an. Die Behauptung tritt auf, daß Tiberius die Regierung seitdem vollkommen vernachlässigt (*reipublicae curam abjecit c. 41*), was nun doch schlechterdings nicht der Fall gewesen ist; denn er regierte durch Sejan und den Senat so eingreifend, wie möglich. Er habe, sagt Sueton (*c. 42*), allen

1) Tacitus: *tribuno custodiae adposito*; Sueton: *tribunus militum custos adpositus*. Tacitus: *nuntianti centurioni factum esse quod imperasset, neque imperasse se et rationem facto reddendum apud senatum respondit*; Sueton: *renuncianti tribuno factum esse quod imperasset, neque imperasse se et redditurum eum senatui rationem respondit*.

feinen Lastern, die freilich schon früher in ihm gewesen, freien Lauf gelassen. Dann beginnt eine mit den früheren Ausführungen in schroffem Gegensatz stehende Darstellung der Laster des Tiberius nach verschiedenen Kategorien (*cuncta simul vitia, male diu dissimulata, tandem profudit; de quibus singillatim ab exordio referam*). Man wird zu der Vermuthung veranlaßt, daß Sueton, der diesen Zeiten ferne stand und sie nur aus schriftlichen Vorlagen kannte, zwei Schriften von entgegengesetzter Tendenz vor sich hatte und nach und nach excerpirt. Was er von dem Aufenthalt in Capri sagt, bildet nur den schriftstellerischen Uebergang von der einen zu der andern. Mir scheint es, als ginge man von einer Art von Lobrede zu einer Schmähschrift über. Denn was nun vorkommt, übersteigt Alles, was sich glauben läßt, und führt in den allerabscheulichsten Schmutz. Bei Niebuhr kann man sehen, wie sehr er dadurch in Verlegenheit gerieth. Schon Voltaire hat diese Angaben einmal geistvoll und entschieden für unglaubwürdig erklärt. Es sind Phantasien eines durchtriebenen Wollüstlings.

Im ersten Abschnitt hat Sueton die Sparsamkeit des Tiberius höchlich gelobt (c. 34), im zweiten giebt er ihm abscheulichen Geiz Schuld, die mit der Zeit in offenbare Raubsucht ausgeartet sei. Er führt dafür eine ganze Anzahl von Beispielen an, die wir nicht beurtheilen können. Nur bei Einem ist das möglich. Sueton erzählt, Tiberius habe den verjagten Partherkönig Bonones, der sich mit seinen Schätzen nach Antiochien geflüchtet habe, treulofer Weise derselben berauben und ihn umbringen lassen. Wir kennen Bonones bereits, der im Widerspruch mit dem Präses von Syrien auf Befehl des Germanicus nach Cilicien gebracht worden war und bei einem Fluchtversuch umkam. Germanicus wird doch nicht als ein Raubgefelle des Imperators betrachtet werden sollen. Bei Sueton ist keine Spur der Wahrheit übrig geblieben¹⁾.

Dann folgt das Verhalten des Tiberius gegen seine Verwandten und Freunde (*odium adversus necessitudines* c. 50). Andere haben von der innigen Freundschaft zwischen Tiberius und seinem Bruder Drusus berichtet (Valerius Maximus V, 5, 3);

1) Lipsius zu Tacitus Ann. II, 68.

den besten Beweis davon — daß Tiberius die Leiche des Bruders zu Fuß von Germanien nach Italien begleitet habe, hat Sueton selbst im ersten Theile (c. 7) erzählt; im zweiten Theile will Sueton das Gegentheil aus der Publication eines Briefes deduciren, in welchem Drusus dem Bruder Mittel vorge schlagen habe, wie man den Augustus zwingen könne, dem römischen Volke die Freiheit wiederzugeben. Es bleibe dahingestellt, wie es sich mit diesem Briefe verhält — einen Beweis des Hasses kann nur der Haß darin entdecken. — Im Leben des Augustus hat Sueton das Herzeleid, in das dieser durch das schandbare Betragen seiner Tochter Julia gestürzt wurde, sehr eingehend und beinahe ergreifend geschildert. In einigen früheren Stellen im Leben des Tiberius hat er der Julia auf eine entsprechende Weise gedacht. Hier aber nimmt er sogar Partei für Julia. Augustus hatte seiner Tochter jeden Umgang mit Männern, seien es Freie oder Sklaven, verboten (*neque adiri a quopiam libero servove nisi se consulto permisit*, Aug. c. 65)¹⁾. Dennoch wird es dem Tiberius zum Vorwurf gemacht, daß er seine Gemahlin eben diesen Beschränkungen unterwarf (*ut commercio hominum frui vetuerit*, Tib. c. 50)²⁾. In diesem Sinne werden alle Verhältnisse der Familie, der Freundschaft durchgegangen; auch die Convictores, die den Kaiser nach Caprea begleiteten, fehlen nicht. Einer der Grammatiker, der ihm Gesellschaft leistete, pflegte sich täglich zu erkundigen, was Tiberius eben lese, um bei Tafel, wenn darauf die Rede kam, als Gelehrter zu glänzen. Dafür wird er aber nicht allein aus der Gesellschaft gestoßen, was sich erklären ließe, sondern sogar umgebracht³⁾.

Tiberius wurde ein Gegenstand von Schmähdichten, von denen Sueton einige Proben mitgetheilt hat. Bei diesen Unglaublichkeiten kommen doch auch bei Sueton mannichfaltige gute Nachrichten vor, die nicht aus Schmähschriften geschlossen sein

1) Er bemerkt allerdings, daß Augustus sie später etwas milder behandelt habe (*post quinquennium ex insula in continentem lenioribusque paulo condicionibus transtulit eam*).

2) Die größere Strenge des Tiberius sieht er darin: *ut ex constitutione patris uno oppido clausam domo quoque egredi vetuerit*.

3) Es war nach Sueton der Grammatiker Seleucus, den man für identisch mit dem aus Emesa gebürtigen Seleucus hält, dessen Suidas gedenkt.

werden, Notizen aus Tagebüchern, die man nicht entbehren könnte. Die Forschung wird nur eben das Wahre von dem Uebertriebenen auszuscheiden die Pflicht haben.

Auch in der Lebensbeschreibung des Caligula, die dann folgt, werden die Regentenhandlungen mit Theilnahme und Anerkennung vorangestellt: die Bestattung seiner Mutter, die Verehrung der Großmutter Antonia, die Sorge für seine Familie, die Wohlthaten einer Amnestie, die Fortsetzung der von Tiberius begonnenen Bauten; Zurückweisung der Angeber. Dann aber im c. 22 schlägt plötzlich Alles um: *Hactenus quasi de principe; reliqua ut de monstro narranda sunt*. Dabei kommt er nochmals auf die Familie zu reden, wobei dasselbe Schema wie bei Tiberius beobachtet und vielfach das Gegentheil von dem angegeben wird, was oben erzählt wurde. Dort war von den Ehrenbezeugungen, die er seiner Großmutter erwiesen hatte, die Rede; hier wird von der Unehreerbietigkeit, die er gegen sie an den Tag gelegt habe, gesprochen (c. 23). Während er im ersten Theile die Schwestern gleichsam als Theilhaberinnen der Gewalt erscheinen läßt, werden im zweiten die Schamlosigkeiten, deren Caligula sich gegen sie schuldig gemacht habe, mit häßlicher Anschaulichkeit geschildert, ohne daß dieser Widerspruch auch nur bemerkt, geschweige denn eine Vermittelung, die an sich wohl möglich wäre, gesucht würde. Man geräth auch hier auf die Vermuthung, daß ihm zwei verschiedene Aufzählungen der Handlungen des Caligula vorlagen, die er wiederholt. Aus der Verschiedenheit seiner Vorlagen wird es herzuleiten sein, daß er in dem Leben des Caligula eine ganz andere Version über den Tod des Tiberius mittheilt, als der er im Leben des Tiberius selbst gefolgt war. Die Abscheulichkeiten, die er da beibringt, bezeichnet er zwar bloß als Meinungen, welche Einige hegen; er findet sie aber nicht unwahrscheinlich (c. 12). Vermuthlich entnahm er sie der zweiten Quelle, die als Satire und Schmähschrift zu betrachten sein wird. — Ich glaube, daß die Notiz, die Philo von seiner kurzen Audienz bei Caligula mittheilt, mehr werth ist, als alles dies lobhudelnde oder gehäßige Gerede.

Von den schandbaren Handlungen geht Sueton zu den wilden Aussprüchen des Caligula über (*atrocitas verborum* c. 29)

und bringt vieles bei, was für den Uebermuth der Gewalt und die Eifersucht gegen jede andere Art der Auszeichnung charakteristisch ist. Dann kommt er auf seine Vergeudungen. Was wohl oft bildlich gesagt worden, nimmt Sueton wörtlich: er läßt Caligula auf dem Haufen Goldes, den er erbettelt hat, sich wälzen (*super immensos aureorum acervos toto corpore volutatus est* c. 42). In c. 43 geht er auf die *res bellicae*, die Kriegshandlungen über.

Da das Unternehmen Caligulas gegen Germanien und seine wunderlichen Veranstaltungen Eingang in die Geschichte gefunden haben, so ist es der Mühe werth, die beiden Autoren, die davon berichten, Sueton und Dio, von welchen der letztere einer besonderen Tradition folgte, zu vergleichen. Sie sind beide fabulos, aber sehr verschieden in ihren Fabeln. Bei Sueton wird das Motiv des Feldzugs davon hergeleitet, daß man Caligula aufmerksam gemacht habe, seine batavische Leibwache sei nicht vollzählig (c. 43). Bei Dio LIX, 21 rührt Alles davon her, daß Caligula, nachdem er das übrige Reich ausgeplündert, die Absicht gehabt habe, sich auch der Reichthümer Galliens zu bemächtigen. Nach Sueton wird dann sogleich ein ungeheures Heer zusammenbeschieden und Caligula legt den Weg mit demselben bald in rapider Geschwindigkeit, sodaß die Prätorianer ihre Waffen auf Lastthiere packen, bald langsam in der Sänfte fahrend zurück. Bei Dio tritt er seinen Marsch unerwartet an (*Καλιγυρίς ἀπῆρε*), von Komödianten, Gladiatoren, Weibern, Pferden und allerlei Troß begleitet, sodaß die Erzählung von den Prätorianern ausgeschlossen ist. Daran knüpft Dio die Nachricht, daß Caligula selbst einmal über den Rhein gegangen, aber sogleich wieder zurückgewichen und plötzlich aufgebrochen sei, um nach Britannien zu gehen. Sueton slicht nun hier jenen wunderlichsten aller Feldzüge ein, in welchem Caligula strenge Mannszucht auch in Bezug auf die obersten Feldherren mit absurden Demonstrationen gegen die Germanen verbunden haben soll. Er läßt seine germanische Leibwache über den Rhein gehen, wo sie sich verstecken muß, um als eine Abtheilung der Feinde zu erscheinen. Dann nimmt er den Schein an, diese zu bekämpfen; falsche Siegeszeichen werden aufgerichtet und alle die belohnt, die ihm gefolgt sind. Oder er ließ junge Leute, die

als Geiseln im Lager weilten und dort unterrichtet wurden, wegführen, um ihnen nachsehen und sich rühmen zu können, sie selbst herbeigeführt zu haben. Die Spitze der Erzählung liegt wohl darin, daß er zugleich dem Senat Vorwürfe machte, daß er sich, während der Kaiser den Feind bekämpfe, allerlei Vergnügungen hingeebe. Von diesen abenteuerlichen Thorheiten weiß Dio nichts. Er meldet dagegen von einem Unternehmen gegen Britannien; Caligula kehrt jedoch am Ufer um. Sueton erwähnt, daß ein von seinem Vater verjagter britischer Fürst mit einer kleinen Mannschaft bei ihm angelangt und sich ihm unterworfen habe. Einen Bericht hierüber ließ der Kaiser in Rom im Tempel des Mars verlesen und Consuln und Senat überreichen; er gab sich das Ansehen, als hätte er die ganze Insel überwältigt.

Dann zieht er an den Ocean, wo er Anstalten zu einer Schlacht trifft, die aber damit enden, daß er die Truppen Muscheln sammeln läßt, die er als Weihgeschenk nach dem Capitol schickt. Wenn man das neben einander stellt, so ist Eins des Anderen werth; und man geräth in die Versuchung, das Eine und das Andere für feindselige, caricaturähnliche Berichte zu halten, denen doch wenig objectiver Werth beizumessen ist. Dio hat in dem ersten Berichte, wo nur die Habgier des Cajus betont wird, nichts davon. Später aber bringt er es nach (c. 25) und zwar in einer Form, durch welche Sueton nach überboten wird. Bei Dio stellen sich die Truppen schiffsförmig auf; Caligula besteigt einen Dreiruderer, kehrt dann auf der Stelle zurück, tritt auf eine Bühne, von wo er das Losungswort ausspricht und das Zeichen zum Kampf geben (*τοῖς σαλπικταῖς ἕσπερον αὐτοῖς*), aber dann Muscheln suchen läßt¹⁾. Diesen an Berrücktheit streifenden Gegensatz hat Sueton nicht; es ist eben die Natur der Fabel, sich immer selbst zu vergrößern. Aus den beiden Berichten kann man nichts abnehmen, als daß Caligula Demonstrationen gegen Germanien und Britannien machte, die zu Nichts führten. Wenn er merkwürdige Produkte der See nach Rom schickte, nachdem

1) Die Triremen, mit denen Caligula den Ocean besuchte, erwähnt Sueton c. 47: *triremes quibus introierat Oceanum*.

er einen Kriegszug angekündigt hatte, so ist leicht zu erklären, wie die Schlagfertigkeit der Truppen und dieser kleine Gewinn mit einander in Gegensatz gebracht wurden und in jene fabelhafte Geschichte ausarteten, die von Sueton und Dio in ähnlichen, aber doch verschiedenen Fassungen wiederholt wird. Daß Caligula Nichts unternahm, mag wohl mit der Unsicherheit der Seefahrt zusammenhängen; die Aufrichtung eines Leuchthurms — wie man wohl angenommen hat, bei Boulogne — hat doch in diesem Antagonismus zwischen Rom und Britannien eine große Bedeutung. Sueton legt das so aus, als habe er Trophäen für Siege aufrichten wollen, die er nicht erfochten hatte. Dio hebt von Anfang an die Habgier des Kaisers hervor und bringt da auch die lächerlichsten Anekdoten bei, namentlich von jener Auction kaiserlicher Pretiosen, denen der Fürst dadurch einen besonderen Werth giebt, daß er ihren Besiß einem oder dem anderen seiner erlauchten Vorfahren zuschreibt (*τὴν δόξαν τῶν ποτε χορηγημένων συμπολῶν* c. 21, 5), was übrigens bei einer anderen Angelegenheit auch von Sueton angedeutet wird (c. 39).

Von den Vergendungen, die dann in Lyon stattgefunden haben sollen, schweigt Sueton; dagegen stimmen Beide über das Verhältniß Caligulas zum Senat zusammen.

Sueton erzählt, Caligula habe dem Senat zum Vorwurf gemacht, daß dieser ihm die Ehre des Triumphes nicht anbiete, obwohl er doch selbst darüber zu berathschlagen verboten habe. Er habe dann, als Abgeordnete des Senats sich bei ihm einstellten und ihn um seine Rückkehr baten, geantwortet: „Kommen will ich, und dieser mit mir“ an sein Schwert schlagend (c. 49). Schade nur, daß dieser Ausspruch, der sonst so bezeichnend wäre, an einer Stelle von so zweifelhafter Glaubwürdigkeit erscheint. An einer anderen Stelle (im Leben des Claudius c. 9) berichtet er, Caligula habe die Theilnahme des Claudius an einer Gesandtschaft des Senats sehr ungern gesehen, hier sagt er Nichts davon; um so ausführlicher ist Dio. Er sieht darin einen Beweis der Eifersucht gegen seine Verwandten und der Veränderlichkeit seiner Wünsche. Von jener starken Aeußerung aber schweigt er, obgleich er annimmt, daß Caligula nichts so sehr vermieden habe, als den Schein einer Abhängigkeit vom Senat. Auch von dieser Erzählung wird nichts übrig bleiben, als daß sich dabei das Mißvergnügen des

Kaisers über den Senat hervorgethan habe. Sueton ist in Allem, was er erzählt, originaler — aber keineswegs glaubwürdiger, auch in dem, was er über die Vorbereitung des Triumphes, der aber dann doch nicht stattfindet, zu berichten weiß. Caligula habe hochgewachsene und wohlgestaltete Menschen ausgesucht, die es werth seien, im Triumph aufgeführt zu werden: *ἀξιόθριάμβευτον*, wie er mitten in seinem Latein sagt. Er habe sie veranlaßt, ihr Haar roth zu färben und sogar einige Worte der germanischen Sprache zu lernen; doch zieht er still, nur mit einer Art von Ovation, in Rom ein. Man sieht sehr wohl, wie die Erzählung zusammenhängt. Alles ist verkehrter Ehrgeiz: der Wunsch, seine Leibwache zu verstärken, und alsdann durch ein paar versteckte Germanen veranlaßte Scheinscharmügel, die Scheinflucht der Geißeln und ihre Wiederherbeibringung und dann Britannien gegenüber die absurde Veranstaltung eines Kriegszuges, der mit der Aufsuchung von Muscheln endet, die Anstalten zum Triumph, bei dem Gallier als Germanen erscheinen sollen, und endlich das Mißvergnügen über den Senat, wobei das angeführte Wort verlautet, welches nicht anders als den Senat erschrecken und zur Abwehr aufrufen konnte. Ebenso anzüglich ist die Erzählung Dios, welcher das Unternehmen aus Habsucht herleitet. Ich kann mich der Meinung nicht erwehren, daß das Eine und das Andere aus einem oder einem paar satirischen Stücken, in denen die Regierung Caligulas, namentlich auch sein Verhalten zu dem Senat, ins Lächerliche gezogen war, herrühre.

Es ist nur Schade, daß wir keinerlei Nachricht über den wirklichen Verlauf haben. Bei der Erzählung Suetons, nach welcher Caligula die Absicht hatte, jenen Aufruhr der Legionen gegen seinen Vater Germanicus und seine Mutter Agrippina an ihnen zu strafen und zwar auf das gewaltsamste, könnte man abnehmen, daß vor Allem diese alte Entzweiung es war, was die Unternehmung Caligulas hinderte. Und aus der Verbindung einer schleunigen Rückkehr vom Meer mit der Errichtung eines Leuchtturmes möchte man schließen, daß Schwierigkeiten der Seefahrt sich der Abfahrt nach Britannien in den Weg stellten, so daß vor allen Dingen die Seefahrt gesichert und die Ruhe innerhalb Galliens aufrecht erhalten werden mußte. Auch einer Ver-

schwörung, die zu dieser Zeit vorgekommen, gedenkt Sueton in der Vita des Claudius (c. 9). Als Verschworene werden Lentulus Gätulicus und Lepidus genannt. Den ersteren erwähnt auch Tacitus als eines Heerführers, der sich schon gegen Tiberius widerspenstig gezeigt habe (Ann. VI, 30. 36); der andere war ein Vertrauter des Caligula, der mit der einen seiner Schwestern verheirathet war, aber doch auch als ein Buhle der beiden anderen erscheint, und darum als Nebenbuhler des Kaisers, dem dieselbe Lüsterheit zugeschrieben wird — der eine also ein mächtiger Mann im Heere, der andere im Hause des Kaisers. Welches diese Verschwörung gewesen, erfahren wir nicht; aber wir erfahren, daß die Gesandtschaft des Senats dazu bestimmt war, ihn wegen der Unterdrückung derselben zu beglückwünschen, wobei es also nicht auffallen kann, daß Gajus die Theilnahme des Claudius nicht gern gesehen hat. An der früheren Stelle hat Sueton die Gesandtschaft des Senats ganz anders motivirt¹⁾. Sueton nimmt daran keinen Anstoß; denn er combinirt überhaupt nicht. Aber gerade das ist noch das Gute bei den Nachrichten, die er mittheilt, daß er sie schlecht hin wiedergiebt, wie er sie fand. Man kann wenigstens hier und da die Verschiedenheit der Quellen wahrnehmen, deren oft trübe Gewässer er in Einen Bach zusammenleitete, der dann zu einem großen Strome angeschwollen ist.

Die Lebensbeschreibung des Caligula ist, wie mir scheint, wie die ausführlichste, so auch die bestgeschriebene aller dieser Biographien. Ich weiß nicht, ob ich mich irre, aber der Nachdruck, der auf die lasterhaften und zugleich verderblichen Hinnegungen Cäsars selbst, dann des Tiberius, hauptsächlich aber des Caligula gelegt wird, scheint mir aus der Lage der öffentlichen Zustände, unter denen Suetonius schrieb, hergeleitet werden zu

1) Dio gedenkt des Todes des Enäus Cornelius Lentulus Gätulicus und des Lepidus in der Erzählung über den Aufenthalt des Caligula in Gallien (LIX, 22). Nach dem Text, wie er jetzt vorliegt, läßt Caligula den Lentulus tödten, weil er sich die Zuneigung der Truppen gewonnen hat (*ὅτι τοῖς στρατιώταις ᾤκείωτο*, vergl. Tacitus, Ann. VI, 30: *mirum amorem legionum assecutus erat*); auf eine Verschwörung aber deuten die Worte c. 23: *ὡς μεγάλην τινὰ ἐπιβουλὴν διαπεφυγώς*. Die Gesandtschaft des Senats wird von Dio in derselben Weise motivirt, wie von Sueton im Leben des Claudius.

müssen. Es war nicht genug, die früheren Kaiser zu tadeln, man mußte auch vor ihren Fehlern warnen. Und wenn man sich der Hinneigungen Hadrians erinnert, und der natürlichen Richtung, die mit dem Principat nach dieser Seite verbunden war, so mochte es sehr Zeit zu sein scheinen, an die unglücklichen Folgen zu erinnern. Wenn Hadrian den Caligula Suetons las, so konnte derselbe nicht anders als heilsam auf ihn wirken.

Die Biographien der folgenden Cäsaren tragen einen anderen Charakter. In der Geschichte des Claudius und des Nero erstaunt man beinahe, daß Sueton über die Rabalen, welche die Erhebung Neros zum Principat einleiten, nicht viel Bedeutendes beibringt. Er hat ein Register der Schandthaten des Nero, wie bei Liberius und Caligula, doch sind sie ohne jedes psychologische Interesse. Neben der Mangelhaftigkeit seiner Notizen erscheint die schriftstellerische Virtuosität des Tacitus auf einer um so höheren Stufe. Aber Sueton hat den Vorzug, verständlicher und für den gewöhnlichen Leserkreis anziehender zu sein. Und seine Ueberlieferung über die Thatfachen ist zuweilen von allen vorliegenden die in sich wahrscheinlichste; bei dem Tode des Nero bin ich derselben gefolgt. Seiner Erzählung über die Ereignisse unter Galba ist schon oben Erwähnung geschehen. Er hatte dabei eine der taciteischen verwandte Vorlage, der ein analoger Werth zukommt. Auch über die folgenden Verwicklungen verdanken wir ihm wichtige Notizen, die ihm, wie berührt, von seinem Vater mitgetheilt worden waren. Er kann hier schon selbst als Zeitgenosse betrachtet werden; unter den Umständen, die sich hieraus ergaben, ist er erwachsen. Das Leben Vespasians ist unparteiisch und sehr brauchbar; gegen die böse Nachrede, in die Vespasian durch seine Sparsamkeit gerieth, nimmt Sueton ihn in Schutz. Ueber die Lebensweise des Kaisers giebt er die beste Mittheilung. In der Vita des Titus stellt er eine der glücklichsten Enttäuschungen dar, welche vorgekommen sind. Man hatte einen Nero erwartet — Titus legte aber die eingehendste Fürsorge für das Gemeinwesen an den Tag. Sueton rühmt die Aufmerksamkeit, die er dem Senat habe zu Theil werden lassen. Obgleich Domitian eben das Gegentheil hievon that, so wird er doch von Sueton im Ganzen glimpflich behandelt. Sueton bringt eine Menge charakteristischer Züge für das all-

gemeine Leben der Zeit bei. Die Schauspiele Domitians beschreibt er mit der Wärme eines Augenzeugen, der daran Gefallen fand. Aber auch mancher widertwärtigen Execution wohnte er bei; er schildert die Grausamkeit des Kaisers, die nie gefährlicher war, als wenn er sich freundlich bezeugte, und seine unersättliche Habsucht: dafür büßte er aber durch eine gräßliche Katastrophe. Sueton schließt sein Buch mit einem Traume, den Domitian gehabt, und den man dahin gedeutet habe, daß glücklichere Zeiten nachfolgen würden, was dann in der Epoche eintrat, in der er selbst schrieb.

Sueton ist keineswegs ein großer Schriftsteller. Aber er hatte das Glück und den Geist, etwas in der damaligen Lage der Dinge Unentbehrliches zu unternehmen und zu leisten. Denn nachdem die höchste Gewalt in die Hände der Imperatoren gekommen war, die ihre Persönlichkeiten in den allgemeinen Angelegenheiten zur Geltung brachten, war es an der Zeit, ihr Thun und Lassen der Nachwelt zu vergegenwärtigen. Er ging hiebei noch entschiedener zu Werke als Tacitus. Der Gedanke einer Reihe von Biographien der Cäsaren und ihrer Nachfolger war neu und treffend. Das eigentlich Historische trat hiebei zurück, die Persönlichkeit der Herrscher in den Vordergrund. Und so viel sich, nun auch gegen die Objectivität der Schilderung einwenden läßt, was eben auf dem Geiste der Reaction beruhte, der sich in Gerüchten und Schriftwerken kundgegeben hatte, so enthalten die Biographien Suetons doch auch Bestandtheile von Werth, die alle Rücksicht verdienen. Und eigentlich sind nur Cäsar selbst und dann hauptsächlich Tiberius und Caligula in diesem Geiste geschildert. In den folgenden Biographien tritt eine sachliche Auffassung und ruhige Mittheilung zu Tage. Und da Sueton Lob und Tadel mischte, so gewann er sich den Ruf der Unparteilichkeit — selbst mehr, als ihm derselbe gebührt. Er schreibt ohne die Affectation, die in seiner Epoche gewöhnlich wurde, verständlich und gedrungen; er kann, sofern er sich auf seinem natürlichen Grund und Boden bewegt, als mustergültig betrachtet werden, er ist einfach und unterrichtend. Man stößt auf Stellen von beneidenswerth kurzem und treffendem Ausdruck. Und da er auch der den Menschen inhärenten Neigung, die schlechtesten Seiten der vortwaltenden Persönlichkeiten herauszukehren, genügte, so fand er einen Beifall, der gleich im Anfang

sich Bahn brach, wie er denn bald darauf von Polyän benutzt worden ist¹⁾. Während Vellejus der Vergessenheit verfiel, wie er denn auch nur einen Moment repräsentirte, der sehr bald vorüber ging, denjenigen nämlich, in welchem Tiberius bis auf einen gewissen Grad populär war, wurde Sueton ein Handbuch für die folgenden Jahrhunderte. Seine Ansicht entsprach dem Laufe der Dinge, der in der Welt die Oberhand behielt. Die späteren Epitomatoren haben ihn zu Grunde gelegt; Sueton muß zu den einflußreichsten Autoren gerechnet werden. Und ein nicht hoch genug anzuschlagender Erfolg bestand darin, daß Andere seinem Beispiel folgten.

Hauptsächlich an Sueton schlossen sich die lateinischen Autoren an, die unter dem Titel *Scriptores historiae Augustae* gesammelt worden sind. Der Titel, unter welchem sie ursprünglich zusammengefaßt wurden, ist sehr bezeichnend: *Vitae diversorum principum et tyrannorum a D. Hadriano usque ad Numerianum*. Die Sammlung sollte die Reihenfolge nicht allein der wirklichen Principes, sondern auch solcher, die sich den Titel Imperatoren angemäßt hatten, bis auf den Anfang Diocletians enthalten. Ich bin entfernt davon, die Fragen über die Zusammenstellung, die Namengebung, die oft zweifelhaft ist, erörtern zu wollen; soviel ich sehe, liegen die Materialien einer kritischen Vergleichung der geschriebenen und gedruckten Texte, die dazu erforderlich wäre, noch nicht vor²⁾. Nur einige flüchtige Bemerkungen will ich mir erlauben. Nach meinem Dafürhalten sind sie besser als ihr Ruf; für die Continuation der Geschichte sind sie ohnehin unentbehrlich. Eigentliche geschichtliche Composition aber darf man in ihnen nicht suchen; meistens bieten sie nur Excerpte dar. Aber gerade darin liegt doch wieder ihr Werth. So ist der Anfang der Lebensbeschreibung Hadrians von

1) Polyän VIII, 23, 17—19; Sueton, Cäsar c. 65, p. 27, 12—17 Roth. P. 20; S. c. 67, p. 27, 34—36. P. 21; S. c. 67, p. 27, 27—29. P. 22; S. c. 67, p. 27, 33, 34. P. 23; S. c. 67, p. 27, 37 ff. P. 24; S. c. 68, p. 28, 10—14. P. 26; S. c. 68, p. 28, 14—17. P. 27; S. c. 75, p. 30, 10—14. P. 28; S. c. 75, p. 30, 15—19. P. 29; S. c. 30, p. 75, 19. P. 30; S. 20—21.

2) Die Angaben über die Verfasser der einzelnen Vitae weichen in dem codex Palatinus und Bambergensis von denen anderer Handschriften bisweilen ab.

Spartian wohl durchaus nach der Autobiographie Hadrians gearbeitet und verdient insofern besondere Beachtung. Spartian verräth auch übrigens gute Kunde, so weit man aus den Excerpten urtheilen kann; denn Excerpt ist eben Alles. Er hat den Vorzug vor Sueton, daß er den Skandal nicht hervorhebt, aber es gehört Geduld dazu, sich bei ihm durchzuarbeiten.

Ein anderer dieser Autoren, Trebellius Pollio, der ausdrücklich auf Beredsamkeit Verzicht leistet, hat für die Epoche des Bürgerkrieges unter den Imperatoren die unpassende Bezeichnung der dreißig Tyrannen erfunden; aber die Notizen, die er über einen jeden derselben beibringt, sind unschätzbar; ohne dieselben würden wir von dieser Epoche vollends Nichts begreifen. Ganz ohne politische Rücksichten ist er jedoch nicht. Denn wenn er eben den Kaiser Claudius mit hohem Lobe hervorhebt, so wird man sich immer erinnern müssen, daß Constantin der Große, dem er die Schrift gewidmet hat, sein Geschlecht von Claudius herleitete. Doch ist er nicht etwa durchaus abhängig von Constantin; von dessen Vorliebe für das Christenthum blieb er unberührt; er spricht sich immer im Sinne des altrömischen Götterdienstes aus.

Flavius Bopiscus bringt in die Periode, die ihm vorliegt, durch seine urkundlichen Berichte über die Senatsitzungen und die Fragmente aus dem Briefwechsel, die er einsieht, einiges Licht. Er hat sich das Verdienst erworben, aus der Ulpianischen Bibliothek manches Urkundliche mitzutheilen. Er ist seiner Natur nach ein Forscher; andere Autoren, von denen die Ereignisse bereits behandelt waren, erwähnt er nicht ohne Kritik.

In dem letzten Abschnitte seiner Arbeit finden wir eine allgemeine Ansicht der römischen Geschichte, welche mehr Gutes und mehr Schlimmes enthalte, als irgend eine andere. Er geht den Wechsel der Geschichte von Anfang an bis auf die Bürgerkriege durch, durch welche die Republik heruntergekommen sei. An dem Begriff des römischen Gemeinwesens hält Bopiscus selbst bei Erwähnung des Augustus fest (*per Augustum deinde reparata; si reparata dici potest libertate deposita. Carus, c. 3*). Es leidet nur von schlechten Kaisern, wird aber durch gute wieder in Aufnahme gebracht, bis der wilde Commodus Alles verdirbt. So habe dann auch später die Republik eines Valerian sich nicht lange erfreuen können, 15 Jahre lang aber den Gallienus

ausgehalten. Fortuna habe dem Claudius kein langes Regiment zugestanden: sie liebe nun einmal die Veränderung. Zu diesen Unglücksfällen rechnet er auch den Tod des Probus.

Vopiscus verräth allenthalben ein lebendiges Gefühl für die alte Republik. Er hält augenscheinlich an den Kaisern fest, die sich dem Senat anschlossen, wie Valerian und Probus; auch in dieser Hinsicht folgt er den Fußtapfen Suetons. Alle diese Arbeiten bilden Dokumente der inneren Lebenskraft der römisch-republikanischen Idee. Zuweilen haben sie gute Stellen, meistens theils sind sie formlos.

Dieser Formlosigkeit der römischen Historiographie stand im zweiten und dritten Jahrhundert die griechische mit ihrem unverthilgbaren Bestreben nach Vollendung der Form gegenüber. Wir haben eine Schrift Lucians „Über die Art, wie Geschichte geschrieben werden müsse“ (*πὸς δὲ ἱστορίων συγγράμματα*) übrig, durch welche wir diese Bestrebungen kennen lernen. Man sieht aus derselben, daß die damaligen Autoren nach historiographischem Ruf nur allzu sehr gestrebt haben. Der parthische Krieg unter Marc Aurel war wieder einmal eine Begebenheit, die in ihrem Wechsel anfänglicher Niederlagen und nachfolgenden Glückes den Ehrgeiz erweckte, mit den alten Mustern zu wetteifern oder doch ihre Art und Weise nachzuahmen. Lucian, dem manche Versuche dieser Art durch öffentliche Vorlesungen bekannt wurden, gießt darüber den bittersten Tadel aus. Da mache man keinen Unterschied zwischen Geschichte und Lobrede, zwischen Geschichte und Erdichtung. Ueber die Niederlagen der Feinde bringe man die abenteuerlichsten Gerüchte zum Vorschein, z. B. abgeschmackte und in sich selbst widersprechende Erfindungen über das Ende des ersten römischen Legaten, der in dem Kriege umkam. Er weist grobe geographische Fehler nach, mit besten Humor, da sie eben seine Vaterstadt Samosata selbst betreffen. Ueberall nimmt er eine unpassende Nachahmung der klassischen Muster wahr, des Herodot, des Xenophon, besonders des Thucydides, der sich wundern würde, wenn er seine attische Rede durch lateinische Worte unterbrochen sähe. Nicht allein aber gegen Anmaßungen und Uebertreibungen in der Darstellungsweise erklärt er sich, sondern auch gegen die Tagebücher, welche die Ereignisse bis in ihre gewöhnlichsten Details schildern. Was würden wir

darum geben, wenn uns diese Tagebücher erhalten wären! — sie würden über die damalige Kriegführung und die Feldzüge selbst eine Kunde mittheilen, die wir nur allzusehr vermiffen. Lucians Absicht war nur darauf gerichtet, den Begriff der Geschichtschreibung, wie er aus der alten klassischen Zeit überkommen war, den schwachen Hervorbringungen seiner Zeit gegenüber zu behaupten. Man erkennt auch hiebei das seltene historische schriftstellerische Talent, welches Lucian besaß; er streift zuweilen an das Scurrile; immer aber bewegt sich sein Spott innerhalb gewisser Schranken. Lucian ist zugleich fein und würdig; er erhebt über das Gemeine.

Im weiteren Verfolg seines kleinen Büchles führt er aus, wie nun die gerügten Fehler zu vermeiden und wahrhaft historische Werke zu Stande zu bringen seien. Dabei aber geht er über die gleichzeitige Geschichte nicht hinaus; auf diese sind seine Rathschläge, sich vor Schmeicheleien zu hüten und mehr die Nachwelt als die Gegenwart vor Augen zu haben, und die Beispiele, die er anführt, die nur aus Thuchydides genommen sind, berechnet.

Er vergleicht einmal den Geschichtschreiber mit einem Künstler wie Phidias; diesem habe Gold, Silber und Elfenbein vorgelegen, die er verwendete; seine Kunst habe nur darin bestanden, ihnen eine harmonische Form zu geben. Dabei bleibt aber die eigentliche künstlerische Thätigkeit, die Gestaltung des Marmors ihrem Gegenstand gemäß, unbeachtet. Lucian spricht nur von den Zierrathen, in Bezug auf welche er Recht haben wird, das Wesentliche, das Ideal des Kunstwerkes läßt er unbeachtet; er betrachtet den Stoff eben als einen für die Hand des Geschichtschreibers vorliegenden, den er nur in eine gute und angemessene Ordnung zu bringen hat.

Ungefähr in diesem Sinne hat Herodian, dessen Leben in die drei letzten Jahrzehnte des zweiten und die vier ersten des dritten Jahrhunderts fällt, seine „Geschichte der Kaiser von Marc Aurel an“ geschrieben. Von dem eigentlich biographischen Moment, das die römischen Autoren ergriffen, ist bei ihm nicht die Rede; er wählt sich die Epoche zum Gegenstand wegen der Mannichfaltigkeit der Begebenheiten, wegen ihres Gesamttinhalts. Auch dabei aber ließ er doch viele Dinge, welche die Nach-

kommen interessiren würden, bei Seite. Denn nur darauf kam es ihm an, ein lesbares Buch über gleichzeitige Geschichte zusammenzustellen, nicht aber ein univervales, umfassendes Geschichtswerk. Wie sollte es ihm beikommen, die großen römischen Juristen, die man bei ihm vermißt, anzuführen oder gar ihr Verdienst zu schildern, oder die Einfälle räuberischer Grenzvölker im Einzelnen zu berichten! Mit seinem Zeitgenossen Dio Cassius, der ein Sammelwerk über die römische Geschichte verfaßte, hat er in dieser Hinsicht nichts gemein; der war ein Senator und Staatsmann, Herodian nur eben ein Literat. Seine Absicht war, ein lesbares und angenehmes Buch zu schreiben, frei von Schmeichelei und Uebertreibungen — wie es Lucian gefordert hatte. Damit ist es ihm denn sehr wohl gelungen. Allen seinen Mängeln besonders chronologischer und geographischer Art zum Troß hat er die Ereignisse der Zeiten, die er beschrieb, in lebendigem Gedächtniß erhalten. Bei diesen allgemeinen Betrachtungen dürfen wir aber nicht stehen bleiben; wir haben die Aufgabe, nach dem Grade der Glaubwürdigkeit zu forschen, der ihm zukommt, was dann wieder nicht möglich ist ohne eine ins Einzelne eingehende Untersuchung, die besonders über die Regierung des Commodus, mit der er sein Werk eröffnet, schon deshalb erforderlich ist, weil Herodian hier die allgemeine Auffassung bestimmt hat.

Wir stoßen von vornherein auf eine Schwierigkeit, die erst bei Gibbon in voller Evidenz hervorgetreten ist. Gibbon erzählt, einige Jahre lang habe Commodus mit den alten Rätben des Vaters fortregiert, seine Hände seien noch rein von Blut gewesen, als ein Attentat, das gegen ihn geschah, weil durch den Senat veranlaßt, den Haß des Commodus gegen denselben erweckt habe; er habe die Senatoren seitdem als seine Feinde betrachtet. Gibbon bezieht sich hiebei auf Herodian, Dio und Lampridius. Schon Herodian aber stimmt doch nicht ganz mit ihm überein; er schreibt dem Perennis von Anfang an einen vorherrschenden Einfluß zu, durch welchen die früheren Freunde verdrängt und der Kaiser zur Eifersucht gegen sie angereizt worden sei. Da sei nun jenes angebliche Attentat eingetreten¹⁾.

1) Herodian gedenkt des Paternus überhaupt nicht; bei Dio findet zwischen der Stelle LXXII, 9, 1: *Περέννιον τῶν δορυφόρων μετὰ τὸν*

Gibbon hat das ohne Zweifel mit Recht nicht angenommen. Aber wie ist es dann verständlich, daß der Senat eine Gewaltthat gegen Commodus veranlaßt haben soll? — welcher Grund hätte dafür vorgelegen?

Eine ganz entgegengesetzte Ansicht findet sich in den Excerpten der *Historia Augusta*, die dem Lampridius zugeschrieben werden. Danach gingen die Ungezogenheiten und Ausschweifungen des Commodus voraus; er wüthete bereits gegen den Senat und machte sich zugleich verhaßt und verächtlich. Dann erst folgt jenes Attentat (*Crudelis vita Commodi Quadratum et Lucillam compulit ad ejus interfectionem consilia inire non sine praefecti praetorio Tarruteni Paterni consilio* c. 4).

Nach Lampridius wurde Pompejanus mit dem Unternehmen beauftragt; eine große Anzahl von Anderen hatte Theil daran; aber dieser habe durch die Worte, die er ausstieß, die Unthat nur entdeckt, ohne sie zu vollziehen. Hierüber hat schon Dio eine ziemlich abweichende Version. Pompejanus stand in engster Beziehung zu Commodus; und man suchte sich zu erklären, wie er dazu gekommen sei, den Commodus anzugreifen. Dio nimmt an, Lucilla habe den Pompejanus, ihren Gemahl los sein wollen, was dann freilich weder an sich wahrscheinlich ist, noch auch hier verständlich wird ¹⁾.

Viel mehr aber weiß Herodian zu berichten. Er erzählt, Lucilla sei eifersüchtig auf den höheren Rang, welchen die Gemahlin ihres Bruders, Crispina, einnahm, gewesen ²⁾. Sie war jetzt mit Pompejanus vermählt, der, wie sie wußte, Nichts gegen Commodus thun würde; aber sie gewann einen gewissen Quadratus,

Πάτριον ἄρχοντα und c. 10, in welcher Paternus der *Collega: συνάρχων* des Perennis genannt wird, ein Widerspruch statt, der nur in den Angaben bei Dio c. 5 und Lampridius v. Comm. c. 4 seine Erklärung findet.

1) Die Mangelhaftigkeit unserer Kunde entspringt aus der Mangelhaftigkeit der aus dem Werke Dios übrig gebliebenen Excerpte, die an dieser Stelle den Claudius Pompejanus, den Gemahl der älteren Lucilla, der Schwester des Commodus, von deren Schwiegersohn Claudius Pompejanus, der wahrscheinlich ein Enkel des älteren war, nicht deutlich unterscheiden.

2) Die Darstellung Herodians legt die irrige Annahme nahe, als habe sich Commodus mit Crispina erst nach dem Tode Marc Aurels vermählt. (Zievers im *Philologus* XXVI, p. 40.)

mit dem sie in verdächtigem Verkehr zu stehen beschuldigt wurde. Dieser überredet einen andern jungen Mann, Quintianus, welcher bereits im Senat ist, das Werk zu vollziehen. Quintianus lauert dann dem Commodus in einem engen Durchgang am Amphitheater auf, zieht den Dolch und ruft ihm die Worte zu: dies schickt dir der Senat. Daher leitet nun Herodian des Kaisers Haß gegen den Senat. Der Kaiser ward darin von Perennis bestärkt, der ihm den Rath giebt, sich der vornehmeren Männer zu entledigen (I, 8).

Man sieht: das wird von Schritt zu Schritt jabuloser. Ich denke, es ist sicherer, bei der lateinischen Ueberlieferung stehen zu bleiben und die Geheimnisse der Palastgeschichte sonst auf sich beruhen zu lassen. — Folgen wir dem Herodian weiter in der Geschichte des Perennis, so weicht er von Dio und Lampridius noch mehr ab. Bei diesen erscheint Perennis als ein gewaltthätiger Machtthaber, der sich seiner Autorität bedient, um unter Anderem auch namentlich die Heerführung der Legionen in seine Hände zu bringen, wesswegen Commodus ihn dann aufopfert. Bei Herodian ist von den speziellen Thatfachen, die die beiden anderen Autoren erzählen, wenig oder gar nicht die Rede. Bei ihm ist der Gedanke des Perennis, Commodus zu stürzen und sich selbst an seine Stelle zu setzen, wobei er dann eine Anekdote von einem halbnaakten Philosophen einspricht, die sich ganz gut ausnimmt, die aber doch den Eindruck macht, als ob die Erzählung überhaupt auf Hörensagen beruhe.

Ueber den folgenden Präfecten Cleander stimmt im Allgemeinen Herodian (I, 12, 13) mit Dio (c. 14) überein¹⁾; sie müssen aber beide der ausführlicheren Erzählung des Lampridius (c. 7) oder vielmehr des Autors, dem derselbe folgt, gegenüber bei Seite gelegt werden. Tillemont hat den Versuch gemacht, sie zu vereinigen. Damit geschieht aber den Autoren eigentlich Unrecht: denn bei einem jeden von ihnen hat die Geschichte, die er erzählt, einen inneren Zusammenhang. Besonders ist Hero-

1) Die Differenzen, die sich in ihren Erzählungen doch finden, sind eingehend in den von Bübinger herausgegebenen Untersuchungen über römische Geschichte I, S. 242 ff. von Zürcher erörtert worden.

dian sehr wohl durchdacht. Wenn man nun aber Thatfachen, die er wegläßt, in seine Erzählung aufnimmt, so wird diese selbst hinjällig.

Größere Berücksichtigung fordert das Verhältniß der drei Autoren in Bezug auf das Ende des Commodus.

Herodian (I, 17) erzählt mit einer sonst angenehmeren Ausführlichkeit, wie Commodus die Absicht gefaßt habe, den ersten Tag des Jahres, über dessen Feier bei den Römern er sich verbreitet, nicht als Kaiser, sondern als Gladiator zu erscheinen. Marcia, seine Buhlerin, die er ehren läßt, als wäre sie seine Gemahlin, bittet ihn unter Thränen, davon abzustehen. Aber es ist vergeblich; Commodus beschließt vielmehr, alle die, welche er als seine Gegner betrachtet, darunter auch die Freunde seines Vaters, umzubringen. Er zeichnet ihre Namen auf ein Täfelchen, welches ein Knabe, den Beide, Commodus und Marcia, lieben, der unbekleidet im Palast herumläuft, wegnimmt, um damit zu spielen, so daß es der Marcia in die Hände fällt. Auf der Liste steht ihr Name obenan, neben ihr der des Eclectus, der die Aufsicht über das Schlafgemach hatte, und der des Praefectus praetorio Laetus mit vielen anderen. Kaum glaublich ist es doch, daß Commodus diese Liste angefertigt und in seinem Schlafgemach vergessen haben soll, das wenigstens für Eclectus jeden Augenblick offen stand. Herodian berichtet nun weiter, wie Marcia erst dem Eclectus hievon Mittheilung macht und dieser dem Laetus, der nun herbeikommt, worauf sie den Beschluß fassen, Commodus umzubringen. Sie versuchen das zuerst durch Gift, welches aber so wenig wirkt, wie einst bei Kaiser Claudius. Die ganze Erzählung von der Unwirksamkeit des Giftes, wie sie bei Claudius vorkommt, wird nun auf Commodus übertragen. Marcia spielt die Rolle der Agrippina. Die Besorgniß, daß er wieder genesen und die Gefahr, in der er geschwebt habe, rächen werde, wiederholt sich auch hier. Doch bediente sich Marcia nicht wie Agrippina bei Tacitus eines Arztes, sondern eines handfesten Gladiators, um Commodus zu ermorden.

Auch das Hiftörchen von dem Knaben, der ein mit den Namen der zum Tode Bestimmten beschriebenes Täfelchen gefunden haben soll, kommt schon bei Domitian vor. Es wird von

Dio erzählt bei jener Gelegenheit, ohne daß er jedoch Gewicht darauf legt. Aus diesen beiden Erinnerungen an den Tod des Claudius und des Domitian ist nun nach meinem Dafürhalten die Erzählung Herodians entstanden. Marcia ist nicht allein Agrippina, sondern auch Domitia. Die Erzählung ist vielleicht nicht von Herodian erfunden, derselbe mochte an sie glauben; sie war in dem Munde der Menschen wohl von selbst entstanden. Tille-
mont wiederholt sie mit gläubiger Treuherzigkeit; auch bei Gibbon wird sie vorausgesetzt — ich denke aber, sie muß aus-
gestrichen werden. Dio erzählt nur, daß durch die wiederholten blutigen Executionen und Drohungen Lätus und Eclectus erschreckt sich mit Marcia verbündet hätten, um den Commodus umzubringen, zuerst durch Gift und darauf, da dies nicht glückte, durch einen Athleten (c. 32). Der Vergiftung würde also nicht zu leugnen sein, aber statt des Bechers, den Marcia bei Herodian dem Commodus credenzt, wird bei ihm vergiftetes Rindfleisch gereicht. Lampridius ist noch kürzer als Dio; er weiß nur davon, daß das Gift nicht gewirkt habe; der Mörder ist ein Athlet, mit dem Commodus sich im Ringen zu üben liebte¹⁾. Am sichersten ist es immer, bei Lampridius stehen zu bleiben (c. 17).

Man wird mit Recht fragen, wie nun diese Differenzen, namentlich die Abweichungen Herodians von den besser begründeten Berichten, zu erklären sein dürften. Mir scheint: ein Moment dafür lag darin, daß Herodian erst eine Reihe von Jahrzehnten später Hand an sein Werk legte. Da er von vorn herein 60 Jahre vom Tode Marc Aurels zusammenfassen zu wollen erklärt, die dann in 70 verwandelt worden sind, so kann man nicht anders annehmen, als daß er erst in höherem Alter das Werk unternommen habe. Er erwähnt die Thronbesteigung Gordians III., und aus seinen Worten muß man schließen, wie schon F. A. Wolf vermuthete, daß er kurz vor dessen Tode

1) Als Theilnehmer an der Verschwörung nennt Lampridius die Marcia, den Präfectus Prætorio Lätus (c. 17) und den Cubicularius Eclectus (c. 15). Der Name des Gladiators, Narcissus, kommt bei Herodian und bei Spartian, v. Sev. c. 14 in. vor. Auch Lampridius hat die Anekdote von dem Knaben (c. 9), doch findet sie sich bei ihm unter der Rubrik: Grausamkeiten — bei diesen Zusammenstellungen befolgte man geru das Beispiel Suetons —.

geschrieben habe. Damit stimmt es dann überein, daß er in dem Proömium die Epoche, die er schildern will, auf 60 Jahre bestimmt; sie beträgt $58\frac{1}{2}$. Welch ein Wechsel aber war inzwischen in allen Verhältnissen eingetreten! Die Regierung des Commodus, von der Alles ausging, hatte in dieser Zeit schon eine fabulose Gestalt angenommen; und so überlieferte sie Herodian. Aus dem, was er sagt, ergibt sich doch, daß er im Allgemeinen eine gute Kunde besaß; er nahm aus dem, was ihm vorlag — wie es Lucian empfohlen hatte — das Wahrscheinlichere an. Seine Erzählungen haben einen novellistischen Zug. Er wiederholt die Relationen, wie sie sich mündlich ausgebildet hatten, aber erfunden hat er die Umstände nicht, wie schon die mannichfaltigen Uebereinstimmungen zeigen, die sein Bericht mit anderen darbietet. Dabei kann es sehr wohl begegnet sein, daß ihm auch Nachrichten zukamen, die sich bei Anderen nicht finden. Herodian bringt zeitgenössische Meinungen und Ideen bei, die auch als solche eine große Beachtung verdienen. Ich glaube nicht daran, was er von dem Theilungsplan zwischen den beiden Brüdern Caracalla und Geta mittheilt. Aber die Thatsache ist unleugbar, daß in der Epoche von der Möglichkeit einer Theilung gesprochen worden ist.

Ebenso verhält es sich mit dem Plane, welcher dem Caracalla zugeschrieben wird, den Streit der Römer mit den Parthern durch einen definitiven Austrag zu beendigen. Auch hier lassen sich die ins Novellistische fallenden Umstände, welche Herodian beibringt, kaum annehmen. Allein die Idee selbst ist so großartig, daß sie unmöglich in dem Kopfe eines Historikers, der hauptsächlich nach gefälliger Darstellung trachtet, entsprungen sein kann. Parther und Römer sollen nicht allein Frieden, sondern ein Schutz- und Truxbündniß schließen, worauf sie in Folge der Verbindung der parthischen Reiterei mit dem römischen Fußvolk der ganzen Welt überlegen sein würden. Ueberdies würden die gewebten Zeuge der Parther und die Erzeugnisse römischer Kunst beiden Reichen gemeinschaftlich gehören.

Auch Dio kennt den Antrag, läßt ihn aber von den Parthern abweisen. Doch steht seine Darstellung, wenn wir dem Texte bei Zonaras folgen, mit dem Texte Herodians nicht so ganz im Widerspruch, wie man wohl gemeint hat.

Allein ein welthistorisches Moment bildet schon der Gedanke; ich durfte ihn in meiner Erzählung nicht übergehen. Man wird dadurch über die Kämpfe des Tages zu einer allgemeinen Anschauung erhoben — und verkennen läßt sich wohl nicht, daß sich Ideen dieser Art in der Epoche lebendig regten. Sie durften auch darum nicht unbeachtet bleiben, weil sie mit denen zusammentreffen, die wir bei Lucian angedeutet finden. Denn eben das verdammt Lucian an den schriftstellerischen Productionen über den früheren parthischen Krieg hauptsächlich, daß die Parther darin wegwerfend und mit Haß, ihre Könige als blutdürstige Ungeheuer bezeichnet wurden. Lucian meint, der Historiker müsse die streitenden Parteien ansehen, wie der homerische Jupiter vom Olymp herab das Land der rosetummelnden Thraker und der in gedrängten Schaaren kämpfenden Mysier.

Dahin hatte sich nun der historische Sinn der Griechen in directer Aufeinanderfolge der Meister und der Sammler entwickelt, daß er zwar an der Verbindung mit Rom unbedingt festhielt — wie dies namentlich in dem Buche Lucians sehr stark hervortritt: denn auch bei den Römern am Euphrat herrschte das gräco-romanische Gesamtbewußtsein — aber der griechische Geist erhob sich bereits hie und da über diese Gegensätze; er verlangte nach einer gleichmäßigen, für alle Nationen gerechten Darstellung. Sonst sind die literarischen Tendenzen eben die alten: Thucydides beherrscht die griechische Historiographie des zweiten und des dritten Jahrhunderts. Bei den Römern war das Gefühl der Macht des Imperiums und ihrer Bedingungen lebendiger, die Darstellung strenger; entfernt davon, historische Arbeiten von innerer Bedeutung und Lebensfähigkeit hervorbringen zu können, studirte man doch in der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts die Werke des Cornelius Tacitus; auf jedem Schritte begegnen uns Nachahmungen Suetons. Auch hier lebte noch die Continuation des altrömischen Geistes. Aus beiden aber setzte sich die gräco-romanische Literatur und Cultur zusammen, in mancherlei Divergenzen, aber ohne radikalen Widerspruch. Ein solcher trat mit dem Wechsel der Zeiten ein. Sowie die Christen die Oberhand in dem römischen Reiche erhielten, mußten auch die Ideen sich ändern. Der capitolinische Jupiter verlor, wie schon bemerkt, sein Prästigium durch den Lauf der

Begebenheiten dadurch, daß sich neben Rom in Constantinopel eine neue Capitale erhob, — aber noch mehr in der Tiefe der Anschauungen; die alten Götter verschwinden; der kirchliche Gesichtspunkt tritt in den Vordergrund. An die römische Annalistik knüpfte die universalhistorische Chronik an, welche die ältesten Ueberlieferungen des Menschengeschlechtes in sich aufnahm. Zugleich aber trat auch in denen, welche die Cultur und Literatur in dem alten Sinne pflegten, ein heftiger Haß gegen das Christenthum hervor, der dann auch in die historische Auffassung übertragen wurde, so daß sich geistreiche Männer, wie Zosimus, doch zu grundlosen und unannehmbaren Voraussetzungen verleiten ließen. Aber dazu kam noch eine andere Einwirkung. Indem die Germanen in ihrer Ausbildung so weit vorschritten, sich in römischer Sprache ausdrücken zu lernen, hielten sie doch an dem Element der nationalen Sage fest und nahmen es in ihre Ueberlieferungen auf. Wir haben schon ein Beispiel davon erwähnt, als wir die Nachrichten des Jordanes mit denen zusammentreffen sahen, welche aus römischen Schriften stammen. Nicht allenthalben sind sie unvereinbar, wie an jener Stelle; aber unleugbar ist doch, daß in den Geschichtserzählungen, wie sie sich nun unter dem Einfluß der Germanen bildeten, auch der Boden für die historische Kunde verändert wurde. Wie die Weltbegebenheiten überhaupt, so gewannen auch die Darstellungen derselben einen neuen Charakter.

UTL AT DOWNSVIEW



D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 12 24 25 04 006 7